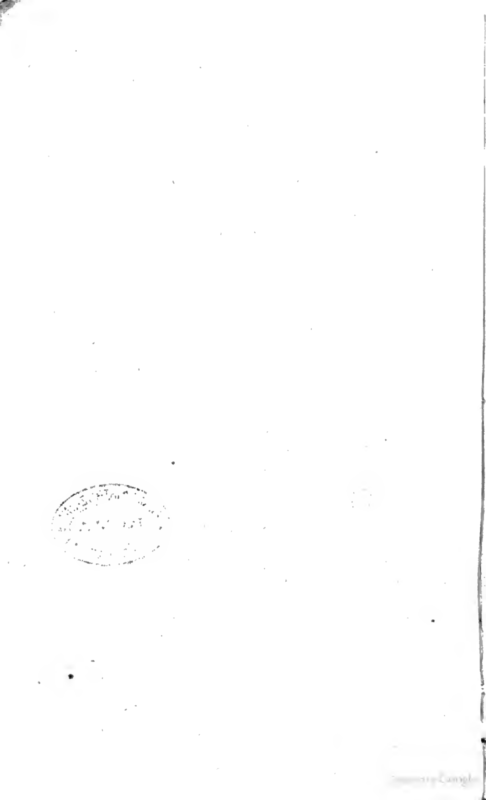



201
61 G
27



Geschichte der Pädagogik.

Erster Band.



Dr. Karl Schmidt's

Geschichte der Pädagogik,

dargestellt

in

weltgeschichtlicher Entwicklung und im organischen Zusammenhange mit dem Culturleben der Völker.

Zweite, vielfach vermehrte und verbesserte Auflage,

besorgt durch

Dr. Wichard Lange.

Erster Band:

Die Geschichte der Pädagogik in der vorchristlichen Zeit.

Cöthen.

Druck und Verlag von Paul Schettler.

1868.



Dr. Karl Schmidt's

Geschichte der Pädagogik

in der

vorchristlichen Zeit.

Neu bearbeitet

von

Dr. Wichard Lange.

Zweite Auflage.

Cöthen.
Druck und Verlag von Paul Schettler.
1868.

Vorwort.

Der rasche Absatz der ersten Auflage dieses umfassenden Werkes beweist nicht allein die Tüchtigkeit der Arbeit Karl Schmidt's, sondern zeugt auch von der Vergrößerung des erziehlichen Interesses unter den Gebildeten und von dem rastlosen Streben nach Vertiefung und Erweiterung der pädagogischen Bildung im deutschen Lehrerstande, welches Streben diesem Stande zur hohen Ehre gereicht. Auch kann wer sehen will, daraus ersehen, daß der Geist des Fortschritts, dem das Ganze seine Entstehung verdankt und den daher die lange Darlegung auf keiner Seite verleugnet, in der deutschen Lehrerwelt bis heute gottlob der herrschende ist.

Leider hat sich der Verfasser durch die umfassenden Arbeiten, welche die Anlage und die Ausführung dieser Geschichte nöthig machten, aufgerieben, und ist urplötzlich inmitten einer allgemein als segensreich anerkannten Wirksamkeit aus dem irdischen Dasein geschieden. Die mir von ihm übertragene Aufgabe der zeitgemäßen Fortsetzung seiner pädagogischen Werke, habe ich nach Kräften zu genügen gesucht und werde ihrer Lösung auch ferner mit allem Eifer obliegen. Sie ist schwer diese Lösung, zumal deshalb, weil für die neue Auflage nur ganz unbedeutende Vorarbeiten vorhanden waren und ich mir auch die meisten Quellen mit großer Mühe herbeischaffen muß. Was irgendwie in meiner Macht stand, ist indessen geschehen. Der vierte Band ist vielfach verändert, vervollständigt und verbessert, und in seiner neuen Gestalt zuerst in die Welt gesandt worden, weil er am längsten vergriffen war und am meisten nach diesem Bande gefragt wurde. Nach diesem vorliegenden ersten Bande sollen, so Gott will, der zweite und dritte nicht allzulange auf sich warten lassen.

Die Geschichte der Pädagogik in der vorchristlichen Zeit ist in ihren Grundfesten nicht angetastet worden, weil sie eine in sich abge-

schlossene Periode behandelt, und zwar in einer Weise, durch welche die geistige Eigenthümlichkeit Karl Schmidt's recht scharf zu Tage tritt und die mir fast durchweg als eine wohlgelungene erschien. Nur die Verbesserungen und Zusätze, welche die fortschreitende Forschung nöthig gemacht hat, sind dem Ganzen einverleibt worden.

Das Zurückgehen auf die ursprünglichen und ersten Quellen habe ich mir besonders angelegen sein lassen, bin aber in dieser Beziehung über die ersten Anfänge noch nicht viel hinaus gekommen, was Jeder entschuldigen wird, der die Schwierigkeit einer derartigen Arbeit zu würdigen weiß.

Jedenfalls soll nach Möglichkeit gesorgt werden, daß die Arbeit stetig fortschreite, wie das Leben selbst, das sie zu schildern unternommen hat.

„Vorwärts in Wahrheit, Freiheit und Liebe!"
(Karl Schmidt.)

Dr. Wichard Lange.

Inhalt.

Seite.

Einleitung.

(Seite 1—56.)

I.

Vor Christus.

Die Weltepoche der nationalen Erziehung.

(Seite 57 bis zum Schlusse.)

Seite.

A. Der Orient.

Die substantielle Erziehung.

(Seite 69—140.)

B. Hellas und Rom.

Die individuelle Erziehung.

(Seite 143—480.)

Seite

Seite.

C. Das Volk Israel.

Die theokratische Erziehung.

(Seite 481 bis zum Schlusse.)

Schluß

Hülfsquellen.

Ahrens, de Athenarum statu politico et litterario inde ab Achaivi foederis interitu usque ad Antoninorum tempora. Göttingen 1829.

Asmus, Skizzen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Römer im Alterthum. (Raumer's histor. Taschenbuch, 4te Folge, 3. Jahrg. 1862.)

Ausland, (35. Jahrg. Nr. 4) die sociale Stellung des Weibes im klassischen Alterthume.

Baumgarten-Crusius, disciplina juvenilis Platonica cum nostra comparata. 1836.

Baumhauer, disputatio literaria, qua examinatur, quam vim sophistae habuerint Athenis ad aetatis suae disciplinam mores ac studia immutanda. Utrecht, 1844.

Beck, specimen historiae bibliothecarum Alexandrinarum. 1779.

Becker, Gallus oder römische Scenen. 3. Ausgabe, Leipzig, 1863.

Bernhardy, Grundriß der griechischen Literatur. Halle, 1852 und 1853.

Blume, Quaedam de Platonis liberorum educandorum disciplina. 1818.

v. Bohlen, Das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Aegypten. Königsberg, 1830.

Brandis, Geschichte und System des Platonismus. Heidelberg, 1838.

Budde, de studiis liberalibus apud veteres Romanos. Jena, 1700.

Bunsen, Gott in der Geschichte. Leipzig, 1858.

Cellarius, de studiis Romanorum litterariis in urbe et provinciis. Halle, 1703.

Cramer, de educatione puerum apud Athenienses. Marburg, 1833.

Cramer, Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. Elberfeld, 1832 und 1838.

Curtius, Göttinger Festreden. Berlin, 1864.

Dähne, Geschichtliche Darstellung der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie. Halle, 1834.

Davis, la Chine, traduite de l'Anglais par Richard, revue par Bazain. Paris, 1857.

Delbrück, Xenophon. Bonn, 1829.

Dissen, de philosophia morali in Xenophontis de Socrate commentariis tradita. In Dissen's kleineren Schriften.

Droysen, Geschichte des Hellenismus. Hamburg, 1836.

Duhalde, ausführliche Beschreibung des chinesischen Reichs und der großen Tartarei. Aus dem Franz. übersetzt von Mosheim. Rostock, 1748.

Dunker, Geschichte des Alterthums. Berlin, 1852 und 1853.

Ernesti, de privata Romanorum disciplina (opusc. phil.)

Evers, Fragment des Aristotelischen Erziehungsbaus. Aarau, 1806.

Ewald, Geschichte des Volkes Israel. Göttingen, 1847 und 1848.

Fétis, mémoire sur l'harmonie simultanée des Sons chez les Grecs et les Romains. Bruxelles et Paris, 1859.

Fischer, Einige Blicke auf das Erziehungswesen im alten Rom. 1826.

Fournier, notices et observation sur l'éducation et l'instruction publique chez les Grecs. Berlin, 1833.

Geel, historia critica Sophistarum, qui Socratis aetate Athenis floruerunt. Utrecht, 1823.

Graes, praecepta artis paedagog. Terentio petita. Viteb., 1801.

Grasberger, Erziehung und Unterricht im klassischen Alterthume. Ersten Bandes 1te Abthlg.: Die leibliche Erziehung der Griechen und Römer. Würzburg, 1864.

Grenzboten, Nr. 28 des Jahres 1861. Der Volksunterricht im Alterthume.

Guhl, Das Leben der Griechen und Römer. Berlin, 1862.

Gützlaff, 1) Dreijähriger Aufenthalt im Königreiche Siam nebst einer kurzen Beschreibung seiner drei Reisen in die Seeprovinzen China's. Basel, 1835.
2) Leben des Tarkuang. Memoiren des Hofes zu Peking. Leipzig, 1852.

Haase, Palästina. Encyklopädie von Ersch und Gruber. Sect. III., 9.

Hegel, Sämmtliche Werke.

Hegewisch, Ueber die Entstehung des gelehrten Standes bei den Römern. Schleswig, 1786.

Helferich, Erziehung und Unterricht bei den Römern. Zweibrücken, 1844, 1850.

Hermann, Plat. Phil.

Hochheimer, System der griechischen Erziehung. Göttingen, 1788.

Höck, Kreta. Göttingen, 1829.

Hüttner, Menu Gesetzbuch. Weimar, 1797.

Josephus, Antiquit., ed. Dindorf. Paris, 1845—47.

Kapp, Aristoteles Staatspädagogik. Hamm, 1837.

Kapp, Platon's Erziehungslehre. Minden, 1833.

Kapp, commentatio de Platonis legibus quas in reip. liberr. de educatione tolit. 1821.

Käuffer, Geschichte von Ostasien. Leipzig, 1858.

Kayßler, Fragment aus Plato's und Göthe's Pädagogik. 1828.

Köchly, Academische Vorträge und Reden. Zürich, 1859.

Krische, de societatis a Pythagora in urbe Crotoniatarum conditae scopo politico. Göttingen, 1830.

Lasaulx, Sokrates Leben, Lehren und Tod. München, 1857.

Lassen, Indische Alterthumskunde. Bonn, 1847—1857.

Lechler, Acht Vorträge über China. Basel, 1862.

Lenz, Geschichte der Weiber im heroischen Zeitalter. Hannover, 1790.

Lozynski, Plautinorum paedag. lineamenta. Cöln, 1840.

Manso, Sparta. Leipzig, 1800.

de Marées, Ueber die Cultur der Griechen zur Zeit des Homer. Berlin, 1797.

Meier, Pädagogos. Encyklopädie von Ersch und Gruber, Sect. III., 9.

— , Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Hebräer. Leipzig, 1858.

Michaelis, Ideen über Erziehung nach Aristoteles. Leipzig, 1803.

Mommsen, Römische Geschichte, 1—3 Band. Berlin, 1856—1857.

Müller, Dorier. Breslau, 1824.

Niemeyer, Ueberblick der Geschichte der Erziehung. Des ersten Bandes erste Abtheilung in der Erziehungslehre. Halle, 1835.

Orelli, Aristoteles Pädagogik. (Philolog. Beiträge aus der Schweiz von Bremi und Döderlein. Bd. 1.) 1819.
Parthey, Das alexandrinische Museum. Berlin, 1838.
Pauly, Realencyklopädie der klassischen Alterthumswissenschaft. Stuttgart, 1837-1852.
v. Pauw, recherches philosophiques sur les Grecs. Berlin, 1787.
Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts, übersetzt von R. Wagner und F. Will. Leipzig, 1848.
de Raadt, comparatio principiorum educationis apud Romanos et recestiores artis paedagogicae auctores. 1819.
Ritter, Geschichte der Pythagoräischen Philosophie. Hamburg, 1826.
Roeder, de scholastica Romanorum institutione. 1828.
Roßbach, Vier Bücher Geschichte der Familie. Nördlingen, 1859.
Roth, Geschichte der abendländischen Philosophie. Mannheim, 1846 und 1858.
Rötscher, Aristophanes und sein Zeitalter. Berlin, 1827.
Rückert, F., Schi-king. Chinesisches Liederbuch, gesammelt von Confucius. Altona, 1833.
Rückert, Lehrbuch der Weltgeschichte in organischer Darstellung. Leipzig, 1858.
Schindler, Ueber die Schulen der Römer, 1825.
Schmidt, Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im I. Jahrhundert der Kaiserherrschaft. Berlin, 1847.
Schmidt, Karl, Die Anthropologie. Dresden, 1865.
Schoemann, Antiquitates jur. publ. Graec. Grypth., 1838.
Schott, Werke des Kung-fu-dsü. Halle, 1826.
Schrader, Aristoteles. (Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens von Schmid.) 1858.
Schulze, Erziehungstheorie des Aristoteles. (Programm des Gymnasiums zu Naumburg.) 1844.
Schulze, 1) Horatii paedagogica. 1807.
2) Senecae paedagogica. 1809.
Schwarz, Geschichte der Erziehung. Ersten Bandes erste Abtheilung in der Erziehungslehre. Zweite Auflage. Leipzig, 1829.
Seethlage, Ueber das ethische Princip der Platonischen Erziehungslehre. 1834.
Siebelis, de heroum graecorum educatione. Budiss., 1808.
Spiegel, Avesta. Die heiligen Schriften der Parsen. Leipzig, 1852, 1859.
Weber, allgemeine Weltgeschichte, 1. Bd. Leipzig, 1858.
Weete, Erziehung und Unterricht bei den Römern bis zur Zeit der Kaiserherrschaft. (Michaelisprogramm vom Gymnasium zu) 1854.
Wenkel, Die Lehre des Aristoteles über das höchste Gut. (Programm des Gymnasiums zu Sondershausen.) 1864.
Wessenberg, Das Volksleben in Athen im Zeitalter des Perikles. Zürich, 1828.
Wuttke, Geschichte des Heidenthums. Breslau.
Varro, Catus sive de liberis educandis (Programm von Ritschl.) 1845.
Zeller, Die Philosophie der Griechen. Tübingen, 1856.
Die griechischen und römischen Klassiker: die Historiker, Geographen, Redner, Philosophen und Dichter.
Die biblischen Bücher des Alten Testaments.

Einleitung.

Einleitung.

1.

Geschichte und Geschichtsschreibung. Geschichte der Pädagogik und ihr Werth.

Gottes Wesen lebt im All, und in der Menschheit offenbart es sich als die Vernunft, Schönheit und Sittlichkeit. Die Herrschaft dieser idealen Mächte auch in der Menschenwelt ist das Ziel, wonach die Menschheit ringt. Die Geschichte gibt Zeugniß von all den Anläufen und Bewegungen, welche unser Geschlecht nach diesem Ziele hin genommen und gemacht hat, von all dem Ringen und Kämpfen, welche aus der Sehnsucht, daß hinieden das Reich Gottes komme, hervorgegangen sind, von dem Fortschritte, welcher auf dem Wege stetiger Entwicklung bereits gemacht worden ist.

Das Wort Entwicklung verräth das Geheimniß alles Lebens, und die Geschichte hat dem Leben dieses Geheimniß abzulauschen. Entwicklung der Menschheit ist Fortschreiten vom Einfachen zum Zusammengesetzten; — Entwicklung der Menschheit ist Fortschreiten vom Unbewußtsein zum Bewußtsein, von der Formlosigkeit zur Schönheit, von der Naturnothwendigkeit zur Geistesfreiheit. Wie sich die Natur durch das Unorganische hindurch immer mehr zum Lichte emporringt und durch Pflanzen- und Thierwelt zum Menschen aufsteigt: so geht auch die Menschheit aus der Natureinheit des natürlichen und geistigen Lebens heraus und durch den Bruch zwischen Natur und Geist hindurch zur bewußten Versöhnung von Nothwendigkeit und Freiheit. — Wo Entwicklung ist, da ist Fortschritt. Der Fortschritt in der Geschichte ist immer sichtbarere, hörbarere, fühlbarere Verleiblichung Gottes in der

Menschheit. Wiederholung und Rückschritt gibt's nicht. Das einzelne Volk wohl schreitet in seinem Lebenskreise scheinbar zurück; denn je mehr man in einem Kreise vorwärts geht, um so mehr nähert man sich dem Ausgangspunkte. Dieses Rückwärtsgehen des Volkes ist aber zugleich ein Vorwärtsgehen der Menschheit — zu und in neuen Völkerkreisen, die in ihrem Anfange im Vergleich mit den eben vollendeten untergegangenen elementarer und unvollkommner erscheinen, in ihrem Fortgange aber eine höhere Entwicklungsstufe einnehmen. Und wie die Erde nie wieder zu demselben Standorte im Weltenall zurückkommt, wenn sie ein Jahr durchkreist hat: so kommt auch die Menschheit nie wieder auf einen schon dagewesenen Punkt zurück und wiederholt nie noch ein Mal in einem Volke, was sie in einem anderen schon durch- und ausgelebt hat.

Die Weltgeschichte ist die Geschichte des sich entwickelnden Menschheitsgeistes. Die Weise dieser Entwicklung ist dieselbe, wie die des einzelnen Menschengeistes: dasselbe Gesetz, weil derselbe Gottgedanke, im Einzelnen, im Volke und in der Menschheit. Die Menschheit hat, wie der Einzelmensch, ihre Lebensstufen und entwickelt sich in solchen. — Der Einzelmensch ist nicht als Kind schon ein vernünftiges Wesen: er soll erst vernünftig werden. Das Kind ist noch nicht Herr seiner selbst, sondern sein Herr ist seine Außenwelt: es gehört noch nicht sich an, sondern seiner Umgebung. Die orientalischen Völker sind das Kind in der Menschheit. — Doch das Kind erkämpft sich im Fortgange seiner Entwicklung die Freiheit von der Außenwelt und stellt sich im Bewußtsein dieser Freiheit auf sich, ohne noch den Feind, den es besiegte, anzuerkennen. Als Jüngling mißt der Mensch egoistisch die Welt nach seinen Idealen und hält die wirkliche Welt, die diesen Idealen widerspricht, für nichtig und von der Idee verlassen. In Allem sieht er sich selbst; und wo er ein Fremdes sieht, da sucht er es niederzukämpfen und ihm den Stempel seines eigenen Daseins aufzudrücken. Das klassische Alterthum repräsentirt das Jünglingsalter der Weltgeschichte. — Im Gegensatze zu der wirklichen Welt, die ihre Macht aller egoistischen Subjectivität gegenüber mit Leichtigkeit behauptet, kommt der Jüngling zum Bewußtsein, daß er nur mit sich selbst zur Harmonie gelangt, wenn er sich in Harmonie mit der Außenwelt stellt: der Mann, der in harmonisches Wechselverhältniß mit der äußeren Welt tritt, ist in der Weltgeschichte der Christ. — Die Geschichte des Einzelmenschen spiegelt und wiederholt die Geschichte der Menschheit, wie die Geschichte der Menschheit ein Spiegel von der Geschichte des Kosmos,

und die Geschichte des Kosmos ein Bild von dem Leben Gottes ist: alle Geschichte, mag es die der Menschheit oder des Einzelmenschen, des Fixsternhimmels oder des Erdorganismus sein, ist Entwicklung des göttlichen Lebens.

Die Menschheit kann nicht aus der Erde herausgerissen werden. So die Weltgeschichte nicht aus dem Schöpfungsprocesse, der ein ewiger und stetiger ist und das Universum zu einem Werdenden macht, das ewig wirkt und lebt. Die Erde ist ein Glied im All, bestimmt, das Erziehungshaus der Menschheit zu sein. Wie die Erde sich gliedert, so gliedert sich auch die Menschheit. Darum sind die Bewohner der Tropenzone Sinnenmenschen, die der kalten Bauchmenschen und die der gemäßigten Gehirnmenschen. Durch die Verschiedenheit des Klimas, des Bodens ꝛc. gränzen sich auch bestimmte Menschengruppen, Rassen und Völker ab. Völker sind demnach Systeme, d. i. gesammtheitliche Individuen innerhalb des großen menschheitlichen Individuums, die von dem Lande, zu dem sie gehören und von der Entwicklungsstufe der Menschheit, auf der sie auftreten, bedingt und bestimmt sind, ohne daß sie jedoch ihr eigentliches Wesen von Außen erst empfingen, da sich nur der ihnen von der Schöpfung eingehauchte Genius unter der Einwirkung der Natur und gemäß dem Verlaufe der Geschichte in seiner eigenthümlichen Form ausprägt, wie der in der angebornen Organisation des Geistes wurzelnde Character ꝛc. des Einzelmenschen durch Erziehung, Umgebung ꝛc. modificirt und ausgebildet, aber nicht gegeben werden kann. Unter allen Factoren, welche die Entwicklung eines Volks zu Stande bringen, ist und bleibt der Urtypus dieses Volks der Hauptfactor.

Da jedes Volk innerhalb der Menschheit ein eigenes Individuum ist, so hat es seine eigene und eigenthümliche Organisation, sein besonderes Gepräge, — bedingt durch seine ihm von Gott mitgegebenen Anlagen, durch seinen Charakter, sowie durch die klimatischen Verhältnisse, in denen es lebt, und durch die anderen Völker, die neben ihm stehen und mit denen es in Zusammenhang tritt. Diese seine Organisation, die sich in seiner Sitte und Lebensweise, durch seine Sprache und Schrift, durch seine wissenschaftlichen und künstlerischen Producte, durch seine religiösen Anschauungen und Culte und in seinen staatlichen Gestaltungen offenbart, entwickelt es in seinen Lebensperioden, die gleich denen des Einzelmenschen sich gliedern, so daß das Volk sein Kindheitsalter durchlebt, in dem es sich selbst noch eine Sage ist und darum in Sagen sein Leben vordichtet, ein Jünglingsalter feiert, in dem es kraft seines aufblühenden Geistes in außerordentlichen Thaten auf Eroberungen ausgeht, als Mann in seinem Denken, Fühlen und

Wollen Reife, Ruhe und Besonnenheit zeigt und endlich als Volksgreis von dem Erworbenen zehrt und verknöchernd untergeht, wenn nicht der Volksgeist so hoch beanlagt und so energisch thätig ist, daß er nach der Verwirklichung und Darstellung der Idee, die seinem Dasein zu Grunde lag, eine neue aufnimmt und durcharbeitet, und also die Altersstufen nur die geschichtlichen Jahreszeiten sind, in deren Wechsel er sich verjüngt.

Der Volksorganismus hat seine Wirklichkeit in seinen Gliedern, den Individuen. Das Individuum ist ein „Repräsentant der Menschheit in eigenthümlicher Mischung ihrer Elemente". Diese Mischung tritt hervor als Volks- und als individueller Character. — Unter den Einzelnen eines Volkes aber sind Einige die Idealbildungen, die in ihrer Individualität den Höhepunkt der Volksentwicklung, des Volkes Kern und innerstes Wesen darstellen. So sind z. B. Luther, Goethe, Voltaire &c. die echten Repräsentanten verschiedener Nationalitäten: in den beiden Ersten zeigt sich das Wesen des Deutschthums, in Voltaire das des Franzosenthums. Und solche Einzelmenschen, die den Gattungscharacter ihres Volkes in ihrer Individualität repräsentiren, sind zu bestimmten Zeiten die Träger und Verwirklicher der Entwicklung, die Träger des Fortschritts. In ihnen faßt sich das Leben ihrer Zeit im höchsten Selbstbewußtsein und mit tiefster Willensenergie zusammen.

In Individuen und Völkern entwickelt sich die Menschheit. Individuen und Völker sind die Organe, mittelst deren sie im Laufe der Zeiten ihr göttliches Leben offenbart und die sie der Größe ihrer Anlage und der Tendenz ihrer individuellen Gestaltung gemäß nach längerer oder kürzerer Dauer abwirft, — doch nur, um sie als Unsterbliche in ihrem Tempel aufzustellen, in der Wirklichkeit aber neue zu Trägern ihrer Idee zu schaffen und durch diese immer mehr ihrem ewigen Ziele, der Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden zuzueilen.

Die Geschichtsschreibung hat diese Entwicklung der Menschheit auf ihren verschiedenen Stufen, wie sie sich mittelst Völker und Individuen offenbart hat, zu characterisiren. Die Geschichtsschreibung soll also zum allgemeinen Bewußtsein erheben, was geschehen ist. Sie hat demnach zu zeigen, wie die Geschichte durch Geburt und Grab hindurch zu immer höherer Vollkommenheit emporgestiegen ist und emporsteigt, — bloß zu legen zugleich die Ursachen, welche das Emporblühen und den Untergang der Völker bedingten und damit die Weltgeschichte als das Weltgericht, auch als das Gericht des eigenen Selbst, darzustellen. Die Weltgeschichte ist eine Biographie der Menschheit und der

Geschichtsschreiber ein Biograph des Menschen. — Der menschliche Geist hat jedoch, obschon ein rückwärts gewandter Prophet, bisher noch nicht alle Entwicklungsknoten, in denen die Menschheit bis Heute aufwärts gegangen ist, zu entwirren vermocht. Und darum ist die Geschichtsschreibung nichts mehr, als — wie Aristoteles sagt — die Erzählung von dem Erforschten, das sie ohne von Außen hineingetragene Principien dem Gange der Menschheit gemäß verknüpft, um darin und dadurch die weltgeschichtliche Entwicklung aufzuweisen. —

Die Gesetze der Geschichte im Allgemeinen sind auch die Gesetze in der Geschichte der Pädagogik. Die **Pädagogik** ist nach ihrer praktischen Seite hin die Erziehungskunst, — die Kunst, mittelst Unterrichts und Erziehung d. i. mittelst bewußter Einwirkung auf die leibliche und geistige Entwicklung den werdenden Menschen zu bestimmen, den seinem Wesen zu Grunde liegenden Ideen des Wahren, Guten und Schönen durch sein Sein, Handeln und Wirken individuelle Gestalt zu verleihen. Aufgabe der Erziehung ist es, den Mikrokosmos demselben Ziele entgegenzuführen, dem der Makrokosmos der Menschheit zueilt.

Mit der Entwicklung des Einzelmenschen entwickelt die Erziehungskunst zugleich das Volk, zu dem der Einzelne gehört, da das Volk nur diejenige Entwicklungsstufe einnehmen kann und einnimmt, auf der seine Glieder, die Einzelmenschen, stehen. Und mit der Entwicklung des Volks entwickelt die Pädagogik zugleich die Menschheit, deren Organe Einzelmenschen und Einzelvölker sind.

Andrerseits hängt die Entwicklung des Einzelmenschen von der Entwicklungsstufe des Volkes ab, in dem er lebt, wie von der Entwicklungsstufe der Menschheit, auf der das Volk steht. Und je nachdem diese Entwicklungsstufe der Menschheit und des Volkes eine höhere oder tiefere ist, wird die Auffassung und Anschauung von dem Einzelmenschen und damit auch seine Erziehung eine vollkommnere oder unvollkommnere sein. Das wissenschaftliche und künstlerische, das religiöse und staatliche Leben eines Volkes und die Stufe, auf der seine Glieder stehen, bedingt auch den Höhegrad seines Erziehungswesens. Die Pädagogik und ihre Entwicklung ist deshalb aufs innigste mit der Volkscultur im Allgemeinen verknüpft. Denn was der Mensch ist, was er denkt, fühlt und will, das sucht er auch außer sich zu verwirklichen. Der Mensch will Anderen nichts geben, als was sein eigenes Leben und Wesen ausmacht; und er

kann Anderen nichts anderes geben, als was er selbst ist und besitzt. So will und kann er auch die heranwachsenden Generationen nach keinen anderen Grundsätzen und zu keinem anderen Ziele erziehen, als nach dem und zu dem, was er für das Höchste hält. Die Erziehung schreitet mit der Cultur der Völker fort, und wiederum zeigen deshalb auch die Völker in ihrer Erziehung und durch dieselbe, bis zu welcher Stufe der Cultur sie vor- und fortgeschritten sind: das Leben eines Volkes ꝛc. zeichnet sich in seinen Erziehungsprincipien ꝛc. ab; die Erziehungsformen sind Spiegel seines Lebens. Ein Volk will, wie der einzelne Erzieher, in seiner Erziehung die zu erziehenden Glieder zu dem machen, was es selbst für sich geworden ist; es wiederholt also seine eigene Entwicklung in der Erziehung seiner Nachkommen, und diesen wird durch die Erziehung unmittelbar gegeben, was das Volk durch seine geschichtliche Thätigkeit und Entwicklung erreichte. Durch die Erziehung vermittelt das Volk sein Bestehen und seine Entwicklung. So ist die Erziehung abhängig vom Leben und seiner Entwicklung und doch wieder Erzeugerin neuen Lebens und neuer Entwicklung. —

Die Geschichte der Pädagogik muß, wenn sie die Entwicklung des Menschengeschlechts und die auf diese Entwicklung basirte Erziehung von den ältesten historischen Zeiten bis zur Gegenwart darstellen und daher aufzeigen soll, wie diese Entwicklung und Erziehung bei den verschiedensten Völkern praktisch geübt und theoretisch aufgefaßt, sowie von einzelnen Männern durch Wort und That durchgeführt ist, — mit der Gesammtgeschichte der Menschheit zugleich betrachtet werden. Die Geschichte der Pädagogik geht mit der Geschichte der Menschheit durch das Kindes- und Jünglingsalter zu dem Mannesalter hindurch und hat diese Geschichte im Allgemeinen zu ihrem Hintergrunde.

Wesentliche Aufgabe der Geschichte der Pädagogik ist es, nachzuspüren, wie weit und wie deutlich sich die Idee der Menschheit in dem jedesmaligen Zeitbewußtsein wiederspiegelt. Gleich der allgemeinen Geschichte, die zeigt, wie die jedesmalige Weiterentwicklung eine Kritik der eben vorangegangenen Lebensstation der Menschheit ist, so daß jede neue Periode über die Einseitigkeiten der alten hinausschreitet und dadurch die Menschheit sich immer mehr ihrem göttlichen Ziele nähert, muß sie deshalb die organische Entwicklung der Erziehungskunst erforschen und also die fortschreitende Entfaltung der pädagogischen Idee im Laufe der Zeiten nach- und aufweisen. Die Geschichte der Pädagogik hat demgemäß darzustellen, was die Erziehung zu jeder Zeit in der Erscheinung war und was sie zu derselben Zeit ihrem Wesen nach, im

Geiste denkender Menschen, sein sollte, also wie die Völker lernten und was und wie die Genien unter den Völkern lehrten: sie hat eine praktische und theoretische Seite, die in innigster Wechselwirkung zu einander stehen, so daß, wenn auch die ausgebildete Theorie erst der Praxis folgt, doch wiederum die Theorie vor der Praxis da ist, indem jedes Thun einen mehr oder minder bewußten Gedanken zur Quelle hat.

Die Geschichte der Pädagogik hat aber nicht nur die theoretische und praktische Entwicklung der Pädagogik im langen Laufe der Weltgeschichte aufzuzeigen; sie hat diese Entwicklung auch wieder innerhalb der einzelnen Völker zu charakterisiren. Sie hat deshalb die Erziehung im Kindheitsalter des Volkes zu schildern, wo diese vom Familienhaupte ausgeht und Einübung in die hergebrachten Sitten, Formen und Gebräuche ist, ohne dabei von einer höheren bewußten Idee geleitet zu werden. Nach und nach entwickeln sich jedoch aus Beobachtung und Erfahrung einzelne Regeln, Erziehungsmaximen, die in mündlicher Ueberlieferung fortgepflanzt werden. Mit Bewußtsein wird aber die Erziehung erst in der gegliederten Gemeinde und in dem organisirten Staate vollzogen, -- im Jünglingsalter des Volkes. Sie fällt nun nicht mehr den zufälligen und willkürlichen Anschauungen des Einzelnen anheim; es liegt vielmehr dem Staate daran, daß die heranwachsenden Generationen erzogen und zwar, daß sie in einer dem Bestehen und Gedeihen der Gemeinde und des Staates entsprechenden Weise entwickelt werden und dadurch eine Einheit in der Denk- und Handlungsweise der Staatsglieder erzielt wird. Gesetzgeber regeln und läutern nun die durch Herkommen und Sitte im Volke festgewurzelten Erziehungsmaximen. Im Mannesalter des Volkes sodann geht die Erziehung und der Unterricht aus klarem, sich des Zweckes und Zieles bewußtem Streben hervor. Und hier nun, wie im Greisenalter des Volkes, treten die Philosophen und Pädagogiker auf, um die Erziehung auf feste Principien zurückzuführen und damit die vollendete Theorie der Erziehung zu geben. Die Entwicklung eines Volkes geht von der Praxis zur Theorie, von der That zum Gedanken. Je mehr ein Volk sich auslebt, um so theoretischer wird es, um so mehr auch tritt der Unterricht, der früher nur Moment der Erziehung war, selbstständig auf, und um so mehr wird die Erziehung nur Moment des Unterrichts.

Der Geschichtsschreiber der Pädagogik sucht das Erziehungswesen der bisherigen historischen Völker und zwar nach der practischen und theoretischen Seite desselben zu erforschen und in dem Erforschten den Fortgang der Erziehungsidee in der Menschheit nachzuweisen,

sowie zu zeigen, wie in jedem Volke die Idee der Erziehung zum Bewußtsein gekommen ist, welches Bildungsideal das Volk hatte, wie es das Wesen und den Zweck der Erziehung auffaßte, durch welche Mittel es sein Ideal zu verwirklichen strebte und wie weit es dieses Ideal in der Wirklichkeit erreichte. Diese seine Aufgabe löst er ethnographisch, wo die Völker von einander abgeschieden sind und demnach die Erziehung mehr volksthümlich ist: so in der vorchristlichen Zeit. In der Epoche der christlichen vorreformatorischen Pädagogik hingegen wird die Darstellung der Geschichte, da die Völker und Staaten in dieser Zeit und also auch ihre Erziehung auf einerlei Grundlage ruhen, chronologisch auftreten, und im reformatorischen und dem ihm folgenden Zeitalter Ethnographie und Synchronismus zu vereinigen streben, indem die Völker und Staaten der Neuzeit unter einander selbstständig sind, aber von gleichen geistigen Einflüssen berührt und von übereinstimmenden Bildungsrichtungen geleitet werden. —

Aus dem Wesen der Geschichte der Pädagogik folgt ihr Werth. Wer freilich überhaupt von dem Nutzen einer wissenschaftlichen Pädagogik nichts weiß, sondern durch die banausische Praxis routinirt zu sein für seinen Stolz hält; der kann auch den Werth eines ernstlichen Studiums der Geschichte der Pädagogik nicht einsehen. Wer aber erkannt hat, daß nur die Wissenschaft ein klares Bewußtsein über das Leben und seine Erscheinungen gibt und daß die Wissenschaft der Pädagogik als die Basis einer tüchtigen pädagogischen Praxis angesehen werden muß, und wer ferner dann weiß, daß die Gegenwart nur das Resultat der Vergangenheit ist, daß also nur Der die Gegenwart wahrhaft kennt, der ihre Voraussetzung, ihre Basis, erforscht hat: der wird auch verstehen, daß nur Der einen wirklichen Einblick in die Aufgaben der Erziehung der Gegenwart hat, und daß nur Der allein den Schlüssel zur Lösung dieser Aufgaben besitzt, der den bisherigen Gang der Geschichte der Erziehung durchforscht und ihre warnende, belehrende und erleuchtende Stimme gehört hat. Gegen die Erfahrungen von Jahrtausenden, — was ist da die Erfahrung des ephemeren Einzelmenschen? In der Geschichte badet sich der Mensch geistig gesund und verjüngt sein Leben; sie lehrt ihn, sein Leben zu gewinnen durch eine energische Entfaltung seines individuellen Daseins, sie ermuntert ihn aber auch, es hinzugeben

für das Ganze und durch edles, aufopferungsfähiges Schaffen und Wirken sein Scherflein niederzulegen auf den Altar der Menschheit, von der der Einzelmensch so viel empfängt. „Aus der Verwirrung der Gegenwart in die Vergangenheit, wie in eine ältere Heimath einzukehren, ist — sagt Cramer — so sehr Bedürfniß, wie beim Alter, der Jugend zu gedenken. Dieser Rückblick in die Unschuldswelt der Kindheit ist das seligste Kleinod, das den Menschen in's Erdenleben zur Mitgabe wurde. Aber die Geschichte der Erziehung gewährt uns dieses Kleinod in zwiefacher Gestalt, sie ist das Anschauen einer zwiefachen Unschuldswelt, einer schlummernden Kindheit; mit ihr und durch sie badet sich der Mensch im verjüngenden See der Vergangenheit." Und sie ist ihm zugleich die Schule, in der er die Wissenschaft der Pädagogik lernt. Nur Der wird in der Gegenwart am besten wissen, was er in der Erziehung will und was er kann, der beobachtet und gelernt hat, was zu leisten möglich ist: das aber lernt und erfährt er durch das Studium dessen, was in der Erziehung geleistet und was darin gedacht ist. Nur Der kennt das Wesen und den Werth der Erziehung, der der Entwicklung der Erziehungsidee im Laufe der Jahrhunderte nachgegangen ist. Nur Der endlich kann die wahrhafte Wissenschaft der Pädagogik der Gegenwart verstehen und selbstschöpferisch in ihr auftreten, der sich in die Geschichte der Pädagogik eingelebt hat. Die Wissenschaft der Pädagogik ist ohne die Geschichte der Pädagogik ein Gebäude ohne Fundament. Die Geschichte der Pädagogik ist selbst das vollendetste und objectivste wissenschaftliche System der Pädagogik. —

2.

Die Epochen in der Geschichte der Pädagogik und die pädagogischen Völker.

Die Geschichte der Pädagogik theilt mit der Geschichte der Menschheit im Allgemeinen dieselben Entwicklungsepochen.

Die Idee des Gottmenschen ist der Mittelpunkt der Weltgeschichte; auch der Geschichte der Pädagogik. Gott ist Mensch geworden, damit der Mensch wie Gott werde: darin hat die Geschichte der Menschheit ihren Mittelpunkt, ihren Ruhepunkt sowohl als ihren Strebepunkt. Der Gedanke des Gott-Menschen ist das höchste Ideal, die absolute Idee, die zu erfassen die Menschheit sich zerarbeitete, bis sie in Jesus von Nazareth als Thatsache erschien. Mit dem Erscheinen des Gott-Menschen war das Streben aller vorchristlichen Zeit erfüllt. Und in

der Verwirklichung der Idee der Gott-Menschheit innerhalb der Einzelmenschen, der Völker und der Menschheit, hat alle nachchristliche Zeit ihre Aufgabe. „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist": damit ist der Erziehung ihr höchstes Ziel gesteckt, — dasselbe Ziel für die Erziehung der heranwachsenden Generationen, wie für die Erziehung der Menschheit.

Die Geschichte der Pädagogik durchlebt, wie die Geschichte der Menschheit, vor Christus ihr Kindes- und Jünglingsalter. Das Leben der hier auftretenden Völker ist vorwiegend Naturleben; ihre Bildung ist naturwüchsig. Sie gehen auf in dem großen Ganzen der Natur. Und auch in ihren selbstgeschaffenen Organisationen, im Staatsleben ꝛc. kommen sie nicht über das Naturleben hinaus. Die Nationalität ist ihre natürliche Schranke. Vor Christus gab es nur nationale Götter, nur nationale Menschen, nur nationale Erziehung. Der Gott hatte an des Volkes Grenze seine Grenze. Der Mensch wußte sich nur als werthvoll, insofern und soweit er seiner Nation angehörte. Und die Erziehung strebte vor Allem die Vaterlandsliebe in der Jugend zu wecken und die aufkeimende Generation zu einer neuen Trägerin und Stütze der Nationalität heranzubilden.

Mit Christus tritt die Menschheit in ihr Mannesalter ein. Der Nationalgott wird ein Gott der Menschheit. Er steigt herab von seinem außerordentlichen Thron, um „Natur in sich, sich in Natur zu hegen." Das Leben im All ist Gottesleben, und das Menschleben ein Ausfluß des Alllebens. Der Allumfasser, der Allerhalter ist Vater aller Menschen, die Menschen, als Kinder eines Vaters im Himmel, sind Brüder. Die Humanität beginnt, und die Erziehung trägt ihren Character, wird von ihr bestimmt und führt wieder zu ihr — anfangs dunkel und unbewußt, später in Klarheit und vollem Bewußtsein des zu erringenden Ziels.

I.

Vor Christus.

Die Weltepoche der nationalen Erziehung.

Vor der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit liegen die geschichtslosen und halbgeschichtlichen Völker, die ohne Cultur und Civilisation leben und mit ihrer Erziehung auf dem Standpunkte der Sinnlichkeit, in dem ihr ganzes Leben aufgeht, stehen. Die phy-

sische Pflege ist oft das Einzige, was von Seiten der Aeltern geschieht. Sonst überlassen sie das Kind der entwickelnden und bildenden Kraft der Natur. Die Ahnung von einer geistigen Erziehung geht bei ihnen in dem Streben auf, den Einzelnen unabhängig, gefühllos gegen Schmerz, schlau und ausdauernd im Kriege zu machen. — Mit der Cultur und Civilisation der Menschheit fängt auch die Erziehung an.

Das Naturleben der vorchristlichen geschichtlichen Menschen kommt über das Leben innerhalb der Nationalität nicht hinaus. Alle Erziehung vor Christus ist nationale Erziehung.

Die nationale Erziehung gliedert sich, gleich dem leiblich-geistigen Leben der Völker, denen sie eignet, in die substantielle Erziehung der orientalischen Völker, in die individuelle Erziehung der altklassischen Nationen und in die theokratische Erziehung des Volkes Israel.

a. Die substantielle Erziehung der orientalischen Völker.

Chinesen, Inder, Perser und Aegypter sind der Kreis der pädagogischen Völker im Orient, bei denen das Individuum in der Substanz, in einem Allgemeinen, untergeht. Das Individuum ist bei ihnen nichts. Das Geistesleben zeigt eine einseitige Richtung, es fehlt das Selbstgefühl und der Muth, sein Dasein in seiner Eigenheit und Selbstständigkeit der Außenwelt gegenüber zu behaupten und zu genießen. Das Gefühl der individuellen Widerstandslosigkeit führt zum Quietismus und macht die persönliche Freiheit und Selbstbestimmung unmöglich. Der Mensch wird hier nur betrachtet und betrachtet sich selbst nur als Gattungsexemplar. Die Erziehung ist nur Abrichtung für den Untergang in der Substanz; und da diese an den Einzelnen nur äußerlich herantritt, so ist Autorität die Grundlage aller Erziehung. Das Organ, mittelst dessen der Orientale die Welt erfaßt, ist die Anschauung: über Entwicklung der Anschauung kommt die Erziehung nicht hinaus. Der Charakter der orientalischen Weltperiode ist episch. Das Kind der Weltgeschichte ist, wie jedes Einzelkind, Epiker, verliert sich in der Welt der Anschauung und unterwirft sich, weil es noch alles Sein außer sich hat, der äußern Autorität.

a) Das Allgemeine, dem der Einzelne blindlings dient, ist zuerst die Familie. Die Familie ist das Fundament und der Ausgangspunkt aller Erziehung, — auch aller Entwicklung in der Menschheit. Das erste historische Volk ist Eine Familie. Als Familie zeigt sich das

chinesische Volk in seinen Gesetzen, Einrichtungen und Sitten. Bei ihm gilt auch in der Erziehung das Princip der Familie: der unbedingte Gehorsam der Kinder gegen die Aeltern, aller Chinesen ohne Unterschied als Kinder gegen den Vater Aller, den Kaiser, — angelernt durch eine unendliche Menge fragmentarischer Maximen, geistloser Formen und Formeln. Prügel die natürliche, nicht entehrende Strafe. Lesen und Schreiben die theoretische Bildung. Der Unterricht — mechanisches, gedankenloses Auswendiglernen von Dem, was die Vorfahren gelernt und geübt haben. Wie nach dem Ausspruche eines Geschichtsforschers Natur und Geschichte an dem Chinesen das Aeußerste haben zeigen wollen, was aus mongolischer Civilisation werden kann: so zeigt vorzüglich auch die Erziehung der Chinesen, wie weit es die mongolische Rasse im Allgemeinen in geistiger Erhebung hat bringen können, — bis zur Dressur, zur Abrichtung. Aber — und darin besteht das Wesenhafte der chinesischen Erziehung — die Eigenwilligkeit der Natur wird durch den Gehorsam gegen die absolute Autorität gebrochen.

b) In China ist Jeder der großen Staatsfamilie unterworfen; innerhalb ihrer aber kann er Alles werden. In Indien ist der Einzelne durch die Geburt einer bestimmten Kaste zuertheilt und nur in ihr kann er sich sein Leben hindurch bewegen. Aufgabe der Erziehung ist demnach hier, daß Jeder die Rechte und Pflichten seiner Kaste genau kennen lernt und durch strenges, eingeübtes Ceremoniell nach außen hin darstellt. Gewöhnung ist das Princip der indischen Erziehung: sie wird durch unendliche Wiederholungen und durch Furcht vor der Strafe erlangt. Die theoretische Bildung besteht in Lesen, Schreiben und Rechnen, als Vorbedingung zur Erlangung und Fertigkeit in Kunst und Wissenschaft. — Die Erziehung ist in Indien exclusive Standeserziehung: darin liegt ihre Beschränktheit; zugleich aber gewinnt der Geist durch diese Theilung der Arbeit in die Stände an Vertiefung: das ist ihre Wesenheit und ihr Werth.

c) Die Perser erfassen sich als ein Volk und stellen sich als solches andern Völkern gegenüber. Persien bezeichnet den Höhepunkt der orientalischen Staaten: es ist der despotische Staat, der unbedingten, allumfassenden Gehorsam gegen den König als den Repräsentanten des Staates verlangt und nach Außen hin alle andern Völker unter sich zu beugen sucht. Demgemäß ist auch die Erziehung: sie ist Staatserziehung und hat einen nationalen, volksthümlichen Charakter. Dem ganzen Volke wird sittliche Tüchtigkeit und kriegerischer Geist eingepflanzt. Die Kinder gehören mehr dem Staate, als den Aeltern: in den Erziehungshäusern für die verschiedenen Alter lernen sie lesen und schreiben

und werden sie in den Cultusgebräuchen unterwiesen. Vorzüglich aber gebietet dem Perser die Erziehung, die Wahrheit zu sagen, sich an Frugalität und bürgerliche Tugend zu gewöhnen, sowie reiten und mit dem Bogen schießen zu lernen. Alle weiteren höheren Ideen fehlen der persischen Erziehung. Aber sie erzieht die Perser als eine Nation Nationen gegenüber: und das ist ihr wesenhaftes Moment.

d) Aegypten ist die Hand, mit der der Orient nach dem Occident hinübergreift. In sich ist es die Hieroglyphe des aufwachenden Geistes. Es ist das Volk des Räthsels: die Sphinx ist sein Symbol. Priester und Krieger waren die herrschenden Stände: bei ihnen fand auch eine Erziehung im eigentlichen Sinne allein nur statt; die übrigen Kasten wurden zur Ehrfurcht gegen Religion und Priesterthum wie gegen das Althergebrachte gewöhnt. Die allgemeine theoretische Bildung beschränkte sich auf die Fertigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens, sowie auf ein gewohnheitsmäßiges Einleben in ein bestimmtes Geschäft innerhalb der Familie. Der Priester ist der Repräsentant der Bildung, der Priester der alleinige Lehrer, die Erziehung eine priesterliche.

b. Die individuelle Erziehung der altklassischen Nationen.

An die Stelle der Substanz des Orients tritt bei den klassischen Völkern des Alterthums die Individualität. Der Geist des Jünglings — in der Menschheit so gut, wie beim Einzelmenschen — befreit sich von der zerdrückenden Macht des objectiven Daseins, indem er sich selbstständig demselben gegenübersetzt und dann sich selbst gewonnen, im stolzen Selbstgefühl sich auf sich stellt. Das Individuum, im Triumphe seiner Subjectivität, betrachtet alle objectiven Mächte nur noch als seine Diener. So in Hellas und Rom. Für den Hellenen ist die schöne, für den Römer die praktische Individualität Ideal, Zweck und Ziel des Denkens und Wollens. Diese Individualität vermag sich jedoch noch nicht über die Naturbasis zu erheben, und an ihrer Nation hat sie ihre Grenze. Hellas und Rom gelangten noch nicht zum in sich sichern, seines unendlichen Werthes sich bewußten Individuum: darin liegt die Schranke in der Weltanschauung der altklassischen Nationen.

Die individuelle Erziehung muß wesentlich in Gegensatz zu der der despotischen Staaten des Orients treten. Im Orient kamen die Lehrmethoden nicht über den Mechanismus des Vormachens und Nachbetens, nicht über buchstäbliches Auswendiglernen unverstandener Formeln hinaus, — der Unterricht war Gewöhnung, wie die Erziehung, die als strenge Zucht auf willenlosen Gehorsam und unbedingte Unterordnung unter

Sitte und religiöse Vorschrift zielte. Die Bahn des Lebens aber war im Orient dem Einzelnen durch ein festes Kastensystem vorgezeichnet. Bei den altklassischen Völkern kann der freie Mann seinen Beruf sich selbst wählen, über den Stand und die Würde seiner Vorfahren hinausstreben und durch Wort und That die höchsten Ehrenstufen im Staatsleben wie in Kunst und Wissenschaft erklimmen. Der Unterricht — und hier erst, wo der Mensch als Jüngling nicht mehr in der Anschauung untergeht, sondern im Reich der Begriffe lebt, ist neben der Pflege, die schon der Wilde übte, und neben der Zucht, in der das Wesen der orientalischen Erziehung bestand, wahrhaft Unterricht möglich — erstrebt harmonische Ausbildung des Leibes und des Geistes, sowie die Bildung zum freien Staatsbürger. Der Charakter dieser Weltperiode ist lyrisch — sie mißt und beurtheilt Alles von sich aus. Der Jüngling ist Lyriker und Subjectivist.

a) In Griechenland ist die schöne Individualität Zweck und Ziel des Lebens. In der Schönheit besteht für den Griechen das Wesen des Menschen, — in der körperlichen und geistigen Schönheit, die ihm mit dem Guten als Kalokagathie zusammenfällt. Sind doch die Götter des Griechen nichts anderes, als personifizirte Kunstideen: Verwirklichung Gottes in der Kunst ist die griechische Religion. Das Leben des Hellenen ist das Leben im Vollgenuß und Rausche der Idealität, — das übersprudelnde, in sich selige, herrliche erste Auffauchzen des Jünglings, der den Schaum des Lebens in vollen Bechern trinkt. Es ist das griechische Leben Cultus des Schönen und sein Träger die freie Individualität. Die Gesundheit beruht dem Hellenen auf der Wechselwirkung von Geist und Körper, so daß die Leiblichkeit durch den Geist gebildet und der Geist durch körperliche Uebung gestärkt wird. Und diese Gesundheit und Schönheit war es, welche die unsterblichen Werke der Kunst schuf: sie war es, in und mit der die Tragiker als das personifizirte Schicksal das Wesen des griechischen Geistes aussprachen, pindarische Hymnen die griechische That verherrlichten und die Plastik den griechischen Gott vom Olymp herabholte und ihn dem staunenden Volke leibhaftig zeigte. Harmonische Ausbildung der Individualität und die geistige Richtung auf das Schöne und Gute: das war dem Griechen auch Zweck und Ziel der Erziehung. Den Knaben zum schönen und freien Hellenen zu entwickeln, der Keinem, als nur dem Gesetze des Staates gehorcht: dahin zielte bereits die Erziehung im heroischen Zeitalter, wo es, noch ohne systematische Ordnung, auf so weite wie nur mögliche Freiheit des Individuums abgesehen war; das erstrebte die Erziehung

während des geordneten Staatenlebens, wo Gymnastik den Leib des Einzelnen zur schönen, göttergleichen Statue herausarbeiten sollte, wo Musik das Gemüth mit maßvoller Harmonie erfüllte und wo Grammatik in die Wissenschaften einführte; das endlich wollte auch, wenn auch von einem geistigeren Standpunkte aus, das philosophische Zeitalter noch, in dem Sokrates der Individualität ihr Selbstbewußtsein zu geben versuchte. Der Unterricht entwickelte Auge und Ohr systematisch, weckte den Sinn für Rhythmus und Maß im Sinnlichen und Geistigen und suchte durch Geometrie und Philosophie die Harmonie des Weltganzen zu erkennen. Und das sind die ewigen Momente in der Erziehung der Griechen. Doch kommt die Erziehung einerseits nicht über das ästhetische Ideal hinaus, und die Religion und die sittliche Richtung der Bildung sind diesem untergeordnet; und andrerseits gewöhnt sie so einseitig an die Denk- und Anschauungsweise des Stammes und an nationale Sitte, daß der Grieche nicht zum Bewußtsein seiner Allgemeinheit gelangt und sich nicht als Mensch, sondern nur als Grieche zu erfassen vermag: das sind die endlichen Seiten an der Erziehung zur schönen Individualität, wie sie Altgriechenland cultivirte.

In Griechenland tritt zuerst die Erziehung als consequente, in sich geschlossene Theorie auf. Die beiden Weisen der Welt, Platon und Aristoteles, sind die Gründer der Erziehungswissenschaft: sie bringen, was Lykurg und Solon als Gesetz gegeben, und was Pythagoras und Sokrates geübt und gedacht, in ein System. Platon legt in seinem „Staate" und in den „Gesetzen" eine Fülle pädagogischer Grundsätze nieder, in denen er den Einzelnen dem Staate opfert und eine gleiche, gemeinsame und öffentliche Erziehung fordert. Aristoteles hingegen stellt in seiner „Politik" kritisch Alles zusammen, was die griechischen Philosophen über Erziehung gelehrt haben und fordert die Selbstständigkeit der Familie und die Selbstbestimmung des Einzelnen, indeß er die gleiche, gemeinsame und öffentliche Erziehung nur soweit für berechtigt hält, als sie die heiligen Güter der Familie und der Individualität nicht antastet.

b) Der Römer ist der Mann der That, — die praktische Individualität. In Rom redet der Menschheits-Jüngling zu uns, der mit der Fülle des im Innern Erworbenen in die Welt hinausgreift und sie zu erobern strebt. Nicht Schönheit, sondern Zweckmäßigkeit ist die Triebfeder seines Handelns, das, verständig, die entsprechenden Mittel zu dem vorgesetzten Zwecke abwägt. Das römische Volk ist das nüchterne, praktische Verstandesvolk. Darum gilt bei ihm auch nur was unmittelbaren praktischen Werth für Kriegsführung und Staatsverwaltung hat.

Und darum ist der Römer nur in der Geschichtsschreibung und Redekunst schöpferisch; in aller anderen Wissenschaft und Kunst bleibt er als Nachahmer weit hinter seinem Vorbilde, dem Griechen, zurück. Selbst die Religion muß bei ihm in den Staatsdienst treten: sie ist nur Sache der Politik und der äußeren Nothwendigkeit. Weiter jedoch entwickelt er die Weltgeschichte nach der sittlichen Seite durch seinen Sinn für Familienleben, durch die höhere Würde und Geltung der Ehe und durch die höhere, festere und freiere Stellung des Weibes.

Dem Culturzustande und der geistigen Anlage des Römers entsprechend, war auch die Erziehung der reine Gegensatz zu der des Griechenthums, und doch wiederum mit der griechischen — eben so wie Grieche und Römer im Allgemeinen — verwandt. Hieß das Princip der Erziehung bei den Griechen Kalokagathie; so heißt es bei dem Römer utile et honestum. Wie sich παιδεύειν von educare unterscheidet, so unterscheidet sich die griechische von der römischen Erziehung: παιδεία geht von παῖς aus und umfaßt die gesammte physische und psychische Bildung des Knaben; educare geht von der Führung und Leitung zur Nachahmung aus, und Nachahmung ist der wichtigste Act in der Erziehung des Römers; sie ist Nachahmung der Sitte der Alten und der Aeltern — des Familiengeistes und der Vorkämpfer im Staatsleben. Die römische Erziehung bewegte sich innerhalb der herkömmlichen politischen und religiösen Gesinnung mit beschränkter Freiheit des Individuums. Sie war nicht Stammeserziehung, wie die der Griechen, sondern Familienerziehung; aber nicht die aus dem natürlichen Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern hervorgehende Familienerziehung der orientalischen Völker, sondern eine Familienerziehung, in welcher der Familienvater den vollberechtigten Staatsbürger repräsentirte und den Unterricht übernahm, bis der fünfzehnjährige Knabe einem Verwandten oder angesehenen Juristen zur Erlernung der Rechts- und Staatskenntniß übergeben ward, — und in der die Mutter den Charakter ihres Kindes (— hohe Vaterlandsliebe, stolzen, festen Römersinn, unermüdlichen Gemeingeist —) vorbildete, der dann auf dem Markte und in der Volksversammlung geläutert und gestählt, sowie im Kriege und Amte bewährt ward. Auf diesem Boden war die römische Erziehung juristisch-militärisch zur Zeit der Republik. Und diesen Boden der Praxis und Nützlichkeit verließ sie auch nicht, als die Römer mit der griechischen Sprache bekannt, die Rhetorik zur Handhabung des Rechtes, sowie die Philosophie zum Trost in den Widerwärtigkeiten des Lebens erlernten. Als aber endlich das römische Weltreich die Schranken der Nationalität durch seine Centralisation im

Kaiserreich vernichtete und damit die alte Welt und deren Lebenselement — die Nation — aufhob, machte auch die Erziehung den Uebergang von der Nationalität zur Universalität, und die Bildung im Allgemeinen ward das Ziel des Unterrichts und der Erziehung. Rom jedoch, das in der Endlichkeit sein Element hatte, vermochte diesen Gedanken nur anzuschlagen, noch nicht durchzusetzen: es ging an ihm unter.

Wie der Römer überhaupt kein Theoretiker ist, so auch nicht in der Erziehung. Cicero hat seine Ansichten über Erziehung in seinen philosophischen und rhetorischen Schriften gelegentlich niedergelegt, dabei aber vorzüglich die Erziehung zum Redner im Auge. Auch Quinctilian hat in seinem Werke über die Bildung zum Redner, obschon in demselben das Gesammtgebiet der römischen Staatserziehung betrachtet wird, doch vorzüglich den Jüngling und Redner berücksichtigt. Seneca allein sieht die Erziehung vom wissenschaftlichen Standpunkte an, ohne geradezu ein wissenschaftliches Erziehungssystem aufzustellen. —

c. Die theokratische Erziehung des Volkes Israel.

Im Volke Israel geht der Einzelne nicht in seiner Familie, in seinem Stande, in seinem Volke, in seinem Staate, — hier geht er in seinem Gott unter. Die Nation ist bei dem Einzelnen nur erst das Zweite, der Gott das Erste. Darum und dadurch steht das Volk Israel im ganzen Alterthum einzig in seiner Art da. Wie Aegypten den Uebergang vom Orient zum Occident machte, so macht das israelitische Volk den Uebergang von dem Alterthum in die Neuzeit, vom Heidenthum zum Christenthum. Seine Bildung hat einen streng religiös-praktischen Charakter: nur das Verhältniß zwischen dem Israeliten und seinem Gott hat für ihn Werth, und dieses Verhältniß allein cultivirt er auch. Selbst seine Geschichte und seine Poesie tragen entschieden dieses Gepräge. Aus der Mannigfaltigkeit des äußern Lebens zieht sich der Israelit in sein Gemüth und auf seinen Gott zurück.

In diesem System — sagt Rosenkranz — ist Gott selbst der Pädagoge. Sein Wille ist im Gesetz geoffenbart, und dem Gesetz muß sich der Mensch unbedingt unterwerfen. Das Volk Israel ist daher das spezifisch pädagogische Volk, das sich Jehova erzieht und welches er so erzieht, daß es auf alle Subjectivität Verzicht leisten und allem Egoismus entsagen lernen soll. Auf diesem Wege geht es von der äußeren Legalität aus zur Innerlichkeit der moralischen Gesinnung und zu der Erkenntniß fort, daß der Mensch in Befolgung des göttlichen Gesetzes nur seinem eigenen innern Wesen gehorcht und in diesem Gehorsam

seine wahrhafte Freiheit gewinnt. Und doch fällt das Volk auf diesem Wege, auf dem es Jehova erzieht, immer wieder von der Moralität in die Legalität zurück. In diesem Widerspruch, sowie mit dem anderen, daß sein Gott der allgemeine Weltgott und doch wieder nur der Gott Israels ist, in dem er sich sein auserwähltes Volk ersehen, und daß deshalb der Israelit auch nur im Israeliten den Menschen, den er lieben kann, sieht, — weist das israelitische Volk über sich selbst hinaus: es ist das Volk der Weissagung, das sein Ideal in dem geistig geschauten Messias sucht, welcher die Widersprüche, an denen es sich selbst zerarbeitete, lösen wird.

Die Erziehung des Israeliten ist patriarchalisch. Dem Hause, dessen Leben durch religiöse Gebote streng geregelt ist, fällt der größte Theil der Erziehung zu. Der Vater ist der Lehrer, weil er der Priester des Hauses ist: er hat die Kinder zur Gottesfurcht, zum unbedingten Gehorsam und zur freudigen Hingabe an Jehova zu erziehen. Die Erziehung ist theokratisch. Das von Gott gegebene Gesetz ist die Grundlage des sittlichen, religiösen, wissenschaftlichen und staatlichen Lebens, — darum auch die Grundlage der Erziehung. Rechnen und Schreiben lernten nur die Kinder der Vornehmen. Die Erziehung war durch und durch eine religiöse und zugleich — weil die Religion an das israelitische Volk gekettet war, — eine nationale.

Ein streng theoretisches System der Erziehung hat das israelitische Volk nicht aufgestellt. Wohl aber finden sich bei Moses, David, Salomo Principien für Erziehung und für Unterricht, und Jesus Sirach zeichnet die Verhältnisse von Mann und Weib, von Aeltern und Kindern rc. in seinem Buche unübertrefflich, so daß dasselbe einen reichen Schatz pädagogischer Weisheit liefert, indeß Philo am meisten theoretische Erziehungsprincipien aufstellt. —

Mit der Theokratie Israels hat sich das Alterthum und damit auch die Erziehung desselben vollendet. Es ist von der Erziehung durch den Familiengeist ausgegangen, hat die Arbeit der Erziehung in die Kasten vertheilt, ist zu der Erziehung durch das Volk aufgestiegen, hat das ästhetische Ideal zum Princip der Erziehung erhoben, die praktische Individualität zum Zweck der Erziehung gesetzt und endlich den Knecht Gottes als das Ideal der Erziehung aufgestellt. Jedes von diesen Erziehungsprincipien ist zugleich und in Einheit mit allen anderen berechtigt. Unberechtigt war und blieb es nur so lange, als es sich einseitig und isolirt von den übrigen geltend machen wollte. —

Die vorchristlichen Völker traten ab vom Schauplatze der Geschichte, als sich die ihrem Dasein zum Grunde liegende Idee an ihnen ver-

wirklicht hatte. Den Gedanken des organischen Lebens im All, in welchem jedes Individuum, also auch der Mensch Glied und daher Zweck und Mittel zu gleicher Zeit ist, vermochte ihr Geist noch nicht zu fassen. Der Einzelmensch wurde Zweck, als man begriffen hatte, daß das Wesen des Ganzen auch im Einzelnen ruht, wahrhaft Menschliches und Göttliches im Grunde ident ist, und als ein Mensch erschien, der diese Identität in seiner Person darstellen und der Welt zurufen konnte: Ich und der Vater sind Eins.

II.

Nach Christus.

Die Weltepoche der humanen Erziehung.

Die Fundamente des Christenthums und seiner Erziehung.

Christus ist die Individualität, die Griechenland und Rom realisiren wollten, aber nicht konnten; — denn er ist nicht die durch die Natur und Nation beschränkte, sondern die sich ihres eigenen Werthes bewußte Individualität, die nicht dem einzelnen Volke, sondern der Menschheit angehört. Er ist zugleich die Wahrheit des alttestamentlichen Messias, der Messias, der das Judenthum von seinem Widerspruch befreit, sich als Gottmensch erfaßt und damit alle, die sich zu seiner Anschauung erheben und dem Leben, welches er lebte in ihrem Sein und Wirken einen neuen Ausdruck geben, zur wahren Gotteskindschaft erhebt. Von ihm, dieser lebendigen gottvollen Persönlichkeit aus, muß sich deshalb auch ein neues Princip der Erziehung entwickeln, das nicht mehr die passive Hingabe des Individuums an eine Naturbestimmtheit, nicht mehr die natürliche Einheit der nationalen Individualität, auch nicht mehr den abstracten Gehorsam gegen das göttliche Gesetz verlangt, sondern das die sich ihrer Wesens- und Lebensgemeinschaft mit Gott inne gewordene Individualität an die Spitze stellt, — die Individualität, die in ihrer volksthümlichen Sonderung keine Abtrennung von der Menschheit findet, in ihrem Gehorsam gegen den Willen Gottes nur die Forderung ihres eigenen Wesens erfüllt und der Wahrheit zu dienen, der Tugend nachzuleben und die Schönheit an sich selbst und seinem Wirken darzustellen trachtet. Es beginnt mit Christus die Weltepoche, in der im Menschen die Menschheit geehrt wird und deshalb das Interesse an der

Bildung aller Stände auftritt — die Epoche der menschlichindividuellen Freiheit, der humanen Erziehung.

Mit dem Erscheinen des Christenthums fiel die unbedingte und fanatisch unduldsame Alleinherrschaft der theokratischen Volksreligion, wie die diplomatische Toleranz, in der das Heidenthum mit seiner Nebeneinanderstellung der verschiedensten Volksculte mündete, und erschien die auf das persönliche Gewissen gegründete Religionsfreiheit, die keine alleinseligmachende Dogmatik und keine alleinseligmachende Kirche kennt, die weder Autorität noch Majorität über die Seligkeit des Einzelnen bestimmen läßt. Die Sittlichkeit des Christenthums baut sich auf die allgemeine Menschenliebe, die in der Gotteskindschaft aller Einzelmenschen ihr Fundament hat. Die Sclaverei ist aufgehoben, da sie mit einer Gleichheit vor Gott nicht bestehen kann. Die Ehe ist als ein göttliches Institut und das Weib als Freundin und Gefährtin des Mannes anerkannt. Die persönliche Würde des Kindes, das ein Geschenk Gottes ist, muß geachtet werden: darum können die Aeltern nicht mehr unbedingt über dasselbe gebieten; ihre Aufgabe ist vielmehr, ihm die zur Ausbildung seines irdischen Berufes nothwendige Bildung zu geben, den Leib zu einem Tempel des heiligen Geistes zu gestalten, die geistigen Vermögen gleichmäßig zu entwickeln, als Hauptziel aber die Erziehung in der Zucht und Vermahnung zum Herrn zu betrachten. So die Grundlinien der christlichen Erziehung, wie sie in der Bibel gezeichnet sind und im Christenthum nach Realisirung ringen. —

In den ersten Jahrhunderten, wo das Christenthum noch um seine äußere Existenz zu kämpfen hatte, vermochten sich die von Christus ausgesprochenen und in der Bibel niedergelegten Principien der Erziehung noch nicht in ihrem ganzen Umfange geltend zu machen. Im Hause, wo das Christenthum besonders in der Innigkeit und Innerlichkeit des Weibes, in der Gattin und Mutter, seine Repräsentantin gefunden hatte, ward das Kind in Gottesfurcht, Liebe und Festigkeit im Herrn, in Redlichkeit und Keuschheit ꝛc. erzogen. Den Unterricht übernahm gleichfalls das Haus selbst, oder das Kind ward in die heidnischen Schulen geschickt. Als sich jedoch das Christenthum immer mehr im Innern entwickelte und nach außen hin Geltung verschaffte, damit aber das Bedürfniß nach Wissenschaft und höherer Bildung sich aufdrängte, sprachen christliche Männer, wie Clemens Alexandrinus, Origines, Tertullian, Cyprian, J. Chrysostomos, Basilius der Große ꝛc. über das Wesen der Erziehung und des Unterrichts ihre Ansichten aus und wurden gleichzeitig Schulen gegründet, von denen die Katechetenschulen den Mittelpunkt bildeten, indem sie nicht bloß selbst einen

öffentlichen Religionsunterricht für die christlichen Kinder ertheilten, sondern auch die durch sie in der Religion, in der heidnischen Philosophie und in der Geschichte gebildeten Katecheten den Katechumenen das Glaubensbekenntniß und die religiösen Gebräuche einübten. Je mehr jedoch das Christenthum über die Welt siegte und je näher es der Zeit rückte, in der es zur Staatsreligion ward, um so mehr begann es, im Gegensatz zur Welt und ihrer Bildung, die Erziehung für den Himmel und für die Geistlichkeit zu betonen. Man lebte nicht für jene, sondern für diese allein. Die Erkenntniß der Richtigkeit alles Irdischen führte zur Weltverachtung und Verneinung des Lebens. Die Welt mit ihrer Lust, war nicht werth der Herrlichkeit, die da kommen sollte, die Körperlichkeit ein unsauberes Gefäß der Geistigkeit. Man lebte und schwärmte im Transscendenten, im Ueberweltlichen und Ueberirdischen, und auch die Erziehung nahm demzufolge einen transscendenten Charakter an. Mit der Reformation wurden das Individuum und die verkannte und verleugnete Welt wieder in ihre Rechte eingesetzt. Die Ewigkeit begann nicht erst im Jenseits, sondern schon im Diesseits. Gott lebte nicht außerhalb der Welt, sondern innerhalb derselben. Dunkel wurde geahnt und endlich zum Bewußtsein erhoben, daß das Universum ein organisches Ganze sei, welches von dem göttlichen Geiste getragen, durchdrungen, belebt und regiert wird, daß in Allem Göttliches wirke und lebe und der Menschengeist als ein Strahl des göttlichen Geistes betrachtet werden müsse, daß endlich der Einzelmensch als ein Glied des organischen Ganzen erscheine und darum an der einen Seite Selbstständigkeit und Abgerundetheit, an der andern Abhängigkeit vom Ganzen und Hingabe an dieses Ganze verrathe, wie jedes Glied, und demgemäß erzogen werden müsse, damit er sich „mitten im Endlichen Eins fühle mit dem Unendlichen und ein reines, gottgefälliges Leben führe immerdar." Die Weltepoche der humanen Erziehung theilt sich deshalb in die Zeit der transscendenten und in die der organischen Erziehung — in die Periode vor und in die nach der Reformation.

A. Vor der Reformation.

Die Periode der transscendenten Erziehung.

Das Christenthum tritt als abstracter Gegensatz gegen die vorchristliche Zeit auf. Ehe sich die Einheit von Gott und Mensch, von Geist und Natur in der Welt verwirklichen konnte, mußte der Gegensatz



in seiner ganzen Strenge festgehalten werden, damit offenbar ward, daß die Natur ohne den Geist in sich halt- und wesenlos, weil das Reich des getheilten, in und an sich endlichen und nichtigen Seins ist, — mußte sich der Geist erst dem Fleische gegenüber stellen, um zu zeigen, daß das Fleisch ohne den Geist der Tummelplatz blinder, sinnlicher Triebe und damit in sich selbst zerfahren und der Wandelbarkeit und Endlichkeit anheimgegeben ist. Dieses entschiedene Betonen des Geistes als des Wesenhaften gegenüber der Natur als des Nichtigen, ist das Wesen des Mittelalters, der Zeit vor der Reformation. Das Alterthum war naturwüchsig, das Mittelalter ist geistwüchsig.

Darum ist auch die Erziehung des Mittelalters abstract geistig. Streng religiös und kirchlich, wird von ihr der Gegensatz zwischen Christlichem und Heidnischem entschieden festgehalten; und auch als das Heidenthum als Bildungsmittel herangezogen wird, geschieht es nur, um sich an den Alten formell logisch, in der Dialektik und Rhetorik, zu bilden. Ein todtes Spiel mit Begriffen, das sich nicht um den Inhalt kümmert, geistverödender Formalismus: das ist das Wesen der mittelalterlichen Erziehung, deren Methode im strengen Nachahmen und Memoriren, ohne innere lebendige Betheiligung des Lernenden besteht und die sich, analog der Entwicklung der Nationen und der Religion, in die mönchische der orientalischen Kirche, in die geistliche der occidentalischen Kirche und in die Laienerziehung des Ritter- und Bürgerthums gliedert. Der Mönch, der Priester und der Laie: das sind die Objecte der Erziehung vor der Reformation.

a. Die mönchische Erziehung der orientalischen Kirche.

Die orientalische Kirche bildet die Metaphysik des Christenthums aus und philosophirt über das Verhältniß Christi zu Gott, sowie über die Einheit seiner göttlichen und menschlichen Natur, ohne jedoch damit zum geistigen Abschluß zu gelangen, da sie die völlige Getrenntheit des transscendenten Gottes von dem Menschen festhält, obgleich der Gottmensch erschienen ist. Diese Zwiespältigkeit der Anschauung führt zur Einseitigkeit der erziehlichen Praxis. Der Mensch der orientalischen Kirche verflüchtigt sich im Mönchthum, das, um der Gefahr des Geizes, der Wollust, des Nepotismus und des Irrthums zu entgehen, sich dem Besitz, der Arbeit, der Familie und der Verantwortlichkeit für das eigene Handeln entzieht, und in dem beschwornen Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams sich entselbstigt. Das

Mönchthum, das in der theils entsittlichten, theils erst sittlich zu bildenden Welt der Frömmigkeit eine Zufluchtsstätte erhalten wollte, war selbst das Zeugniß von der Unvollkommenheit des sittlichen Bewußtseins. — Die Universalität des Menschen ward in der orientalischen Kirche anerkannt, aber nur (— eine Wiederholung des Orients, jedoch von einem höheren Standpunkte, vom Standpunkte des Christenthums aus —) in seiner Entweltlichung und in der Vernichtung des Ich.

Die Erziehung ist, wie die Ideale der Menschen in der orientalischen Kirche, eine mönchische. Durch Gebet und Beschaulichkeit für die Kirche und für den Himmel zu erziehen: das war das Ziel der Erziehung, weil ihr Ausgangspunkt der Gedanke war, daß der Mensch dem Himmel angehört. In den Klosterschulen sollten deshalb die Knaben von dem Verderben der Welt fern gehalten werden. Bekanntmachung mit der heiligen Schrift und mit Heiligengeschichten war im Unterricht die Hauptaufgabe, und statt der Mythen wurden die Erzählungen von Wundern, statt der Gnomen die Stellen aus den salomonischen Sprüchen auswendig gelernt. Alle Bildung ging darauf hinaus, den Einzelnen in seinem Denken und Thun soviel als möglich zu beschränken und sein Selbst zu vernichten. Und diese Zucht, wie dieser Unterricht, die ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit waren, schrumpften endlich gänzlich zusammen, als die Bedrängnisse der Völkerwanderung, sowie die Kämpfe mit den Persern und Arabern von außen das Byzantinische Reich zerrütteten, indeß es sich durch innere Kämpfe — Bilderstreit 2c. — selbst zerfleischte. Nur in einzelnen Klöstern fand die Wissenschaft noch eine Zufluchtsstätte, und nur Bardas, der Reichsgehülfe Michaels, Constantin Porphyrogenetes, die Comnenen und Michael Paläologos nahmen sich der Wissenschaft wie der Schulen an.

In der orientalischen Kirche war kein lebendiges Leben, Sterben und Wiederauferstehen in Christus: nur äußerliches Sichaneignen christlicher Formen und Formeln, ein ängstliches Hangen und Festhalten an der äußerlichen Erscheinung, ohne in den Kern und in das Wesen einzudringen. Doch nur durch die Erscheinung geht's zum Wesen, durch die Schale zum Kern: darin liegt die Bedeutung der orientalischen Kirche, auch für die Geschichte der Erziehung. —

b. Der Muhamedanismus mit seiner Erziehung, und die scholastisch-geistliche Erziehung der occidentalischen Kirche.

Der Verknöcherung der orientalischen Kirche gegenüber, welche das lebendige Christenthum in Formeln auflöste und in Räubersynoden über

die Wahrheit entschied, entwickelte sich, angestoßen von der Religion Muhameds, des Propheten, Poeten, Priesters und Königs in Arabien, und bedingt durch die Vereinigung durchdringender Beobachtungsgabe, scharfen Verstandes und glühender Sinnlichkeit im Geiste des Arabers, **in allen von Arabern bewohnten Ländern Kunst und Wissenschaft** in so freier Menschlichkeit, daß eine natürliche Verwandtschaft und dadurch eine Anziehung mit der überlieferten Bildung des klassischen Alterthums entstand und nicht bloß die Schriften der Griechen, Aristoteles, Euklid 2c. übersetzt wurden, sondern auch eine eigene Poesie, Grammatik, Mathematik, Sternkunde, Medizin und Philosophie aufblühte. Muhamed selbst zwar hatte die Kunst und Wissenschaft auf Erklärung des Koran und auf die Dichtkunst beschränkt. Die Abassiden jedoch wandten sich bereits der Philosophie, Mathematik 2c. zu, ließen die Werke der vorzüglichsten griechischen, syrischen und altpersischen Schriftsteller in's Arabische übersetzen, errichteten öffentliche Schulen in Bagdad, Bassora und Kufa, und gründeten in Bagdad und Alexandrien Bibliotheken. Vorzüglich aber pflegten die Omajaden in Spanien Wissenschaft und Kunst, so daß daselbst im 10. Jahrh. 14 Universitäten und 5 öffentliche Bibliotheken, außer den Collegien und Elementarschulen, gezählt wurden, an denen arabische, christliche und jüdische Lehrer neben einander arbeiteten. Diese muhamedanisch-arabische Bildung war von wesentlichem Einfluß auf die christlich-abendländische Geistesentwicklung: die Christen des Abendlandes besuchten im 10. und 11. Jahrh. die arabischen Academien in Spanien, und in Folge davon machten sich im Abendlande neben den artibus liberalibus die scientiae, Naturwissenschaften und Philosophie immer mehr geltend, wurde die scholastische Philosophie durch die genauere Bekanntschaft mit Aristoteles systematischer. Die Araber waren die Vermittler des Ostens und Westens und die Bewahrer der klassischen Bildung in der Zeit, als die orientalische Kirche in äußerer Form erstarrt und der Occident in chaotischer Entwicklung begriffen war.

Die christlich-abendländische Bildung ging von Rom, dem Endpunkte des Alterthums, aus und trug dadurch von Anfang an den auf das Practische gerichteten Sinn, den das zweite Rom vom ersten geerbt hatte. Diese Richtung auf das Practische zeigte sich sogleich im Beginn der Entwicklung darin, daß die occidentalische Kirche die religiösen Fragen des Orients auf den Boden der Anthropologie verpflanzte und in der Untersuchung, wie sich die Gnade zur Freiheit verhält, zusammenfaßte. Es zeigte sich dieser practische Sinn im occidentalischen Mönchthum, das im Gegensatz zum Orient die Arbeit anerkannte und in sich

aufnahm: die Benedictiner pflegten in ihren Klöstern Wissenschaft und Kunst und sorgten für Erziehung, für Landbau und für Handwerk. Wegen dieses practischen Sinnes endlich fand auch in Rom und bei den Romanen Erziehung und Unterricht einen fruchtbaren Boden. Der Träger der Geistesentwicklung ward jedoch der ursprünglich mit schöpferischer Kraft begabte und mit Religiosität, Ehre und Treue erfüllte Germane, dessen Wesen durch das stete kriegerische Zusammenstoßen mit den Römern gebrochen und damit, im Innern leer, für die geistigen Forderungen und Güter des Christenthums der geeignete Boden geworden war. In Durchdringung des Romanischen und des Germanischen, des römischen Christenthums und der germanischen Individualität, liegt die Aufgabe und die Macht der occidentalischen Kirche und ihrer Wissenschaft und Kunst, der Romantik. Die Religion erhielt durch ihre beiden Factoren, das Römische und Germanische, das eigenthümliche Gepräge, daß sie die Welt als das Gott- und Geistlose fortstieß und ihren Bekenner aus derselben heraus in die reine Innerlichkeit des Geistes hineinflüchtete. Darum ging das Streben des mittelalterlichen Christen über die Wirklichkeit hinaus in ein transscendentes Reich, in den jenseitigen Himmel; und um die Sehnsucht nach diesem Reiche drehte sich alles Denken, Fühlen und Thun. In diesem Streben nach dem Unendlichen, Geheimnißvollen und Mystisch-Symbolischen gründete auch die gleichfalls aus den christlich-römischen und heidnisch-germanischen Elementen gemischte Romantik, die im Gegensatz zur Classicität des Alterthums mit seinem bewundernswürdigen Gleichgewicht zwischen der bildenden Kraft und dem zu gestaltenden Stoffe subjectiv geistig war, in dieser ihrer subjectiven Geistigkeit das Denken und Thun aller christlich abendländischen Nationen vor der Reformation, der Menschen Italiens, Frankreichs und Spaniens, wie Deutschlands und des germanischen Nordens characterisirte und sich in den Werken der Kunst und Poesie, im Mönchthum und im Ritterthum, in den freien und großartigen Kraftäußerungen der Kreuzzüge, in dem mit dem deutschen Gefolgswesen innig zusammenhangenden Lehnsstaate und in der aus dem christlich-römischen Elemente hervorgegangenen kirchlichen Verfassung offenbarte. Die Hauptstadt dieses großen romantischen Geisterreiches war Rom. In Rom fanden die christlich-abendländischen Völker vor der Reformation ihren geistigen Mittelpunkt: darin liegt die große Bedeutung des Papstthums für die Geschichte der Menschheit. Zu Rom residirte der Papst, der Geisterfürst, der mit seinen Beamten, den Geistlichen, die zugleich die Geistigen sein sollten und im Mittelalter waren, die Geisterwelt beherrschte und Alles niedertrat,

was sich seinem geistigen Regiment entgegenstellte. Christlicher d. i. päpstlicher Glaube und lateinische Sprache, die der Papst zur allgemeinen Bezeichnung des Glaubens, zur Sprache der Kirche, machte, waren das Panier dieses Geisterreiches, der Hierarchie; die Scholastik aber war die Handlangerin, welche innerhalb der von der Kirche überlieferten, unbedingt als wahr vorausgesetzten Dogmen mit Hülfe platonischer und aristotelischer Philosophie denken und in diesem Kreise ihre Gedankenkunststückmachereien ausführen durfte.

Gemäß dem Charakter der germanischen Völker, deren Wesen das Recht der freien Persönlichkeit ist und die sich demgemäß in Corporationen und Stände zusammenschlossen, wurde auch die Erziehung zur Standeserziehung. Doch gab es in Wahrheit nur einen wahrhaften Stand, vor dem alle anderen Stände nichtig und Nichts waren und der deshalb auch alle Bildung sowie die Erziehung an sich zog. Der Nährstand hatte zwar in den aus Karl's des Großen Verordnungen hervorgehenden Parochial- oder Gemeindeschulen Bildungsanstalten erhalten, in denen jeder Geistliche einer Gemeinde den Landbewohnern Gelegenheit geben sollte, lesen, schreiben und singen zu lernen. Die Geistlichkeit ließ jedoch bald die Sorge für die Bildung des Volkes fallen, um in geistlosem Ceremoniendienst ihr Hauptgeschäft zu finden, und die Bildung der leibeigenen Landbewohner reducirte sich auf Erlernung des Glaubensbekenntnisses und des Vaterunser.

Die Geistlichkeit — der Lehrstand — fand ihre Bildnng in den Kloster-, wie in den Dom- und Stiftsschulen. Denn wenn auch diese Schulen Laien offen standen und wenn sie auch zuweilen von Weltlichen benutzt wurden, so waren sie doch wesentlich Bildungsanstalten für den geistlichen Stand. In jedem Kloster des Benedictinerordens waren Schulen, welche sich in innere für die Oblati, dem Orden durch Gelübde der Aeltern geweihte Knaben, und äußere theilten, und von denen die letzteren wiederum in niedere für den Elementarunterricht und in höhere für den ganzen Umfang der damaligen Wissenschaft zerfielen. Die Dom- und Stiftsschulen waren vom Bischof Chrodegang zu Metz gegründet, indem er die an seiner (meist durch fromme Stiftungen hervorgerufenen) Cathedral- oder Domkirche angestellten Geistlichen zur Erziehung der Jugend nach Benedicts modificirter Regel (canon; Canonici) vereinigte. Sie wurden von den Kanonikern, die unter unmittelbarer Leitung des Bischofs standen, verwaltet und von dem Scholaster dirigirt. Die Zucht an sämmtlichen höheren Schulen war finster und streng: der Stock regierte, und Fasten und Kasteiungen gehörten zu den Schulstrafen. Die Unterrichts-

gegenstände waren die 7 freien Künste: das Trivium: Grammatik, Dialektik und Rhetorik, und das Quadrivium: Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie. Hauptwissenschaft jedoch war die Theologie: die anderen Wissenschaften waren nur die Dienerinnen und mußten sich gehorsam ihren Befehlen beugen. Das weltliche Wissen war rein formell; seine ewige Wahrheit hatte der Geist nur in der Religion; aber auch die religiöse Wahrheit war eine jenseitige, die nur im Glauben gegenwärtig ward und von deren Unendlichkeit und Ewigkeit der Glaube allein an der Kirche die sinnliche Gewißheit hatte. Das Wesen des Unterrichts war nicht freie Entwicklung, sondern leerer Formalismus, Gedächtnißkram, und das Wesen der Zucht war nicht Gewöhnung zum sittlichen Thun, sondern zu äußerer Werkheiligkeit. Aber doch war die occidentalische Kirche mit ihrer Neigung zur Praxis ein wesentlicher Fortschritt gegen die mönchische Passivität des Orients. Sie repräsentirt in der Entwicklung der Geschichte die Zucht, den Gehorsam im Denken und Thun, der die Vorbedingung aller Freiheit ist. Zugleich war sie die alleinige Bewahrerin der Wissenschaft und Kunst in den Jahrhunderten, wo das Abendland im Gährungsproceß lag. Ihr gehören die scholastischen Philosophen Anselm von Canterbury, Abälard, Albertus Magnus, Thomas von Aquino, Duns Scotus ꝛc.; ihr der Mönch Roger Bacon, der die Naturwissenschaft auf Mathematik und Experimente stützt; ihr die majestätischen Dome, jene gewaltigen Blumen von Stein, und die mit der Baukunst verbundene Bildhauerei; ihr die kirchlichen Gemälde, diese Katechismen für das Volk; ihr auch Ambrosius, Hilarius ꝛc. mit den Lobgesängen; ihr endlich die Männer, welche für Erziehung und Unterricht sorgten: in Italien Martionus Capella mit seinem Buche de septem artibus liberalibus libri singulares, der Schulbibel im westlichen Europa fast für ein Jahrtausend, Boëthius mit seinen Werken de arithmetica, de musica, de geometria etc.; — in Frankreich der Bischof Martinus von Tours mit seiner Klosterschule; — in Irland Patrick, der Schulen anlegte, in denen im Lesen, Psalmensingen und Schreiben Unterricht ertheilt ward; — in England Beda Venerabilis mit seiner über alle damaligen Unterrichtsgegenstände sich ausbreitenden Encyclopädie — und Alfred der Große als Förderer der Wissenschaft und Bildung; — in Deutschland die von Karl dem Großen angeregten Gelehrten Alcuin, Rhabanus Maurus ꝛc. Die von diesen Männern herausgegebenen Schulbücher geben Aufschluß über den Zustand der Erziehung und des Unterrichts im Mittelalter. Gedanken über Erziehung und Unterricht aber sprachen

Hieronymus und Augustinus zerstreut in ihren Schriften aus. Mit der Schrift „De eruditione filiorum regalium" von Vincent von Beauvais tritt 1250 die erste christliche theoretische Pädagogik auf.

Die Geistlichkeitskirche des Mittelalters und ihre Erziehung war eine Abstraction, ein Extrem, das in sein eigenes Gegentheil umschlagen mußte. Zurückgezogen in die reine Innerlichkeit des Geistes sollte der Mensch Natur und Welt verneinen und selbst den durch die Erbsünde verdammten Menschen vom Reich der Gnade erst wieder als Geschenk zurück erhalten. Die Innerlichkeit aber, die Natur und Welt von sich wirft, ohne sie zu durchdringen, ist und bleibt selbst die äußerlichste Aeußerlichkeit — Weltlichkeit, Sinnlichkeit, wie todtes Gesetz und Mechanismus. Hierin endet auch die Entwicklung der katholischen Kirche. Der Geisterfürst tritt als weltlicher Machthaber auf. Das Innerlichste, der Glaube, wird das Aeußerliche, das Fürwahrhalten historischer Begebenheiten. Die Klöster, die Stätten der Entsagung, erscheinen als die Sitze der sinnlichsten Lust. Die Geistlichen, die Repräsentanten der Sitte und Zucht, treiben so allgemein Hurerei, daß die Gemeinden ihrem neuen Seelenhirten gewöhnlich zur Bedingung machen, seine „Seelenkuh" mitzubringen, damit die Gemeindeglieder ihre Weiber und Töchter für sich behalten dürfen. — Bei solchem Treiben konnten natürlich die Schulen nicht gedeihen. Die Kloster-, Dom- und Stiftsschulen zerfielen: die Domherrn verzehrten ihre Präbenden auswärts; an ihren Schulen trat statt des Scholasticus ein Rector ein, und die Lehrer, die oft einzig und allein von dem einzunehmenden Schulgelde leben sollten, mußten neben ihren Lehrstunden noch die Notariatsgeschäfte des Capitels oder Botendienste versehen. Die völlige Niederlage der Geistlichkeit und ihrer Erziehung ward endlich herbeigeführt: durch die Kreuzzüge, die, wenn auch mittelbar von wohlthätigen Folgen für die Bildung, doch unmittelbar nachtheilig auf die Schulen einwirkten; — vorzüglich durch die Schulen der Dominikaner und Franziskaner; — durch die zunächst in Italien, dann in Frankreich und endlich in England und Deutschland auftretenden Universitäten, die höhere Bildung als die Kloster- und Domschulen gewährten; durch das emporblühende Städteleben, dessen Forderungen die bisherigen Schulen nicht erfüllen konnten.

c. Das Laienthum und seine Erziehung.

Der Gegensatz zwischen Priester und Laien, der in Karl dem Großen in Einheit zusammengeschlossen war, gestaltete sich in den Jahrhunderten

nach Karl zur Feindschaft, und weltliche und geistliche Macht traten im Kampf sich gegenüber. Die Geistlichkeit riß alles geistige Leben an sich; die Bildung ward den Laien immer mehr verschlossen; Investitur und Cölibat trennten die Geistlichkeit gänzlich von der Welt. Das Laienthum erfaßte sich dem gegenüber in sich selbst, und in den Kreuzzügen, der Blüthe- und Heldenzeit des christlichen Glaubens, ward die erste große Ketzerei, und zwar eine Ketzerei der That, von den Laien gegen die Kirche geübt. Der Ritter machte zuerst sein Recht und seine Ehre geltend und stellte dem römischen Wahlspruche „Glaube!" als Fahne „Glaube und Liebe!" entgegen.

1. Das Ritterthum und seine Erziehung.

Das Ritterthum mit seinen Sängern, den Minnesängern, ist die gewaltige Opposition der That gegen Rom. Der Minnegesang verehrt das Weib, das Rom verschmäht und verherrlicht die Natur, welche die Kirche als gottlos ansieht. Der Ritter liebt und übt den Körper, dessen Schönheit von der Kirche als Sünde vor Gott angesehen wird, stellt den sieben freien Künsten des Geistes sieben Vollkommenheiten entgegen, welche in Uebungen des Körpers und Erheiterungen des Lebens, in Schachspiel, Versemachen 2c. bestehen und spricht die französische Sprache, indeß die Kirche in der lateinischen redet. Und empfing auch der Ritter noch seine christliche und geistliche Bildung in den Kathedralschulen, so ging er doch auch in die Hofschulen, in denen er seine weltliche Bildung erhielt und seine Sitte und Waffenübung erlernte.

Die Aufgabe des Ritters war, die Waffen kunstgerecht zur Vertheidigung des Fürsten und Vaterlandes, der Religion und Kirche, der Unschuld und Wahrheit zu führen und eine christliche Haltung des Lebens zu bewahren. Zu diesem Ziele wurde er in drei Lebensabschnitten methodisch erzogen und gebildet. In den ersten sieben Lebensjahren stand das Kind unter Aufsicht der Mutter, der Amme und Pflegerin, die den Körper gesund zu entwickeln und dem Geiste die erste Nahrung zu bieten hatten. Mit dem 7. Jahre ward der Knabe „Junker": als solcher mußte er seinen Herrn zur Jagd und auf Reisen begleiten und ihn und dessen Gemahlin bei Tische bedienen; sein Unterricht bestand in den Lehren der Religion, in der Anleitung zu Ehrerbietung, zu Anstand 2c; seine Erholungsstunden füllten ritterliche Kampfübungen mit Lanze und Armbrust aus. Im 14. Jahre ward der Junker wehrhaft gemacht, um als „Knappe" seinen Herrn überallhin, im Kriege wie im Frieden, zu begleiten und des Winkes von dessen Gemahlin

gewärtig zu sein. Im 21. Jahre ward der Knappe zum „Ritter" geschlagen, wozu er sich durch Fasten, Gebet, Bußübungen ꝛc. vorbereitete. — Das Ritterfräulein ward vornehmlich zur Religiosität, Züchtigkeit und Häuslichkeit, den höchsten Tugenden der Frau, erzogen. Es wuchs in den ersten Jahren unter den Augen der Mutter auf, die für äußere und innere Entwicklung Sorge trug, um später im älterlichen Hause, in einem Kloster, oder an einem fremden Fürstenhofe in weiblichen Kunstfertigkeiten und in der Minne, aber auch im Lesen und Schreiben, in fremden Sprachen, namentlich im Französischen und Lateinischen, sowie in den musischen Künsten unterrichtet zu werden.

Die ritterliche Erziehung war eine gymnastisch kriegerische, der die Religion zur Unterlage diente. Weil jedoch diese religiöse Unterlage nur in einer äußerlichen Aneignung der katholischen Lehre bestand und der Hauptzweck des Ritters, der Kampf, der sittlichen Basis entbehrte, artete das Ritterthum zum Raubritterthum aus und trat „an die Stelle einer einfachen Erziehung zu christlicher Minne das Zerrbild höfischer Galanterie."

Das Ritterthum war die höchste Spitze jener schwärmerisch glühenden Sehnsucht nach dem Ewigen, welche die mittelalterliche Welt durchwehte. Insofern steht es mit dem Papstthum noch auf ein und demselben Boden. Es ist jedoch zugleich die erste, wenn auch die unbewußte, mit ihrem eigenen Gegensatz noch verwandte Opposition gegen die abstracte Geistlichkeitskirche und Geistlichkeitserziehung. Im Bürgerthum tritt diese Opposition mit Bewußtsein auf.

2. Das Bürgerthum und seine Erziehung.

Je mehr Mönchs- und Ritterthum zerfielen, um so mehr blühte das Städtewesen und der Bürgerstand durch Handel und Gewerbe mit seinem Motto: „Bete und arbeite!" auf. **Das Bürgerthum** machte dem Cölibat gegenüber die Sittlichkeit der Ehe und Familie, der thatvollen Thatlosigkeit des Ritters gegenüber die Arbeit innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, dem todten Gehorsam des Mönchs unter seine Ordensregel und der Willkür der ritterlichen Laune gegenüber die Gesetze des Gemeinwesens geltend. Es machte zugleich, entgegen der Geistlichkeit und dem Ritterthum, die Landessprache zum Ausdruck seines geistigen Lebens. Es war die praktische That gegenüber der mittelalterlichen Phantasie, die erste Erscheinung und die Basis des neuen Geistes, der in der Mystik das religiöse Gefühl, das germanisch ist, gegen den scholastischen Verstand, der von Rom kommt, in den Kampf schickte und in den Reformatoren vor der Reformation

von Arnold v. Brescia an bis zu Wiclif, Huß, Savonarola und Wesel die sittliche Opposition gegen die Unsittlichkeit der Hierarchie ergriff, der das Schießpulver, das Linnenpapier und die Buchdruckerkunst, das Postwesen und die Taschenuhren erfand, der die Blüthen der Malerei hervortrieb, und der in der Erziehung revoltirte.

Die nur zu hierarchischen Zwecken benutzte Erziehung in den Händen der kirchlichen Organe rief mit dem Aufblühen des Bürgerthums nothwendig eine Opposition hervor. Das Verlangen nach Bildung im Bürgerthum erzeugte schon im 13. und 14. Jahrhundert die Stadtschulen, die zwar noch in den Dienst der Geistlichkeit treten mußten, aber über die sich nach und nach die Städte, die sie gestiftet hatten, das Recht der Aufsicht aneigneten. Daneben traten Schreibschulen auf, in denen neben Lesen und Schreiben auch Briefschreiben in deutscher Schrift getrieben ward, die unabhängig vom Clerus waren, und die Kinder ohne Unterschied des Geschlechts aufnahmen: der Anfang der deutschen Bürgerschulen. In den lateinischen Schulen, die nach dem Vorbilde der Domschulen und nach dem Muster der Schul- und Erziehungsanstalt von Gerhard de Groote, sowie durch den Einfluß der nach Italien eingewanderten Griechen die klassischen Studien pflegten, war die Grammatik Mittelpunkt des Unterrichts und wurden Kinder aus vornehmen und geringen Ständen aufgenommen. Doch kamen sie eben so wenig wie die deutschen Schulen in ihrem Unterricht über gedächtnißmäßiges Auffassen hinaus und wußten auch sie nur durch äußere Zuchtmittel den unbändigen Sinn ihrer Zöglinge zu beugen.

Die Bildung des weiblichen Geschlechts gehörte vorzüglich der Familie. Doch erhielten die Töchter höherer Stände bereits Schulunterricht und kurz vor der Reformation finden sich in einzelnen Städten besondere Mädchenschulen.

Der Lehrerstand jener Zeit war ein Abbild der städtischen Zünfte und ihrer Kunst, des Meistergesanges. Der Rector oder Schulmeister ward von dem Magistrate einer Stadt gewöhnlich auf ein Jahr contractlich angenommen, der sich dann Gesellen miethete, die einzig und allein von ihm abhängig waren. Der Lehrerberuf war ein Handwerk und der Lehrer ein Wandersmann. Mit dem wandernden Meister zogen dann oft auch eine Anzahl Schüler weiter: es entstanden die fahrenden Schüler, Bachanten, Schützen, die zuletzt so sehr zur Landplage wurden, daß obrigkeitliche Verordnungen gegen sie erlassen werden mußten. So wenig aber auch durch so zweifelhafte Organe, die weder Sinn noch Herz für den Lehrerberuf hatten, die

Erziehung im Allgemeinen befördert ward; so waren sie doch (— hervorgerufen durch den Mangel an Sinn für die Schule bei der hohen Geistlichkeit und durch die Trägheit und Unwissenheit des Clerus im Allgemeinen —) die ersten Vertreter eines eigenes Lehrerstandes und zugleich die ersten Repräsentanten einer von der Kirche sich unabhängig machenden Schule.

Wie die Schule, so suchte sich auch die Wissenschaft durch die Universitäten von der Kirche zu emancipiren. Der Unterricht auf Universitäten war, so sehr er sich auch in Abstractionen, in logischen Definitionen und in dialectischen Schlußfolgerungen erging, der erste und großartige Versuch, die Wissenschaft von der Vormundschaft der Kirche zu befreien und sie eben so zum Selbstzweck zu machen, wie die lateinischen Schulen das Studium der alten Klassiker zum Selbstzweck zu machen strebten.

Und durch die aus Griechenland und Italien nach allen romanischen und germanischen Ländern verpflanzten klassischen Studien erhielt der Scholasticismus den härtesten Schlag. Petrarca, Boccaccio und Johann von Ravenna sind im Verein mit den Medicäern die großen und begeisterten Verehrer des klassischen Alterthums in Italien. Die gelehrten Flüchtlinge aus Griechenland fanden deshalb für ihre Aussaat einen empfänglichen Boden. Die Scholastik ward in Italien gebrochen. Victorin Rambaldoni legte Lehr- und Erziehungsanstalten an ꝛc. Die Jugend von Spanien, Frankreich, England und Deutschland wallfahrtete in die klassischen Schulen Italiens, und von Italien kehrten die großen Humanisten zurück, die in Frankreich, in den Niederlanden, in Deutschland die Fahne der klassischen Litteratur und Wissenschaft aufpflanzten: R. und H. Stephanus, Gerhard de Groote, Agricola, Hegius ꝛc. — Von so gebildeten Männern ward auch die theoretische Pädagogik wesentlich gefördert. Zu den Theoretikern gehören: Vergerius mit seiner Schrift „De ingenuis moribus ac liberalibus studiis“; M. Vegius, der Verfasser der Erziehungslehre „De liberorum educatione et claris eorum moribus“; Aeneas Sylvius (Papst Pius II.): „De puerorum educatione“; Rudolf Agricola: „De formandis studiis epistola“; Desiderius Erasmus: „De civilitate morum puerilium“, „institutio principis christiani“, „de ratione studii ac legendi interpretandique auctores etc. —

B. Nach der Reformation.

Die Periode der organischen Erziehung.

Die Reformation in der Kirche ist nicht eine isolirte That des Geschichtsgeistes. Copernicus entreckt das Sonnensystem. Columbus findet die Unterwelt. Magelhaens zeigt die wahre Gestalt der Erde. Bacon tritt als Herold der Naturwissenschaften auf. Die Nationalitäten emancipiren sich. Die Königsmacht tritt hervor, und der Gegensatz von Kirche und Staat wird aufgehoben. Alles — derselbe Geist, der schon in Gründung der Universitäten und Stadtschulen seine Maulwurfshügel aufwarf und der in den Mystikern des Mittelalters wie in Wiclif und Huß einzelne Worte sprach, bis er in Luther auf offener Straße predigte. Nur mußte und konnte dieser Geist allein und zuerst auf religiösem Gebiete am mächtigsten und kräftigsten in die Welt eindringen. Die Religion ist der innerste Mittelpunkt des Lebens, und eine Aenderung des Mittelpunktes ändert auch die Peripherie. Zugleich hatte im Mittelalter die Kirche alles Leben eingenommen und an sich gezogen; an sie mußte deshalb zur Weiterentwicklung angeknüpft werden. Luther knüpfte an sie an. Er ist die persönliche Reaction des Gewissens gegen die Gewissenlosigkeit der Hierarchie. Dem Gefühl der mittelalterlichen Mystik, das in ihm lebendig wird, fügt er die Energie des Willens zu. An die Stelle der äußerlichen Dogmen tritt bei ihm der innerliche Glaube, an die Stelle der Werkheiligkeit die sittliche That. Der freie persönliche Mensch, der sich auf die Autonomie der Vernunft stellt, und dessen aus Gott gebornes Gewissen in Religionssachen als Autorität weder Clerisei noch Kaiserreich anerkennt, ist die Eroberung der Reformation. Die Reformation und ihr Zeitalter ist und sucht die Einheit von der Objectivität des Alterthums und der Subjectivität des Mittelalters. Sie hebt den Gegensatz von Gott und Welt, Geist und Materie auf in der Idee vom organischen Leben und versöhnt somit das Subject mit dem Object, sucht und findet überall die Einheit des Daseins, die Einheit im All. Sie setzt den Ganz- und Vollmenschen in seine Rechte ein, und führt dadurch die eigentliche Mannesperiode der Menschheit herbei. Ist der Character des Lebens im Alterthum episch, der des Lebens vor der Reformation lyrisch, so könnte man den des Lebens in der nachreformatorischen Zeit dramatisch nennen.

Der neue reformatorische Geist tritt auch in der Erziehung auf: mit jeder kirchlichen Reformation muß nothwendig eine Erziehungsreformation verknüpft sein; jede Weiterbewegung in der Kirche war auch mit einer tieferen Fassung der Erziehung und des Unterrichts verbunden. Luther selbst wendet sich kraftvoll an den Adel und an die Bürgermeister und Städte deutscher Nation um Aufrichtung der Schulen und schreibt seinen Katechismus, der bald in den Schulen eingeführt wird. Zwingli gibt die erste protestantische Erziehungslehre in dem „Lehrbüchlein, wie man die Knaben christlich unterweisen und erziehen soll.“ Der Praeceptor communis Germaniae, Melanchthon schreibt nicht nur „de corrigendis adolescentiae studiis“ und „de artibus liberalibus“, sondern errichtet auch mehrere gelehrte Schulen auf die Weise, wie sie sich ihrem Wesen nach bis heute erhalten haben und entwirft eine Kirchen- und Schulordnung, die lange Zeit hindurch als Gesetz betrachtet wird. So greifen die Reformatoren selbst in die Erziehung ein. War es doch nach ihrem Princip nicht anders möglich: die Reformation hat die einzelne Seele frei in Gott gemacht; daß die einzelne Seele zu dieser Freiheit gelange, — dafür mußte die Erziehung nun sorgen. Sie schlägt deshalb in allen Ständen zu neuem Leben aus. In den höheren Schulen entzückt der Hellenismus durch seine Formenschönheit, gegenüber der scholastischen Geschmacklosigkeit, die edelsten Geister der Reformation, die sich deshalb auch bemühen, ihn in die Welt einzuführen. Die Universitäten erheben sich zur wirklichen Universität; denn auch sie durchweht neubelebend ein humanistischer Geist. Die Erziehung des Volkes datirt in Wahrheit erst von der Reformation ab. Denn obschon der Grund der Volksschulen bereits in den Schreibschulen des 12. Jahrhunderts gelegt ward, so wurden sie doch mit der Reformation nicht nur allgemeiner, sondern auch aus bloßen Lehr- und Lernschulen Lehr- und Erziehungsanstalten. Und auch die Erziehung des Adels, der dadurch eine andere Stelle im Staate erhielt, daß sich das Bürgerthum mit der Monarchie verbündete und beide den Ritter zum Edelmann herabdrückten, durfte hinfort nicht mehr eine bloß kriegerische sein, sondern mußte der kriegerischen die geistige Gewandtheit hinzufügen, die in der Praxis bald darin ihr Ziel suchte, daß sie — wie Rosenkranz treffend bemerkt — die Manier des absoluten Herrschers im Kleinen copirte. Die Erziehung umfaßt von nun ab alle Stände und strebt, jede Individualität auf dem Wege der Entwicklung den ihr von Gott gegebenen Anlagen gemäß ihrem ewigen Ziele entgegenzuführen. Sie sucht den Menschen harmonisch zu

entfalten und dadurch zugleich in Harmonie mit der Menschheit, mit der Natur und mit Gott zu setzen: sie ist die organische Erziehung.

Dieselbe gliedert sich in drei Perioden: in die abstract christlich-theologische Erziehung, die den Christen noch im Gegensatz zum Menschen auffaßt, in die abstract menschliche Erziehung, die den Menschen noch in Gegensatz zum Christen stellt, und in die christlich humane Erziehung, welche die Einheit von Christ und Mensch im Ideale der Gottähnlichkeit erfaßt und diese Einheit in der Individualität zu entwickeln strebt.

a. Die abstract christlich-theologische Erziehung.

Die Reformatoren erstrebten eine allgemeine Verbreitung gelehrter Bildung, um dadurch wissenschaftliche Männer für kirchliche und weltliche Aemter zu erlangen. Auch wollten sie für alle Klassen des Volkes Unterrichtsanstalten schaffen. Zugleich aber suchten sie, weil sie in der Schule die Stütze für ihr reformatorisches Streben sahen, dieselbe wiederum zur kirchlichen Anstalt zu machen, weshalb sie den Unterricht im Christenthum als Hauptaufgabe der Schule hinstellten: in den Augen der Reformatoren nothwendige Forderungen zum Siege des Fortschritts; nach den Reformatoren in den Händen der Buchstabenmänner die Waffen zur Knechtung der freien Entwicklung in der Schule. Die Reformatoren selbst bahnten schon den Weg zu dieser Knechtung des Geistes. Sie hatten das Herz im Innern frei gemacht. Als sie diese Innerlichkeit nach Außen vertheidigen sollten, hatten sie keine anderen Waffen, als die scholastische Logik, die 6 Jahrhunderte hindurch das Werkzeug des Geistes gewesen war und in der auch sie aufgewachsen waren. Und wie der freie Geist der Reformation darum auf theologischem Gebiete im Formenwesen und Parteihaß erstarrte; so mußte auch die Schule noch einmal den harten Weg der Scholastik durcharbeiten, ehe sie, gleich der Kirche, im Glauben, der freien Hingabe des menschlichen Gemüths an das Göttliche, das es in sich aufzunehmen und im Leben zu verwirklichen strebt, aufzuathmen vermochte. —

Diese Entwicklung machte Protestantismus wie Katholizismus durch. Auch in der katholischen Kirche begann im 16. Jahrhundert ein neues Leben, das seinen Einfluß auf die Schulen ausübte und besonders durch das Streben genährt ward, der Bildung und Gelehrsamkeit der Protestanten nicht nachzustehen. —

Die abstract christlich-theologische Erziehung stellt sich zuerst als Hierarchismus dar, der im Katholizismus als Jesuitismus und im Protestantismus als Orthodoxie auftritt, begünstigt

durch die vom 30jährigen Kriege erzeugte leibliche und geistige Barbarei. Sie setzt sich sodann fort und entwickelt sich weiter im Pietismus Speners auf protestantischer Seite und im Jansenismus des Katholizismus.

1. Der Hierarchismus

wiederholt und versucht noch einmal die scholastische vorreformatorische Erziehung nach der Reformation, indem er nicht Sachen, sondern Worte, nicht Wahrheiten, sondern Formeln — überhaupt abstracte Frömmigkeit und Zungenfertigkeit als Ziel aufstellt.

Der Jesuitismus repräsentirt die Reformation innerhalb des Katholizismus und zugleich die Opposition gegen den Protestantismus. Er wendet sich an die Zweifelsmüdigkeit und an die Sinnlichkeit, an den Ehrgeiz und an die Habsucht der Menschen. Die Freiheit der Reformation bekämpft er mit seiner Freiheit, die in der Verneinung der Freiheit und damit in der Verneinung des Menschenwesens, der Sittlichkeit, des Christenthums besteht. Aber mit scharfem Verstande — und nur Verstandesmenschen, die den Menschen für ein wildes Thier halten, das man zähmen muß, um es beherrschen zu können, gehören ihm an und sind seine wahren; ihm ehrlich ergebenen Werkzeuge — verfolgt er seine Zwecke. In Kirche, Schule und Familie drang er mit seinen Lehren und Grundsätzen. Der Einzelne erhielt und erhält die seinem Talente angemessene Stellung. Der Einfluß auf das Erziehungswesen, das ihm besonders Claudius Aquaviva verschaffte, war bedeutend und weitgreifend. In den Schulen, die entweder Seminarien für künftige Jesuiten, oder Convictorien, Kost- und Erziehungshäuser für Knaben aus anderen Ständen waren, und von Prinzen und Grafen, aber auch von armen ausgezeichneten Kindern besucht wurden, und denen eine Zeit hindurch selbst protestantische Schulmänner ihr Lob spendeten, werden neben den altklassischen Sprachen Mathematik, Geschichte und Naturkunde getrieben, aber auch Reinlichkeit, gute Verpflegung, körperliche Bewegung und fröhliches Spiel betont, sowie körperliche und geistige Individualität der Zöglinge berücksichtigt. Der Unterricht besteht aus einem exacten Mechanismus. Bei vorwiegender Cultur des Gedächtnisses werden die höheren Denkvermögen niedergehalten und die Gefühle vernachlässigt. Die eigentliche Erziehung führt durch todten Gehorsam des Schülers gegen den Lehrer, durch gegenseitige Spionage der Schüler unter einander und durch Augendienerei gegen die Obern, von denen die Schüler abhängen, zur sittlichen Corruption.

Die Orthodoxie des 16. und 17. Jahrhunderts wiederholt im Protestantismus den Katholizismus. Ihr System ist ein vollendetes Verstandessystem. Das religiöse Gefühl darf nicht zu Worte kommen. Die Menschen werden nur äußerlich als außerhalb oder innerhalb der Kirche stehend betrachtet: als Kirchengläubige — und die allein heißen hier Christen — oder als Kirchenungläubige, und das sind die ewig Verdammten. Der Glaube, der nichts anderes als die Freiheit der Kinder Gottes selbst, die Gewißheit des Reiches der Wahrheit, der Schönheit und der Tugend, worin Gott der Mittelpunkt, muß in todten Buchstaben erstarren. Der Mensch wird alles Göttlichen entleert und das Göttliche kann deshalb auch den Quell nicht in seinem Innern haben: es muß ihm von Außen gegeben werden und tritt also mit zwingender Autorität an ihn heran, damit er sich ihm blindlings unterwerfe. Die tiefe Innerlichkeit und freie subjective Geistigkeit, mit der die Reformation so imponirend den Katholizismus, der den Glauben an sich selbst verloren hatte, in den Staub trat, wird hier durch Geistlosigkeit vernichtet und sittlich nicht anerkannt. Das orthodoxe System mit seinem Buchstabenglauben und mit seinen klugen Verbarrikadirungen ist äußerlich was innerlich seine Lehre ist: katholische Scholastik. Die Kirche war eine Polizeikirche, und mit ihr parallel entwickelte sich der Polizeistaat.

Unter der Herrschaft eines solchen Systems mußten natürlich Unterricht und Erziehung in Gedächtniß- und Formelkram bestehen, und in Hinsicht auf die freie geistige Gymnastik und auf die Entwicklung aller Geistesseiten stand die orthodoxe Erziehung rein auf mittelalterlichem, scholastischen Boden. Die Dorfschulen theilten ihre Kinder in drei Abtheilungen, von denen die unterste buchstabirte, die zweite syllabirte und die dritte las und schrieb. In den lateinischen Schulen wurde nur lateinisch gesprochen. Die Fürstenschulen tractirten in der Religion die loci theologici des Melanchthon und außerdem Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Dialektik und Rhetorik: Alles rein scholastisch. In allen Schulen wurden die protestantischen Glaubenslehren äußerlich eingelernt, und aller Unterricht, selbst Rechnen und lateinische Grammatik, mußte religiös d. i. orthodox theologisch gehalten sein. Der Stock, der selbst in den Oberklassen der Gymnasien gebraucht wurde, war — und noch nicht einmal das roheste — Erziehmittel. Und das Ziel der Erziehung war, die Erde als ein Jammerthal zu erkennen und freudlos das Leben als nichtig zu betrachten. Phrasen für Erkenntniß und für Sittlichkeit wurden mit tyrannischem

Zwange eingewöhnt: — die Lehrlinge erstickten im Formalismus, wurden unwissend und roh. —

Und doch ist die hierarchische Erziehung ein nothwendiges Moment nicht allein in der Entwicklung der Erziehung überhaupt, sondern auch der erste, wenn auch noch rohe Anfang der heutigen Erziehung. Es war die Zucht des Geistes, die hier geübt, die Entsagung des subjectiven Dünkels, worauf hingearbeitet werden sollte und was erst niedergemacht werden mußte, ehe die Vernunft des Menschen von ihrem Hoheitsrechte Gebrauch machen konnte. Zugleich waren die ersten Schritte zu einer wirklichen Organisation des Schulwesens gethan. Die Lehrer wurden von jetzt ab fest angestellt und streng sittlicher Lebenswandel ward als erste Bedingung von ihnen gefordert. Schulen wurden für alle Stände — auch besondere für Mädchen — errichtet. In die Schuleinrichtungen kam Plan, Zusammenhang und Ordnung. Die Erziehung gewann eine praktische Gestaltung, und dem Geiste, der sie in Zukunft regieren sollte, wurde eine wohnliche Stätte bereitet.

2. Der Pietismus.

Die einseitige Verständigkeit ruft die eben so einseitige Gefühlsseligkeit, der Hierarchismus den Pietismus, — die Orthodoxie den Pietismus Speners, der Jesuitismus den Jansenismus hervor.

Der Jansenismus verwirklichte durch die Aufnahme der Augustinischen Lehre von der unwiderstehlichen Gnade und von dem absoluten göttlichen Erwählungs- und Verwerfungsrathschlusse das protestantische Glaubensprincip innerhalb der katholischen Kirche, während er in der Lehre von der Kirche und den Sacramenten katholisch blieb. Die Jansenisten vertraten das Gefühl gegenüber dem jesuitischen Verstande, die tiefe Innerlichkeit des Geistes gegenüber dem sittenverderblichen Probabilismus des Jesuitismus. In den Lehr- und Erziehungsanstalten zu Port-Royal verwirklichten sie ihre Erziehungsgrundsätze. Und die Tendenz auf die Innerlichkeit, die sie hier festhielten, war ihr Recht. Im Wesentlichen aber waren sie nicht frei von ihrem Gegensatze, vor dem sie flohen und den sie bekämpften: der Jesuitismus vernichtet die Individualität, indem er sie zur Maschine macht, und der Jansenismus vernichtet sie, indem er sie im Gefühl der Sündhaftigkeit auflöst. Analag auf protestantischem Gebiete.

Der Pietismus, der zwar den Menschen, gegenüber der Buchstabenorthodoxie, von der äußern Autorität, von Kirchenherrschaft und Dogmenstreiterei befreit und das Gefühlsleben betont, sowie das objectiv Göttliche in das Subject hereinzieht, dafür aber das Individuum in

abstracter Entweltlichung vernichtet, die weltliche Bildung und Gelehrsamkeit verdammt und eine Scheu vor dem auf wahrhaft concreter Sittlichkeit ruhenden Leben hat. Die pietistische Erziehung sucht dem entsprechend in ihren Schülern zuerst das Gefühl totaler Nichtigkeit und Gottverlassenheit zu erwecken, um sodann dem verzweifelten Gemüthe in Christus den Rettungsanker zu zeigen. Jede Freude und jeder sinnliche Genuß ist streng verboten. Harte Sittenpolizei ist eingeführt; separatistische Abgeschlossenheit eingerichtet. Bibel, Katechismus und Gesangbuch sind die einzigen Bücher, deren Studium Noth thut; geistliche Poesie und Musik finden daneben Gnade; die Philosophie aber ist als gefährlich verwiesen. — Dennoch aber wirkte der Pietismus, von dem durch Spener tief in das Leben eingreifende Werke und Arbeiten der Liebe ausgingen und der nur erst durch seine weiteren Anhänger, welche die Geltendmachung der Subjectivität nicht consequent durchzuführen wagten, in sein kleinliches und peinliches weltvernichtendes Wesen ausartete, wie in der Kirche für die Grundsätze der ächten Religion, so auch lebendig und wohlthätig auf die Entwicklung der Erziehung. Spener war ein großer Katechet. In Herrnhut lebte „der christliche Pythagoras." A. H. Franke, im Glauben stark, trug zugleich der weltlichen Bildung Rechnung, machte die Standesbildung zum Grundsatz seiner Schuleinrichtungen und nahm die Realien in den Lectionsplan des Gymnasiums auf. Und neben diesen Männern schrieb J. Lange seine lateinische Grammatik, Hoffmann seine populäre Naturlehre und Naturgeschichte für Volksschulen, geknüpft an die Lesung der Bibel, Hecker seine Botanik, Anatomie und Physiologie für Schulen, Büsching seine Jugendschriften, Rambach, der in Jena und Gießen pädagogische Vorlesungen hielt, den „wohlunterwiesenen Informator", Sulzer „Vernünftige Gedanken von der Erziehung und Unterweisung der Kinder ꝛc.", der herrnhutische Bischof Layritz „Betrachtungen über die Erziehung der Kinder." —

b. Die abstract menschliche Erziehung.

Selbstständig neben der einseitig christlich-theologischen Erziehung begründete sich im 16. und 17. Jahrhundert eine Erziehungstheorie, welche im Keim die ganze neuere Entwicklung des Erziehungs- und Unterrichtswesens in sich enthält und die darum wesentlich zum Fortschritt über die abstract theologische Erziehung hinaus beigetragen hat. Als solche Erziehungstheoretiker erschienen im 16. Jahrhundert Valentin Trotzendorf, der auf lebendige dialogische Lehrart drang und strenge Zucht einführte, — und Johannes Sturm, der seine Schuleinrich-

tung soweit als möglich von der Theologie emancipirte, Wort- und Sachkenntniß innig beim Unterricht verband und vom Anschaulichen zum Begriff, vom Analytischen zum Synthetischen fortging, Gedächtniß und Verstand gleichmäßig übte und nichts lernen ließ, was dem Schüler nicht deutlich gemacht war. Das 17. Jahrhundert schritt rüstig auf der betretenen Bahn weiter, entwarf neue Projecte, sann auf Erleichterungs- und encyclopädische Abkürzungsmethoden im Unterricht und wollte den sittenlosen Schein in sittliches Wesen umwandeln. Wolfgang Ratich war ein Repräsentant dieser Richtung mit seinen Unterrichtsgrundsätzen: „Alles nach Ordnung oder Lauf der Natur; nicht mehr denn Eins auf ein Mal; Alles zuerst in der Muttersprache; erst ein Ding an ihm selbst, hernach die Weise von dem Ding; Alles durch Erfahrung und stückliche Untersuchung; Nichts soll auswendig gelernt sein." Ihm folgte Amos Comenius, der die deutsche Sprache in die Schule einführte, die Anschaulichkeitsmethode zur Regel machte, Sachkenntniß mit den Sprachkenntnissen aufs Engste verband und erst den Gegenstand als Ganzes, dann seine Theile betrachtete, erst die Sinne, dann das Gedächtniß, hierauf den Verstand und endlich das Urtheil übte. John Locke endlich stellte an die Spitze seiner Erziehungsgrundsätze, daß nur in einem gesunden Leibe eine gesunde Seele wohnen kann, empfahl deshalb leibliche Abhärtung und Spiel zur Erholung, versah Würfel und Spielsachen mit Buchstaben und Sylben, um den Kindern das Lesen spielend beizubringen, forderte Erfahrung und Beobachtung als Grundgesetze der Pädagogik, verbannte den Stock aus der Schule und wollte durch Regelung des Willens zur Tugend bilden.

Das waren die Principien, auf denen sich **die abstract menschliche Erziehung** aufbaute, die ihr Wesen in dem Kampfe gegen die abstract christlich-theologische Erziehung hatte.

Gegen die Buchstabentheologie der Orthodoxie und gegen die Gefühlsschwelgerei des Pietismus trat der freie Geist in Kampf auf Leben und Tod. Cartesius proclamirte den Geist als das Selbstbewußtsein, und die französische Philosophie stellte das Individuum kühn auf sich selbst. In England suchten Bacon und Hobbes dem Geiste die Natur zu unterwerfen und die Deisten das Subject zum Richter über die Religion zu machen. Spinoza stürzte den Gegensatz von Geist und Natur, und Leibnitz faßte die Erscheinung als das Leben und die Wirklichkeit des Geistes. Das war der Boden, auf den in Deutschland die Periode der Aufklärung trat, die in Friedrich, dem Großen, dem Gründer des protestantischen Staates, ihren Heros fand, als er vollkommne Religionsfreiheit mit seinem berühmten

Ausspruche proclamirte — „Die Religionen Müsen alle toleriret werden und Mus der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, daß keine der andern abrug Thun, denn hier Mus jeder nach seiner Fasson Selig werden." Wolf gab dieser Geistesrichtung in seiner Philosophie, nach der von keinem Dinge geredet werden kann, wovon man nicht einen deutlichen Begriff vorgebracht hat und nach der man nichts ohne Beweis annehmen darf, den wissenschaftlichen Ausdruck. Der Deismus mit seinem „höchsten Wesen" ersetzte die Stelle der positiven Religion in der allgemeinen Gesinnung und Weltanschauung der Aufklärungsperiode, deren Motto der Philosoph von Sanssouci in den Worten aussprach: „Das Wichtigste ist, gut zu leben, gesund zu sein, Freunde zu besitzen und ein ruhiges Herz zu haben."

Auf solcher Basis, die für die Erziehung bereits durch die Erziehungstheoretiker des 16. und 17. Jahrhunderts angebaut war, entwickelte sich ein neues Schul- und Unterrichtswesen. Durch obrigkeitliche Erlasse wurde die Errichtung von Bürgerschulen, Dorfschulen und Mädchenschulen geboten und darin als Methode vorgeschrieben: Anschauung, Fortschritt vom Leichten zum Schweren, Bildung des Gedächtnisses und Bildung für's Leben. Die Schule strebte Selbstzweck, selbstständig und Organ des Staatsganzen zu werden, und Humanismus und Realismus suchten sie diesem Ziele entgegenzuführen, indem sie — unter sich selbst wieder Gegensätze — das Individuum von der todten Scholastik des Hierarchismus und von Gefühlsschwelgerei des Pietismus befreien wollten, damit aber in das andere Extrem fielen und eine rein weltliche Erziehung, die alles specifisch Christliche von sich weist, erzielten.

1. Der Humanismus

setzt das Erlernen der lateinischen und griechischen Sprache als Zweck und sucht durch Vertiefung in das klassische Alterthum und in die Denkmäler der antiken Kunst die rein menschliche Gesinnung zu bilden und die Idee der Menschheit im Individuum zu wecken. Von den Vertretern dieses Princips, von den Philologen, wurden zur Einpflanzung ihrer Ansichten in die jugendlichen Geister besonders Schulbücher, Grammatiken und Lexica bearbeitet. Unter den Bearbeitern philologischer Schriften stehen oben an: Cellarius, J. M. Gesner, Ch. G. Heyne, Ernesti und F. A. Wolf. In Opposition gegen den Realismus hält der Humanismus das formale Erziehungsprincip fest und behauptet, daß es im Unterricht nicht auf Erwerbung positiver Kenntnisse, sondern vorzüglich auf Uebung und Stärkung der geistigen

Kraft ankomme. Statt jedoch den Zögling in das wahrhaft Menschliche d. i. in die Entwicklung der Geschichte einzuführen, macht er ihn nur in Griechenland und Rom heimisch, und statt seinen Geist wahrhaft zu entwickeln, macht er ihn, weil er der Gegenwart entfremdet wird, unbehülflich, unpraktisch und urtheilslos.

2. Der Realismus

betont die Gegenwart und setzt dem Humanismus gegenüber die Realien d. i. die brauchbaren Kenntnisse der Mathematik, Physik, Geographie, Geschichte und neueren Sprachen als das Wesentliche des Unterrichts, indeß er der Orthodoxie und dem Pietismus gegenüber zeigt, daß der Erdmensch nicht bloß den Weg zum Himmel zu wandern hat, sondern auch über die Erde gehen muß und also das irdische Dasein für ihn von Bedeutung und Werth ist. Zur Erziehung des ganzen individuellen Menschen will der Realismus den Körper durch Gymnastik und Abhärtung stärken und den Geist durch Nachahmung der Natur gelegentlich, spielend und dialogisch, dem Worte die Anschauung zufügend, entwickeln. Stock und Ruthe werden aus der Schule verbannt. Nicht sklavischer Gehorsam, sondern Gesetzlichkeit durch Vernunft soll den Willen lenken. Der Zweck der Erziehung ist die unmittelbare Praxis und das Ziel, — über die Nationalität hinaus der reine Mensch. Dadurch aber wird die lebendige Individualität nicht weniger als im Humanismus verflüchtigt, wie auch der Realismus mit seinem Ideal der Naturwahrheit, das er in dem ursprünglichen Naturmenschen zu finden wähnt, zu derselben Abstraction gelangt ist, als der Humanist, der seinen Idealmenschen in Griechenland und Rom suchte und fand. — Diesen Naturmenschen wollte Rousseau im Gegensatz zu aller Cultur erziehen. Von Natur setzte er ihn als gut voraus. Erfahrung sollte ihn bilden. Seine geistigen und körperlichen Kräfte sollten sich durch sich selbst üben. Von Gott sollte er erst als Jüngling hören. Dieses Rousseausche Ideal, das in die Urwälder führt, suchte Basedow praktisch auszuführen, indem er im Philanthropin die Bildung für's Leben erstrebte, die Realien zu Hauptlehrgegenständen machte, bei allem Lernen vom Anschaulichen ausging und körperliche Ausbildung und Verstandescultur als Zweck der Erziehung aufstellte. Rousseau's Emile, ou de l'éducation und Basedow's „Elementarwerk" und „Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker" sind die Evangelien des Realismus; und Campe mit seinem „Robinson", Salzmann mit seiner Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, Guts

Muths der Verfasser der ersten Gymnastik, Rochow mit dem „Kinderfreund“ sind seine Vertreter. —

Die allgemein menschlichen Erziehungsprincipien entwickelten das Schulwesen in katholischen, wie in protestantischen Ländern weiter. In Oestreich entstand unter der Fürsorge von Maria Theresia und Joseph II. in jeder Provinz eine Normalschule, in der die Lehrer für die übrigen Schulen gebildet wurden und deren Unterricht Religion, Lesen, Schön- und Rechtschreiben, Rechnen und Rechnungsführung, deutsche Sprachlehre, Aufsätze und lateinische Sprache, Geschichte und Geographie, die Anfangsgründe der Feldmeßkunst und Baukunst rc. umfaßte; — in größern Städten, auch Klöstern, deutsche Hauptschulen, die in Religion, Lesen, Schön- und Rechtschreiben, Rechnen und Rechnungsführung, deutscher Sprache mit Aufsätzen, lateinischer Sprache und Geschichte mit Geographie rc. unterrichteten; — in allen kleinern Städten, Marktflecken und auf dem Lande Trivialschulen, die Unterricht in der Religion, im Lesen und Schreiben, sowie im Rechnen rc. ertheilten. Und wie in Oestreich, so schritt die Schulbildung in Münster, Mainz, Baiern, Salzburg rc. vor. Doch war die Bildung der Lehrer in den katholischen Ländern nur Abrichtung; die Lehrbücher wurden vorgeschrieben, und die Sagan'sche Methode, die mehr in einem äußerlichen Abrichten bestand, wurde in den Schulen eingeführt. — In den protestantischen Ländern ergriffen die neuen Erziehungsprincipien die Geister gewaltig, und Bürgerschulen, Realschulen, Industrieschulen, Militär-, Handels-, Forstschulen rc. waren ihre Früchte. Es war eine allgemeine Opposition gegen den Aberglauben der Orthodoxie, wie gegen den leeren Formalismus der gelehrten Schulen. Die lateinischen Stadtschulen verwandelten sich entweder in Gelehrtenschulen oder in Bürgerschulen. Die Gymnasien stellten sich zwar vornehm mit ihrer formalen Bildung durch die lateinische und griechische Sprache den anderen Schulen gegenüber, entbehrten aber in sich selbst sowohl des gemeinsamen Zieles durch ein Gesetz über die Prüfung der Schüler, als einer gemeinsamen Schul- und Lehrordnung und einer wissenschaftlichen Prüfungscommission. Auch lag der Schwerpunkt der Zeit nicht in ihnen, sondern in den Real- und Bürgerschulen. In den Real- und Bürgerschulen wurden Religion, Schön- und Rechtschreiben, deutsche Sprache, Zeichnen, Rechnen, gemeinnützige Mathematik, Kenntniß vom Menschen, Naturgeschichte und Naturlehre, Geschichte und Geographie, Singen, Kenntniß der Gewerbe und der Verfassung des Vaterlandes, sowie die Anfangsgründe der lateinischen und französischen Sprache betrieben. In den

Volksschulen traten zu den früheren Lehrgegenständen deutsche Sprache, Verstandesübungen, Kopfrechnen, Zeichnen- und Formenlehre, sowie gemeinnützige Kenntnisse hinzu. Zur Bildung von Lehrern wurden Lehrerseminare errichtet. Im Gegensatz zur hierarchischen und pietistischen Erziehungsperiode erhielt der Unterricht das Uebergewicht und ward die Erzielung von Einsicht das Hauptziel des Unterrichts, indeß die Zucht zur bloßen Schuldisciplin herabsank. Die Volksschule begann sich wieder von der Kirche zu emancipiren, und die Regierungen fingen an, sie als Staatsanstalt zu betrachten. Aufklärung war, wie in der Kirche, so in der Schule das Losungswort geworden. —

c. Die christlich humane Erziehung.

Der Aufklärung, die zur Aufklärerei ausartete und ohne historische Auffassung den Verstandesdogmatismus proclamirte, der alles Leben durch das Entweder-Oder des Verstandes tödtete, ward durch die deutsche Philosophie, diese großartigste Geistesepoche aller Zeiten, nur vergleichbar mit dem Platonisch-Aristotelischen Zeitalter, in ihre Schranke gewiesen, indeß die französische Freidenkerei unter dem blutigen Scheine der französischen Revolution in's Gericht geführt ward. Deutsche Philosophie und französische Revolution sind die Grundsteine, auf denen die neueste Zeit aufgebaut ist, und während jene die Freiheit des Geistes in der Wissenschaft proclamirte, räumte diese die Reste des Feudal- und Ständestaates weg und beantwortete mit den Waffen in der Hand die Frage: „Was der dritte Stand" sei. Und dieser Geist, der in beiden lebte, und der erkannt hat, daß das Göttliche der Welt und der Menschheit immanent ist und daß man den Menschen nicht haben kann, ohne das Göttliche mit zu haben, daß dem Menschen das göttliche Gesetz in's Herz geschrieben und daß also die Freiheit nichts Anderes ist als die vollendete Herrschaft des menschlichen Geistes selbst — dieser Geist war es auch, der dem Richter des Geistes, Lessing, die eisernen Worte seiner Kritik dictirte, der Schiller das größte deutsche Herz im wärmsten Busen schlagen ließ und der aus Göthe, dem ganzen Manne und größten Deutschen, dem Dichterfürsten, sprach. In der Theologie lieferte Schleiermacher eine Analyse des Wesens der Religion und enthüllt sie als die lebendige Quelle und tiefste Wurzel alles Geisteslebens, als eine primitive Kraft des menschlichen Gemüths. Auf dem neu eroberten Grunde erhielt die Kritik freien Spielraum und führte zu einer speculativen Theologie, die sich mit dem durch die Fortschritte der Wissenschaft geläuterten Zeitbewußtsein abzufinden und die Einheit der wissenschaftlichen und religiösen An-

schauung herzustellen weiß. Sie sucht sich einen Leib in der freien Gemeindekirche zu schaffen. Als treue Bundesgenossen des Geistes im Befreiungskriege der Menschheit haben dann die Naturwissenschaften den Himmel und die Erde durchforscht und deren Gesetze erspäht, hat Leverrier zum ewigen Triumphe der Wissenschaft den Planeten Neptun vor seiner Entdeckung im Weltenall durch den Gedanken des Menschen, in der Theorie, entdeckt, und der Großmeister der Naturwissenschaft, A. v. Humboldt, in seinem „Kosmos" alle Resultate der Naturforschung organisch zusammengefaßt, hat der Dampfwagen dem Leibe und die electromagnetische Telegraphie dem Geiste Flügel verliehen, haben die großartigen Entdeckungen in der Physiologie und Psychologie den Menschen aus der Ferne zu sich selbst zurückgerufen. Die Hülle des verschleierten Bildes zu Sais, unserer Psyche, schwindet mehr und mehr, und die Anthropologie gibt der theoretischen und praktischen Pädagogik ein immer sichereres Fundament. Der durch Entwicklung der Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaft, hervorgerufene Umschwung und Aufschwung der Industrie mußte natürlich den Wohlstand des Bürgers und damit wiederum das Streben nach Bildung, die ihn und die Industrie groß gemacht hatte, hervorrufen: die Sorge für die Erziehung war und ist Angelegenheit des Volkes geworden.

Der Gegensatz des formalen und materiellen Erziehungsprincips, mit dem Humanismus und Realismus kampfgerüstet gegenüberstanden, ward durch Pestalozzi aufgehoben und zugleich der Erziehung die Richtung auf die unteren Schichten der Gesellschaft gegeben, indeß der Humanismus nur auf die höheren Stände sich beschränkte und der Realismus, so sehr er auch darnach strebte, Bürger und Adel, Katholiken und Protestanten in sich aufzunehmen, in seinen Erziehungsplänen doch nur auf vornehmere Familien berechnet war. Pestalozzi ist in Wahrheit der Vater der Volkserziehung. Jedem Menschen soll die Möglichkeit zur Bildung und zur selbstständigen Erwerbsfähigkeit eröffnet werden: das ist seine Forderung. Sein Ideal eines menschenwürdigen Daseins sucht er durch Bildung mittelst Form, Zahl und Sprache, sowie durch die sinnliche Anschauung zu realisiren. Die Entwicklung des Menschen wird von Innen heraus versucht.

Auf diesem Boden von Pestalozzi's Erziehungsprincipien bewegt sich die neuere Volksschule. Sie theilt deshalb alle Vorzüge und alle Mängel Pestalozzi's. Aufgabe ward, daß das Kind harmonisch entwickelt, daß Anschaulichkeit bei allen Unterrichtsgegenständen angewendet, daß die freie Geistesthätigkeit angeregt, daß in jedem Lehrgegenstande

stufenweis und stetig fortgeschritten werde und daß der Schüler Alles mit Bewußtsein lerne und thue. Die Zucht ist nur noch ein äußeres Unterstützungsmittel des Unterrichts. Die Volksschule will nicht mehr Lehr- und Erziehungsanstalt des Landvolkes und der unteren bürgerlichen Stände sein; sie will und soll die Grundschule aller Stände und die nothwendige Basis der allgemeinen Bildung werden. Ihre Lehrgegenstände sind: Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, deutsche Sprache, Gesang und gemeinnützige Kenntnisse. — Die Gegenwart verlangt, daß alle Schulen Erziehungsanstalten sein sollen. Sie fordert mit Pestalozzi, daß der Unterricht nicht das Kennen, sondern das Erkennen betone; aber sie will auch, daß das Schulleben den zu entwickelnden Menschen nach allen Seiten hin erfasse und bilde — nicht bloß nach der geistigen, sondern auch nach der körperlichen hin. Sie will ferner nicht allein intellectuelle, sondern auch Herzens- und Willensbildung. Sie läßt den Unterrichtsstoff Mittel sein; aber sie prüft ihn nichtsdestoweniger nach dem Werthe, welchen er an sich hat, und will den Geist nur durch das Allergediegenste nähren und entwickeln. Sie weiß endlich, daß der Mensch sich entwickelt durch Assimilation und Production, betont daher nicht minder die Ausführung des Eingesehenen, das Können und sucht auch das schöpferische Element in dem Kinde anzuregen und zu entwickeln.

Diese letztere Forderung hatte bereits ein Mann hervorgehoben, der gleich Pestalozzi ein Herz für die Menschheit hatte und darum fühlte, was der Erziehung Noth that. Friedrich Fröbel hat dem Abc der Anschauung von Pestalozzi das Abc des Thun's hinzugefügt.

Die gelehrten Schulen entwickeln sich nicht minder lebendig. Für die Gymnasien ist eine wissenschaftliche Prüfungscommission und ein Staatsexamen eingerichtet. Da jedoch in Folge der schärferen Prüfungen beim Abgange vom Gymnasium auch größere Forderungen an die Schüler gemacht wurden, trat Lorinser in den heftigsten Anklagen „zum Schutze der Gesundheit auf Schulen" auf, indeß es andrerseits Köchly bei dem ungeheuren Umschwunge der Naturwissenschaften, bei unserem Welthandel und Verkehr lächerlich findet, wenn sich der classisch Gebildete mit einer höheren Humanität brüsten will, und darum an die Gymnasien die Forderung stellt, das Lateinsprechen abzuschaffen, das Lateinschreiben zu beschränken &c. Indeß versuchte die neueste Zeit noch einmal, im Bunde mit der kirchlichen Reaction die Abstraction durchzusetzen, den Gymnasialunterricht zur formalen Bildung zu stempeln und die lateinische und griechische Sprache für die einzigen und ewigen Bildungsmittel zu halten. Doch der Geist der Weltge-

schichte ist zu mächtig, als daß einzelne Parteien der Vergangenheit seine Weiterentwicklung zu hemmen vermöchten. Und der Kampf zwischen Humanismus und Realismus — um den es sich hierbei wesentlich handelt — wird dann erst beendet sein, wenn (— wie es Klopp in seiner „Reform der Gymnasien in Betreff des Sprachunterrichts“ zum Theil richtig darstellte, wie es das Leipziger „moderne Gesammtgymnasium“ von Hauschild praktisch durchzuführen strebt, und wie es „die Gymnasialpädagogik“ von K. Schmidt wissenschaftlich begründet —) das humanistische Gymnasium sein Centrum in der Geschichte und in den dieselbe aufschließenden Sprachen findet, indeß die Naturwissenschaften in seiner Peripherie liegen, und wenn die jenem gleichgestellte Realschule ihren Mittelpunkt in den Naturwissenschaften ergreift und ihre Peripherie mit der Geschichte und den Sprachen füllt.

Die Universitäten endlich, gleichfalls ein Zeitenspiegel, basiren in Deutschland auf Lehr- und Hörfreiheit, indeß ihnen eine organisirte Disciplin fehlt, ein engherziger Kastengeist in ihnen herrscht, die theologische Facultät sich von dem Stamme des Wissenschaftsorganismus für den Augenblick loszutrennen scheint, und bei den Studenten ein handwerksmäßiger Betrieb der Brodstudien sich einschleicht. Das überall in der Gegenwart kämpfende Vor- und Rückwärts liegt auch hier im Kampfe, und während man auf Seiten der Reaction die Universitäten gänzlich zu Abrichtungsschulen herabdrücken möchte, wird von der Partei des Fortschritts energisch der Wunsch nach Reformen, im Sinne und Geiste der neuzeitlichen Pädagogik, ausgesprochen. Doch bewahren die deutschen Universitäten noch die Höhe der Entwicklung gegenüber den mittelalterlichen Instituten Englands, wo sie humanistische Schulen mit klösterlichem Leben sind, wie gegenüber den russischen Universitäten, wo der Professor an ein vorgeschriebenes Lehrbuch gebunden ist.

Ueberhaupt nimmt Deutschland, das Land der Gedanken, den Höhepunkt der theoretischen und practischen Entwicklung in der Erziehung ein, indeß Frankreich, die augenblickliche That und äußerliche Form, an innerem Gehalte des Schulwesens wesentlich und auffallend gegen Deutschland im Rückstande ist, und England, das Männer der praktischen, berechneten That nährt, wie in der Gesellschaft so in der Schule das Help thyself zur Basis hat, in Nordamerika aber, dem Lande, dem die Sonne zueilt, das Interesse für eine allgemeine und gleichmäßige Volksbildung im Wachsen ist und bereits ein großartiges Schulwesen geschaffen hat 2c. 2c. —

Mit der Praxis geht in der Periode der christlich humanen Erziehung die Theorie parallel, um mit ihrem Bildungsideal der Praxis

zum Leitstern zu dienen. Diese Bildungsideale aber sind so verschieden, so verschieden der Boden ist, auf dem sie aufgebaut werden.

1) Die Empiriker suchen aus ihren Anschauungen sowie aus den Erfahrungen im Leben die Erziehungsidee zu bestimmen und die Theorie der Pädagogik zu begründen. Sie haben damit vortreffliche Ansichten über die Erziehung gegeben und nach einzelnen Seiten hin die Erziehungs- und Unterrichtslehre wesentlich gefördert: Schwarz-Curtmann, Sailer, M. Arndt, Braubach, Dinter, Gräfe, Diesterweg ꝛc.; — Tegnèr, Bell und Lancaster, Cousin, Jacotot; — Herder, J. P. F. Richter ꝛc.

2) Die Philosophen erstreben eine wissenschaftliche Behandlung der Erziehungslehre nach festen Principien. Kant und vorzüglich seine Schüler Greiling, Heusinger, Niemeyer, Pölitz, Stephani, Milde ꝛc. stellen das sittliche Princip an die Spitze der Erziehung und verlangen Entwicklung, Bildung und Vervollkommnung aller menschlichen Anlagen. — Fichte spricht den Gedanken einer Nationalerziehung in völliger Klarheit aus, und mehr oder weniger basiren auf ihn: Ritter in seiner „Kritik der Pädagogik zum Beweis der Nothwendigkeit einer allgemeinen Erziehungswissenschaft", Fähse im „Grundriß der technisch-praktischen Erziehung" und Niethammer im „Streit des Humanismus und Philanthropinismus." Schopenhauer sucht der Erziehung die Richtung auf die wirkliche Welt zu geben und stellt den Werth der anschaulichen Erkenntniß in das rechte Licht. — In der Schelling'schen Schule, welche die Herausbildung der Idee der Gattung im Einzelnen als Ziel steckt, haben vorzüglich J. J. Wagner, Blasche und Graser gearbeitet. — Hegel faßt die Erziehung als die Kunst, den Menschen sittlich zu machen, und in seinem Geiste hat Rosenkranz „die Pädagogik als System", haben Deinhardt, Kapp und Thaulow die „Gymnasialpädagogik" geschrieben. — Schleiermacher endlich ist mit seinem scharfen philosophischen Geiste auch in das Gebiet der Erziehung eingedrungen und hat die Pädagogik als eine aus der Ethik abgeleitete angewandte Wissenschaft, die der Politik coordinirt ist, betrachtet.

3) Die Philosophen haben consequente Systeme der Pädagogik theils erstrebt, theils aufgestellt und — soweit sie sonst auch auseinandergehen — als Princip der Erziehung die Sittlichkeit bezeichnet. Das spezifische Wesen der Religion tritt, wie in ihren Systemen im Allgemeinen, so auch in den auf sie gegründeten Erziehungslehren, in den Hintergrund. Es entstand deshalb von theologischer Seite eine Reaction und Opposition, die auch in der Pädagogik ihre Vertreter

fand. Dursch und Palmer sind die Repräsentanten dieser christl. theologischen Pädagogiker, die innerhalb ihrer spezifisch orthodoxen Systeme consequent sind, aber Alles, was über diese Systeme hinausliegt, nicht begreifen und daher nur verdammen können.

4) Tiefer als die theologischen Orthodoxen der Neuzeit griffen die Psychologen in das Wesen der Erziehung ein. — Schon die Kantianer hatten die Psychologie als Grundlage der Pädagogik betont, vermochten jedoch nur einen leeren, schematisirenden Formalismus als empirische Psychologie aufzustellen. Herbart verwarf deshalb diesen Schematismus, faßte in seiner Psychologie die Seelenvermögen in ihrer Einheit auf und versuchte die psychologischen Gesetze durch Mathematik zu begründen. Die Pädagogik ist ihm eine von denjenigen Doctrinen, worin die theoretischen Theile der Philosophie, namentlich Metaphysik, Psychologie und Ethik ihre Probe bestehen sollen. Durch seinen erziehenden Unterricht und durch seine Einführung der Regierung in die Erziehung neben der Zucht hat sich Herbart großes Verdienst um die Pädagogik erworben und in die vordersten Reihen der Pädagogiker der Gegenwart gestellt. Dadurch aber, daß er seine Psychologie, die ihm im Verein mit der Ethik der Grund der Pädagogik ist, selbst wieder auf philosophische Speculation stützt, fällt er mit derselben in die einseitige, die Beobachtung des wirklichen Menschen vernachlässigende Richtung der Philosophie, indeß Beneke die Psychologie allein auf innere Erfahrung zu begründen, die Pädagogik nur als eine angewandte Psychologie darzustellen, und alle Zwecke, welche die Erziehung setzt, auf Begründung gewisser psychischer Producte, sowie alle Mittel, deren sie sich bedient, auf Erzeugung gewisser psychischer Entwicklungen zurück zu führen strebt.

5) Das innere Seelenleben ist in beständigem Flusse, und die innern geistigen Zustände lassen sich weder willkürlich hervorrufen, noch beliebig festhalten. Die Selbstbeobachtung entbehrt also dadurch, wie auch dadurch, daß sie immer nur die Beobachtung des bestimmten Individuums mit bestimmter geistiger Organisation ist und also auch nur diese zu beobachten vermag, des sichern Grundes. Als wesentliche Ergänzung muß deshalb der Selbstbeobachtung die Beobachtung an anderen Menschen zugefügt werden. Diese Ergänzung nimmt die Anthropologie auf, die durch Selbst- und Menschenbeobachtung die Physis und die Psyche des Menschen zu erforschen strebt, und denselben einerseits als ein Glied im Weltganzen, andererseits als einen in sich selbstständigen Organismus, als einen Mikrokosmos, erkennt. Auf dieser Basis ruht die anthropologische Pädagogik. Sie faßt

den Menschen als die organische Einheit von Natur und Geist, als Repräsentanten des Kosmos, der sich durch alle Stufen der Thierwelt hindurch, vom Reptil an bis zum gottbewußten und selbstbewußten Wesen emporarbeitet und auf diesem Wege in immer verschiedenere Welten und in immer mannigfaltigere und vielfältigere Beziehungen — zuerst in den Mutterschooß, dann in den Familienkreis, hierauf in die Nation und Menschheit, nachher aus dem tellurischen Dasein in das kosmische, aus der Zeit in die Ewigkeit — eintritt. Demgemäß sucht und erstrebt die anthropologische Pädagogik die Erziehung des ganzen Menschen, die allgemeine Menschenbildung im Dienste der höchsten menschheitlichen Interessen und stellt als ihr formales Princip die Entwicklung auf, indeß sie in ihrem materialen Princip die individuellen, nationalen und humanistischen Erziehungsprincipien, sowie die Ideale der harmonischen Entfaltung der Geisteskräfte, der Religiosität, Sittlichkeit, Schönheit &c. zusammenfaßt und in der Idee der Gottähnlichkeit vereint, womit sie eine harmonische Thätigkeit des Leibes- und Geisteslebens verlangt, geistig aber im Denken die Wahrheit, im Wollen die Freiheit und im Fühlen die Liebe harmonisch entwickelt. —

Das ist der Weg, den die Geschichte der Pädagogik zu durchwandern hat. Sie hat auf diesem Wege nichts anderes zu thun, als den Geist der Menschheit auf der Bahn seines Befreiungskampfes zu begleiten und zu notiren, wie er dabei, in die Besonderheit verschiedener Nationen und eigenthümlicher Menschen eingehend, in immer wechselnden Gestalten sich darstellt, ohne dabei sein Siegesziel aus dem Auge zu verlieren, und wie er die Errungenschaft in jedem Volke und durch jeden Menschen als eine Stufe betrachtet, auf der es näher zur Gottheit ist und auf der er selber gewachsen und größer geworden, sich immer mehr von der Gewalt der Natur befreit. Und löst die Geschichte der Pädagogik diese Aufgabe, so ist sie gleich der Weltgeschichte im Allgemeinen, von der es der Dichter sagt, — das Weltgericht. —

3.

Quellen und Literatur für die Geschichte der Pädagogik.

1. Die allgemeinsten Quellen für die Geschichte der Pädagogik sind die Geographie und die Weltgeschichte. Die Geographie: — die leibliche und geistige Beschaffenheit und Entwicklung eines Menschen wie eines Volkes hängt mit dem Boden, dem Clima &c. des Landes, in dem er lebt, zusammen. Der Mensch steht in innigem Wechselverkehr mit

der Welt außer ihm und ist bedingt durch die geognostische Beschaffenheit des Bodens, durch die Vegetation, durch die thierische Organisation, durch die magnetischen Erdverhältnisse, durch die Wassermassen ꝛc. Ist es doch eine Thatsache, daß weder die Völker der heißesten noch die der kältesten Erdstriche eine Geschichte haben. Und ist doch innerhalb der Grenzlinie, welche die von den Affen bewohnte Zone umgibt, seit historischer Zeit keine eigene und ursprüngliche menschliche Civilisation zur Entwicklung gekommen. Kraft und Stoff bedingen und durchdringen sich gegenseitig: das ist das Naturgesetz, welches die Aehnlichkeit der Menschen, der Thiere, der Pflanzen und des Bodens mit dem Clima eines Landes erklärt. Wie die Entwicklung der Cultur überhaupt, so ist auch die Geschichte der Pädagogik wesentlich mit abhängig von der geographischen Lage des Volkes, das sich entwickelt. — Die Weltgeschichte: — mit der Entwicklung der Menschheit und der Völker im Allgemeinen entwickelt sich auch die Pädagogik. Die Geschichte der Erziehung muß mit den besonderen Schicksalen der Völker, sowie mit ihrem geistigen und leiblichen Zustande bekannt sein. Sie muß mit der politischen Geschichte bekannt sein, weil diese nur der Rahmen der geistigen Entwicklung, die nach Außen gekehrte Entwicklung ist. Sie muß die Culturgeschichte der Völker kennen, denn der Fortschritt in der Cultur geht parallel mit dem Fortschritt in der Entwicklung der Erziehung: eine ist die Ursache und Bedingung der andern. Sie muß der Entwicklung der Gesetzgebung nachgehen, weil diese hemmend und fördernd auf die Entwicklung der Völker und damit auch auf ihre Erziehung einwirkt. Sie muß den wissenschaftlichen und künstlerischen Standpunkt der Völker in Betracht ziehen, denn Wissenschaft und Kunst sind die Geistesspiegel eines Volkes, und wie sein Geist, so auch seine Erziehung. Sie muß aber vor Allem die Religion und deren Entwicklung zu ihrer Vertrauten machen, denn die Religion eines Volkes ist das Herz dieses Volkes und wie das Herz, so der Schatz, so seine Lebensansichten, seine Sitten, seine Gebräuche, — seine Erziehung. Das Studium der Geschichte der Pädagogik setzt das Studium der Geographie und der Weltgeschichte voraus. Daneben gewähren die Biographien berühmter Männer, mögen sie speziell mit der Erziehung sich beschäftigt, oder gelegentlich über erziehliche Verhältnisse gesprochen haben, tiefe Blicke in ihre Zeit und in die Erziehung dieser Zeit.

2. Die gleichzeitigen Schriftsteller, besonders die Historiker, Dichter, Satyriker und Redner geben den historischen Stoff für die Geschichte der Pädagogik. Für die praktische Er-

ziehung im Alterthume besonders die politischen und religiösen Gesetze (— die Gesetze des Moses für die Hebräer, die Gesetze Manu's für die Hindus, das Zend-Avesta für die Perser, die Gesetze Lykurgs für Sparta, die Solonischen Gesetze für die Erziehung in Athen ꝛc. —), in der Neuzeit vorzüglich die Schul- und Kirchenordnungen.

3. Die Quelle für die Geschichte der theoretischen Pädagogik sind die Erziehungstheoretiker der verschiedenen Zeiten und Völker: Pädagogiker, Philosophen, Theologen, Moralisten ꝛc.

4. Eine weitere Quelle für die Geschichte der Pädagogik sind die Geschichten des Schulwesens aus einzelnen Perioden oder einzelner Schulanstalten, die Geschichte von Universitäten, Gymnasien ꝛc. —

Auf diese Quellen gestützt, hat sich eine historisch-pädagogische Literatur gebildet, die J. D. Schulze in der „Literaturgeschichte der Schulen und Bildungsanstalten im deutschen Reiche" (2 Thle. 1804), F. E. Petri im „Magazin der pädagogischen Literaturgeschichte" (1. Band 1.—2. Sammlung 1805—7; 2. Band 1. Sammlung 1808), besonders aber A. Kapp in „commentatio de historia educationis" (1834) zusammengestellt.

Die vorzüglichsten und allgemeinsten Repräsentanten in der historischen Darstellung der Erziehung und des Unterrichts sind:

a) F. H. Chr. Schwarz. Er hat in den ersten beiden Abtheilungen des ersten Bandes seiner „Erziehungslehre" (2. Aufl. 1829) eine Darstellung der allgemeinen „Geschichte der Erziehung" gegeben und damit die Bahn zur allgemeinen Geschichte der Pädagogik gebrochen. Das Werk enthält vieles, aber nicht immer aus den ersten Quellen geschöpftes Material.

b) Niemeyer. A. H. Niemeyer hatte seinen „Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts" einen „Ueberblick der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts" angefügt, welcher jedoch — nur aphoristisch — keinen Einblick in die Entwicklung der Pädagogik gewährte. Diesen Ueberblick hat H. A. Niemeyer im 3. Theile der 9. Ausgabe (1835) des Werkes, zwar ohne tiefere Einsicht in den organischen Zusammenhang der Geschichte und darum auch die Entwicklung der Pädagogik abstract von dem Culturleben der Völker abgerissen, jedoch quellengemäß durchgearbeitet und vervollständigt.

c) (Pustkuchen-) Glanzow hat (in der „Levana" 3. Band 1. Heft 1829) in einer „kurzgefaßten Geschichte der Pädagogik oder gedrängten Darstellung des Entstehens, Wesens, Zusammenhangs und

Wechsels der herrschenden Ansichten über Erziehung und Bildung" die Erziehungsidee darzulegen gesucht und damit eine innere Geschichte der Erziehung gegeben. — Eine solche liefert gleichfalls (1846) mit vorwiegender Betonung des Culturlebens Emil Anhalt in seiner „Darstellung des Erziehungswesens im Zusammenhange mit der allgemeinen Culturgeschichte." — Auch Heinrich Gräfe charakterisirte in seiner „Pädagogik als System" (1845) „die historische Entwicklung der philosophischen Pädagogik" und im 3. Theile der „Deutschen Volksschule" in einem wohlgelungenen Versuche die „geschichtliche Entwicklung der Deutschen Volksschule." — Das Vorzüglichste in der systematisch geordneten Uebersicht der Geschichte der Pädagogik hat Karl Rosenkranz in seiner „Pädagogik als System" (1848) geleistet, indem er die Erziehungsidee in historischer Entwicklung lichtvoll und tiefsinnig, zuweilen allzuscharf nach der Hegelschen Trilogie, darstellt.

d) Unter den neuesten Bearbeitungen der vollständigen Geschichte der Pädagogik ist Wohlfarth's „Geschichte des gesammten Erziehungs- und Schulwesens in besonderer Rücksicht auf die gegenwärtige Zeit und ihre Forderungen" (2 Bände, 1853 u. 55) zu erwähnen, die jedoch den Fortgang in der nothwendigen Entwicklung der Erziehungsidee nicht zu fassen vermag, in theologisch-altrationalistischer Manier die Vergangenheit mit ihrem gegenwärtigen subjectiven Verstande meistert und den Maßstab jetziger Bedürfnisse und Anschauungen an die Vergangenheit legt. — Weniger voluminös, aber nicht brauchbarer ist Friedr. Körners „Geschichte der Pädagogik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart", (1857) — eine oberflächliche, kritiklose Zusammenstellung, die nicht einmal Zeit gehabt hat, sich vor inneren Widersprüchen zu bewahren.

e) Das wichtigste Werk über Geschichte der Erziehung ist die „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwicklung" von Friedrich Cramer, von der jedoch nur 2 Theile (1832 u. 1838) erschienen sind, von welchen der erste die Geschichte der praktischen und der zweite die Geschichte der theoretischen Erziehung in der vorchristlichen Zeit umfaßt. Das vorzügliche Werk basirt auf Quellenstudium und gibt ein vollständiges Bild von dem, was bei den vorchristlichen Völkern die Erziehung war und was die großen Männer dieser Völker über die Erziehung gedacht haben. Nicht direct hat Cramer dieses Werk in der „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden während des Mittelalters, mit Zurückführung auf die allgemeinen literarischen und pädagogischen Verhältnisse jener Zeit" (1843) gleichfalls vorzüglich fortgesetzt. — Wo in einzelnen Zeiträumen

der Geschichte der Erziehung von Cramer die quellenmäßige Einsicht fehlt, wird sie von J. H. Krause's „Geschichte der Erziehung, des Unterrichts und der Bildung bei den Griechen, Etruskern und Römern" nach den Quellen klar, wenn auch trocken, ergänzt. — Einzelne Theile der theoretischen Erziehung bei den Griechen hat Alex. Kapp in „Platon's Erziehungslehre, als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik" (1833) und in „Aristoteles Staatspädagogik als Erziehungslehre für den Staat und die Einzelnen" (1837) so eingehend und nach den Quellen bearbeitet, daß dadurch die Geschichte der theoretischen Erziehung bei den Griechen wesentlich gefördert ist.

f) Die Geschichte der Pädagogik in Deutschland hat zuerst Ruhkopf in seiner „Geschichte des Schul- und Erziehungswesens in Deutschland" (1794) behandelt, davon jedoch nur den ersten Band geliefert, der in gedrängter Kürze, klar und einfach, nach den Quellen gearbeitet, die Geschichte bis zum westphälischen Frieden führt. — Ihm ist in neuester Zeit (1858) H. Heppe mit der „Geschichte des deutschen Volksschulwesens" in 3 Bänden ergänzend und würdig zur Seite getreten, indem er zuerst die Geschichte des Volksschulwesens im Allgemeinen schildert und sodann die Geschichte des Volksschulwesens in den einzelnen Territorien Deutschlands (Königreich Sachsen, Kurhessen, Darmstadt, Württemberg, Gotha, Weimar-Eisenach, Preußen, Hannover, Braunschweig, Nassau ꝛc.) bald mehr als Geschichte der Dorfschule, bald vorzugsweise als Geschichte der Lehrerseminarien, bald mehr in Auszügen aus den Schulordnungen der verschiedenen Perioden behandelt. Auch Albert Wittstock hat jüngst eine „Geschichte der deutschen Pädagogik im Umriß" geliefert. Die kleine Schrift ist nur als ein dürftiger Auszug aus diesem Werke und Heppe's Geschichte des deutschen Volksschulwesens zu betrachten.

g) Die Geschichte der theoretischen Erziehung in der neueren Zeit hat Karl von Raumer in der „Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen classischer Studien bis auf unsere Zeit" (3 Theile 1844—1845) bearbeitet, damit jedoch keine systematisch-geordnete Geschichte, sondern nur geistreiche, oft aus seltenen Quellen geschöpfte Monographien und Charakteristiken ausgezeichneter Pädagogen mit unermüdetem Sammlerfleiße gegeben. — Eben so hat Ludwig mit seinen „Grundsätzen und Lehren vorzüglicher Pädagogiker" in 3 Bänden (1853—1857) mit Fleiß, Geschmack und Tact die Erziehungstheorien der neuesten Pädagogiker von Pestalozzi bis in die Gegenwart excerpirt, an denen nur die systematische Anordnung vermißt wird, obschon Ludwig seine Folge der Pädagogiker so motivirt, daß der 1. Band

diejenigen Pädagogiker enthält, welche die neue Erziehungs- und Unterrichtsweise begründet und verbreitet haben, der 2. diejenigen, welche den bisherigen Grundsätzen entgegentreten, in dem 3. aber die Ansichten der Philosophen, sowie derjenigen pädagogischen Schriften, die neue Ansichten zu erzeugen streben, gegeben werden. —

Auf Grund der Quellen, aus denen die theoretische und praktische Erziehung fließt, der Biographien berühmter Pädagogen, der Geschichte einzelner Erziehungsanstalten, der Monographien in der historisch-pädagogischen Literatur und der angeführten Uebersichten und Geschichten der Pädagogik, sowie der neuesten Geschichtsforschung überhaupt, versuchen wir eine systematisch-geordnete Geschichte der Erziehung und des Unterrichts mit steter Hinschau auf die Erziehungsidee zu geben, so daß Erzieher, Lehrer, Geistliche und Schulvorsteher, sowie jeder Gebildete, der Interesse an den Fragen hat, welche die Pädagogik aufgeworfen hat und aufwirft, die wichtigsten Entwicklungsstadien der Lehr- und Erziehungsthätigkeit durch die verschiedensten Zeiten hindurch und bei den verschiedensten historischen Völkern verzeichnet finden. Im Bewußtsein von der Macht und dem Siege des Geistes haben wir den Fortschritt im Laufe der Entwicklung nachzuweisen und zu zeigen gesucht, daß auch scheinbarer Stillstand oder Rückgang in der Lebenszeit der Menschheit nur Ruhepunkte waren, auf denen der Geist von Neuem ausholte, um desto sichtbarere Triumphe zu feiern. Zugleich setzten wir die Geschichte der Pädagogik in engsten Zusammenhang mit der Geschichte der Cultur und stellten die Culturgeschichte in den jedesmaligen Hintergrund auf dem Gemälde, auf welchem die pädagogischen Anschauungen im Vordergrunde stehen, um dadurch nachzuweisen, wie die Pädagogik einerseits von der Cultur bedingt ist, und andererseits wiederum die Cultur bedingt und entwickelt. So weit aber unser Versuch auch hinter dem ihm gesteckten Ideale zurückgeblieben sein mag, — das Eine hofft und bittet er von der auch die Thaten des Einzelnen segnenden und leitenden Vorsehung, daß er mit den großen Lehren der Geschichte dem gegenwärtigen, in der Erziehung und dem Unterricht hin- und herirrenden Geschlechte zur Fackel diene, mit der es in die großen Tage der Zukunft hinübergeführt werde. Die Lehren der Geschichte sind groß; — die Lehren der Geschichte der Pädagogik tiefeinschneidend in das Familien-, wie in das Staatsleben, in die Gegenwart und damit in die Zukunft. —

Was die Art unserer Darstellung betrifft, so haben wir uns überall der wahren Popularität befleißigt — jener Popularität, die nicht zu verwechseln ist mit Seichtigkeit, — die nicht haften bleibt an der Er-

-scheinungen Schale, sondern ihren Kern zu enthüllen strebt, — die aber nicht vergißt, daß auf dem Gebiete der Wahrheit das Höchste auch zugleich das Einfachste, darum mit klaren Worten Darstellbare ist. Wir suchten auf kulturhistorischem und pädagogisch-geschichtlichem Boden den Geist der Zeiten zu erkennen und ihm durch das Wort einen Allen Gebildeten verständlichen Ausdruck zu geben. Gewiß nicht ganz mit Unrecht ruft unser Dichterfürst dem Geschichtsschreiber zu:

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Trotz des Strebens nach Objectivität wird auch unsere Darstellung eine subjective Färbung nicht verkennen lassen; aber wir bemühten uns, die Wahrheit, welche uns aufgegangen war, rückhaltlos zum Ausdrucke zu bringen, und wir sind uns bewußt, keine Consequenz gescheut zu haben. Der reinen Wahrheit, und nur ihr allein galt unser Dienst; denn ihre Macht erscheint uns höher als alle sonstigen Mächte dieser Welt, und ihr zu dienen, betrachten wir als einen Gottesdienst der erhebendsten Art.

Das Werk begehrt Einlaß nicht allein in die Bibliotheken der Fachgelehrten, sondern auch in die gebildete wohlgestaltete Familie, welche ja ein Erziehungstempel zu sein pflegt und nach dieser Seite hin von größerer Bedeutung ist, als alle erziehlichen Institutionen, welche zu ihrer Hülfe und Ergänzung errichtet sind. Erst wenn die Aeltern an gründlichen pädagogischen Studien wirkliches Gefallen finden, wird unser Volk werden, wozu es berufen ist: das erziehende und zugleich erzogenste Volk und darum das Licht und die verjüngende Kraft der Welt.

I.

Vor Christus.

Die Weltepoche der nationalen Erziehung.

Vor Christus.
Die Weltepoche der nationalen Erziehung.

4.
Die geschichtslosen, halbgeschichtlichen und geschichtlichen Völker.

Nur diejenigen Völker haben eine Geschichte, die eine innere Geistesentwicklung haben, denn die Geschichte eines Volkes ist nichts anderes, als die Darstellung dessen, wie sich in seinem Leben die diesem Leben zu Grunde liegende Idee entwickelt und ausgedrückt hat. Diejenigen Völker, die nicht weiter reichen, als ihr empirisches individuelles Dasein, denen deshalb auch der Gedanke des All noch nicht aufgegangen und die also auch nur einzelne Naturmächte als ihre Gottheit erfassen, stehen außerhalb der Geschichte, weil weder das einzelne von ihnen eine innere nothwendige Entwicklung hat, noch ein Fortschritt der Geistesentfaltung von einem Volke zum anderen stattfindet. Es ist eine Masse von Nationen, von denen die einzelne oft nur einen Haufen von 200 Personen ausmacht, und die, ohne organischen Zusammenhang, gleichgültig neben einander hergehend, nur in zeitweilige Bewegung gerathen, wenn sie äußerlich von geschichtlichen Völkern angestoßen werden, oder wenn, eben so äußerlich, geschichtliche Menschen sich an ihre Spitze stellen und sie eine Zeit hindurch fortziehen. Ihre Heimath haben diese geschichtslosen Völker nicht in einem von ihnen selbst geschaffenen geistigen Reiche, sondern nur an einem Theile der äußeren Natur, an den sie sich anlehnen. Die am niedrigsten Organisirten unter ihnen leben im Walde, in dem sie sich als Raubthiere verhalten und tödten, um zu leben: die Jägervölker, die

meistens der rothen Rasse in Amerika angehören. Höher stehen bereits diejenigen Völker, die an der Küste wohnen, wo sie mit dem ewig bewegten und beweglichen Wasser kämpfen, um ihm ihre Nahrung abzugewinnen, und dadurch Geschicklichkeit, Regsamkeit, Thätigkeit, geistige Gewandtheit erwerben. Weil ihr Element nicht zu allen Zeiten gleich nahrungsergiebig ist, darum lernen sie die Sorge für die Zukunft kennen und ein Eigenthum sammeln. Es sind die Fischervölker, zu denen vorzüglich die Olivenfarbigen in der Südsee gehören. Theilweise sind auch die Polarvölker zu ihnen zu rechnen. Jedoch haben diese bereits zum Theil ihr Element in der Steppe. Die Hirtenvölker arbeiten auf dem Lande der Natur ihre Nahrung ab. Sie lassen leben, — müssen sogar erziehen, um leben zu können, stehen also der Natur nicht mehr feindlich gegenüber, sondern sammeln einen Theil derselben um sich und stellen sich in denselben als Mittelpunkt hinein. Die Hirtenvölker gehören dem Festlande der alten Welt an: es sind meist die gelbe und schwarzbraune Rasse, mit Ausnahme der Chinesen.

Alle diese Völker, die nach Seiten der Rassenunterschiede in der ganzen amerikanischen, äthiopischen und zum Theil in der mongolischen Menschheit ihre zerstreute geographische Existenz haben, können sich noch nicht als Geist von der Natur losreißen und bekümmern sich deshalb um nichts, außer um das, was ihr physisches Bedürfniß betrifft. Die Natur, in der sie wohnen, und ihr mit dieser Natur correspondirender Geist hat sie prädestinirt, das Pflanzenleben innerhalb der Menschheit zu repräsentiren. Was sollte auch die vorgeschichtliche amerikanische Rasse mit ihrem kleinen Kopfe, mit ihrer stark abgeplatteten Stirn, mit ihrem unendlichen Phlegma, so daß die Jesuiten in Paraguay sogar des Nachts die Glocken läuten lassen mußten, um sie an ihre ehelichen Pflichten zu erinnern, mit ihrem Stumpfsinn, ihrer Verschlossenheit und Grausamkeit für eine andere Geschichte haben, als die des Sterbens? Kann der Sinnenmensch der heißen Zone, der Neger, mit seinem seitlich zusammengedrückten Schädel, mit seiner niedrigen, zurückweichenden Stirn, mit seiner Schädelcapacität von 78 Cubikzoll, mit seiner so geringen Intelligenz, daß er nicht Ursache und Wirkung kennt, kein selbstständiges Urtheil hat und in allem Lernen auf Nachmachen des Vorgemachten beschränkt ist, indeß ihn wilde Leidenschaft und sinnlicher Genuß tyrannisiren, — eine andere Entwicklung haben, als die vom Genuß hin zur Begierde und von Begierde zum Genuß? Endlich aber können auch die Bauchmenschen der kalten Zone, die Mongolen, mit ihrem breiten, platten Gesichte, mit ihrer schmalen, niedrigen Stirn, mit einer Schädelcapacität von 83 Cubikzoll, mit dem trägen Willen,

der Stumpfheit der Empfindung, mit der krankhaften Reizbarkeit und thierischen Rohheit im Nahrungsgenuß, — nach keiner anderen Seite hin sich entwickeln, als in der sinnlichen Ausschweifung und in der sinnlichen und geistigen Abtödtung. Nur die Chinesen machen hiervon eine Ausnahme und treten in den Kreis der geschichtlichen Völker ein, indeß viele Stämme der schwarzen Rasse, die mit Weißen in Berührung kamen, über die geschichtslosen Völker sich emporringen, und die Mongolen im Mittelalter, sowie die Mexikaner und Peruaner, die eine Zeit lang, meist durch fremde Elemente befruchtet, in der Geschichte auftauchten, die Gruppe der halbgeschichtlichen Völker bilden. Im Geiste der geschichtslosen Völker sind die niederen Triebe und unter diesen der Zerstörungssinn die Centralthätigkeiten. Befriedigung des Nahrungs-, Zerstörungs-, Kampf- und Geschlechtstriebes sind die Ziele ihres Lebens und Strebens. Sie sind der ewige Säugling des Menschheitsindividuums, der, wie der Säugling jedes Einzelmenschen, nichts anderes thut, als bewußtlos und egoistisch die Außenwelt verzehrt, so weit er sie braucht, und der sich nur dann zur Thätigkeit emporrafft, wann ihn sein Hunger antreibt, indeß er alle übrige Zeit selbst- und thatenlos verträumt. Ein Traumleben ist auch ihr ganzes geistiges Leben, und daher sind die Schöpfungen und Gestalten desselben Traumgebilde.

Wo die Geschichte überhaupt fehlt, da fehlt auch der Geschichte der Erziehung das Terrain. Die geschichtslosen Völker haben keine Geschichte der Erziehung und sind daher auch keine Momente in der Geschichte der Erziehung. Ihre Götter sind zufällige einzelne Naturobjecte. Practisch wird ihr Gottesbewußtsein allein in der Zauberei. Ihre Kenntnisse gehen selten über die handgreifliche Erfahrung des Zunächstliegenden hinaus: ihr Gedankenkreis ist im Sinnlichen beschlossen und von demselben umschlossen. Sie beobachten scharf, was in die Sinne fällt; das Beobachtete aber können sie nicht in Gedanken zusammenfassen. Sie kennen und beobachten nicht das Gestern, nicht das Morgen, nur das Heute. Schriftliche Bezeichnung der Sprache fehlt und wird nur bei den höher stehenden Völkern dieser Stufe durch willkürliche Erinnerungszeichen für einen sehr beschränkten Kreis von Vorstellungen und Bezeichnungen einzelner Dinge schwach ersetzt. Industrie so wenig wie Kunst haben eine Heimath bei ihnen, denn obschon sie der Natur an einzelnen Punkten ihr subjectives Gepräge aufdrücken, so vermögen sie ihr doch nicht den Charakter der freien Geistesthätigkeit zu geben, und wo die Kunst in einzelnen Spuren hervortreiben will, da ist sie das Zeichen geistloser Unfreiheit,

plump, kindischrohe Phantasie. Ihr Geist hält noch keine bestimmte sittliche Richtung ein: sie wissen von keinem sittlichen Ringen, weil von keinem zu erringenden Preise, und in liebeleerer Vereinzelung zieht sich all' ihre Tugend in den einen Punkt zusammen, sich selbst der Außenwelt gegenüber zu erhalten. Der Mann hat das Recht, weil die natürliche Stärke; das Weib ist nicht Person, sondern Sache. Darf doch bei den Malayen das Weib nie in Gemeinschaft mit dem Manne essen und auf der Insel Mandura nicht einmal den Namen des Mannes, seines Herrn, aussprechen. Die Ehe hat nicht die Form der Vernünftigkeit, sondern der Willkür und Zufälligkeit; darum entläßt auch der Mann die Frau, weil er sie nicht mehr mag und darum nehmen die Congo-Neger der großen südafrikanischen Völkerfamilie, wie die Otoniten, ihre Weiber erst auf Probe. Das Kind hat nicht persönliche Geltung, sondern ist Besitzthum der Aeltern, mit dem sie machen können, was sie wollen, und gegen das sie keine Pflichten haben. Die Ermordung der Kinder und das Abtreiben der Frucht ist deshalb hier das Recht der Aeltern, und im Bewußtsein dieses Rechtes begraben die Guanas in Amerika ihre Kinder lebendig, besonders die Mädchen, um diese gesuchter und seltener zu machen. So gibt's denn auch keinen geistigen Zweck, für den die Kinder erzogen werden sollten. Der Mensch ist schon von Natur, was er sein soll und sein will: er bedarf keiner Erziehung zu einem geistigen Ziele. Seine Erziehung ist, wie seine Religion, sinnlich und bezieht sich bloß auf körperliche Pflege und Abrichtung, oder, und zwar zunächst, auf Kräftigung des rohen Unabhängigkeitsgefühls. Wie das Weib fortwährend und angestrengt arbeiten muß, indeß der Mann Tagelang in träger Ruhe hinbringt und dann in wildem Trotz gegen die Natur und den Feind kämpft: so gewöhnt man auch die Mädchen von Jugend auf an Sclaverei und Arbeit, und die Knaben dadurch, daß man jeden kindlichen Sinn erstickt und das Erlangen ihrer Nahrung sobald als möglich von ihrer eigenen Geschicklichkeit abhängig macht, an Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Und wie sich in diesem Streben nach Unabhängigkeit das erste Ringen des menschlichen Geistes nach Freiheit offenbart: so zeigt sich in dem regen, lebendigen Stamminteresse, das in der Gewissenhaftigkeit laut wird, mit der die den Stamm betreffenden Traditionen und Lieder aufbewahrt werden, sowie in der Bereitschaft, für die Genossenschaft jeden Augenblick mit dem Leben einzustehen, besonders aber in den im Stamminteresse ersonnenen Methoden, die Kinder gegen Schmerz gefühllos zu machen, Schlauheit in ihnen zu entwickeln rc. — die roheste Form eines Staatslebens, oder vielmehr

das dämmernde Bewußtsein von einem Allgemeinen, dem sich selbst der Unabhängigste unterwerfen muß.

Bei vielen Völkerstämmen der geschichtslosen Menschheit besteht die Erziehung geradezu in der Nichterziehung, in der Opposition gegen die Erziehung und in der gegentheiligen Angewöhnung von Dem, was die Erziehung will und fordert. So ist sie Verneinung des sittlichen Lebens und seiner Entwicklung. Viele Indianer freuen sich, wenn die Mutter von den Kindern geschlagen wird und sie selbst keinen Gehorsam finden. Bei den Kamtschadalen fehlt den Kindern alle Achtung und Liebe vor und zu den Aeltern: sie bitten nie, sondern nehmen, was ihnen gefällt. Bei den Tungusen finden öftere Zweikämpfe zwischen Vater und Sohn statt, die nicht selten mit Tödtung eines von beiden enden. Bei den meisten Südsee-Insulanern mißhandeln die Kinder ihre Mütter und werden sie zu diesen Mißhandlungen angehalten. Und wie weit mag die Erziehung der Hottentotten gehen, deren Hirnwindungen weniger und gröber als die des Europäers sind, deren Hirn beim Europäer eine Hemmungsbildung, mit der sich dann auch gehemmte Intelligenz verbände, darstellen würde, und die gierig die Eingeweide und den Koth der Thiere verschlingen; — die einiger Samojeden, bei denen sich die Männer mit dem Urin ihrer Frauen und die Frauen mit dem ihrer Männer waschen; — oder die der Buschmänner, von welchen Campbell auf die Frage, zu welchem Zwecke der Mensch geschaffen sei, als Antwort erhielt: zu Raubzügen? — Charakteristisch für die ganze Erziehung der rohen Naturvölker sind die Arekuna in Guinea, die ihre Kinder und Affen gleichmäßig behandeln: Kinder und Affen saugen an derselben Brust und raufen sich später mit einander, wie sie zusammen essen.

Die Erziehung anderer geschichtsloser Völker ist Verneinung und Vernichtung der naturgemäßen physischen Entwicklung. Sie beruht in physischer und dadurch auch in psychischer Verunstaltung. So wickeln die Omaguas den Vorderkopf des neugebornen Kindes in Baumwolle und legen auf diesen sowie auf den Hinterkopf ein kleines viereckiges Brett, um nach und nach mittels Stricke den Kopf zusammenziehen, so daß er zugespitzt und damit, nach ihrer Anschauung, schön werde, weil er so dem Vollmonde gleiche. Auch die Bewohner der Antillen drücken den Vorderkopf ihrer Kinder so weit zusammen, daß alles Hirn in das Hinterhaupt hineingedrängt wird. Bei den Tschaktas am Missisippi legt die Mutter das Kind sogleich nach der Geburt ausgestreckt auf den Rücken in ein hölzernes Behältniß, worin es festgewunden wird, indeß man auf den Vorderkopf einen Beutel

voll Sand legt. Die Massekejoren endlich setzen ihren Kindern Mützen von Thon auf und machen diese nach und nach schwerer, bis sie das Gewicht von 10 Pfund erlangen.

Die erste negative Erziehung, die auf dem Standpunkte der Wildheit den Kindern zu Theil wird, ist die Sorge der Aeltern, daß die Neugebornen vor Zauberei bewahrt bleiben. Die Zauberei ist die erste Ahnung von der Macht und Hoheit des Geistes gegenüber der Natur, das erste und darum noch rohe Herausringen des Menschen aus der Passivität, in der er der Natur anheimgefallen ist. Bei den Abiponern im südlichen Amerika nimmt der Vater, sobald die Mutter geboren und das Lager verlassen hat, das Kind, fastet und sucht sich mit dem Neugebornen durch Einhüllung in Decken vor jedem Luftzuge, besonders aber vor Zauberern, zu bewahren. Aehnlichen Gebrauch erwähnt Diodorus Siculus bei den alten Corsen, Strabo bei den alten Spaniern.

Die erste positive Erziehung geht auf Abhärtung und Gewöhnung an Ertragung von Schmerzen. Die Abiponer suchen sie von Jugend auf gefühllos zu machen, indem sie die Arme zerstechen und zerschneiden. Die Knaben der Irokesen binden die Arme zusammen und legen glühende Kohlen dazwischen, um dann Den laut zu preisen, der den Schmerz am längsten zu ertragen vermag.

Wie den wilden Völkern die Tapferkeit gegen die Feinde die höchste Tugend ist, so suchen sie dieselbe auch von frühester Jugend ab in ihren Kindern zu entwickeln. Der Caraibe legt sich, sobald ihm ein Knabe geboren ist, statt der Mutter, auf's Lager, fastet, läßt seine Schultern mit scharfen Thierzähnen zerreißen und bespritzt das Kind mit dem herausfließenden Blute. Sobald der Knabe heranwächst, muß er schwimmen, den Bogen spannen &c.; seine Nahrung wird an Baumzweigen befestigt, die er zerschießen muß, um jene zu erlangen und seinen Hunger zu stillen.

Mit der Ausbildung zur Tapferkeit ist bei den meisten wilden Völkerstämmen Ausbildung körperlicher Gewandtheit, Fertigkeit im Schwimmen, im Bogenschießen, im Laufen, vorzüglich auch Entwicklung des Auges und Ohres, um den Feind aufzuspüren und den leisesten Ton schon von weitem zu hören, verbunden.

Nur auf einem Punkte erheben sich die geschichtslosen Völker über die gemeine Sinnlichkeit, um einem rein geistigen, interesselosen Gefühl zu huldigen. Der Wilde liebt Musik, Gesang, Tanz, frohes Spiel und erzieht auch seine Kinder hierzu. Hier liegt das Festtags-

leben der geschichtslosen Menschheit, denn in den Momenten, wo sie die wenn auch noch so rohe Kunst pflegt, ist die gemeine thierische Natur vergessen, und das Licht des Geistes blitzt hinein. —

Wie von den Jäger- zu den Fischer- und von den Fischer- zu den Hirtenvölkern ein geistiger Fortschritt stattfindet: so auch in der Erziehung. Nicht alle rohen Naturvölker stehen auf gleicher Stufe der Rohheit. Der Jäger, der auf Nichts sinnt, als beim Umherstreifen im Walde durch Erlegen des Wildes seinen Hunger zu stillen, härtet dabei seinen Körper ab, erregt und nährt damit aber auch zugleich heftige Leidenschaft. Auf seinen Streifzügen wird dann das Kind an dasselbe gewöhnt, was der Vater ist und thut: das ist die einzige Erziehung. So lebt der südamerikanische Urmensch nackt und bloß, unter dem Dache der Bäume, im Walde umherstreifend, wie die Thiere des Waldes. Er denkt an nichts, als an Essen, Trinken und Schlafen. Religiöse Anschauungen hat er nicht, und die christliche Taufe läßt er sich gefallen, ohne zu wissen, was sie bedeutet. Alles innere geistige Leben ist ihm unbekannt und, gleichgültig gegen Alles, was nicht der Bequemlichkeit des körperlichen Daseins dient, läßt er seine Kinder wild und roh aufwachsen, wie er selber ist.

Höher schon steht die Erziehung der Fischervölker, wie sie selbst höher stehen. Der Mensch, der hier gegen eine allgemeine Naturmacht, nicht mehr bloß gegen das Einzelwesen ankämpft, bedarf der Klugheit und List, um im Kampfe nicht unterzugehen, und wiederum weckt dieser Kampf in ihm Geschicklichkeit, List und Klugheit. Der Eskimo nährt sich von Beeren, Wurzeln, Seegras, Rennthieren, Seehunden, Vögeln und Fischen. Er verfertigt mit bewunderswürdigem Geschick Bogen, Pfeile und Harpunen. Er besitzt zur Jagd und zum Fischfang viel Muth und Schlauheit. Er ist geweckten Temperaments, gutmüthig und offenherzig, voll großer Anhänglichkeit an sein Vaterland. Seine Kinder behandelt er überzärtlich und liebevoll, so daß er ihnen unbedingt ihren Willen läßt, sie nie schlägt, wenn sie auch noch so wild und unbändig sind, und über die Grausamkeit der Europäer, welche die Kinder beim Ungehorsam züchtigen, empört ist.

Am höchsten stehen die Hirtenvölker. Bei ihnen geht das Wilde in's Milde über: durch ihre Zucht ziehen sie sich selbst. Einfachheit in Wort und That, in Nahrung und Kleidung ist das Charakteristische der Hirtenvölker, und dazu erziehen sie auch ihre Kinder.

Unter den Hirtenvölkern erscheinen die halbgeschichtlichen Völker, denen jedoch, gleich den geschichtslosen, in ihrer Bildung und

Erziehung das höhere geistige Ziel fehlt. Die zu ihnen gehörigen Mongolen, welche im Mittelalter lawinenartig in die Geschichte hineinstürzten, blieben ohne wahrhafte Geschichte, weil ohne Wissenschaft und Kunst, ohne wahrhaftes Bewußtsein der freien Persönlichkeit. Ihr Familienleben war, wie das der anderen Naturvölker, unfrei. Die Frau war die rechtlose Sclavin des Mannes; Vielweiberei war allgemein; die Bedeutung der Ehe war niedrig; die Unkeuschheit der Mädchen war keine Schande. Wo aber Sittlichkeit und Wissenschaft fehlen und wo keine Idee der Träger des Geisteslebens ist, da ist auch keine Geschichte: die Mongolen-Geschichte war, nach Wuttkes geistreichem Ausspruch, eine octroyirte. — Höher, weil auf der Verbindung activer und passiver Völkerelemente ruhend, standen die fast gleichzeitig mit den Mongolen in der neuen Welt blühenden Mexikaner und Peruaner. Die Peruaner waren nicht in Wahrheit ein Volk, sondern eine durch den fremden Herrscherstamm der Inka's künstlich zusammengehaltene Volksmenge. Der Ackerbau war bei ihnen zur Grundlage gemacht und gewann eine hohe Ausbildung. Musik und Poesie, Malerei und Plastik wurden geübt. Strenge Ordnung und Gesetzmäßigkeit waltete im Volksleben. Wohlwollen, Gehorsam und Treue, Ehrlichkeit und Fleiß waren die Haupttugenden. Die Frauen waren nicht mehr rechtlos. Die Ehe ward heilig gehalten. Die Erziehung war Staatspflicht, streng und sorgfältig. Das neugeborne Kind ward täglich im kalten Wasser gebadet. Bis zur Entwöhnung des Kindes enthielt sich die Mutter, aus Sorge für die Gesundheit des Kindes, ihres Mannes. Peru war, sagt Wuttke, kein Sclaven-Bagno, kein Zuchthaus, — aber eine große Erziehungsanstalt. — Eben so Mexico mit seiner aztekischen Bildung. Hier ward Astronomie getrieben, bildeten sich Arznei- und Naturkunde aus, förderten Bibliotheken und Akademien das geistige Streben, zeigten sich Ehrgefühl, Treue und Hochherzigkeit, ward die Ehe durch die Priester geweiht und Ehebruch mit dem Tode bestraft. Hier hatte auch die Erziehung eine hohe Bedeutung. Das Kind war den Aeltern unbedingt unterworfen, und Ehrfurcht vor ihnen wie vor dem Alter überhaupt ward streng von ihnen gefordert. In den Schulen, die dem priesterlichen Staate gehörten, und in denen die Kinder zum Gehorsam, zur Mäßigkeit, zur Frömmigkeit, zur Bescheidenheit, zum Anstand und zum Fleiß erzogen wurden, waren Religion, Sitten und Gesetze, in den höheren Schulen Musik, Malerei, Bilderschrift und Geschichte Unterrichtsgegenstände. Knaben und Mädchen waren streng von einander geschieden. Die Zucht war streng und hart. Beim Lügen wurden die Kinder mit Aloë-Dornen in die Lippen gestochen; widerspenstige Kinder

wurden mit Nesseln oder Ruthen gepeitscht; Mädchen, die gern aus dem Hause liefen, mußten mit zusammengebundenen Füßen sitzen; für andere Vergehen mußten die Kinder beizenden Dampf in die Nase ziehen, oder es wurden ihnen die Haare abgesengt ꝛc. — So viel Staunenswerthes aber auch in dieser Erziehung liegt; sie war doch nur ein Anziehen, nicht ein Erziehen, denn sie ging nicht von Innen aus dem Individuum heraus, sondern sie kam von außen an das Individuum heran. Die Erziehung wie die Bildung der Mexikaner und Peruaner war nur ein dem wilden Stamme aufgesetztes fremdes Pfropfreis. Darum stand bei ihnen auch überall noch dicht neben ihrer Cultur die angeborne Wildheit. Daher ihre Wissenschaft und Kunst meist nur Nachahmung — mehr gelernt als gedacht, mehr massenhaft als schöngestaltet. Daher auch in ihrer Sittlichkeit neben der hohen Bildung die wüste Rohheit — Menschenopfer und Menschenfresser. — Die Mexikaner und Peruaner bilden als die eigentlichen halbgeschichtlichen Völker den Uebergang von den wilden zu den cultivirten, von den geschichtslosen zu den geschichtlichen Nationen. —

Die kaukasische Rasse mit dem ovalen Kopfe, welcher Harmonie in allen Theilen zeigt, mit der hohen, gewölbten Stirn und mit einer Schädelcapacität von 87—109 Cubikzoll, enthält die historischen Völker. Sie ist der Mittelpunkt im Menschheitsorganismus, das Hirn der Menschheit und darum auch ihr Geist. Alle übrigen Rassen führen von der kaukasischen abwärts zu dem thierischen Organismus stufenweise hinab. Nur die Kaukasier sind Individualitäten, Persönlichkeiten, — Denk-, Gefühls- und demzufolge Ideen-Menschen, welche die Welt nicht bloß zu ergründen suchen, sondern auch die wirkliche reale Welt durch eine vervollständigte ideale zu erheben und zu ergänzen sich bestreben. Das Lebensgesetz des Kaukasiers ist Bewegung, Ausbreitung und aggressives Vorwärtsschreiten. Bei ihm findet deshalb Entwicklung des menschlichen Selbstbewußtseins statt; sie haben eine Geschichte.

Die kaukasische Rasse lebt in Europa, mit Ausnahme von Lappland und Finnland, in Nordafrica bis zum 20° n. B., in Arabien, Kl. Asien, Persien, am Himalaja bis zum Brahma-Putra, in Indien und in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

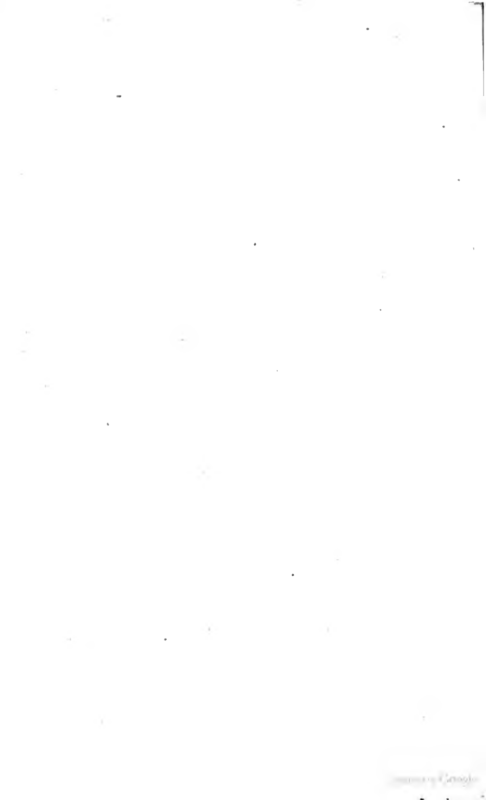
Die gesammte kaukasische Rasse tritt jedoch nicht auf einmal und zugleich in das lichte Leben der Geschichte ein. Die Menschheit wird auf ihrem Wege der Entwicklung zu verschiedenen Zeiten von bestimmten und verschiedenen Völkern repräsentirt, welche die Träger und Verwirklicher der menschheitlichen Idee sind. Zu bestimmten Zeiten treten deshalb auch innerhalb der kaukasischen Rasse nur bestimmte Völker in

den Vordergrund und als Repräsentanten der Geschichte auf, und zwar zuerst die Völker des Ostens, von denen die Geschichte dann weiter zu denen des Westens geht. Denn nach einem festen, unabänderlichen Naturgesetz schreitet die Entwicklung der Menschheit fort von Osten nach Westen. Vergebens stürmten die Kreuzfahrer von Westen nach Osten, das Naturgesetz war stärker als sie, und sie gingen unter. Vergebens kämpfte Napoleon gegen die Naturnothwendigkeit: er zerschellte am Osten, nach dem der Westen seinen Blick nicht wenden soll. — Mit der Sonne geht die Menschheit: der Osten ist ihre Wiege, der Westen ihr Ziel. Asien ist der Osten, Europa der Westen der Weltgeschichte. Im Orient beginnt sie ihr Kindesleben, — um sodann in Griechenland und Rom ihr Jünglingsalter zu feiern und in den christlichen Völkern, in den Romanen und Germanen, bewußtvoll und männlich stark, ihre weitere Aufgabe zu lösen. —

A.

Der Orient.

Die substantielle Erziehung.



Der Orient.

Die substantielle Erziehung.

5.

Land und Leute.

Ex oriente lux! Die Sonne geht im Morgenlande auf. Auch die geistige. Das Morgenland ist die geistige Morgenröthe, — Tagesanbruch, von Morgennebeln vielfach umlagert, immer aber blitzt das Sonnenlicht wieder durch und drückt die Nebel nieder — das Land der Kindheit des Menschengeschlechts. Im Orient beginnt die Geschichte der Menschheit, und Asien ist der Anfang der historischen Entwicklung.

In Asien durchdringt sich — wenn auch nicht so innig wie in Europa — Wasser- und Erdprozeß: wo aber die innigste Durchdringung von beiden, da ist die Erde am meisten entwickelt. Dagegen ist Africa vorwiegend das Land des Hochgebirges und der Monotonie — die Natur ohne Gegensatz: ein einförmiges Terrain, ein Körper ohne Glieder, ein Hochland mit Gluthhimmel; — es steht darum auch nur in der Vorhalle des Geschichtstempels, und was in seinem Norden geschieht, gehört dem europäischen Leben an. Der große durch alle Hauptzonen sich ausbreitende Kontinent von Asien schließt neben geschlossenen endlosen Binnen- und Wüstenregionen Alpen- und Tiefländer wie eine reiche Inselnatur in sich und bietet, im innersten Zusammenhange mit dieser Mannigfaltigkeit, eine ebenso mannigfaltige

Pflanzen- und Thierwelt dar. Und wie sein Klima und seine Pflanzen und Thiere, so seine Menschen. Alles trägt ein und dasselbe Gepräge. Seine üppige Vegetation sowohl, wie sein glühender Himmel, spiegeln sich in seinen Menschen wieder. Und diese staunen- und schrecken-erregende Natur mit ihren riesigen Bergen und ihren eintönigen Ebenen, mit ihren ungeheuren Strömen und ihren geisterhaft-klaren Gestirnen stürmt zugleich so kolossal auf den Geist ein, daß er verwirrt und erdrückt sich vor ihr selbstlos niederwirft. Darum auch ist der Orient das Land der Substanz, in der das Individuum auf- und untergeht, wie es bei der Ueberfülle der wirklichen Natur in dämmernde Träume versinkt, oder vielmehr zwischen extremer starrer Ruhe und leidenschaftlicher Erregtheit oscillirt. Der Orient ist, wie ihn Hegel charakterisirt, die vom patriarchalischen Naturganzen ausgehende, in sich ungetrennte, substantielle Weltanschauung, in der die weltliche Regierung Theokratie, deren Herrscher auch Hoherpriester oder Gott, Staatsverfassung und Gesetzgebung zugleich Religion, sowie die religiösen und moralischen Gebote oder vielmehr Gebräuche ebenso Staats- und Rechtsgesetze sind. In der Pracht dieses Ganzen geht die individuelle Persönlichkeit rechtlos unter, die äußere Natur ist unmittelbar göttlich, oder ein Schmuck des Gottes, und die Geschichte der Wirklichkeit Poesie. Die nach den verschiedenen Seiten der Sitten, Regierung und des Staats hin sich entwickelnden Unterschiede werden, an der Stelle der Gesetze, bei einfacher Sitte, schwerfällige, weitläufige, abergläubische Ceremonien, — Zufälligkeiten persönlicher Gewalt und willkürlichen Herrschens, und die Gliederung in Stände eine natürliche Festigkeit von Kasten. Am Hergebrachten fest hangend ist der Orientale durch und durch conservativ. Sein schönstes Glück besteht in Ruhe und Genuß. Die Idee und das Recht der freien Persönlichkeit kennt und anerkennt er nicht: er hat einerseits wenig tiefes Gefühl für Ehre und Schande, indeß er seine Größe in List und Schlauheit setzt; andrerseits ist er gegen die Höheren servil, gegen die Niedrigen despotisch. Weil damit aber der Mensch noch nicht als persönliches Wesen erfaßt ist: darum fehlen auch im Orient noch die wahrhaft menschlichen Fundamente der Sittlichkeit, — darum erscheint der Vater als der unbedingte Herr über Leben und Tod des Kindes, — darum ist das Weib die Sclavin des Mannes, — darum ist das Erziehungsziel mechanische An- und Eingewöhnung der Satzungen und Typen, an die das Volksleben gebunden ist, Abrichtung zur gedankenlosen Unterwerfung unter die unbezweifelbare Autorität, im Unterricht unwandelbare Ueberlieferung

der religiösen Satzungen durch das Gedächtniß, mechanisches Auswendiglernen der Formeln und Gebete, welche die alles Wissen und alle geistige Bildung umfassende Priesterkaste gegeben hat und welche man — consequent — in Tibet und bei den Kalmücken durch Maschinen verrichten läßt. Die Erziehung bemüht sich, die erreichte Culturstufe festzuhalten, nicht über sie hinauszugehen. Die Individualität, nicht zur Berechtigung und Anerkennung gekommen, wird nicht und soll nicht aus sich bestimmt werden: ihre Bestimmung wird ihr äußerlich — durch die Geburt und durch Abrichtung gegeben. Können und Kennen wird äußerlich mitgetheilt und äußerlich aufgenommen, wie der orientalische Geist sich selbst nur äußerlich, in und an der Natur, hat. — Es finden sich im Orient die Anfänge aller Cultur, die ersten Entdeckungen, welche die Basis zu allem wahrhaft menschlichen Leben bilden. Aber nur die Anfänge und nur die ersten Grundsteine zum Aufbau der Weltgeschichte. Der Orient ist in seinem ganzen Leben und also auch in seiner Erziehung die Wiege der Völker, das Kindheitsalter des Alterthums und der Menschheit. —

Asien ist die Folie des ersten historischen Lebens, — nicht in seinem Stamme, dem Innern, sondern in seinen Gliedern, den Küsten, und nach seinen vier Weltgegenden, wovon jedoch das nordische Tiefland, Sibirien, in seiner Erstarrung und Einförmigkeit außerhalb der Geschichte liegt, indeß in Ostasien oder dem chinesischen Tieflande die Geschichte ihren Anfang nimmt, in Südasien oder Indien weiterschreitet, und in Westasien vom reinen Orient zum reinen Occident übergeht, so daß das Perserreich die morgenländische mit der abendländischen Geschichte vermittelt. Nach drei Seiten hin, in drei Reichen, von denen jedes ein Doppelstromland umfaßt, schließt sich also Asien auf, und von ihnen aus geht auch die Geschichte der Erziehung, die in China Familien-, in Indien Kasten- und in Persien National-Erziehung ist. In jedem einzelnen dieser Staaten hat jedoch die Erziehung eben so wenig eine Entwicklung, als die Geschichte dieser Staaten überhaupt Entwicklung — sie kennen nur Umwälzungen — hat. Der Charakter der Geschichte ist in Asien mehr räumlich als zeitlich, und der weitere Fortgang tritt hier in einem anderen Volke neben dem ersten auf, statt daß er sich bei ein und derselben Nation in einem Nacheinander entwickeln sollte. — Africa hat nur in Aegypten und zwar nicht eine africanische, sondern eine asiatische Geschichte, wie Aegypten von Natur von seinem continentalen Stamme durch Wüsten getrennt, durch einen Isthmus aber und durch dessen beiderseitige Meere nach Asien gewiesen ist: wie das Land

selbst, so ist auch seine Erziehung — symbolisch. Und wie Aegypten, obschon Africa angehörig, in seiner Bildung und Erziehung zum Orient gerechnet werden muß; so tritt hingegen der Gipfelpunkt des semitischen Stammes, Palästina mit dem Volke Israel, das äußerlich dem Orient angehört, mit seinem geistigen Leben aus demselben heraus, weil es abgesondert von allen anderen Völkern und Ländern mit seiner Theokratie und theokratischen Erziehung in der Weltgeschichte einzig dasteht. —

China.

Die Familienerziehung.

6.

Das chinesische Reich ist um die Hälfte größer als Europa und erstreckt sich vom östlichen Hochasien bis an den großen Ocean. Es zeigt alle Verschiedenheiten der Erdformen in ihrer größten Ausdehnung, und besteht aus einem höher gelegenen Stufenlande und einem vom Hoang-Ho und Yan-tse-Kiang durchschnittenen fruchtbaren Tieflande. Nach den drei Hauptabschnitten, im Norden des Hoang-Ho, im Zwischenstromlande und in dem südlichen Drittheil richtet sich, wie Ritter bemerkt, die Vegetation und Landescultur des großen Reiches. „Das südliche Drittheil allein ist das romantische Land, die Wildniß, das Waldrevier; dazwischen hochcultivirte Thäler, der Kampferbaum, der Feigenbaum, der Theestrauch. Im mittleren Drittheil ist Reisbau, Seidencultur in den Maulbeerplantagen, Baumwollenbaum, Zuckerrohr &c. in unsäglicher Menge vorherrschend. Im nördlichen Drittheil ist dies Alles minder einheimisch, oft nur kärglich zu finden, wenig Weizen; Reis und Thee in Petscheli so wenig als in England; dagegen andere Getreidearten, Grasfluren, Ulmen, Pappeln, Weiden." Wir sehen hier — sagt Lord Brougham — ein Territorium von enormer Ausdehnung, welches sich 1500 engl. Meilen von Ost nach West und eben so viele von Nord nach Süd erstreckt, von mehr als 300 Millionen Menschen bevölkert, die alle unter einem Herrscher stehen, ihre Gewohnheiten eine Periode hindurch bewahrend, die weit über die authentische Geschichte anderer Völker hinausgeht. Das Land ist civilisirt, als Europa noch in Barbarei versunken war; es besitzt Jahrhunderte vor uns die Künste,

welche wir für die Haupttriumphe der Civilisation halten, ja es übertrifft seine Industrie selbst jetzt noch die Industrie und den Unternehmungsgeist des Westens durch die ungeheure Größe der öffentlichen Arbeiten. Dieses Land wird theilweise umschlossen von einer riesigen, vor 2000 Jahren erbauten Mauer von 1500 engl. Meilen Länge, und es besaß einen Kanal von 700 Meilen volle vier Jahrhunderte, ehe man einen Kanal in Europa hatte. Die Regierung dieses unermeßlichen Reichs wird von dem einzigen Oberhaupte in Folge des regelmäßigen und mechanischen Gehorsams der Chinesen ausgeübt, als ob die Regierten Thiere oder Massen von leblosem Stoff wären. Dabei ist das Volk — sagt Lechler — nicht nur nicht in rohe Unwissenheit versunken, sondern wirklich allgemein im Besitze von Bildung in einer gewissen Ausdehnung, und es schätzt dieselbe höher, als irgend ein Volk der Welt. Die Institutionen China's existiren seit mehr als 25 Jahrhunderten und haben während dieser ganzen ungeheuren Zeit weder gewechselt, noch sich verändert. Die Einwohner sind bei all ihrer Civilisation und ihrem früheren Fortschritte in Wissenschaften und Künsten nie über einen gewissen niedrigen Punkt hinausgegangen, so daß sie in der Geschichte unseres Geschlechts das einzige Beispiel von permanent stationärer Ausbildung bieten. Die Hülfsquellen dieses civilisirten Staats sind unberechenbar und waren dennoch nicht im Stande, zwei vollständige Eroberungen durch eine Barbarenhorde zu verhüten, die Seeräubereien einer benachbarten Insel — Japan — zu züchtigen, oder den unbedeutenden Stamm der Miautzu zu unterwerfen. Die Staatspolitik ist ein beispielloses Gemisch von Weisheit und Thorheit, tiefer Einsicht und oberflächlicher Irrthümer. Wissenschaft und Kunst werden beschützt; aber zugleich wird ihre Verbesserung durch Ausländer verboten; mit der Aufmunterung der einheimischen Industrie ist die Ausschließung des ausländischen Handels verbunden. Schon vor 4000 Jahren verstanden die Chinesen astronomische Beobachtungen zu machen, die damals ganz richtig zu sein scheinen, und doch vermögen sie jetzt nicht einmal ohne Hülfe der Europäer ihren Kalender in Ordnung zu bringen. Eben so hat schon einer ihrer ersten Kaiser die Entdeckung gemacht, daß bestimmte Kräuter dienlich seien zur Heilung gewisser Krankheiten; aber bei dieser Kräuterkunde stehen die Chinesen noch jetzt, ohne daß sich die Heilkunde zur Wissenschaft erhoben hätte. Die Aerzte studiren bloß privatim, haben nie ein Examen zu bestehen, noch Jemand Rechenschaft darüber abzulegen, ob sie eine Kenntniß des menschlichen Körpers und der denselben afficirenden Krankheiten besitzen. Diese Stabilität ist in der Organisation des Chinesen begründet. Er

ist mit seiner gelben oder bräunlichen Farbe, mit seinem weniger gewölbten Oberhaupte, mit seiner stark zurückgebogenen Stirn, mit seinem ziemlich platten Gesicht, mit seinen hohen Wangenbeinen, mit seiner kleinen Nase, mit seinen vorstehenden und schiefen Augen, mit seinen vielen Nasenlauten und der Einsilbigkeit seiner Sprache — Mongole. Als Mongole ist er voll sinnlichen Genusses und selbst in Hinsicht der leiblichen Speise roh: er ißt Alles, Falken und Eulen, Hunde und Ratten, Katzen und Mäuse. Von Charakter ist er kindlich, sanftmüthig, treuherzig, reinlich und zufrieden; aber auch argwöhnisch und verschlagen: diese Gegensätze finden sich in ein und derselben Person, und treten in den veränderten Lagen hier als Stolz, dort als knechtischer Sinn &c. auf. Im Handel ist er von großer Verschmitztheit. Beim Ackerbau und in der Fabrikation besitzt er große Ausdauer: die Chinesen sind das Volk der Arbeit, weil sie ganz auf die Erde angewiesen sind und an dem immerwährenden, nie rastenden Wirken des Himmels ihr Vorbild haben. Die Sprache des Chinesen beruht auf symbolischen Andeutungen für den Gedanken, und seine Schrift auf Abbildung der Gegenstände, nicht auf Darstellung der Laute: wie seine ganze Weltanschauung unorganisch ist, so setzen auch die Wörter der Sprache, die alle an äußerem Gehalt gleich sind, (— nur Accent und Stellung unterscheiden die Geltung eines Wortes als Substantiv, Verbum, Adjectiv, Zahlwort, Präposition —) krystallinisch an einander, ohne sich zu flectiren und zu gestalten und sich zu einem organischen Sprachsatze zu verbinden, gleich der Sprechweise des unentwickelten Kindes, das die Wörter unverbunden neben einander stellt. Mit 50,000 perpendiculär unter einander gesetzten Schriftzeichen und 450 Silben oder einfachen Lautverbindungen wird das ganze Sprachgebäude aufgeführt, und diese Silben erhalten zur Bezeichnung der vielen Tausende im Leben vorkommenden Begriffe ihre Erweiterung dadurch, daß sie, mit verschiedenem Accent ausgesprochen, jedesmal andere Begriffe bezeichnen. Der Gedankenkreis, der durch diese Sprache ausgedrückt wird, ist ein sinnlicher, der nicht über das natürliche Leben hinausgeht: geistige Begriffe werden nur durch metaphorische, dem Gebiete der Natur entlehnte Umschreibungen ausgedrückt. Was die Literatur betrifft, so existirt ein Katalog der kaiserlichen Bibliothek zu Peking von 112 Octavbänden, je zu circa 300 Seiten, welcher 12000 Titel und Werke enthält und zugleich einen kurzen Abriß vom Inhalt einzelner Bücher hinzufügt. Die moralischen Schriften stehen oben an; sie heißen Kin und sind diejenigen Bücher, welche man die Klassiker oder auch die heiligen Schriften der Chinesen nennt. Es sind deren 5 von Confucius

zum Theil gesammelt, zum Theil selbst verfaßt: 1) der Yit kin, das Buch der Veränderungen, welches die Grundlage der kosmologischen Weltanschauung der Chinesen enthält; 2) der Schu kin oder das Buch der Berichte, welches Bruchstücke aus der Geschichte der drei ersten Dynastien enthält. Es gibt viele vortreffliche Reden der alten Kaiser, sowie Aussprüche und Rathschläge der Minister, durch welche hindurch sich immer als goldener Faden zieht: Fürchte Gott, sei tugendhaft, liebe deine Unterthanen und sorge für sie wie ein Vater; 3) der Schi kin oder das Buch der Lieder, eine Sammlung von 300 Oden, welche die Sitten der damaligen Zeit darstellen; 4) Li ki, das Buch der Ceremonien, enthält Anweisungen für alle Handlungen des Lebens in Beziehung auf Familie, Staat und Religion und bildet ein Gesetzbuch der Etiquette; 5) Tschun tschin, ein geschichtliches Werk, von Confucius selbst verfaßt, beschreibt die Zustände und enthält die Geschichte seiner Zeit. Nächst den 5 Klassikern kommen die sogenannten 4 Bücher, welche die Lehren des Confucius und Mencius enthalten, wie die Schüler derselben sie aufgezeichnet haben. Die Quintessenz davon ist Selbstbildung durch Uebung der Tugenden, welche der Himmel in das Herz des Menschen gelegt hat. Dann wird abgehandelt die Familienbildung und zum Schlusse die Staatsbildung. Die Wissenschaft ist und gilt als das Höchste im chinesischen Leben: nur die Gelehrten sind die Beamten. „In China ist Wissenschaft und Staat Eins; das ganze Leben des Volkes ruht auf der Erkenntniß; die Weisen sind die Staatsmänner, und die Staatsmänner sind die Weisen." Vorzüglich ist die Astronomie als die Wissenschaft vom Himmel, der die höchste Offenbarung des göttlichen Seins ist, schon früh ausgebildet: die Astronomen sind die Propheten des Himmels, und der Kaiser muß sich in seinem Regieren nach den Constellationen der Gestirne richten. Die Naturgeschichte wird durch fleißige Beobachtungen reich ausgebaut. Die Arzneikunde ist über die rohesten Anfänge nicht hinausgekommen. Die Geschichte, die in China wesentlich Naturgeschichte ist, hat eine sehr reiche Literatur. Und die Philosophie sucht das Wesen aller Dinge zu erkennen. Freilich ist, weil beim Chinesen das Schlußvermögen zurücktritt, sein eigentlich wissenschaftliches Leben meist bloßes Sammeln von Beobachtungen und Einfällen, und eine geistige Verarbeitung des Stoffes beginnt erst in Etwas seit Christi Geburt. Und eben darum fehlt den Chinesen, die viele Erfindungen gemacht haben, auch zur Ausbildung und Verwendung derselben der Geist. In China war das Schießpulver erfunden, ehe man es in Deutschland kannte; hier verstand man die Kunst, durch Holzstereotypen Abdrücke zu verviel-

fältigen, lange vor der Erfindung der Buchdruckerkunst in Deutschland; von hier datirt die Erfindung des Porzellans, des Compasses, der Glocken, der Spielkarten. Aber all' diese Erfindungen zeugen entweder an sich schon oder dadurch von beschränktem Geist, daß sie nicht benutzt werden. Idealität und höhere Gefühle wie höhere Denkkräfte treten gleichfalls beim Chinesen zurück: die Kunst, die ein Uebergewicht des persönlichen Geistes über die Natur voraussetzt, weil sie eine Idealisirung der Natur durch den menschlichen Geist ist, kommt deshalb zu keiner höheren Entwicklung. Die chinesischen Schnitzwerke sind nur Spielereien. Die Baukunst ist ohne Schwung und Idealität. Den Gemälden fehlt die Perspective: der Größensinn ist gering. Dagegen ist der Farbensinn groß und — alle Gebäude sind farbig angestrichen, wie auch die Chinesen alle Völker in der Färberei übertreffen. Die Musik ist lärmend, ohne viel Harmonie: „Eure Arien, sagte ein chinesischer Doctor aus dem Han-lin dem Pater Amiot, sind nicht für unsere Ohren gemacht und unsre nicht für eure." Der Putz besteht in Prunk statt in schöner Form, in Verstümmelung statt in Bildung; und an die Stelle der schönen Bewegung tritt in China die geschickte — die Kunstfertigkeit des Jongleurs. Die Poesie, die geistige Kunst, ist als Lyrik und hier zwar zart und wahr, aber doch nüchtern und kühl productiv: es gibt auch Lieder, didactische Gedichte und Fabeln, ja selbst Dramen; doch stehen die letzteren in ihrem Werthe noch hinter den übrigen Kunstschöpfungen zurück. Und wie die Poesie, so wurzelt auch die chinesische Religion vorzugsweise in dem das Aeußere und Innere der Dinge, die Erscheinung und die inwohnende Kraft unterscheidenden Verstande. Die Zweckmäßigkeit und Regelmäßigkeit, der Verstand der Natur: das ist's, was die Chinesen verehren. Die chinesische Religion schaut das Naturdasein nicht bloß als Vielheit einzelner Existenzen, sondern unter dem Gesichtspunkte der allgemeinen Naturkraft, welche die Regel und das Gesetz des Ganzen und als solche Tiän (Himmel) genannt wird. Der Himmel ist das Göttliche, — das Weltenauge und die Weltuhr. Himmel und Erde — heißt es im Tschu kin — sind der Vater und die Mutter aller Dinge, denn die Erde ist in ihren geregelten Erscheinungen das sichtbar lebendige Abbild der unsichtbaren Ordnung des Himmels. Im Schi kin steht: „Der Himmel erzeugt alle Menschen und weist ihnen ihre Pflichten an, zu deren Erfüllung er ihnen auch die Mittel an die Hand gibt." In den „vier Büchern" heißt es: „Wer dem Himmel Gehorsam leistet, der wird erhalten; wer aber widerspenstig ist gegen den Himmel, der muß zu Grunde gehen." Der Mensch ist ein geistiges Wesen — wan wut tschi lin, „aller Dinge Geist." Das Thier hat keinen lin oder Geist, obgleich

es das Vermögen hat zu wissen und zu handeln; es folgt dabei nur seinem Naturtriebe. Mencius sagt: „Wenn man von dem Athem oder Leben spricht, so ist kein Unterschied zwischen Menschen und Thieren in Beziehung auf ihr Wissen und Handeln; aber wenn man von ihrer Vernunft spricht, wie könnte sich bei Thieren Liebe, Gerechtigkeit, Anstand und Weisheit in Vollkommenheit vorfinden? Dies zeigt, daß der Mensch der Geist aller Dinge ist, oder allein unter allen Kreaturen eine geistige Seele besitzt." Ein kleines Schulbuch, welches von allen Anfängern gelesen und gelernt wird, behauptet gleich am Anfang, daß der Mensch von Natur gut sei und daß hierin sich alle Menschen von Geburt einander gleichen; aber die Praxis des Lebens lasse sie zum Theil sehr weit aus einander gehen. Mencius sagt: „Alle Menschen haben ein mitleidiges Herz; alle Menschen haben ein Herz, das sich des Lasters schämen kann; alle Menschen haben ein Herz, welches geneigt ist, Achtung und Respect zu zollen; alle Menschen haben ein Herz, welches zwischen Recht und Unrecht unterscheiden kann. Ein mitleidiges Herz aber ist Liebe; ein Herz, das sich des Lasters schämen kann, ist Gerechtigkeit; ein Herz, welches Achtung und Respect zollen kann, ist Anstand; ein Herz, das zwischen Recht und Unrecht unterscheiden kann, ist Weisheit. Diese Tugenden sind nicht von außen hineingekommen, sondern wir besitzen sie wesentlich." Confucius erklärt im Buche der goldenen Mitte: „Die Aufgabe des guten Mannes kann mit dem Unternehmen einer langen Reise verglichen werden — um weit zu kommen muß er doch von dem nächsten Punkte ausgehen; oder mit dem Ersteigen einer Höhe, wobei man an deren Fuß beginnen muß." Commentar: „Wenn man zur vollendeten Perfection seiner Natur gelangen will, so muß man bei den 5 Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft (Fürst und Unterthan, Vater und Sohn, ältere und jüngere Brüder, Mann und Weib, Freunde) anfangen und die gewöhnlichen alltäglichen Tugenden ausüben; wo die gewöhnlichen und leichten Tugenden vernachlässigt werden, da ist keine Möglichkeit, zur vollendeten Perfection unserer Natur zu gelangen." — Die Anatomie ist den Chinesen eine unbekanntes Studium, weil sie sich vor Section fürchten, des abgeschiedenen Geistes der Verstorbenen halber. Der Schu kin sagt, daß der Mensch 5 Sinne habe: die Gestalt, Sprache, Gesicht, Gehör und das Denkvermögen. Auch werden ihm 7 Gemüthseigenschaften zugeschrieben: 1) er kann sich freuen; 2) zornig werden; 3) sich betrüben; 4) lustig sein; 5) Liebe haben; 6) Haß empfinden; 7) Verlangen nach etwas haben. Den Verstand setzen die Chinesen in den Magen: Ein heller Kopf heißt auf chinesisch ein heller Bauch. Auch

glauben sie, daß das Clima einen großen Einfluß auf den Menschen ausübt. Confucius: „Die Leute mit einem geduldigen und milden Geiste zu unterrichten und sich nicht zu rächen an Einem, der sich unvernünftig gegen mich beträgt: dies ist der Geist des Südens. Unter den Waffen zu liegen und furchtlos dem Tode entgegen zu gehen, ist der Geist des Nordens und das Element des Tapfern." Wenn sich der Mensch des Verlustes seines guten Herzens schuldig gemacht hat, muß er sich selbst wieder herstellen. „Wenn Einer seinen Verstand braucht, so findet er den rechten Weg; wenn Einer seinen Verstand nicht braucht, der findet ihn nicht. Niemand betrübe sich darüber, daß er keine Kraft habe; der Fehler liegt nur in dem Mangel an Uebung." Mencius räth die Uebung als Mittel zur Wiederherstellung des verlorenen guten Herzens an, Confucius das Studium. Im Buche der goldenen Mitte heißt es: „Confucius sagt: wer das Studium liebt, ist nahe an der Erkenntniß; wer kräftig handelt, ist nahe an der Liebe; wer Schamgefühl besitzt, ist nahe an der Großmuth; wer diese drei kennt, der besitzt die Mittel, um persönliche Tugend zu cultiviren." Commentar: „Die Naturen der Menschen sind ursprünglich gleich tugendhaft; aber ihre Fähigkeiten sind nicht gleich. Einige verlieren nie die ursprüngliche Reinheit des Gemüths: so war es mit Yau und Schun, welche Heilige waren von Geburt. Bei Andern ist die ursprüngliche Reinheit des Gemüths und der vollkommene Verstand einigermaßen befleckt und verdunkelt durch den Einfluß der äußeren Dinge; deshalb ist das Studium nöthig, um die sittliche Befleckung und den Nebel, der den Verstand umhüllt, wieder wegzutreiben und das Gemüth in seiner ursprünglichen Herrlichkeit wieder herzustellen. Dies war der Fall bei den Kaisern Wu, Wan und Tang. Es gibt aber auch noch solche, deren Gemüth so sehr befleckt ist, daß ein langer, wachsamer Curs anstrengenden Studiums nöthig ist, um eine vollständige Neuerung zu bewirken. Aber gleich wie Leute, welche auf verschiedenen Wegen wandeln, doch alle in derselben Stadt ankommen, so sind auch alle Menschen gleich, wenn sie zur Vollkommenheit gelangen; welches auch die Mittel sein mögen, durch welche völlige Erkenntniß und vollkommene Heiligkeit erlangt wird, können doch alle durch persönliche Anstrengung dazu gelangen." —

Als Gattung gedacht, steht der Mensch in der Mitte zwischen Himmel und Erde und hat im Weltganzen die Bestimmung, das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, als Träger der sittlichen Weltordnung. Durch das Beharren in der rechten Mitte allein wird das Gleichgewicht im Weltall bedingt und das Walten und

Schaffen des Himmels und der Erde unterstützt: die rechte Mitte ist die allgemeine Regel des Weltalls, welche durch die Sünde des Menschen gestört wird. Die Haupttugend ist demnach das ruhige Stilleben, sanfte Milde gegen andere Menschen, die passive Liebe des Ertragens, des Schonens, der Nachgiebigkeit, des Gehorsams, der Treue, der Ordnung als des steten Festhaltens am regelmäßigen Leben, des Maßhaltens. Zu verhüten, daß diese rechte Mitte gestört wird, ist die große Aufgabe des Kaisers, des großen Sohnes des Himmels, des eigentlichen Gottes auf Erden, der die menschlichen Einrichtungen durch Alles berücksichtigende Gesetze und durch eine Stufenfolge unzähliger Beamten ordnet und regiert. Der Kaiser ist der leitende Mittelpunkt der Menschheit, — der Regierer, der Bildner, das Vorbild, der Vater des Volkes, der für das leibliche und geistige Wohl des Volkes sorgt — der Geist des Staates, in dem das Volk der Körper ist, die wirkliche Vorsehung, auf die das Volk mit unbegrenztem Vertrauen emporschaut und in der es sich dadurch frei fühlt, daß es sich nach allen Seiten hin durch genaue Vorschriften und Regeln bestimmt weiß. Der Staat ist nichts, als die zur kosmischen Bedeutung entwickelte Familie. Die Familie ist zur Staatsordnung, die Staatsordnung zur Familie geworden: es gibt nur Väter und Kinder — eine große Volksfamilie, deren Haupt, der Vater Aller, der Kaiser, mit väterlichem Despotismus über die Väter der Familien und über die Väter des Amtes gebietet.

Die Familie ist der Mittelpunkt aller Sittlichkeit, das innerste Heiligthum alles Lebens. Darum hat auch die Ehe einen hohen Werth, denn sie spiegelt das göttliche Naturleben wieder. Die Polygamie herrscht zwar auch in China noch; die Beischläferinnen haben aber nicht gleiches Recht mit der rechtmäßigen Frau, und ihre Kinder haben erst hinter den Kindern der ersten ein Erbrecht. Auch kann der Mann die Frau nicht nach Willkür, sondern nur bei Unfruchtbarkeit, bei Liederlichkeit, bei Nichtachtung der Verwandten des Mannes, bei Geschwätzigkeit, bei Neigung zum Diebstahl, bei neidischen und mißtrauischen Gemüthsanlagen und bei unüberwindlichem Haß entlassen. Die Ehe ist eine sittliche Pflicht, der sich kein Tugendhafter entziehen darf; denn der Ehelose ist der Mörder seines Geschlechts. — Doch ist die Frau, obschon sie ein Glied in der friedlichen und glücklichen Harmonie des All ist, dem Manne nicht gleichgestellt. Sie ist ihm nicht nur unbedingten Gehorsam schuldig, sondern sie lebt auch im Zustande der Dienstbarkeit. Die den Mann mißhandelnde Frau soll 100 Hiebe mit dem Bambusrohr erhalten, indeß im umgekehrten Falle der

Mann niemals straffällig ist. Die geringere Stellung des Weibes tritt schon in der Erziehung hervor. Der neugeborne Knabe, bei dessen Geburt Pfeil und Bogen vor der Thür aufgehangen werden, wird sorgfältig in die besten Tücher gehüllt; das Mädchen, dessen Geburtszeichen vor der Thür der Aeltern Spindel und Garn sind, nur in Lumpen gewickelt. Das Mädchen muß mit Scherben zufrieden sein, wo der Knabe mit Edelsteinen spielt; und wenn ein Vater nach der Zahl seiner Kinder gefragt wird, so zählt er bloß die Söhne. Selten werden die Mädchen unterrichtet; sie lernen die gewöhnlichen häuslichen Arbeiten; vom 10. Jahre ab dürfen sie nicht mehr aus dem Hause gehen; mit dem 20. Lebensjahre sollen sie verheirathet werden. Frauen können deshalb selten gut schreiben oder lesen. „Was kann überhaupt ein Weib Bedeutendes leisten? Wie der Wein bereitet und bewahrt, die Speise gekocht wird, dafür mag sie sorgen; ein Mädchen muß vor Allem darauf achten, den Aeltern nicht lästig zu werden." Schi-kin. — „Das Haus ist das Gefängniß der Frau." Kong tse: „Die Frau ist dem Manne in ihrem ganzen Dasein unterworfen; wenn er stirbt, wird sie darum noch nicht ihre eigene Herrin; als Tochter steht sie unter dem Befehl ihrer Aeltern oder, in deren Ermangelung, ihrer älteren Brüder; als Witwe steht sie unter der Aufsicht ihres ältesten Sohnes, und dieser, mit aller Liebe und Achtung sie behandelnd, soll alle Gefahren von ihr entfernen, denen die Schwäche ihres Geschlechtes sie aussetzen könnte." — Das Verhältniß der Aeltern und Kinder ist das letzte und reinste Wiederbild des Verhältnisses zwischen dem Himmel und der Creatur, und die Ehrfurcht und Liebe der Kinder gegen die Aeltern ist die erste und heiligste aller Pflichten, höher als die Liebe zu dem Gatten, höher als die Ehrfurcht vor dem Kaiser; darum ist auch des Kaisers Vater nicht sein Unterthan. In den Pflichten gegen die Aeltern liegen dem Chinesen alle übrigen Pflichten beschlossen. Die kindliche Liebe ist die Grundlage aller Sitten und Einrichtungen, wie der Keim und der Gipfel aller Tugenden. „Wer die Aeltern verehrt, wird auch den Kaiser hochachten, und dieser wird in seinen Unterthanen seine Kinder achten." Unbeschränkt ist der Gehorsam der Kinder gegen den Vater: ohne weiteren Beweis muß der Mandarin den Sohn auf jede Anklage des Vaters strafen; denn der Sohn muß strafbar sein, mit dem der Vater nicht zufrieden ist. Der Aelternmörder wird in Stücke zerrissen und sein Haus von der Erde vertilgt: alle Districtsbeamte werden bei solcher Frevelthat abgesetzt, weil sie nur bei schlechter Verwaltung möglich war. „Wenn die Aeltern

irren, — sagt das Buch Li ki — so soll sie der Sohn mit Demuth, Bescheidenheit und Sanftmuth auf den Irrthum aufmerksam machen. Weisen sie den Tadel zurück, so soll er sich bestreben, immer gehorsamer und ehrerbietiger gegen sie zu sein, und dann muß er ihnen ihren Irrthum wieder vorhalten. Und wenn die erzürnten Aeltern den Sohn züchtigen, bis das Blut herabfließt, so darf er dennoch keinen Groll gegen sie hegen, sondern muß sie nur mit um so größerer Ehrerbietung behandeln." Ernährung der altgewordenen Aeltern ist die höchste Pflicht eines Sohnes, und stirbt der Vater oder die Mutter, so muß der Sohn drei Jahre trauern und während der Trauerjahre nichts von dem verändern, was der Vater gemacht oder angeordnet hat. Jeder Familienstamm wird in ein gemeinschaftliches Grab gelegt, das von den Verwandten zu bestimmten Zeiten besucht wird und von dem weg in ein anderes Land zu ziehen als der höchste Schimpf und als todwerthes Verbrechen betrachtet wird.

Hohe Ehre wird dem Alter im Allgemeinen erwiesen. Nach dem Tode des Vaters ist der älteste Sohn das Haupt der Familie, und er wird wie der leibliche Vater verehrt. Und „wie deinen Vater ehre Denjenigen, welcher doppelt so alt ist, als du, und wie deinen älteren Bruder Denjenigen, welcher um 10 Jahre älter ist, als du."

Gleiche Ehrfurcht hat der Schüler dem Lehrer zu zollen. Wen man einmal für seinen Lehrer erkannt hat, den muß man sein ganzes Leben lang wie seinen Vater verehren: — so das chinesische Sprichwort. Wenn ein Schüler mit seinem Lehrer auf der Straße geht, so darf er denselben nicht verlassen, um mit einer anderen Person zu sprechen, der er begegnet; auch darf er nicht in derselben Linie wie er gehen, sondern muß sich etwas rechts halten. Wenn sein Lehrer sich auf seine Schulter stützt, um ihm etwas in's Ohr zu sagen, so muß er mit der Hand den Mund bedecken, um demselben nicht durch seinen Athem beschwerlich zu fallen. Wenn der Lehrer ihn fragt, so darf er diesem nicht mit der Antwort zuvorkommen und muß nicht eher antworten, als bis jener geendet hat.

Die Erziehung der Kinder beginnt bereits vor der Geburt. Die Chinesen sorgen für das diätetische Verhalten der Schwangern, untersagen ihnen die Leidenschaft der Liebe und haben Schriften über die Geburtshülfe. Die eigentliche Erziehung fingen nach Tsching-tseu, die Alten an, wenn die Kinder sprechen und allein essen können, denn da die Kinder nichts haben, was ihre Gedanken zu bestimmen dient, so soll man täglich ihre Ohren erfüllen und ihren Bauch ausstopfen mit Lehren der Wahrheit. Wegen des heiligen Ver-

hältnisses der Aeltern zu den Kindern und der Kinder zu den Aeltern ist es, da keine Erziehung ohne Ungehorsam also ohne Erbitterung möglich ist, vorzuziehen, einen Erzieher anzunehmen, oder die Kinder zur Erziehung mit anderen Aeltern gegenseitig auszutauschen, oder dieselben in die Schule zu schicken. Doch sind dabei auch die Aeltern und zwar von Natur zur zärtlichsten Sorge für ihre Kinder verpflichtet. Die Aeltern müssen — so ermahnt ein chinesischer Kaiser — aufmerksam auf den kleinsten Schrei des Kindes sein, den Ton seiner Stimme beachten, auf seine Miene und Farbe sehen, damit sie seinem Bedürfniß entgegenkommen können. „Lächelt das Kind, so sind die Aeltern voll Freude, weint es, so sind sie traurig. Versucht es zu laufen, so gehen sie seinen kleinsten Bewegungen nach, ohne nur einen Schritt zu verlieren; ist es krank, so ist bei ihnen alle Ruhe und Eßlust vorbei. Sie ernähren das Kind, sie unterrichten es, bis sie es zu einem Menschen gebildet haben, und dann verheirathen sie es, geben ihm ein Haus, quälen sich auf hunderterlei Weise, um nur ihr Kind zu versorgen und sein Bestehen zu sichern; und so erschöpfen sie um dasselbe all' ihre Herzenskraft. O, die Tugend eines Vaters und einer Mutter ist wahrhaft unendlich, sie ist wie der höchste Himmel." Die jetzige Sitte armer Aeltern in China, ihre eigenen Kinder zu verkaufen, scheint bei den Chinesen der Aelternliebe nicht zu widerstreiten, weil die Verkauften nicht Sclaven werden, sondern dienende Mitglieder der Familie, die sie kauft. Dem Geist der alten Sitten und Gesetze widersprechend aber ist das in späterer Zeit eingeführte Aussetzen oder Ermorden der neugebornen Kinder, wogegen die Regierung, da die Aeltern ein unbedingtes Recht über ihre Kinder haben, nur mit Findelhäusern opponiren kann.

Die Wichtigkeit eines allgemeinen Unterrichts für das „Volk", so meldet Lechler, war schon von Confucius anerkannt und ein System desselben bis zu einem beträchtlichen Grade in Ausführung gebracht, und dies in einem Zeitalter, wo andere Nationen der Welt kein solches hatten. In dem Ritualbuche heißt es, daß in alter Zeit für die Zwecke der Erziehung Dörfer ihre Schulen, Bezirke ihre Akademien, Departements ihre Collegien und Fürstenthümer ihre Universitäten gehabt haben. Die Haupttriebfeder zu wissenschaftlichen Bestrebungen unter dem Volke liegt im Allgemeinen in der Hoffnung, dadurch Amt und Ehre zu erlangen, und der einzige Cursus des Unterrichts ist der durch das Gesetz vorgeschriebene klassische und historische. In Folge dieser ungebührlichen Beachtung der Klassiker werden die geistigen Anlagen der Schüler nicht harmonisch gebildet, und andere Zweige der Literatur,

welche den erwähnten praktischen Zweck nicht geradezu befördern, werden gering geachtet. Jeder Zweig der Wissenschaft, die Rechtsgelehrtheit, Geschichte und öffentliche Statistik ausgenommen, wird in Verhältniß zu jenen gering geschätzt, und der literarische achtzigjährige Graduirte wird mangelhaft erfunden werden in den meisten Zweigen allgemeinen Wissens, unwissend in hundert Dingen und Ereignissen seiner Volksgeschichte, welche schon der Schulknabe der westlichen Welt aus der seinigen nicht zu kennen sich schämen würde. Die Rechte und Pflichten der Regierung, so wie des einzelnen Individuums in seinen verschiedenen socialen Verhältnissen als Beamter, Gatte, Vater, Sohn, Bruder, Freund rc. bilden den Hauptinhalt der chinesischen Lehrbücher. Confucius legt in seinem System die in der Natur vorhandenen Principien der Abhängigkeit und Unterordnung zu Grunde. Durch den Schulunterricht werden diese Grundsätze dem jungen Geiste sorgfältig eingeflößt und bilden die Basis seiner moralischen Gefühle. Die Erklärung und Inkraftsetzung derselben ist die Aufgabe der Studenten, welche Staatsmänner zu werden streben, und es ist hauptsächlich dem Einflusse dieser Principien auf Geist und Gemüth des Volks zuzuschreiben, daß China gerade ist, was es ist. Der große Endzweck aller Erziehung war deshalb bei den alten Chinesen nicht sowohl den Kopf mit Kenntnissen zu füllen, als das Herz durch Unterweisung zu bessern und die Neigung zu reinigen.

Die Knaben fangen ihre Studien mit dem sechsten oder siebenten Jahre an. Der Unterricht ist keine Zwangssache. Es werden keine Lehrer vom Staate angestellt. Der Schulmeister braucht kein Examen zu machen, auch keine obrigkeitliche Erlaubniß. Die Aeltern nehmen als Lehrer für ihre Kinder, wem sie Vertrauen schenken. Er wird für ein Jahr angenommen und erhält 100—200 Gulden Gehalt nebst freier Kost oder dafür angemessene Entschädigung. Ein Lehrer übernimmt 20—30 Schüler. Schulhäuser als Gemeingut eines Orts gibt es nicht. Vermögende Familien nehmen das schu fong oder Bücherzimmer zum Schulzimmer; oder der Lehrer hat ein zur Schule passendes Haus und nimmt die Kinder bei sich auf. Am häufigsten werden die Schulen in die Tempel oder in die Ahnenhallen verlegt.

Die Einrichtung der Schule ist sehr einfach. Der Lehrer bekommt einen Tisch und Lehnsessel für sich, und jeder Schüler hat selbst einen Schreibtisch und Stuhl mitzubringen. Bücher, Papier, Tusche und Pinsel zum Schreiben hat jeder selbst anzuschaffen. Der Eintritt in die Schule ist mit einer förmlichen Ceremonie begleitet, unter dem Namen koi hok d. h. Eröffnung der Studien. In jedem Schullokal

ist ein kleiner Altar angebracht, der dem Confucius und dem Wun tschong ya, der der Gott der Wissenschaften genannt wird, geheiligt ist. Hier bringt der Lehrer zuerst ein Opfer und bittet um die geistige Gegenwart dieser vergötterten Persönlichkeiten, damit unter ihrem segensreichen Einflusse die Schule gedeihe und berühmte Männer daraus hervorgehen. Dann folgen die Schüler mit der Darbringung ihrer Ehrfurchtsbezeugung, welche im Verbrennen von Weihrauch und in Verbeugungen vor dem Altare besteht, indem sie sich durch diese Ceremonie unter den besondern Schutz der hier verehrten Götter stellen wollen. Bei dieser Gelegenheit bekommen die Knaben neue Namen. Bisher wurden sie bei ihrem sogenannten Milchnamen genannt; jetzt kommt der Schulname. Der Name wird wieder verändert bei der Erlangung eines neuen Grades, bei der Verheirathung ꝛc. Jeden Tag, wenn die Schüler zur Schule kommen, verneigen sie sich gegen den Altar, wie gegen den Lehrer und nehmen dann ihre Plätze ein. Dem Lehrer liegt Unterricht und Erziehung ob. Er muß deshalb die Schüler auch stets im guten Benehmen unterrichten und ihnen die Regeln des Anstandes und der Höflichkeit beibringen.

Das erste Schulbuch ist der „Paß zu den Regionen der klassischen und geschichtlichen Literatur.“ Er beginnt mit der Nothwendigkeit und den Methoden der Erziehung. Die Wichtigkeit der kindlichen und brüderlichen Pflichten wird dann eingeschärft durch Vorschrift und Beispiel, und darauf folgt eine Uebersicht der verschiedenen Zweige des Wissens in aufsteigender Reihenfolge nach den verschiedenen Hauptzahlen: die drei großen Mächte (Himmel, Erde und Mensch), die vier Jahreszeiten und Himmelsgegenden, die fünf Elemente (Metall, Holz, Wasser, Feuer, Erde), die fünf Cardinaltugenden (Liebe, Gerechtigkeit, Schicklichkeit, Weisheit, Wahrheit), die sechs Arten des Getreides (Reis, Gerste, Waizen, Bohnen, Hirse und eine Art Korn), die sechs Hausthiere (Pferd, Ochs, Schaf, Geflügel, Hunde, Schweine), die sieben Leidenschaften (Liebe, Haß, Freude, Betrübniß, Lust, Zorn und Furcht), die acht Noten der Musik, die neun Grade der Verwandtschaft, die zehn socialen Pflichten (zwischen Fürst und Minister, Vater und Sohn, Mann und Weib, ältern und jüngern Geschwistern, und Freunden). Auf diese Uebersicht folgen Regeln für einen Cursus der akademischen Studien mit einem Verzeichniß der zu gebrauchenden Bücher, und einer Uebersicht der allgemeinen Geschichte Chinas, nebst einer Aufzählung der successiven Dynastien des Reichs. Der Stoff ist zu gedrängt und zu trocken, als daß der jugendliche Geist ihn zu seiner Belehrung in sich aufnehmen könnte. Auf die Entwicklung des Denkvermögens ist es

aber auch bei den Schülern in diesem Alter noch gar nicht abgesehen; sie sollen nur ganz mechanisch einen Vorrath von Wissenswerthem in ihr Gedächtniß aufnehmen, bis die Zeit kommt, wo ihnen durch die Erklärung des Lehrers das Verständniß darüber aufgeschlossen wird.

Die Methode, lesen zu lehren, ist folgende: das Buch wird aufgeschlagen, und der Lehrer fängt an zu lesen. Die Schüler, deren Jeder sein Buch vor sich hat, sprechen dem Lehrer Wort für Wort nach, die Augen unverwandt auf's Buch gerichtet und mit dem Zeigefinger den Worten folgend. Es wird nur eine Zeile gelesen und diese so lange repetirt, bis die Schüler sich die Aussprache eines jeden Zeichens gemerkt haben und ohne den Lehrer die Zeile lesen können. Nun müssen sie dieselbe auswendig lernen. Das thun sie mit lauter Stimme, indem sich jeder besonders seine Aufgabe so lange vorschreit, bis sie sich seinem Gedächtnisse eingeprägt hat. Wenn er damit fertig ist, geht er zum Lehrer hin, legt sein Buch vor denselben auf den Tisch, kehrt ihm den Rücken zu und sagt so seine Aufgabe her. Dann geht der Lehrer an die nächste Zeile und fährt so fort, bis das ganze Buch auswendig gelernt ist. — Das Buch ist rhythmisch abgefaßt, so daß immer drei Schriftzeichen einen Satz bilden, und heißt daher auch sam szu kin oder trimetrisches klassisches Buch.

Außer dem Erlernen des Lesens der Schriftzeichen wird in dieser Anfangsschule nur noch das Schreiben gelehrt. Die Schüler bekommen eine Vorschrift vom Lehrer, welche zuerst die einfachsten Zeichen mit wenigen Strichen enthält, bis sie allmählich die mehr zusammengesetzten schreiben lernen. Diese Vorschriften werden unter das Papier gelegt, auf das der Schüler schreiben soll, und von demselben mit dem Pinsel nachgezeichnet. Hat er im Nachzeichnen Uebung erlangt, so beginnt er, aus freier Hand zu schreiben. Viele Knaben, die in die Schule gehen, lernen nie mehr, als lesen und schreiben, und bringen es dabei nicht einmal zum Verständniß der Buchstaben. Wenn daher Einer schon im Stande wäre, ein ganzes Buch fließend zu lesen, so würde er doch noch nicht Rechenschaft geben können über den Inhalt des Gelesenen. Von einem Unterrichte im Rechnen, in der Geographie, allgemeinen Geschichte, Naturgeschichte, oder in fremden Sprachen ist nicht die Rede. Auch kein Religionsunterricht wird ertheilt. Schon der sam szu kin hat jedoch, so wie einige andere kleine Lehrbücher, die auf ihn folgen, einen sittlichen Character, und nach diesem werden die Bücher gelesen, welche die Lehren des Confucius oder Mencius enthalten.

Diejenigen, welche sich den Studien widmen wollen, erhalten eine gründliche Erklärung der Klassiker und werden angehalten,

Verse zu machen und Aufsätze zu schreiben. Dies geschieht durch Lehrer, die eine Prüfung bestanden haben und graduirt sind. Wenn Einer einigermaßen im Rufe der Gelehrsamkeit oder Geschicklichkeit zu unterrichten steht, so sammelt sich eine größere Anzahl junger Leute um ihn, die unter seiner Instruction sich für die Examina vorbereiten. Solche Privatcollegien sind zahlreich in Städten, noch mehr auf dem Lande. In ihnen werden Vorlesungen über die 4 Bücher und die 5 Klassiker gehalten. Viermal im Monat werden Aufsätze geschrieben und Verse gemacht über Themata, nach vorhergegangener Besprechung und Anleitung von Seiten des Lehrers. Um sich einen fließenden Stil und Eleganz in der Composition anzueignen, lernen die chinesischen Studenten eine beträchtliche Anzahl von Aufsätzen, die, in musterhaftem Stil von berühmten Gelehrten geschrieben, in eigenen Sammlungen vorhanden sind, auswendig, um sich nach denselben zu bilden.

Lechler theilt einen Aufsatz über die Worte „Fui ya put koi khi lok" d. i. „die Freude des Fui war keinem Wechsel unterworfen", mit. Nach dem Gesetz der Aufsätze soll jede Arbeit 8 Glieder haben. Das erste Glied heißt pho thi oder Eröffnung des Thema's, und der Aufsatz fängt nun so an: Der große Weise (Fui) hatte wahre Freude; aber nur der Heilige (Confucius) verstand, daß eine solche keinem Wechsel unterworfen war. Denn die Freude, welche nicht durch äußere Verhältnisse erzeugt worden ist, leidet auch durch äußere Verhältnisse keinen Wechsel. Was aber den Fui eigentlich zum Fui machte, wer konnte das erkennen außer dem großen Meister selbst! (Nun kommt das 2. Glied hi kong, oder Anfang der Betrachtung des Gegenstandes). Unter den Menschen auf Erden ist nur der Selbstgenügsame nicht abhängig von äußerem Glück, und der sich selbst besitzt, ist nicht träge im Innern, indem die Tugend in seinem Herzen waltet. Dies ist der sicherste Beweis„ daß er eine vollkommene Natur vom Himmel erhalten hat. Wenn er nicht den beständigen Besitz derselben hätte, so würde ihm dieselbe selbst unter günstigen Umständen nicht lange wichtig bleiben, wie vielmehr würde Widerwärtigkeit im Stande sein, dieselbe zu zerstören. (Nun kommt das 3. Glied, nyp thi oder Einführung des Themas. Hier wird Confucius redend eingeführt, weil das Thema ein Ausspruch von ihm ist). Ich nehme also das, was den Menschen am wenigsten angenehm ist und betrachte darnach den Fui. (Viertes Glied, genannt thi pi oder Gleichnißrede). Was die Menschen nicht gern haben, ist es etwa, daß Fui gerade das erwählte? Wenn es ihm aber auch gegen seine natürliche Neigung begegnete, so widerstrebte er ihm nicht, sondern fügte sich darin; deshalb sehen wir, daß auch unter solchen arm-

seligen Umständen doch wohl ein Fui sein konnte. Was den Menschen bitter ist, sollte das dem Fui allein süß sein? Wenn es aber der Himmel so ungefähr über ihn bestimmt hat, so hat er es auch nur so von ungefähr angenommen. Untersuchen wir dies näher, so müssen wir denken, daß unter solchen armseligen Umständen eben so wohl auch kein Fui hätte sein können. (Nun kommt das 5. Glied tschhut thi oder Hervortreten des Thema's). Fui also hatte wahrlich eine selbstständige Freude. (Das 6. Glied, genannt tschung pi oder die Mitte, berücksichtigt nun die eigentlichen Verhältnisse des Fui). Bedenke ich, daß er zu den Weisen aufgeschaut hat, um von ihnen zu lernen, so ist dies schon lange Zeit her. Von dem Princip, das Himmel, Erde und alle Dinge regiert, hat Fui auch schon längst die Hauptsache erkannt. Durch diese Erkenntniß hat sich sein Herz erweitert, und er braucht nicht, um das Eine zu erlangen, das Andere fahren zu lassen, noch strebte er darnach, sich Freuden zu verschaffen, und indem er zugriff und sich aneignete, machte Fui wirklich einen Fortschritt von Wenigem zu größerer Fülle. Bedenke ich, wie er das Studium auf das Leben anwandte, so ist auch das schon lange her. In dem, was er lieben oder hassen, sich aneignen oder bekämpfen sollte, hatte Fui seine Natur schon längst fixirt. Nachdem er seine Natur fixirt hatte, erhielt sein Temperament den Frieden, und diese Freude war für ihn eine unaussprechliche, ewig unvergeßliche Freude. Frei von Schuldbewußtsein vor dem Himmel, wie vor Beschämung vor den Menschen, war er wohl arm, aber an Freude wurde er immer reicher. (Das 7. Glied, genannt tschui ku, heißt und ist weitere Ausführung, indem jetzt der Begriff „Wechsel" berücksichtigt wird). Seine Freude! wie würde er sie um das ganze Reich vertauscht haben, und für einen einzigen Körper, was brauchte er zu suchen? Irdische Größe konnte sie nicht vermehren, und lebte er in Armuth, was schadete ihm dies? Ob er handelte oder ruhte, so folgte er seinem festen Vorsatze. Des Morgens wie des Abends war er regiert von dem unabänderlichen Princip. Seine äußere Erscheinung war die eines Thoren; aber sein Geist war friedlich. Musik und Gesang waren seine tägliche Erholung, und sein Temperament war glücklich. Er betrat meine Halle und vernachlässigte nicht, die Sitten und die Musik der 4 Geschlechter des Alterthums zu erforschen und zu vergleichen. Er ging mit mir hinaus in die Welt, und ob uns Jemand ein Amt übertragen wollte, und ob wir uns ins Privatleben zurückzogen, so konnten der Lehrer und der Schüler sich gegenseitig Zeugniß geben. Nicht nur äußerte sich nie eine Erregung des Gemüths in seiner Gestalt, sondern auch Kummer bewegte nicht sein Herz. Nicht

allein klebte keine weltliche Lust an seiner Brust, sondern er bedurfte auch nicht der Ascese, um die Erleuchtung seines Gemüths zu befördern. Also in Betreff seiner Freude, so war dieselbe wirklich keinem Wechsel unterworfen. (Nun kommt das 8. Glied, genannt mat ku — Endglied). Nun selbst unter Hunger doch Freude zu haben, ist auch das schöne Streben gewisser Weisen; aber wenn der Hunger wirklich kommt, so ist die Freude gleichsam erzwungen, und ich fürchte, daß die, welche im Anfang fröhlich sind, doch nachher wieder umschlagen. Freude an der Philosophie zu haben, ist auch die gewöhnliche Gesinnung der Gelehrten; aber ob da, wo Philosophie ist, auch beständig Freude ist, sind zwei verschiedene Dinge. Ich befürchte, daß die, welche die Freude augenscheinlich fest zu halten suchen, im Verborgenen doch träge sind. (Nun folgt der Schluß, genannt khi lu d. h. das Thema geht seinen Weg). Fui hatte seine Freude selbständig, wie könnte sie deshalb einem Wechsel unterworfen gewesen sein. O Fui, du hattest gleich mir mit rauher Kost und Wasser zum Getränk und den gebogenen Arm statt eines Kopfkissens — stetige Freude. — —

Die öffentlichen Prüfungen bestehen in China seit der Zeit der Tang-Dynastie, welche 618 n. Ch. auf den Thron kam und 300 Jahre regierte. Die erste Prüfung findet statt in dem Hien oder derjenigen Amtsstadt, welche eine Unterpräfectur bildet, und wird geleitet von dem Mandarin eines solchen Districts; derselbe wird unterstützt durch einen literarischen Beamten, den hok thoi. Das Examen dauert mehrere Tage. Ohne Buch und sonstige Hülfsmittel muß der Candidat 7 Aufsätze und über 7 Gegenstände Verse liefern. Wer bestanden, kann der 2ten Prüfung beiwohnen, welche in dem Fu oder der Präfecturstadt abgehalten wird. Sie wird von dem Präfecten geleitet, assistirt von dem literarischen Kanzler oder einem andern Beamten, dem Ertheiler der Instructionen. Diese Prüfung ist strenger als die erste. Die nach dieser 2. Prüfung für befähigt gehaltenen Candidaten müssen sich einer dritten Prüfung vor dem literarischen Kanzler der Provinz unterwerfen, der zu diesem Zwecke zweimal in drei Jahren jede Präfectur seiner Provinz besucht. Erst in Folge dieser 3. Prüfung wird einer bestimmten Anzahl von Candidaten der niedrigste literarische Grad, nämlich der eines Siu tschoi d. i. „blühendes Talent" ertheilt. (Trotz der Strenge wird doch Betrug und Unterschleif von den Candidaten beim Examen getrieben: sie bestechen die Wächter, die sie zu untersuchen haben ꝛc. Wie verantwortlich jedoch die Examinatoren sind, erhellt daraus, daß ein höchster Beamter in Peking noch 1850 öffentlich enthauptet wurde, weil er im Examen Einen ohne Verdienst

begünstigt hatte). Der Siu tschoi hat noch keinen Anspruch auf Anstellung; aber er ist ein Mann über dem gemeinen Volk. Wenn er seine Studien vernachlässigt, kann er seinen Rang wieder verlieren. Darum muß er die Examina fortwährend besuchen bis ins sechzigste Lebensjahr, selbst wenn er in dieser ganzen Zeit nie einen höhern Grad erreicht. Tausende von den Siu tschoi werden Pädagogen, Advokaten, Schreiber in der öffentlichen Amtsstube, Aerzte, Briefschreiber ꝛc. — Die Prüfungen für den 2. Grad finden alle drei Jahre in der Hauptstadt jeder Provinz statt unter der Leitung zweier kaiserlicher Examinatoren aus Peking. Dieses Examen zur Erlangung des Diploms eines Ki nyin oder Licentiaten wird von einem Engländer also beschrieben: „Die Provinz Kiang nan, von der Nanking die Hauptstadt ist, hat 16 Präfecturen, und die Zahl der Candidaten, welche sich bei der Prüfung für den zweiten Grad in Nanking einfinden, ist sehr groß. Im Durchschnitt darf man ihrer 20,000 rechnen, von denen ungefähr 200 im Examen bestehen. Außer den 2 kaiserl. Examinatoren, welche expreß von Peking geschickt werden, beläuft sich die Zahl der bei einem solchen Examen beschäftigten literarischen Beamten auf 65, nebst noch einer Menge untergeordneter Diener. Wenn die Candidaten das Examinationslokal betreten, werden sie untersucht, ob sie keine Bücher oder sonst Schriftliches bei sich tragen, dessen sie sich als einer unberechtigten Hülfeleistung bei ihrer Arbeit bedienen könnten; auch werden die strengsten Vorsichtsmaßregeln ergriffen, jede Communication mit der Außenwelt oder unter sich zu verhindern, so lange sie sich in dem Examinationslokale befinden. Drei Abtheilungen von Thematen werden ausgegeben von deren jede drei Tage und eine Nacht in Anspruch nimmt, und ehe diese Zeit abgelaufen ist, darf keiner das ihm zugewiesene Zimmer verlassen. Was sie gebrauchen zum Essen und Schlafen nehmen sie mit. Die Examinationshalle enthält 7500 Zellen, die je 12 Quadratfuß messen und hoch genug sind, um darin zu stehen. Das Geräth besteht aus einer Bank zum Sitzen und Schlafen und einem Tisch zum Schreiben und Essen. Die Zellen sind um eine Anzahl offener Höfe rund herum angelegt, empfangen ihre Luft und ihr Licht vom mittleren Hofe und sind der Beobachtung der Soldaten ausgesetzt, welche den Platz bewachen und darauf achten, daß Niemand mit den eingeschlossenen Studenten den geringsten Verkehr unterhalte. Das Unangenehme der engen Zelle wird noch sehr vermehrt durch Rauch, der vom Kochen in die Höhe steigt, welches im Hofe geschieht, und durch die Hitze des Wetters, die im September, wo die Prüfungen statt haben, sehr groß ist. — Wenn die Arbeiten angefertigt sind,

kommen sie zuerst in die Hände einer niedern Prüfungscommission, welche untersucht, ob das vorgeschriebene Reglement in allen Stücken genau eingehalten ist. Kein Aufsatz darf mehr als 700 Schriftzeichen enthalten, aber auch nicht weniger als 100. Kein Wort darf über die rothen Linien hinausgeschrieben sein, womit das Examenpapier liniirt ist, dessen sich alle zu bedienen haben. Radiren oder Corrigiren ist unter keinen Umständen gestattet. Nachher werden die Arbeiten zwei kaiserl. Examinatoren vorgelegt, welche die letzte Entscheidung abgeben über die für befähigt zu Erklärenden, welche dann nach ihrem Verdienst geordnet werden. Der Grad eines Ki nyin berechtigt den Besitzer zu Anstellung nach einigen Jahren, während der nächst höhere Grad eines Doctors dem Besitzer ungesäumt eine Magistratur zusichert. Schon das Besuchen der Examina ist an und für sich eine Ehrensache, während das Durchfallen nie zur Schande gereicht. An den ersten Tagen des Examens werden die Thematen aus den 4 Büchern gewählt, nebst einer Aufgabe zum Versemachen. An den folgenden Tagen bilden die 5 Klassiker den Gegenstand, über welchen Compositionen gemacht werden müssen, indem aus jedem ein Thema aufgegeben wird. Endlich werden 5 Aufgaben verschiedener Art gegeben, welche zu bearbeiten eine ausgedehnte Belesenheit in der allgemeinen Literatur erfordert, außer dem Studium der klassischen Bücher.

Wenn die Entscheidung der Graduirten erfolgt ist, werden ihre Namen öffentlich bekannt gemacht. Gedruckte Verzeichnisse derselben werden in den Straßen feil geboten und gehen durch die ganze Provinz. Eine Proclamation, welche diese Namen enthält, wird unter 3 Salvenschüssen an das Geschäftsbüreau des Unterstatthalters angeklebt. Seine Excellenz kommt heraus, verneigt sich dreimal gegen die Namen der promovirten Männer und kehrt dann unter einer andern Salve zurück. Ein Ki nyin oder Licentiat hat das Recht, eine Flagge vor seinem Hause aufzuhissen.

Der 3. Grad der Tsin szu oder Doctoren wird alle 3 Jahre in Peking an erfolgreiche Licentiaten ertheilt. Das Verfahren bei dieser Prüfung ist dasselbe, wie in den Provinzen, nur daß die Examinatoren von höherem Range sind. Die Themata werden aus denselben Werken genommen, und die Abhandlungen sind fast nur Wiederholungen derselben Gedankenfolge und Beweise. Die Graduirten werden sämmtlich in eine Liste der Bewerber um Beförderung von dem Ministerium der Civilbeamten eingetragen, um bei der ersten Erledigung angestellt zu werden.

Der 4. und höchste Grad ist der eines Han lin oder Mitgliedes

der kais. Academie. Die alle 3 Jahre statt findende Prüfung für diese Auszeichnung wird im kais. Palaste gehalten und übertrifft natürlich alle an Ehre, da sie in Gegenwart der höchsten Personen im Reiche vorgenommen wird. Die Erlangung dieses Grades ist so viel, als die Erlangung eines Amts, indem die Mitglieder der Academie Gehalte bekommen und auf verschiedene Weise im Staatsdienst verwendet werden.

Der Chinese, seine Religion und Staatsverfassung, seine Kunst und Wissenschaft, seine Entwicklung oder vielmehr seine Entwicklungslosigkeit, wie sein Klima und seine Erziehung — es ist Eine Einheit. Wo der Geist so wenig in die Tiefen blicken kann, wie bei den Chinesen; wo die mechanischen Geistesthätigkeiten herrschen; wo die Unmündigkeit soweit geht, daß es in Wahrheit keine Emancipation der Kinder gibt; wo die individuelle Freiheit des Einzelnen in dem Kaiser, dem despotischen Vater Aller, verschwindet; wo das religiöse Leben von den Schranken des peinlichsten Ceremoniells umzogen ist: da kann auch die Erziehung nicht über Mechanismus und Ceremoniell hinausgehen. Erziehung und Unterricht kommen über Vorstellungskram, über Regelung des äußeren Anstandes, über Aneignung der vorgeschriebenen Ceremonien, über Erwerbung von Kenntnissen zu äußerem Fortkommen und äußerer Ehre nicht hinaus. Das Schul- und Erziehungssystem in China ist ein Polizeisystem. Der Buchstabe der heiligen und klassischen Bücher bindet den Geist, und ein menschenquälerisches, das Gedächtniß zur Ueberbürdung verurtheilendes Prüfungssystem untergräbt jedwede Originalität. Man knechtet nicht bloß den Körper, sondern auch die Seele, und Gehorsam ist auf allen Gebieten die erste Pflicht. Die Nation beharrt nach allen Seiten hin im Stadium der Kindheit.

Selbst die großen Weisen des chinesischen Volkes kommen, wie im Allgemeinen nicht zur Idee der Welt und Gottheit, so in der Erziehung nicht zur Idee der Erziehung des Menschen zum Menschen, sondern nur zu moralischen Lehren und Vorschriften.

Confucius, — Kon-fu-tse — 551 vor Christus, der Sohn eines angesehenen Mandarinen, in dem (— nach seiner eigenen Biographie —) im 15. Jahre die Neigung zu ernsteren Studien rege wurde, worauf sie im 30. befestigt ward, indeß er im 50. die vom Himmel stammenden ewigen Gesetze verstand, im 60. sein Ohr jedes Ding ohne Schwierigkeit vernahm und im 70. die Neigungen des Herzens nicht mehr das Gesetz übertraten, — lehrte seine Schüler Gelehrsamkeit, anständiges Betragen, Treue und Aufrichtigkeit und theilte sie in vier Klassen, wovon die erste ihren Geist durch Nachdenken und ihr Herz durch Er-

werbung von Tugenden bilden, die zweite Rechtsprechen und Beredtsamkeit üben, die dritte die Staatswissenschaft und Staats-Verwaltung studiren und die vierte besonders die Moral, theoretische Kenntniß und practische Fertigkeit im Sittengesetz sich aneignen sollte. Als Zweck seiner Lehre stellt er auf, daß die Menschen die uranfängliche Reinheit, die sie zuerst vom Himmel erhalten hätten, wieder erlangen sollten. Er erkannte — wie es in einer von ihm herrührenden Tempelinschrift heißt — das „Grundwesen ohne Anfang und Ende, den Schöpfer und Regierer der Welt, ihn, der unendlich gut ist und unendlich gerecht, und der die ganze Natur erleuchtet, erhält und ordnet." Mein größtes Verdienst ist, sprach er, daß ich selbst mit Vergnügen der Weisheit nachstrebe und Andere unverdrossen belehre. Er war ein sittlicher Genius. Darum sind auch seine Ermahnungen zur Sittlichkeit und zur sittlichen Erziehung so tief. „Fürst, — ruft er — verachte die Tugend nicht. Sie macht das ganze Glück des Staates aus. Fehlt dir dieses himmlische Kleinod, so werden alle deine Strahlen ihren Glanz verlieren. Da herrscht der ewige Friede, wo Tugend auf dem Throne sitzt. Aller Unterricht eines Fürsten bestehe in der Entwicklung seiner vernünftigen Natur, die von Oben ihm zu Theil ward; dann in der Beharrlichkeit alles Dessen, was gut ist; und so erneuere, verbessere er das Volk durch gute Gesetze und schönes Beispiel." „Die Quelle aller Tugenden ist wahre kindliche Liebe und brüderliche Achtung. Erst muß ein guter Grund, der in der Tugend und Characterstärke besteht, gelegt werden, ehe man das Gemälde d. i. Höflichkeit und Sittenfeinheit ausführt. Der Jüngling befleißige sich im älterlichen Hause kindlicher Ehrfurcht; er sei klug und bieder, voll partheiloser Menschenliebe und vertraut mit allem Guten."

Hinsichts der Methode gibt Tschuhi, den die Chinesen den Fürsten des Wissens nennen, die tiefsten Aussprüche. Er sagt: „Das Ziel aller Erziehung ist die Tugend und nach ihr muß der Schüler streben, wie Der, welcher den Bogen spannt, nichts so fürchten muß, als das Ziel zu verfehlen. Der Lehrer muß sich als Bildner betrachten, der die rohe Masse formen soll. Die Unterweisungen und die Ermahnungen müssen sein wie Frühlingsregen und Frühlingsluft für das Bedürfniß der Pflanzen. Das Ende der täglichen Lection geschehe mit einer kurzen, inhaltreichen Geschichte."

Die einzelnen theoretischen Vorschriften über Erziehung geben der practischen mechanischen Erziehung ihren Ausdruck. Eine Einschau in dieselben gewährt der Hausschatz, Kia-phao-tsiouan-tsi d. i. vollständige Sammlung der Familienkostbarkeiten genannt, welcher Vor-

schriften für den Lehrer beim Unterricht, für den Schüler in Bezug auf Schulbesuch, Wohlanständigkeit, Betragen gegen Aeltern, Lehrer, Verwandte, Fremde, Benutzung der Schulbücher, Regeln über das Lesen und Schreiben, über Ordnung und Reinlichkeit im Anzuge und in den Büchern enthält. „Die Kinder müssen mit Tagesanbruch in die Schule. Zuerst begrüßen sie den heiligen Confucius, dann ihre Lehrer. Ist die Schule zahlreich, so werden die Schüler beim Nachhausegehen in Abtheilungen entlassen, indem man die zuerst entläßt, die am entferntesten von der Schule wohnen. Auf dem Wege dürfen die Kinder nicht spielen. Beim Nachhausekommen sollen sie zuerst die Hausgötter, dann die Ahnen und gleich nachher die Aeltern grüßen." „Des Morgens von drei bis fünf Uhr fange der Schüler seine Arbeiten an, denn die Morgenzeit ist eine viel bessere Zeit zur Arbeit, als der übrige Tag und der Abend." „Der Schüler lese jeden Abend bei Lichte, mit Ausnahme des Sommers, wenn es heiß ist; er liebe seine Bücher und wahre sie vor allem Schaden. Beim Lesen muß Auge, Geist und Ohr nur auf Einen Gegenstand gerichtet sein. Man lese mit leichter Stimme, um seine Lungen nicht anzugreifen und zu ermüden." „Die vier kostbarsten Juwelen eines Gelehrten oder Dichters sind: Tinte, Papier, Schreibzeug und Pinsel. Die Kinder sollen sich während des Schreibens die Finger nicht beflecken und eine gerade Haltung beobachten. Das Buch sollen die Kinder drei Zoll vom Körper entfernt halten. Auch dürfen sie nur die vorgeschriebenen Bücher nebst Papier und Schreibzeug mit in die Schule bringen. Die Schüler sollen sich innerlich über die aufgegebenen Stücke prüfen und sich gegenseitig zur Aufmunterung und zum guten Beispiel dienen. Alles, was sie hören, soll sie zur Nachahmung oder zur Vermeidung antreiben, und der Lehrer soll dies überall hervorheben. Ist der Sinn einer Lection nicht klar genug, so bittet man den Lehrer um genauere Erklärung, und begnüge sich nicht mit Zweifeln und verwirrten Begriffen. Jedes Buch zum Vergnügen ist ein Hinderniß für die ernsten Studien und muß, wie überflüssiges Gold und jegliche Art der Spiele, verbannt werden. Die Schüler sollen Artigkeit in Wort und Handlung beweisen, auf ihren Sitzen eine anständige Stellung beobachten, die Füße nicht über einander schlagen und sich weder rechts noch links anlehnen. Auf der Straße darf der Schüler nicht werfen, nicht hüpfen oder springen, sondern er muß in gehöriger Gleichförmigkeit einhergehen. Wer auf der Straße gefragt wird, gebe eine bescheidene Antwort und gehe dann weiter. Die faulen Schüler sollen erst einige Mal ermahnt werden, dann auf ihrem Platze knien, hernach vor der Thür, und endlich, wenn Alles nichts

hilft, körperlich, aber nicht gleich nach dem Essen, gestraft werden. Den Schülern wird der größte Fleiß zur Pflicht gemacht. „Saget nicht: Was ich heute nicht lerne, lerne ich morgen, was dieses Jahr nicht, ein anderes Jahr! Denn wenn die Tage und Monate verflossen sind, dann steht das Jahr nicht mehr in eurer Gewalt." „Wer in der Jugend nichts lernt, dessen Herz verschlechtert sich und die besseren Keime bleiben unfruchtbar. Ein solcher geräth im reiferen Alter in Unglück und zieht sich als Feind der Gesetze öffentliche Bestrafung zu. Wie selten hingegen wird Einer, der lesen gelernt und die Gerechtigkeit erkannt hat, zu schlechten Handlungen verleitet." „Wenn man vom Studiren, das man sich durch Abwechslung erleichtern soll, ermüdet ist, so muß man den Körper bewegen, und die Schultern bald hoch, bald niedrig, bald vorwärts bewegen, um die Lebensgeister wieder zu erfrischen." „Die Lehrer müssen vollkommen weise sein und dürfen sich bloß mit der Unterweisung ihrer Schüler beschäftigen und unausgesetzt ihre Pflicht erfüllen. Denn nur so werden sie sich die Ehrfurcht der Häuser des Morgenlandes erwerben. Aber manche Lehrer beschäftigen sich zugleich mit der medicinischen Praxis, mit Wahrsagerei, Astrologie, mit Abfassung öffentlicher Bittschriften und mit Mäcklergeschäften. Solche ziehen sich nebst vielen anderen Nachtheilen die Verachtung der Aeltern und der Kinder zu."

Indien.

Die Kastenerziehung.

7.

In Indien tritt uns nicht mehr das den ersten Gehorsam erlernende und die ersten einfachen, prosaischen Lehren und Warnungen empfangende Kind, — es tritt uns hier das Menschheitskind der Phantasie entgegen, das in kindlicher Unbefangenheit und in innigem Entzücken mit Welten wie mit Bällen spielt, froh über das Endliche hinwegfliegend mitten in der Ewigkeit und damit in der Seligkeit steht, und voll von Sagen und Mährchen das Kinderepos des Lebens durchspielt — das freie und erste Aufjauchzen der Menschheitskraft, ohne äußeren Zweck, um ihrer selbst willen — das große Vorspiel zum großen Lebensdrama der Weltgeschichte. Dieses Leben hat sein Terrain in dem Lande, welches sich vor den Bergketten des Himalaja d. i. des Schneepalastes südwärts in ähnlicher Weise ausbreitet, wie die Halbinsel Italien vor den europäischen Alpen. Von dorther kommt diesem Lande mit seinen gewaltigen bannenden Naturbestimmungen auch der Indus, wie die Ganga und der Brahmaputra. In mannigfaltig wechselnder Bodenformation und bei mannigfaltigem Clima entfaltet es eine Ueberfülle vegetabilischen und animalischen Lebens. Mit zwei Worten hat der Buddhisten-Priester Chinas, Fa-Hian, das Land, die Landesart und das Volk charakterisirt und von China, Arabien, Persien, Aegypten unterschieden, wenn er sagt: „Das Land ist humide et chaud." „Der Productenreichthum des Landes, die Diamantgruben von Golkonda in Dekan, die Perlenbänke von Ceylon, die Gewürze von Malabar und Coromandel, dreimalige Jahresernten der verschiedenen Culturpflanzen,

das Krokodil des Ganges, die an den Menschen gewöhnten kolossalen Elephanten, eine riesenmäßige amphibische Welt — das sind die physischen Zaubermächte für den Occident", sowie für die Menschen dieses lebenglühenden Landes, deren Geist unvermögend ist, über die Natur Herr zu werden, und der darum mit der Natur phantasirt, ohne sich in sich selber zu entwickeln. Darum auch findet der heutige Europäer in Indien noch dieselben Einrichtungen, wie sie die Schriftsteller des griechischen Alterthums schilderten.

Dieses Sichgleichbleiben der Geistesphysiognomie unter allen Stürmen der Jahrhunderte gründet in der Natur des eigenthümlichsten aller Länder, des viel ersehnten Wunderlandes der Phantasie und Träume, — und in den mit dieser Natur innig verbundenen, ja Eins mit derselben seienden, diese Natur selbst mit ausmachenden Menschen. Wie im Bau des östlichen Welttheils — sagt Stuhr — nur erst der Trieb zur Entfaltung des Lebens sich regt, ohne wirklich in scharfgesonderter Gliederung die Gegensätze aus einander treten zu lassen, so regt sich auch im indischen Geiste Alles in reichen zwar, doch unentwickelten Keimen. „Nirgends gedeiht es im Bewußtsein des Inders, bei allem geistigen Reichthume, den er zu entfalten vermag, zur Klarheit. Wie von einem wunderbaren Geisteshauche zwar scheint es durchdrungen; doch auch wie von einem mit Wunderbildern durchwebten Schleier umhüllt. Wie im Keime angedeutet, aber auch nur im Keime, spiegelt sich im Leben und Bewußtsein des Inders der Geist der ganzen Weltgeschichte vor." Die Inder gehören dem großen indo-germanischen Volksstamme an und bewohnten ursprünglich mit dem späteren parsischen Volksstamme als das Volk der Arier das iranische Hochland, bis sie in sehr alter Zeit von Nordwesten in Indien einwanderten und sich später in dem ganzen Gangesgebiete ausbreiteten, die schwarzen Urbewohner theils in die Berge verdrängend, theils als die verachtete Klasse der Pariah in niedrigste Dienstbarkeit schlagend. Die Inder sind von ovalem Gesicht, schön geformten Augen, die durch starke Augenlieder mit langen Wimpern bedeckt sind, von rundem Kinn, mittelgroßem Munde, zarten und wenig schwellenden Lippen, senkrecht, genau über einander stehenden Zähnen, glänzend schwarzem, weichem, glattem Haar, schlankem Körper, dunkelgelber Hautfarbe. Der allgemeine Ausdruck des Gesichts gibt zu erkennen, daß der Inder mild und furchtsam, zur Melancholie und zu weichlichen Vergnügungen geneigt ist. Von den beiden entgegengesetzten Strebungen des Gemüths, an der einen Seite das eigene Selbst zu entwickeln, zu behaupten, sich die Außenwelt dienstbar zu machen, und an der andern Seite dieses Selbst zu verleugnen im Dienste

der Gemeinschaften oder des Ganzen, ist der zweite Trieb entschieden in ihm vorherrschend. Die Welt der Geister erfaßt ihn mit wunderbarer Gewalt; aber er ahnt nicht, daß das Ganze im Einzelleben einen individuellen, vollberechtigten Ausdruck erhält. Dennoch träumt er von der Natur des organischen Lebens, das nicht bloß Einheit in der Mannichfaltigkeit, sondern auch Mannichfaltigkeit in der Einheit ist; aber die Berechtigung der Individualisirung und Mannichfaltigkeit überträgt er nicht auf die Person, sondern auf die Corporation. Sie, die Kaste, tritt ein in das Naturrecht der gottgegebenen Persönlichkeit und löst dieselbe völlig in sich auf. Dieselbe Einseitigkeit zeigt sich in der Anschauung vom Leben überhaupt. Denn Jeder hat Sinn für das Sein im Werden, aber nicht für das Werden im Sein. Aller Wechsel ist ihm nur Wandelung und Wanderung des individuell und für immer Bestehenden. Daher die Ergebung in eine höhere Nothwendigkeit, daher die Anerkennung der vorhandenen als von einer höheren Macht gesetzten Unterschiede unter den Menschen, daher Stillstand und Thatenlosigkeit und als höchste Weisheit die Verneinung des individuellen Willens zum Leben. In Indien gibt es vier Kasten: die Brahmanen, die jenseits des Staates stehen — der Geist des Staates; die Xatrija, die in der wirklichen Welt sichtbar waltende, ausführende, weltlich regierende Macht; die Vaiçja, das regierte Volk; und die Çudra, der bloße Körper für den Staat, der materielle Boden desselben, die deshalb in der Religion gar nicht anerkannt werden. Brahma schuf die Brahmanen aus seinem Haupte, die Krieger aus seinen Armen, die Gewerbtreibenden aus seinen Lenden, die Dienenden aus seinen Füßen. Und Manu sagt: Der erste Theil im zusammengesetzten Namen eines Brahmanen sollte Heiligkeit, in dem eines Kriegers Macht, in dem des Gewerbtreibenden Reichthum, in dem des Çudra Verachtung ausdrücken; der zweite Theil in des Priesters Namen sei Heil, in des Kriegers Erhaltung, in des Kaufmanns Nahrung, in des Dienenden unterthänige Aufwartung. In starrer Naturbestimmtheit, ohne zu einer Einheit vermittelt zu werden, treten die Kasten neben einander hin: eine schließt die andere aus. Vor dem Brahmanen jedoch müssen sich Alle beugen: Wenn ein Çudra eine beschimpfende Rede gegen einen Brahmanen ausstößt, so wird ihm ein eiserner 10 Zoll langer Stab in den Mund gestoßen, und wenn er einen Brahmanen belehren will, wird ihm siedendes Oel in Mund und Ohren gegossen.

Der Grundinhalt der indischen Religion ist die einfache Substanz Brahm, das ewige Sein als die allgemeine Macht und das ewige Gesetz der Welt, das sich jedoch zur Endlichkeit entläßt (der persön-

liche Brahma oder Paruscha als Personification der schöpferischen Macht), in die Mannigfaltigkeit der Welt eingeht und sich aus ihr im vollendeten Selbstbewußtsein in sich zurück nimmt. „Wie die Spinne die Fäden aus sich herausgehen läßt und sie zurückzieht, wie die Pflanzen aus der Erde sprießen und wie aus dem lebenden Menschen die Haare entwachsen, ebenso entkeimt dieses Weltall dem ewigen Wesen." In der Gestalt Wischnu's ist die in der Endlichkeit bleibende, ordnende und erhaltende, und in der Gestalt Siwa's die am Wechselproceß des endlichen Entstehens und Vergehens sich bethätigende unbedingte Macht des ewig Einen in gegenständlicher Personification vorgestellt, während in der Gestalt Krischnas, einer Incarnation des Wischnu, das im endlichen Dasein selbst sich zum vollendeten persönlichen Selbstbewußtsein herstellende Göttliche angeschaut wird. Der allbeherrschende Eindruck, den die Natur auf das Bewußtsein des Inders macht, zeigt sich auch in dieser seiner religiösen Grundansicht. Ueberall in der Natur ist ihm das Göttliche gegenwärtig und verwirklicht: die Natur selbst wird ihm dadurch eine göttliche, und seine trunkene Phantasie personificirt Jegliches zur Gottheit, indentificirt den Ganges, die Sonne, den Himalaja mit Brahm selbst und macht Liebe, Betrug, Diebstahl, List, sowie die sinnlichen Naturkräfte in Pflanzen und Thieren zu einer unendlichen, aber vergänglichen und veränderlichen Götterwelt, an deren Spitze Indra, der Gott des sichtbaren Himmels steht. Die Aufgabe des Menschen, die Erhebung des Ich zum unbedingten Sein, ist in ihrer Reinheit im Brahm, — als persönliche Lebenserscheinung in den Brahmanen dargestellt; das practische Ziel des ganzen religiösen Verhaltens ist das Sichemporringen des endlichen Ich aus dem natürlichen Dasein durch unbedingte Verneinung desselben oder durch vollendete Abstraction von demselben, so daß in der Episode des Mahabharata, in der Bhagavadgita, die höchste moralische Aufgabe ausgesprochen wird:

In der Vertiefung der Mensch muß so vertiefen, sinnentfremdet sich,
Tilgend jeder Begier Streben, von Eigenwillens Sucht erzeugt,
Der Sinne Inbegriff bändigend mit dem Gemüthe ganz und gar;
So strebend nach und nach ruh' er, im Geiste gewinnend Stätigkeit,
Auf sich selbst das Gemüth heftend und irgend etwas denkend nicht;
Wohin, wohin herumirret das unstät leicht Bewegliche,
Von da, von da zurück führ' es in des inneren Selbsts Gewalt.

Sich selbst zu vergessen durch die Einkehr bei sich oder durch den Taumel im Naturgenuß: das ist göttlich; — und sich in die heiligen Fluthen des Ganges zu stürzen, oder bei religiösen Processionen von den Rädern des heiligen Wagens zermalmen zu lassen, — ist die hohe That religiöser Begeisterung.

Der Inder hat in seiner schon lange nicht mehr vom Volke gesprochenen, nur noch den Brahmanen bekannten Sanskritsprache eine der reichsten und vollkommensten Sprachen — eine Flexionssprache, mit selbstständig erfundener, ursprünglich schon aus reinen Lautzeichen bestehender Schrift. Nach Max Müller ist Sanskrit gesprochen worden bis etwa 300 v. Ch. Dann wurde es im Verkehr durch Dialecte ersetzt, die zu der älteren Sprache in demselben Verhältnisse stehen, wie Italienisch zu der Sprache Roms, — durch das Pali, die heilige Sprache des Buddhismus auf Ceylon, einst die Sprache des Landes, in dem der Buddhismus Wurzel faßte, des heutigen Behar, des alten Megadha, — durch die Prakrit-Idiome 2c. Aber die Mutter starb dabei nicht aus. Nicht nur, daß die ältesten heiligen Urkunden, der Brahman, die Vedas, im Sanskrit verfaßt sind und fortwährend gelesen werden: noch heute schreibt der gebildete Brahmane fließender Sanskrit als Bengali. Was Latein für das Mittelalter war, das ist Sanskrit für das heutige Indien. Zwischen dem Worte der Sanskritsprache und Brahma ist kein Unterschied: der Laut ist ewig, ist Brahma, und die Buchstaben sind Anklänge des ewigen Lautes. Wer daher die Sprache erforscht, der erforscht Brahma: der Grund, daß die Inder eine Sprachwissenschaft haben. Und wie die Sprache, so ist alle indische Wissenschaft wesentlich auf das innere Geistesleben gerichtet, indeß die äußere Welt in und mit ihrem Sein gleichgültig läßt. Darum gelangt die Naturwissenschaft zu keiner hohen Entwicklung, während die auf das Abstracte gerichtete Mathematik dem Geiste des Inders entspricht, der deshalb auch die Algebra und das dekadische Zahlensystem entdeckte. Am höchsten wird die religiöse Erkenntniß geachtet; denn wer heilige Erkenntniß der Veden gibt, ist ein verehrungswürdigerer Vater, als der, welcher nur das natürliche Dasein gibt. Und da das ganze religiöse Bewußtsein von der Philosophie getragen und durchdrungen wird, so neigt sich der Inder zu derselben mit entschiedener Vorliebe hin. Ziel aller indischen Weisheit aber — der Vedanta-Philosophie eben so wie der Sankhja-Philosophie — ist, Befreiung von den Leiden des Daseins durch die Erkenntniß. Die Wahrheit ist das Ureins, aus dem, wie die Funken aus der Flamme oder einem glühenden Eisen hervorgehen tausendfach, alle Wesen herorsteigen, um, nachdem sie wie der zitternde Tropfen am Lotosblatt über die Erde gegangen, wieder ein- und heimzukehren. Im Bhagavadgita heißts demnach:

„Ich bin des ganzen Weltalls Ursprung, sowie Vernichtung auch.
An mir hängt dieses All vereint, wie an der Schnur der Perlen Zahl.

Ich bin der Saft im Flüssigen, bin der Sonn' und des Mondes Licht,
In heil'gen Schriften die Andacht, Schall in der Luft, im Mann der Geist,
Der reine Duft von der Erdkraft, bin der Glanz auch des Strahlenquells,
In allem Ird'schen das Leben, bin die Buße im Büßenden,
Alles Lebend'gen Same bin ich, wisse, von Ewigkeit,
Bin in den Weisen die Weisheit, ich der Glanz auch der Strahlenden;
Dann die Stärke der Starken auch, die von Begier und Stolz befreit.
In dem Lebend'gen die Liebe bin ich, durch kein Gesetz beschränkt, o Freund."

Das Kunstwerk ist bei den Indern eine Hieroglyphe; die Kunst ist symbolisch: nicht im Kunstwerke, sondern hinter demselben ist die Idee. Die Baukunst sucht in den unter der Erde architektonisch entwickelten Höhlen ihr Ziel. Die Bildhauerkunst hat, wie der Inder selbst, nicht männliche Kraft, sondern weichliche und weibliche Anmuth und beschauliche Ruhe. Musik und Gesang werden geübt, sind aber zu keiner hohen Ausbildung gelangt. Die Poesie, die am wenigsten sinnliche Kunst, treibt in Indien epische, lyrische und dramatische Blüthen — lauten und lauteren Jubel des Geisteslebens, das aus Wahrheit und Dichtung zusammengewebt ist.

Das höchste sittliche Streben des Inders geht auf das Untergehen in Brahma. Die Völker des persönlichen Geistes, sagt Wuttke, beten: „Dein Reich komme", — die Chinesen: „Dein Reich bleibe", — die Inder: „Das von Dir Geschaffene vergehe." Im Gefühl von der Nichtigkeit alles Endlichen geht der Inder melancholisch, duldend und ertragend durch die Welt. Der Grund der indischen Sittlichkeit ist die Nothwendigkeit der Natur, nicht die persönliche Freiheit des Individuums. Die Ethik des Inders ist ein wunderliches Gemisch von erhabenen Tugenden und pedantischen Verhaltungsmaßregeln bei allen Vorfällen des Lebens: es wird ihm Friedfertigkeit, Geduld, Sanftmuth, Nachgiebigkeit, Bescheidenheit, Höflichkeit, Ehrerbietung vor Aeltern und Wahrhaftigkeit zur Pflicht gemacht; doch gegen die Menschen überhaupt hat er keine Pflicht, sondern nur gegen die Brahmanen, den Xatrija ꝛc., und der Brahmane ehrt das Thier mehr als den Çudra.

Die Frauen sind den Männern unterworfen; denn das Weib gleicht dem Acker, der Mann dem Samen, die wachsende Pflanze aber dem Samen und nicht dem Acker, wonach also der Mann die Hauptsache ist. Es wird aber Achtung vor den Weibern und rücksichtsvolle Behandlung derselben von den heiligen Schriften empfohlen und gefordert: denn „wo die Frauen geehrt werden, da ist Wohlgefallen der Götter, aber wo sie verachtet werden, da sind alle religiösen Handlungen vergebens." Vorzüglich werden die Frauen geachtet, wenn sie Mütter

geworden sind und gewissenhaft die Pflichten der Religion erfüllen. Die Fortpflanzung wird von den Brahmanen für eine erhabene Pflicht erklärt: der Vater, welcher nicht vermählt, ist tadelhaft; tadelhaft der Gatte, welcher nicht nahet; und wer seine Tochter nicht zur Ehe gibt, ladet bei jeder Menstruation derselben die Schuld einer Tödtung der Leibesfrucht auf sich.

Der Vater zahlt im Sohn die Schuld, erlangt in ihm Unsterblichkeit,
Wenn eines neugebornen Sohns lebendges Angesicht er schaut.
Der Mann geht in die Gattin ein und ruht als Keim im Mutterschooß,
Und wird von ihr als neuer Mensch im zehnten Mond zur Welt gebracht.
Nur dann wird wirklich Weib das Weib, wenn er in ihr geboren wird,
Das Wesen ist erneut, nicht neu, das sie in ihrem Schooße trägt.

Vielweiberei ist erlaubt: der Brahmane kann vier, der Krieger drei, der Ackerbauer zwei, der Çudra aber nur eine Frau nehmen. Doch dringt das Gesetzbuch Manus auf die Monogamie und wird im Ramajana Denen, die nur mit einer Frau leben, die Seligkeit im Himmel zugesichert. Die erste Gattin muß aus der Kaste des Mannes sein, und macht ein Brahmane ein Çudra-Mädchen zur ersten Gattin, so wird er ausgestoßen; die Söhne aus einer Ehe zwischen einem Manne aus einer höheren Kaste mit einer Frau aus der niedrigsten können erst nach 7 Menschenaltern in die Kaste des Vaters gelangen. Das Mädchen wählt den Gatten in der Regel nicht frei, sondern der Vater gibt sie dem Manne, ohne sie weiter zu fragen. Die Witwen müssen ihrem Gatten keusche Treue bewahren, und diejenige, die einen zweiten Gatten nimmt, wird geringgeschätzt und verabscheut; erst nach Manu's Zeit tritt das Verbrennen der Witwen auf. Ohne triftige Gründe d. h. ohne daß das Weib beharrliche Abneigung zeigt, ohne daß sie trunksüchtig, zänkisch, verschwenderisch ꝛc. ist, darf der Mann die Frau nicht entlassen. Ehebruch jedoch wird nur als Eigenthumsverletzung betrachtet und die außereheliche Gemeinschaft der Geschlechter ist kein Unrecht. Gewaltsame Angriffe auf die Jungfräulichkeit, Schändung, Verführung, jede Annäherung an die Ehefrau eines Anderen werden indessen mit dem Tode oder mit Verbannung ꝛc. bestraft.

Das Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern ist ein Abbild des Verhältnisses Brahma's zur Welt, darum hoch und heilig gehalten. Die Aeltern sollen ihre Kinder lieben; aber doch auch können die Mütter die Kinder, besonders die Mädchen, jubelnd in die heiligen Ströme Indiens werfen oder, in Körben an Bäume gehängt, den Vögeln zur Nahrung geben. Das Kind ist den Aeltern den tiefsten Gehorsam schuldig; denn die Schmerzen und Kümmer-

nisse, welche Mutter und Vater bei der Zeugung und Erziehung ihrer Kinder erdulden, können in 100 Jahren nicht vergolten werden. Doch tritt das sittliche Verhältniß des Sohnes zu seinem natürlichen Vater zurück vor dem des geistigen Vaters. „Wenn der Knabe seine Mutter ehrt, gewinnt er diese irdische Welt, wenn er seinen Vater ehrt, die mittlere Welt, wenn er seinen geistigen Vater immer mit Achtung behandelt, empfängt er Brahma's himmlische Welt." „Ein Jüngling, welcher sich gewöhnt, die Bejahrten beständig zu grüßen und zu achten, hat vierfachen Gewinn — an Leben, Kenntniß, Ruhm und Stärke. Die geistlichen Lehrer muß er grüßen, auch wenn sie jünger sind als er." „Der Schüler muß immer mit Anstrengung lesen und zum Vortheil seines Lehrers handeln, er mag von ihm ausdrücklichen Befehl erhalten haben, oder nicht. Er muß wachsam über seinen Körper, über Worte, Sinn und Herz sein, stehend seine flachen Hände zusammenfügen und seinen Lehrern in's Gesicht sehen; er muß seinen rechten Arm nicht bedecken, immer anständig gekleidet und gehörig gefaßt sein, und wenn sein Lehrer zu ihm sagt: „Setze dich", dann muß er sich seinem verehrungswürdigen Lehrer gegenüber setzen. In Gegenwart seines Lehrers muß er allemal weniger essen und einen gröberen Umhang mit schlechten Gehängen tragen; er muß eher aufstehen, als seine Lehrer, und später zur Ruhe gehen." In China war das Verhältniß des Kindes und Vaters, in Indien ist das des Schülers und Lehrers das höchste.

Die Erziehung der Kinder ist in Indien der Kindererziehung der Chinesen eben so entgegengesetzt, wie das ganze Geistesleben des Inders auf einer anderen Basis, als das chinesische ruht. Der Chinese — sagt Wuttke — erzieht für das practische Leben, der Inder für das ideelle; jener für die Erde, dieser für den Himmel; jener erzieht den Sohn zum Fortkommen in der Welt, dieser zum Fortkommen aus der Welt; jener erzieht ihn zum Bürger, dieser zum Priester, jener zum Wirken, dieser zum Wissen; jener lehrt ihn das Staatsgesetz, dieser das Wesen der Gottheit; jener führt den Sohn in die Welt, dieser ihn aus der Welt in sich hinein; jener lehrt ihn erwerben und genießen, dieser betteln und entsagen. „Den Veda lernen und verstehen, fromme Kasteiungen üben, göttliche Kenntniß des Gesetzes und der Philosophie einsammeln, seinen natürlichen und geistlichen Vater hochachtungsvoll behandeln, — das gehört zu den Hauptpflichten, durch welche man zur endlichen Glückseligkeit gelangt: so heißt's im Gesetzbuch des Manu.

Die erste Erziehung in Indien besteht wesentlich in einzelnen Lehren und Warnungen, wie sie das Bedürfniß des täglichen Lebens

eingibt, um dadurch den kindlichen Sinn zur Nachahmung und Ausführung des Guten anzuleiten und vom Bösen abzuhalten.

Auf die weitere Erziehung und auf das Unterrichtswesen hatte der Priesterstand, in dem zur blühendsten Zeit Indiens allein auch das Nationalbewußtsein lebendig war, den mächtigsten Einfluß. Die Priester treten als alleinige Lehrer des Volkes auf. Das religiöse Element ist im Unterricht das vorherrschende. Der Inhalt des religiösen Unterrichts sind die Religionsgesetze, das religiöse Ceremonien- und Formelwesen. Dazu die Kinder zu bilden: das ist schon Hauptaufgabe der Aeltern; denn sich selbst soll der Vater in erneuter Gestalt in seinem Sohne schauen, und ihre eigene Frömmigkeit sollen die Aeltern in ihren Kindern wieder aufleben sehen, ohne daß ihre Fehler mit auf dieselben übergehen. Ausgeschlossen von der Bildung ist das weibliche Geschlecht, das schon im 7. oder 8. Jahre verheirathet wird. Man ist nämlich in Indien der Meinung, daß durch Bildung des Weibes Sittenreinheit beeinträchtigt werde, und gegenwärtig ist die Macht der Gewohnheit so groß, daß eine Frau sich die schwersten Vorwürfe zuzuziehen glaubt, wenn man erführe, daß sie schreiben und lesen könnte, obschon dieses im Alterthum anders gewesen zu sein scheint, da die einfache, von Eremiten erzogene Sakuntala einen Liebesbrief schreibt. Eine Ausnahme machen die Tänzerinnen und die Bajaderen. Die letzteren sind Töchter armer Aeltern, welche schon als Kinder für den Dienst der Tempel angekauft werden. Sie sollen als Götterjungfrauen ihren Geist, Hausfrauen hingegen ihr Herz bilden: die Hausfrauen werden durch Geistesbildung und gelehrte Kenntniß von den häuslichen Geschäften abgezogen und mit Widerwillen gegen ihre Pflichten erfüllt; die Tempelgängerinnen hingegen werden von den Priestern im Lesen und Schreiben, in der Musik, im Tanzen und Singen, sowie in allen Hülfsmitteln weiblicher Coquetterie sorgfältig unterrichtet und ausgebildet. — Gleich den Frauen, bleibt auch die vierte Kaste ohne Bildung. — Die zweite und dritte Kaste dürfen zwar, da sie dem Stande der Wieder- oder Zweimalgebornen angehören, die heiligen Bücher lesen, aber nur unter Anleitung der Priester, die im Interesse ihres Standes auf Unterweisung der Brahmanenkinder ein viel höheres Gewicht legen, als auf die Bildung der Kinder, die ihnen aus anderen Kasten überwiesen werden. — Der Kastenunterschied übt selbst auf das Materiale des Unterrichts bedeutenden Einfluß. Die Brahmanen als Bewahrer der Religion, als Träger der Künste und Wissenschaften, als Rathgeber der Regenten, als Richter oder Aerzte, müssen in all' diesen Gegenständen unterrichtet werden. — Der König erhält Unterricht in der dreifachen

Lehre der Veda's, in der peinlichen Gerichtspflege und der Staatsklugheit, in der Logik, Metaphysik und Theologie, in der Landwirthschaft, im Handel 2c. — Die Krieger sollen das Land schützen und müssen deshalb dazu vorbereitet werden: sie werden vom siebenten Jahre ab in den Waffen geübt. — Von den Gewerbtreibenden werden die Gewerbe, die Zeit und Art der Aussaat, die gute und schlechte Beschaffenheit der Felder, die Meß- und Wägekunst 2c. erlernt. — Die wenigsten Çudra's lernen lesen und schreiben. Da sich jedoch in den meisten Dörfern Familien finden, die einer höheren Klasse angehören, so wird für deren Unterricht durch Elementarschulen gesorgt. — Die Erziehung ist in Indien eine Kastenerziehung: durch die Kasten sind die Menschen von Natur und starr unterschieden. Darum reifen auch die Kinder der verschiedenen Kasten in verschiedener Zeit: gemäß der Verordnung Manu's soll im 8. Jahre nach der Empfängniß eines Brahmanen, im 11. nach der eines Xatrija und im 12. nach der eines Vaiçja der Vater dem Sohne das Unterscheidungszeichen seiner Klasse feierlich mittheilen.

Der Elementarunterricht besteht in Lesen, Schreiben und Rechnen. Ein Lehrer mit einem Stabe und einem Gehülfen, der die Ruthe in der Hand hält, ertheilt unter Bäumen vor einem Hause und bei schlechter Witterung unter einem Behältniß den um ihn herumsitzenden Knaben den Unterricht. Im Rechnen werden nur die Elemente gelehrt. Der Schreibunterricht, mit dem der Unterricht im Lesen eng verbunden ist, findet zuerst in Sand, dann auf Palmblättern mit eisernem Griffel, zuletzt auf Platanenblättern mit einer Art Tinte statt. Ein Kind zeigt es dem andern; eins überhört es dem andern: es ist gegenseitiger Unterricht. — Besondere Sorgfalt wird nur den höheren Schulen der Brahmanen gewidmet, wie auch die Erziehungsvorschriften, die in den Gesetzbüchern ziemlich genau behandelt werden, fast nur den Brahmanenstand in's Auge fassen. In den gelehrten Schulen zu Benares, in Trizjur und in der Nuddeah werden die Exoteriker, zu denen auch Mitglieder aus der 2. und 3. Klasse zählen, in Grammatik, Prosodie und Mathematik, — die Esoteriker in Poesie, Geschichte, Philosophie, Astronomie, Arzneikunde und Rechtswissenschaft unterrichtet. Der Schüler ist 5 Jahre bloßer Zuhörer, worauf es ihm erlaubt wird, seine Gedanken und Zweifel vor dem Lehrer auszusprechen und an den Disputationen Theil zu nehmen. Die ganze Studienzeit dauert 12 bis 20 Jahre: in dieser Zeit wohnt der Schüler bei dem Lehrer, der eine reiche Pfründe besitzt und 6 bis 12 Schüler und zwar ohne Schulgeld aufzunehmen pflegt, da Bezahlung für den Unterricht anzunehmen

für schimpflich und strafbar gilt, Geschenke aber (— ein Acker, Gold, Edelsteine, eine Kuh, ein Pferd, ein Sonnenschirm, ein Paar Pantoffeln, ein Schemel, Getreide, Kleider, gutes Gemüse —) und Liebesdienste gegen den Lehrer und dessen Familie als Ersatz für den Lehrer von Seiten des Schülers gelten. — Die Methode bei dem Unterricht muß sanft und nur im äußersten Falle streng sein. Manu: „Gute Unterweisung muß dem Schüler ohne unangenehme Empfindung gegeben werden, und ein Lehrer, welcher der Tugend huldigt, muß süße, sanfte Worte brauchen. Wenn ein Schüler eines Vergehens schuldig ist, so mag ihn sein Lehrer mit harten Worten strafen und drohen, daß er ihm bei nochmaliger Uebertretung Schläge geben werde und wenn das Vergehen bei kaltem Wetter begangen ist, so mag ihn der Lehrmeister mit kaltem Wasser begießen." — Der höchste und vorzüglichste Unterricht der Brahmanen besteht im Lesen der Vedas. Der Unterricht in denselben findet also statt: „Nachdem der ehrwürdige Lehrer seinen Zögling mit dem Bande umgürtet hat, muß er ihn erst in den Reinigungen, in guten Gebräuchen, in Behandlung des geweihten Feuers und in den heiligen Ceremonien des Morgens, Mittags und Abends unterweisen. Ein Schüler, welcher die Veden lesen will, wasche sich zuvor, mit seinem Gesicht nach Mitternacht gekehrt. Hierauf thue er ein reines Unterkleid an, statte den schriftmäßigen Gruß ab, nehme die gehörige Stellung an und empfange dann den Unterricht. Zu Anfang und Ende einer jeden Lehrstunde muß er beide Füße seines Lehrers umfassen und dann mit gefalteten Händen lesen. Dies nennt man den schriftmäßigen Gruß. Er lege die Hände quer über einander und umfasse so mit seiner linken Hand den linken Fuß seines Lehrers, mit seiner rechten den rechten Fuß. Zu Anfang spreche der unablässig aufmerksame Lehrer: „Auf, lies", am Ende: „Ruhe aus!" Ein Brahmane muß nach vorhergegangener Reinigung zu Anfang und am Ende des Unterrichts über die Veden bei sich selbst die Silbe Om sprechen*), denn sagt er sie nicht vorher, so weicht seine Gelehrsamkeit von ihm, sagt er sie nicht nachher, so haftet der Unterricht nicht lange. Nur Derjenige, dessen Rede und Herz rein und immer aufmerksam ist, kann auch die völlige Frucht des Studiums der Veden genießen; und Derjenige verrichtet die höchste Andachtsübung mit seinem ganzen Körper bis an die Spitze seiner Nägel, welcher, so viel in seinen äußersten Kräften steht, täglich den Veda liest, ob er gleich in so fern sinnlich

*) Om bezeichnet die indische Dreieinigkeit des Brahma, Vischnu und Schiva. Der Indier darf das Wort bloß denken, nicht aussprechen.

sein sollte, daß er einen Kranz wohlriechender Blumen trüge. Gleich wie Der, welcher tief mit seinem Spaten gräbt, auf einen Wasserquell stößt, so erhält der Schüler, welcher seinem Lehrer in Demuth dient, die Kenntniß, die tief in seines Lehrers Seele verborgen liegt." „Wer sich aber die Kenntniß der Veden ohne seines Lehrers Einwilligung erwirbt, macht sich eines Diebstahls der Schrift schuldig und wird in die Gegend der Qual sinken." Manu. —

Eine Theorie der Pädagogik hat Indien nicht. Aber statt der trocknen, prosaischen Vorschriftensammlungen der Chinesen erscheinen hier, glühend heiß, in dem lieblichen Gewande der Dichtkunst, besonders der Fabel (— Indien ist das Geburtsland der Fabel und des Mährchens —) einzelne tief pädagogische Aussprüche. Die älteste solcher Fabelsammlungen, das Pantschatantrum (— d. i. das Fünftheilige, aus dem 5. Jahrhundert nach Christus, das im 6. Jahrhundert von Indien nach Persien kam und in einer persischen Uebersetzung den Namen Bidpai d. h. Freund der Wissenschaft erhielt, dann 760 aus dem Persischen in's Arabische, aus dem Arabischen 1080 in's Griechische, Türkische, Syrische, Hebräische, 1251 in's Spanische und von da in's Italienische, Englische und Französische und aus dem Lateinischen in's Deutsche übersetzt ward —) erhielt in Indien selbst eine Umarbeitung in der bekanntesten in den verschiedensten Sprachen übertragenen Fabelsammlung, im Hitopadesa (d. i. freundliche Unterweisung — aus dem Anfange des Mittelalters), in dem die tiefsinnigsten Aussprüche, auch in Hinsicht auf Erziehung, enthalten sind. Es heißt in ihm: „Wie der Baum auch Den beschattet, der ihn abhauen will, und wie der Mond auch die Hütte des niedrigsten Chandala bescheint, so soll auch der Mensch Diejenigen, die ihn hassen, lieben." „Sei demüthig, denn das zarte Gras beugt sich dem Sturme unverletzt, während mächtige Bäume von ihm zersplittert werden." „Die Tugend, nach der der Mensch streben soll, bedarf der größten Anstrengung, denn eine Cocosnuß fällt nicht durch das Schütteln einer Krähe." „Kenntnisse erzeugen Demuth, Demuth Würden, Würden Reichthum, Reichthum Religiosität, Religiosität Glückseligkeit." „Waffenkunde und Gelehrsamkeit sind beide gleich sehr berühmt; aber die erste wird im Alter zur Thorheit, die zweite erscheint für jedes Lebensalter ehrwürdig." „Was ist ein Sohn, der weder gelehrt, noch tugendhaft ist, und was nützt und fördert ein blindes Auge? Ein Kind mit Anlagen und Talent ist ein Segen, nicht so hundert verwahrloste und unwissende; denn ein einzelner Mond vertreibt die Finsterniß eher als eine Schaar von Sternen." „Ein Mensch ohne Kenntniß bleibet unberühmt, und besäße er auch Jugend und Schönheit

und wäre er von vornehmer Geburt: er ist wie die Blume Kihnsuk ohne Wohlgeruch." „Wie ein Ding auf den östlichen Bergen glänzt beim Scheine der Sonne, so ein Mensch von niederer Geburt, gebildet durch den Reiz guter Schriften." „Bildung ist höher, denn Schönheit und verborgene Schätze; sie begleitet auf Reisen durch fremde Gegenden und gibt uns unerschöpfliche Kraft." „Der weise Mann soll Kenntnisse und Reichthum zu erlangen streben, als wäre er nicht dem Tode unterworfen; aber die Pflichten der Religion soll er erfüllen, als schwebe ihm der Tod schon auf den Lippen." „Kenntnisse sind der kostbarste Schatz, denn sie können nicht gestohlen und verzehrt werden und führen in der Fürsten Nähe, von wo aus das Glück strömt." „Gleich wie die Figuren auf einem neuen Gefäße nicht leicht auszulöschen sind, so die Weisheit, welche der Jugend durch den Reiz der Fabel eingeprägt ist." — Besonders den Söhnen der Fürsten werden solche goldenen Sprüche in dem lieblichen Schleier der Poesie als Lehren im Denken und Handeln vorgehalten, weil in Wahrheit nur sie selbstständig sind und individuelle Freiheit besitzen, und also der Vorschriften, um nicht vom rechten Wege abzuirren, am meisten bedürfen, andererseits aber von ihnen auch am meisten Geistesbildung verlangt wird. Daher ist Indien — wie Cramer bemerkt — das Vaterland der später auch im Abendlande weit verbreiteten Fürstenspiegel. Doch auch für die untern Volksklassen sind die indischen Gedichte, neben den lyrischen besonders die epischen Dichtungen, voll weiser Sittensprüche, die, im Gegensatz zur äußeren Werkheiligkeit, auf Tugend in Gesinnung und Handlung hinweisen: „Kein häßlicheres Laster ist, als die verschlossene Hand oder Lässigkeit im Wohlthun." „Der Tugendhafte freue sich über des Nächsten Wohlfahrt, sei demüthig gegen das Alter, immer der Wahrheit ergeben und finde seine größte Freude im Familienglück." „Wozu nützt das Studiren, wenn es nicht darauf abzweckt, Den kennen und fürchten zu lernen, der die Weisheit selber ist?"

„Was ist Gewinn? Mit Guten streben.
Was ist Verdruß? Mit Dummen leben.
Was ist Verlust? Gelegenheit vergessen.
Was ist Tüchtigkeit? Von Recht und Pflicht nicht lassen.
Wer ist ein Held? Der seinen Sinn besiegt.
Wer die Geliebteste? Die, treu, uns nie betrügt.
Was Reichthum denn? Was lernen und was wissen.
Was Herrschermacht? Befehle schnell vollzogen wissen.
Was Lust? Die Heimath nie verlassen müssen." — —

Eine Reform und die consequente Vollendung erhielt der Brahmaismus in der **Lehre des Buddha.** Dem Buddhismus ist die Endlichkeit

eine Welt des täuschenden Scheines, und das Individuum soll sich deshalb, festhaltend am Geist, in sich versenkt, über die Nichtigkeit der Endlichkeit emporschwingen. Durch vollendetes Sicherheben über den Zusammenhang des endlichen Daseins erreicht das Ich den Zustand der höchsten Weisheit und Heiligkeit, des Erwachtseins: es wird sittlich vollendeter Mensch, Gott selbst, Boddhi. Wenn der Mensch — wie Buddha sein eigenes Leben beschreibt — ohne Wünsche ist, ohne Selbstsucht, ohne persönliches Gefühl, Stolz, Halsstarrigkeit, Feindschaft, wenn die Last des Ich von ihm genommen: dann ist er in dem Nirvana, in welchem Wille und Bewußtsein in die selige Ruhe des Nichtdaseins eingekehrt und die vollendete Hingebung an das von allem Endlichen gereinigte, unbedingte Sein erreicht ist. — Dieses practische Streben ist für alle Bekenner des Buddhismus verpflichtend und es hört hier die Trennung der Priesterkaste von der übrigen endlichen und natürlichen Menschheit auf. Alle gemeinsam hoffen auf die Vollendung in Nirvana, wo sie von dem Wechsel des Werdens und Vergehens, der Geburt und des Todes befreit, in der Seligkeit sind. — Bei solcher Weltanschauung kann Wissenschaft und Kunst nicht im Vordergrunde blühen. Nur die Geschichte und die der Geschichte dienenden Künste, Bau- und Bildhauerkunst scheinen mit Liebe gepflegt zu werden, indeß sich die Poesie auf religiöse Sagendichtung beschränkt. Die Sittlichkeit des Buddhisten ist „ein Nichtwollen, ein Nichtgenießen, ein Nichtthun, und eine weitgehende Schonung aller lebenden Wesen: der Brahmane hat eine scheue Ehrfurcht vor allen Geschöpfen, weil Brahma in allen ist, der Buddhist tiefes Mitleid mit allen, weil alle an dem Schmerze des Daseins Theil nehmen." Buddha's Moral faßt sich in den drei Grundsätzen der Keuschheit, Geduld und Barmherzigkeit zusammen. Allen seinen Schülern ist gemeinsames Leben, unaufhörliches Predigen, Sinnen und Wirken empfohlen: weil alles Thun in die Hand des Menschen gelegt ist, darum herrscht beim Buddhisten das practische Wirken vor. Im Staate des Buddha gilt kein Stand und kein Rang; in ihm gibt's keine Kaste, sind vielmehr alle Menschen gleichberechtigt; in ihm herrscht Duldsamkeit gegen alle Menschen, auch gegen die Ungläubigen. Die Ehe ist dem Buddhajünger versagt, da sie, Dasein erzeugend, ihrem Wesen nach, ein Uebel ist; beim Laien ist sie deshalb nur geduldet. Und da dem Frommen „Gattin, Tochter, Mutter gerade so viel gelten soll, als die Hure": so ist der Nerv der Familienidee durchschnitten. Daher auch die Lehre, daß „die Seele Dessen, der sinnlichen Lüsten ergeben war, in einen weiblichen Körper" kommt.

Die Erziehung der Buddhaanhänger geht vorzüglich auf Entfaltung des sittlichen Lebens. Die Vorschriften derselben sind im Katechismus der chinesischen Buddhisten niedergelegt. In dessen erstem Buche sind als Gebote aufgestellt: 1) Du sollst kein lebendiges Wesen tödten; 2) Du sollst nicht stehlen; 3) Du sollst keine Unkeuschheit begehen; 4) Du sollst nicht Unrecht thun mit Deinem Munde; 5) Du sollst nichts Berauschendes trinken; 6) Du sollst das Haar auf dem Scheitel Deines Hauptes nicht parfümiren und Deinen Körper nicht bemalen; 7) Du sollst nicht dem Gesange zuhören, noch Schauspielen beiwohnen; 8) Du sollst nicht sitzen oder liegen auf einem hohen und breiten Polster; 9) Du sollst nicht essen nach der Zeit; 10) Du sollst weder Gold, noch Silber, noch sonst etwas von Werth als Privateigenthum besitzen. — Nur die erste Hälfte dieser Gebote gehörte dem ursprünglichen Buddhismus an. Die zweite Hälfte, die sich auf Aeußerlichkeiten bezieht, und das zweite Buch, das von den Ordensregeln handelt, wurde erst später zugefügt. Die Ordensregeln sind das consequente Gefolge des buddhistischen Ideales, des Klosterstaates, in dem alle Menschen „fromme Bettler" sind und der Welt entsagen. Sie bestehen vorzüglich in Pflichten gegen die Oberen und Lehrer. Denn auf sie muß der junge Priester wie auf Buddha selbst sehen, darf ihnen nicht widersprechen, selbst wenn sie die Unwahrheit sagen, und soll nicht über ihre Fehltritte reden. „Ihr sollt, wenn ihr einen Oberschamanen seht, ihm die größte Ehrfurcht erweisen, es wäre denn unter folgenden fünf Umständen: wenn ihr Gebete leset, krank seid, euch das Haar scheert, eßt, oder für das Kloster beschäftigt seid." „Ohne den Lehrer soll der Schüler keines Menschen Haus besuchen, weder rechts noch links sehen, sondern immer hinter dem Lehrer hergehen mit zur Erde gebeugtem Blicke." „Ueber den heiligen Schriften soll man nicht husten und beim Lesen keine Erfrischungen nehmen." „Beim Schnauben der Nase soll man nicht zu viel Lärm machen, nicht an einem reinen Orte ausspucken, den Thee nicht mit einer Hand präsentiren, beim Gähnen den Aermel des Kleides vor den Mund halten, beim Essen nicht schmatzen und sich nicht auf dem Kopfe kratzen."

So finden sich mit erhabenen sittlichen Vorschriften Anstandsregeln und äußeres Ceremoniell auch bei den Buddhisten untermischt; und eben so werden die Kinder mit Sittensprüchen wie mit Ceremonien gespeist, woneben ein nicht geringer Accent auf die Bildung in der Musik gelegt wird, die jedoch besonders religiöser Art zu sein scheint. Die lebendig freie Sittlichkeit kommt nicht zum Durchbruch, sondern endet in den Klosterzellen, und die Vergottung des Individuums, die Buddha angestrebt, wird egoistische, feige Abgeschlossenheit, oder absolute Entselbstung.

Aber doch hatte Sakja, der Büßer, oder Gautama, der durch und durch indische Mensch, ein Königssohn, ein brahmanisch gebildeter Philosoph, ein Bettelmönch, genannt **Buddha** d. i. der Erleuchtete, eine Schaar Jünger um sich gesammelt: — ein Mann im Reiche von Magadha, auf welchen die Armen und Bedrängten als auf einen Hort und Erlöser schauten, und der die höhere Wahrheit des Brahmanenthums aussprach, die in Dhammapadam (Gesetzes-Fußtapfen d. i. Lehrspruchsammlung) niedergelegt ist, worin es heißt:

Sich selber zu besiegen ist ein schön'rer Sieg als Schlachtensieg:
Der Sieg Deß, der sich selbst bezähmt, der stets sich zu beherrschen weiß.

Wer hundert Jahre zuchtlos lebt, unruhig stets in seinem Sinn,
Viel besser ist ein einz'ger Tag des züchtig, sinnend Lebenden.

Wer hundert Jahre lebt, nicht merkend Lebens Auf- und Untergang,
Viel besser ist Deß einz'ger Tag, der Aufgang merkt und Untergang.

Nichts Uebles thun, nichts Gutes unterlassen, der Gedanken Gang
Rein halten unablässig sich, Gebot den Buddhen dieses ist.

Austrockne der Begierde Strom, die Lust treib aus, o Brahmana:
Das Ungeschaffne kennst Du, wenn Vernichtung kennst, o Brahmana.

Den Weisen, hoher Einsicht voll, den Wegs- und Nicht-Wegs Kundigen,
Der aller Dinge Höh' erklimmet, diesen nenn' ich Brahmana.

Wer Leid und Freude hinter sich, in Ruhe lebt, des Elends los,
Wer alle Welten überwand, den Helden nenn' ich Brahmana. —

Durch solche tiefen Anschauungen allein wird es erklärbar, daß Buddha der Stifter der ausgebreitetsten Religion (— die Buddhareligion ist über fast alle ostindischen Inseln, über den größten Theil China's, über die östliche Halbinsel Indiens, über Tibet und die Mongolei ꝛc. ausgebreitet und zählt in Asien, wo ungefähr 17 Millionen Christen, 70 Millionen Muhamedaner, 80 Millionen Brahmaiten leben, 295 Millionen Bekenner —) ward, in und mit der er, wie Bunsen bemerkt, dem Stifter des Christenthums am fernsten und am nächsten steht: „am fernsten, denn er gibt die Wirklichkeit auf, welche Jesus zu göttlicher Lauterkeit erheben will; am nächsten aber an Freiheit und Menschlichkeit des Gottesbewußtseins und an Erfolg." —

Wie Indien selbst, so ist auch die indische Erziehung ein Fortschritt gegen das Chinesenthum. In China war Alles in Einem und arbeitete Alles für Einen. In Indien geht die todte Einheit in die Unterschiede und in die Besonderheit, in Kasten ein. In China tritt der Despotismus mit äußerer hergebrachter Förmlichkeit auf; in Indien ist die despotische Macht durch die Priesterkaste beschränkt. In China bleibt die dem Staate untergeordnete Religion etwas Aeußerliches; in Indien ist die Religion als die höchste und unmittelbarste Offenbarung des

Geistes die Basis der Regierung, wie aller Lebensverhältnisse. In China wird das Kind zum Mitgliede der Familie, in Indien zum Gliede der Kaste erzogen: das Leben jeder Kaste muß sich in ganz bestimmten, vorgeschriebenen Bahnen bewegen und bildet dadurch, weil der Mensch von Jugend auf weiß, was er zu verrichten hat, eine eigenthümlich große Technik aus — die Erziehung ist gefrorne Standeserziehung, die Kasten sind die krystallisirten Stände. Die Willkür der jugendlichen Menschheit wird in Indien in die Zucht der Kasten genommen: Jeder muß lernen, was und wie es ihm aufgegeben ist, und thun, was und wie's ihm befohlen ist — mit Entsagung von allem Anderen. Freilich mußte solche Erziehung, wenn sie einseitig festgehalten ward, in Formelkram, in gedanken- und sittenlose Ceremonienaneignung ausarten. Aber doch schimmert mitten durch diese Entartung die höhere Weihe dieses gottwelttrunkenen Volkes hindurch. War es doch ein Fundamentalsatz bei ihm, daß Gott alle Dinge gut geschaffen und der Mensch als ein freies Geschöpf an allem moralischen Uebel schuld sei, da seine Seele ein reiner Ausfluß der Gottheit wäre und auch in der irdischen Welt ein Ebenbild Gottes bliebe, — und war doch das Streben nach Wahrheit dem Inder von den Veden zum Gebot gemacht. „Was die Sonne und das Licht dieser sichtbaren Welt sind, das sind die höchste Güte und Wahrheit der geistigen, unsichtbaren; und wie unsere leiblichen Augen bestimmte Wahrnehmung der Dinge haben, welche die Sonne erleuchtet, so erwerben sich unsere Seelen gewisse Kenntniß, wenn sie über das Licht der Wahrheit nachdenken, welches von dem Wesen der Wesen ausströmt." Die Anerkennung der Wichtigkeit und Hoheit des Lehrstandes hat in Indien ihren Gipfelpunkt erreicht. Die Pietät des Schülers gegenüber dem Lehrer wird nirgends so systematisch entwickelt und mit so heiliger Strenge gefordert als in Indien. Nicht allein dem „geistigen Vater", seinem Lehrer, hat der Schüler auf alle mögliche Weise zu dienen, sondern auch, nach dem Tode des Erstern, dessen tugendhaften Sohn, dessen Wittwe, oder einen von dessen Verwandten väterlicher Seite „auf Lebenszeit mit der nämlichen Achtung zu unterstützen, welche er dem Verstorbenen erzeigte." Im Lande der Innerlichkeit, des Geistes und des Märchens, im fernen Morgenlande ist der Menschheit die hohe Bedeutung des Lehrstandes aufgegangen, und es ist zu wünschen, daß die bereits im Jugendleben unseres Geschlechts gewordene Einsicht auch in dem auf der Höhe der Cultur stehenden Abendlande sich mehr und mehr zu einer bestimmenden und das Erziehungswesen auf das Höchste fördernden Macht gestalten möge.

Persien.

Die Nationalerziehung.

8.

Da wo das Hochland Asiens sich hinabsenkt in das Tiefland des Aralsees und Kaspischen Meeres, sagt Stuhr, da wo die von Indien durch das Flußthal des Indus getrennte Hochebene von Kabulistan über den Hindukuh sich ablöst von dem eigentlichen Hauptkörper der Hochfeste Asiens, fängt im Völkerleben eine ganz neue Entwicklung, eine ganz neue Bewegung an. Man muß aber auch diesen ewig heiteren, wolkenlosen Himmel, diese Sternenklarheit, die oft Tageshelle gewährt, diese Abwechslung von Hochland, Tiefland, strömenden Gewässern, Binnenmeeren 2c., diesen blühenden Garten mit reichen Fruchtfeldern kennen, um das Doppelstromland des Euphrat und Tigris als den Mittelpunkt Vorderasiens zu verstehen und zugleich das Geistesleben des Volkes zu deuten, das schlanken, kräftigen Wuchses ist, völlig weiße Haut, kleinen Mund, stark begrenzte Augenbraunen und starken Bart hat und das nicht mit Unrecht das Franzosenvolk des Morgenlandes genannt ist. Meder und Perser waren Abkömmlinge der Arier oder des Zendvolkes, das seinen Ursitz in Baktrien hatte und das in verschiedenen Kolonien in die südwestlichen Länder ausging. Es war ein ernstes, geistiges Volk, das sich selbst als das reine von den Barbaren absonderte. Reinheit war ihm das Erste. Darum nannte sich die Nation die hellglänzende, — Perser — welche die reine Luft der Berge einathmen und in ihr die heilige Flamme zum Himmel auflodern sehen wollte. In dem Leben dieses Volkes, das die Brücke bildet, welche nach dem Westen hinüberführt, zeigt sich viel mehr, als in dem Völkerleben

Ostasiens, Kampf und Ringen des Geistes und menschlich persönliche Freiheit. In China ist ein sittliches Ganzes, aber ohne Selbstständigkeit der Glieder. In Indien ist die Trennung geisttödtend und unüberwindlich an die Natürlichkeit gebunden. Ueber diesem Kastenunterschiede geht in Persien das Licht auf, die reine, erhabene Einheit, die das Besondere in sich frei läßt, die Sonne, die gleich über Gerechte und Ungerechte scheint und in der sich Alle auf gleiche Weise zu heiligen vermögen. In China ist der Einzelmensch Nichts; in Indien ist er Etwas innerhalb seiner Kaste; in Persien wird er eine Person. Während in China blinder Gehorsam gegen den Kaiser die Geister niederhält, und in Indien die Alles beherrschende Dogmatik die Geistesflügel lähmt, geht der Perser zur Moral fort und sein Streben ist daher, persönlich frei und selbstständig zu werden. In Persien wird zum ersten Male der Versuch gemacht, den Menschen von der Natur zu befreien, sie zu besiegen und zu beherrschen.

Dieselbe Naturanschauung, wie die der Brahmanenreligion, und wie sie in den ältesten Liedern der Veden ausgesprochen ist, — die Naturanschauung, welche in den freundlichen Kräften und Erscheinungen der Außenwelt die wohlthätigen Wirkungen höherer Mächte erkennt und insbesondere die Offenbarungen des Lichtes als unmittelbare Erscheinung des Göttlichen verehrt, während sie die böse Gewalt in Dunkel und Finsterniß wirksam glaubt, — erhob Zoroaster, Zarathustra, Zartuscht d. i. segensreiches Goldgestirn, den Bunsen den arischen Abraham und Moses in Einer Person nennt, zu sittlicher Bedeutung und sah gute und böse Kräfte in ihr, die in der endlich erscheinenden Welt im Kampfe stehen: ein treuer Spiegel der freundlichen und feindlichen Naturmächte, der Gegensätze von Fruchtland und Wüste ꝛc., aus denen Iran besteht. Die religiöse Vorstellung erweitert das Walten der höheren himmlischen Ordnung zur Anschauung eines Reiches des Lichts oder des Guten im Kampfe mit dem Reiche der Finsterniß oder des Bösen, und verbindet in späterer Zeit durch den Einfluß griechischer und indischer Philosopheme beide Reiche durch ein höchstes Urwesen, Zervane Akerene, d. i. die Zeit ohne Grenzen oder die Ewigkeit, die über dem Gegensatze der getheilten Welt steht. Personifizirt erscheint das reine Wesen des Lichtes als Ormuzd d. i. der ewige Weise und die Kräfte seines Lichtreiches als Amschaspand's und Ized's, Planeten- und Sternengeister. Zum Licht, zum Guten gehört alles Lebendige; was in allen Wesen gut ist, das ist Ormuzd; er ist das Belebende durch Gedanke, Wort und That. Das Licht ist sein Körper. „Mein Name, sagt er zu Zoroaster, ist Grund und Mittelpunkt aller

Wesen, reiner Wille, Fülle der Seligkeit." Und was existirt als liebend, kräftig, glücklich, das ist Ormuzd. Die dunkle, finstere Macht der Endlichkeit tritt als Ahriman d. i. der Uebelgesinnte auf — mit seinem Gefolge, den Dew's, welche in giftigen Pflanzen, Ungeziefer, Wasserthieren, Sturm, Faulheit und Bosheit der Menschen dem Lichtreich entgegenstehen. Er ist der eigentliche Stammvater aller Dünn- und Dickteufel und des Gottseibeiuns selbst, der im Morgen- und dann auch im Abendlande zum Verderben vieler Menschen und zum Fluche der Menschheit überhaupt gewüthet, bis ihm die erstarkte Vernunft und die fortgeschrittene Naturwissenschaft eine wohlverdiente Stätte für die ewige Ruhe bereitet hat. Nur in dem Hirne einzelner Traumgeister und Nachtvögel treibt er noch heute sein Wesen. — Das Reich des Bösen — so lehrt die persische Religion — hat keinen innern Bestand und keine Nothwendigkeit des Daseins; es ist nur da, wo die Mächte der Reinheit und des Lichtes ihm Raum geben und Eintritt öffnen. Denn nur erst als Ormuzd sich von der Schaffung der Welt in sein himmlisches Reich zurückgezogen hatte, durchdrang Ahriman in Schlangengestalt das irdische Dasein, füllte es mit unreinen Geistern und sandte Alles, was dem Licht verderblich sein konnte. Am Ende der Zeit aber wird das Licht siegen, die Welt erfüllen, den Zustand der ewigen Seligkeit herbeiführen und den Ormuzddienern, die nach dem Tode bei der Prüfung auf der Brücke Tschinavat bestanden haben und ohne Flecken befunden sind, einen lichten Leib, der keinen Schatten wirft, verleihen. — Um zu diesem Ziele zu gelangen, bringt der Ormuzddiener auf reinen Berghöhen oder an klaren Gewässern ohne Tempel, Bildsäulen und Altäre dem Lichtgotte Opfer, indeß er mit allen Kräften, an sich selber durch Gebet und durch Vollführung des Guten in Gedanken, Worten und Werken, in der Natur durch Vernichtung der schädlichen Thiere und durch fleißigen Anbau nützlicher Früchte und Bäume, — das Reich der Finsterniß zu zerstören sucht. — Wenn also bei den Indern Körper und Geist ganz auseinanderfielen, die Sinnenwelt nicht ein Sein, nur ein Schein war und der Weg zum wahren Leben nur durch Vernichtung dieser Scheinwelt hindurchging, so steht hingegen der Perser in einer Welt des Guten und des seine Nichtigkeit in sich selber tragenden Bösen mitten innen mit der sittlichen Aufgabe, das Böse in der äußeren Natur wie in der eigenen Seele zu bekämpfen und das Lichtreich zu befördern und zu heben. Nicht mehr die Selbstvernichtung, sondern die Selbstbehauptung ist dem Menschen als Ziel gesteckt und allgemein menschliche Strebungen sind seine Aufgabe geworden. Das Reine und Alles, was das physische Wohl fördert, sowie

die Freihaltung des Körpers und Hauses von Schmutz, von Todten, und von Allem, was den Geistern der Finsterniß angehört, also unrein ist: das sucht und will der wahre Mensch. Unzucht, Trägheit, Faulheit, Verleumdung, vorzüglich Diebstahl, Betrug und Lüge sind Beschmutzungen der reingeschaffenen Seele. Diebstahl ist ein höchst verabscheuungswerthes Laster, und der Dieb erscheint als Genosse der schwarzen Daeva. Betrug ist eine harte Sünde, und die Lüge ein Frevel gegen den Alles sehenden Lichtgott. Die Wahrhaftigkeit hingegen ist die höchste Tugend, und wer die Unwahrheit redet, wer die Treue des Handschlags und des Wortes bricht, wer verleumdet und wer gegen König und Obrigkeit gehässige Gerüchte ausstreut, fällt als ein Diener des Lügengeistes der allgemeinen Verachtung und der härtesten Bestrafung anheim. Die persische Religion ist insofern der indischen weit überlegen, als sie zur Handlung, zur Thätigkeit, zum Fortschritt treibt und aus dem Leben des Menschen einen Kampf und eine fruchtbare Arbeit macht. Doch wird die sittliche Welt von der materiellen nicht unterschieden; die Bestrebung der Seele wird mit der des Leibes identificirt.

Die Grundanschauungen dieser religiös-moralischen Philosophie wurzelten im Wesen und Charakter des Persers. Der wahre persische Mann aus möglichst reinem Blute gehörte keinem Berufsstande an: sein Beruf war die freie Bethätigung seiner Kraft und seiner Ehre als Mitglied der Genossenschaft, in der er geboren war. Die Natur des Landes, wie die ungemeine Volubilität des persischen Geistes machten Krieg und Heldenthum, das Waffenhandwerk mit Roß, Pfeil und Bogen zum eigentlichen Beruf des Persers. Bethätigung der Mannhaftigkeit, der Kampf um sein selbst willen, war für ihn Lebensgenuß, und deshalb ersetzte er auch den Krieg in Friedenszeit durch die Jagd und durch fortwährende Waffenübungen.

Durch diesen Charakter ist die persische Nation eine Eroberungsnation geworden. Die persische Nation hat keine andere Tendenz, als die Ausdehnung ihres Reiches, die Ausbreitung ihrer Oberhoheit über die Länder und Völker. Das allein war das Ziel der persischen Nation. Sie bemächtigte sich der fremden Nationen nicht in ihrem Wesen, sondern ließ sie neben einander in ihrer Eigenthümlichkeit fortbestehen und schonte ihre Religionen, Sitten und Verfassungen. Das persische Reich war ein Aggregat von Völkern.

Das Staatsleben ruhte gleichfalls auf diesem Charakter und war dabei zugleich von religiösem Geiste durchdrungen. Die Vorschriften der Religion waren nicht nur politische und bürgerliche Gesetze,

welche Leben und Eigenthum schützten; sondern auch die Anbetung gegen den König beruhte auf dem Glauben, daß der König als Stellvertreter des Ormuzd seine Würde besitze und in diesem Geiste die Zügel der Regierung in der Hand habe. Persien ist die Höhe des Orients auch als despotischer Staat. Der König ist Despot: wer sich dem Throne naht, muß sich zur Erde niederwerfen. Vor ihm verschwinden selbst die Stände. Denn wenn auch, wie in Indien, das Volk in Priester, Krieger und Ackerbauer zerfällt, so ist doch die Trennung nicht scharf gezogen, weil alle auf gleiche Weise dem Staate, der in der Person des Königs erscheint, unterworfen sind. Der Staat, den der König repräsentirt, ist in Persien das Höchste, und ihm werden die Interessen des Standes, wie der Familie und der Kinder zum Opfer gebracht. Wie aber die Lichtreligion jedem Einzelnen einen Werth in und an sich zuerkannte, so hatte doch auch jeder Perser an sich, selbst dem Könige gegenüber, einen persönlichen Werth, indem der König zur Handhabung der Gerechtigkeit verpflichtet war und die Institutionen den Geist der Humanität athmeten, sodaß die Richter auf die guten Handlungen eines Angeklagten Rücksicht nehmen mußten, daß Undankbare vor Gericht belangt werden konnten und daß Mord unnachsichtlich streng bestraft ward. Aelternmord wurde bei den Persern für unmöglich gehalten.

Dieses Leben des persischen Volkes war es, welches die Perser zum ersten wahrhaft geschichtlichen Volke macht. Persien — sagt Hegel — ist das erste Reich, das vergangen ist, Entwicklungen und Umwälzungen unterworfen, welche allein einen geschichtlichen Zustand verrathen: das Princip der Entwicklung beginnt mit der Geschichte Persiens und darum macht diese den eigentlichen Anfang der Weltgeschichte. Hier zuerst tritt Entwicklung im Innern und Leben und Kampf nach Außen auf. Das persische Volk ist der dem Gängelbande der Mutter entwachsene, im Spiel und Kampf mit seinen Genossen sich herumtummelnde Knabe der Weltgeschichte.

Wie das Leben des Volkes überhaupt, so auch die Erziehung. Die Erziehung ist in Persien Nationalerziehung. In China hatte das Kind nur zu thun, was sein Vater gethan hatte. In Indien mußte das Kind lernen und thun, was ihm seine Kaste vorschrieb. In Persien wird das Kind für den Staat geboren und erzogen, und daher tritt hier zuerst neben der geistigen die leibliche Erziehung auf, die bei den Indern nicht als werthvoll erkannt ward und die bei den Chinesen nur in der methodischen Verkrüppelung der weiblichen Füße bestand, indem in China vornehme Aeltern ihre Töchter enterben können,

wenn sie durch Größe der Füße der Landesschönheit anstößig sind. In Persien gestattete die Gesetzgebung den Aeltern, ihre Kinder in die öffentliche Erziehungsanstalt zu senden, wo sie für die Tugend und für den Staat, besonders durch Beispiel und praktisches Thun erzogen wurden.

Weil der Einzelne dem Staate gehört und weil der Staat in der Vermehrung seiner Mitglieder seine eigene Wohlfahrt vermehrt sieht, so nimmt auch das Zend-Avesta schon den Lebenskeim in seine Obhut und sucht ihn zu schützen, damit auf keine Weise Lebenskraft verloren gehe. Daher ist jede unnatürliche Sünde verpönt. „Ein Mann, der über 15 Jahre alt ist und Unzucht treibt ohne Gürtel und Band, der tödtet die mit Körper begabte Welt der Reinen, über den erhält die Daevi Drukhs Gewalt, und die Daeva werden ihn abmagern an Zunge und Fett." Wer seinen Samen unfreiwillig fallen läßt, soll zwei Mal achthundert Schläge erhalten, oder (— nach einer anderen Stelle —) wenn es ihm im Schlafe begegnet, dreimal das Gebet „gute Heiligkeit" und noch vier andere Gebete sprechen; wer es hingegen freiwillig thut, der ist unsühnbar. Wer eine Frau mit Wissen beschläft, die ihre Merkmale hat, soll zwei Mal dreißig, im Rückfall zwei Mal fünfzig und zwei Mal siebzig, und wer zu einer schwangeren Frau mit Wissen und Willen geht, 2000 Schläge erhalten. Wer zu einem Mädchen geht, welches noch bei den Aeltern oder nicht mehr bei den Aeltern ist, welches verlobt oder nicht verlobt ist, und dasselbe schwängert, muß das Mädchen so lange beschützen, bis das Kind geboren ist und die nöthige Nahrung für Mutter und Kind herbeischaffen.

Eine natürliche Consequenz von der Werthschätzung einer gesicherten Fortpflanzung ist die von Herodot angeführte Sitte, daß jeder von den Persern viele ordentliche Frauen habe, aber noch viel mehr Kebsweiber, „weil es nächst dem Muthe im Streite für ungemein wacker gilt, wenn einer recht viele Kinder erzielt und wer die meisten erzielt, dem sendet der König alljährlich ein Geschenk." Pflicht von heirathsfähigen Mädchen — und die Heirathsfähigkeit der Mädchen tritt bei den Parsen in Kerman gegenwärtig im 13. Jahre ein — ist es, sich zu verehelichen; freiwillige Ehelosigkeit wird mit Höllenstrafen bedroht. Doch darf die Ehe nur zwischen Rechtgläubigen (— nur von Edlen können Edle geboren werden —) abgeschlossen werden und Diejenigen, welche Verbindungen mit Sündern und Dävadienern eingehen, sind eher zu tödten als giftige Schlangen, als Wölfe mit Klauen, als dürstende Eidechsen, die zum Wasser kriechen. Für heilig und gerecht hielt man es, die nächsten Verwandten in's Ehebett zu nehmen, sogar Mütter und Schwestern. Geschwisterkinder heirathen einander sehr häufig,

und es kommt vor, daß eine Frau das Weib eines Bruders nach dem andern wird; die Ehe zwischen nahen Blutsverwandten gilt auch bei den heutigen Parsen noch für die beste Ehe. Jeder außereheliche Umgang ist aufs strengste untersagt. —

Frauen und Kinder sind dem Vater unbedingten Gehorsam schuldig. Jeden Morgen soll die Frau ihren Mann neunmal fragen: was willst du, das ich thun soll. In derselben Weise sollen sich die Töchter gegen den Vater, gegen den älteren Bruder oder gegen den Mann, unter dessen Schutz sie stehen, verhalten. Antwortet das Kind dreimal ohne zu gehorchen, so verdient es den Tod. Nach den Aeltern ist der Lehrer, der das Kind unterrichtet, der erste und vorzüglichste Gegenstand seiner Verehrung und Hochachtung, weil er dessen edleren Theil, die Seele, bildet.

Die Nationalerziehung der Perser umfaßte die ersten 24 Lebensjahre des Menschen. Bis zum siebenten Jahre waren die Knaben bei den Weibern: „sechs Monate, sagt das Gesetz, beschütze man die Hunde, sieben Jahre lang die Kinder." Sogleich nach der Geburt ward dem Kinde Haomasaft in den Mund gedrückt, ehe es die Muttermilch erhielt. Es wurden ihm hierauf erst die Hände und nachher der ganze Leib gewaschen. Ein Astronom bestimmte sodann das künftige Schicksal und gab dem Kinde den Namen, gewöhnlich den eines Ized oder vornehmen Persers. Bis zum fünften Jahre durfte dem Kinde nicht gesagt werden, was gut oder böse sei. „Alles, was es Böses thut, kommt auf die Aeltern, die es bis dahin nur körperlich zu sichern und ihm bei begangenen Fehlern zu sagen haben: Thue es nicht noch einmal." Feste Anhänglichkeit an die Mutter und das Gefühl der Scham wurden im ersten Lebensalter im Kinde geweckt und belebt. Vor vollendetem siebenten Jahre sollte kein Kind geschlagen werden.

Vom siebenten Jahre ab begann die öffentliche Erziehung. Es bestanden an allen Orten von größerem Umfange öffentliche Lehranstalten, in welchen die Knaben mit ihres Gleichen zusammenlebten, eine einfache Kost erhielten und besonders in der Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Selbstbeherrschung, im Bogenschießen, im Reiten und im Gebrauch des Wurfgeschosses geübt wurden. Auch im Lesen und Schreiben ward Unterricht ertheilt; doch fehlen darüber genauere Nachrichten. Lehrer und Aufseher waren Männer über 50 Jahre, die durch ihr Beispiel Vorbild der Jugend sein mußten. Bis zum 10. oder 15. Jahre sollten besonders auch die Gebete und die heiligen Lehren von den Priestern gelernt werden, worauf

unter vielen Ceremonien und Reinigungen mit Ochsenurin die Anlegung des heiligen Gürtels (— der nach dem heutigen Gebrauche aus 72 Fäden von Kameelhaaren oder Wolle besteht und niemals, weder bei Tag noch bei Nacht, abgelegt werden darf, weil er das wichtigste Schutzmittel gegen die Daeva ist —) erfolgte, bei welcher der junge Perser nach Hersagung des Glaubensbekenntnisses dreimal das Gelübde ablegte: Zoroasters Gesetz zu befolgen. — Das funfzehnte Jahr galt als die Zeit des Eintritts in das Jünglingsalter: das Familienband der Aeltern und Kinder löste sich, denn der Jüngling trat fast ganz aus den häuslichen Verhältnissen heraus, weil er, dem Staate eigen, zur Vorbereitung auf Jagd und Krieg, den höheren sittlichen und körperlichen Uebungen dienen mußte. — Mit dem 25. Jahre ward der Jüngling Mann und Staatsbürger. Er übernahm die ihm obliegenden Pflichten im Frieden und für den Krieg, die er bis zum 50. Jahre zu üben hatte, von wo ab er die Verbindlichkeit überkam, für das allgemeine Wohl durch Belehrung und Beaufsichtigung der Jugend zu sorgen. Wenn ein Jüngling von den Aufsehern der Verletzung der Gesetze angeklagt ward, stießen ihn die Greise aus seiner Klasse, was ihn ehrlos machte. Nur allein die in dieser Weise Erzogenen konnten die Stufenleiter der Ehren erklimmen.

Ein aus Wahrheit und Dichtung gewebtes Bild von der Erziehung des älteren Cyrus und damit der Perser überhaupt gibt Xenophon, indem er „mitzutheilen versucht, was er von Cyrus erfahren und was er sich für eine Ansicht gebildet zu haben glaubt.“ Er sagt: „Die meisten Staaten lassen Jeden seine Söhne erziehen, wie es ihm beliebt, und dann weiter die ältere Jugend ihr Wesen treiben, wie sie will; hernach erst gebieten sie ihr, nicht zu stehlen, nicht zu rauben, nicht mit Gewalt in ein Haus zu dringen, Niemanden ungerechter Weise zu schlagen, nicht die Ehe zu brechen, nicht der Obrigkeit ungehorsam zu sein. Begeht nun Jemand so Etwas, so ziehen sie ihn zur Strafe. Die persischen Gesetze hingegen kommen zuvor und sorgen dafür, daß die Bürger schon von Anfang an nicht solche seien, die zu irgend einer bösen oder schändlichen Handlung sich hinneigen. Dafür sorgen sie auf folgende Art. Sie haben einen öffentlichen Marktplatz, welchen sie den freien nennen. Der Theil des Marktes, welcher an die Gerichtshäuser stößt, ist in vier Theile geschieden, wobei der erste der Aufenthalt für die Knaben, der zweite für die Jünglinge, der dritte für die Männer, der vierte für die Alten ist. Jeder darf sich nur in dem für ihn bestimmten Theile einfinden, und zwar müssen die Knaben und Männer mit Anbruch des Tages erscheinen, während

die Alten mit Ausnahme bestimmter Tage kommen können, wann es ihnen beliebt. Die Jünglinge, die noch nicht verheirathet sind, übernachten in Waffen um die Gerichtshäuser. Wie die Perser in 12 Stämme getheilt sind, so hat jede Abtheilung des Marktes 12 Aufseher, wobei die Aufseher der Knaben sich durch Lehrhaftigkeit auszeichnen müssen, während die der Jünglinge befähigt sein sollen, diese zur Tugend anzuführen. Die Aufseher der Männer haben besonders darauf zu sehen, daß die Gesetze und höchsten Verordnungen in Kraft treten. Die Aufseher der Alten haben darüber zu wachen, daß letztere ihren Pflichten genau nachkommen. Die Knaben besuchen die Schulen, damit der Sinn für Gerechtigkeit geweckt und ausgebildet werde. Deshalb bringen die Vorsteher derselben den Tag vornehmlich damit zu, daß sie Gericht halten über die Knaben, die sich unter einander, den Erwachsenen gleich, wegen Diebstahl, Gewaltthätigkeit, Betrug, Scheltworte &c. verklagen, wobei nicht nur die Ueberführten, sondern auch die falschen Ankläger bestraft werden. Besonders streng bestraft wird die Undankbarkeit, denn die Perser halten dafür, daß die Undankbaren weder die Götter, noch ihre Aeltern, noch ihr Vaterland, noch ihre Freunde lieben können, da mit der Undankbarkeit immer Unverschämtheit verbunden, diese aber die reichste Quelle aller Laster ist." — Der Gerechtigkeitssinn ward bei den Kindern in besonderer Weise ausgebildet. Als Mandane, die Mutter des Cyrus, den zwölfjährigen Knaben zum Besuch an den Hof seines Großvaters Astyages gebracht hatte, fragte ihn dieselbe: „Aber, mein Kind, wie willst Du hier, an diesem despotischen Hofe, Gerechtigkeit lernen, da deine Lehrer daheim sind?" Hierauf antwortete Cyrus: „Nun, Mutter, die Gerechtigkeit kenne ich recht gut. Denn da ich mich sehr lernbegierig bewies, so setzte mich der Lehrer oft selbst zum Richter über Andere. Hier aber habe ich einmal Schläge bekommen, weil ich falsch richtete. Ein großer Knabe nämlich, der einen kleinen Rock hatte, zog einem kleinen Knaben, der einen großen Rock hatte, diesen großen Rock aus und sich an. Ich aber urtheilte: Es sei besser für Beide, wenn Jeder den Rock besitze, der ihm am Besten passe. Da erhielt ich Schläge und die Weisung, daß mein Urtheil gerecht gewesen sein würde, wenn die Frage gewesen wäre, wem der Rock passe? Da aber die Frage gewesen, wer der rechtmäßige Besitzer des Rockes sei, so hätte ich zusehen müssen, wem der Rock wirklich angehöre, und ob der Besitz dadurch erworben werde, daß man Etwas mit Gewalt wegnehme, oder daß man es selbst verfertige oder kaufe." Weiter setzte Cyrus hinzu: „Das Gesetzliche ist das Gerechte, das Gewaltthätige das Widergesetzliche! Mit dem Gesetze muß der

Richter das Urtheil fällen." — „Zur Mäßigkeit werden die Knaben besonders dadurch angehalten, daß sie sehen, wie die Aeltern den ganzen Tag über mäßig leben. Eben so dringt man auf Gehorsam gegen den Vorgesetzten, wobei das Beispiel der Alten ebenfalls voranleuchtet. Die Knaben bringen von Hause bloß Brod, Kresse und ein Gefäß mit, um Wasser zu schöpfen." — „Die Jünglinge schlafen bei den Gerichtshäusern, um die Stadt zu bewachen, sich sittlich rein zu erhalten und in der Mäßigkeit zu üben, am Tage aber bieten sie der Obrigkeit ihre Dienste an. Wenn man zur Jagd geht, so nimmt man bloß ein Mittagsbrod mit sich, etwas stärker, als das der Knaben. Wenn sie aber jagen, essen sie nur, wenn sie des Wildes halber still stehen, oder des Abends, und halten dann die zwei Tage für einen, weil sie diese Zeit über nur einmal gegessen haben. Was sie fangen, ist ihre Zukost. Außerdem müssen sie mit der Kresse zufrieden sein. Die Daheimbleibenden üben sich im Schießen mit Pfeilen und Werfen der Spieße. Außerdem werden darin öffentliche Wettkämpfe angestellt und Preise ausgesetzt." —

Die Schulen waren öffentliche Orte und sollten es sein, um alle Einflüsse, welche der Sittlichkeit und dem Anstande schädlich werden könnten, von der Jugend abzuhalten. In diese „Schulen der Gerechtigkeit" konnte jeder Perser seine Söhne eben so schicken, wie Jedem alle Ehren und Würden geöffnet waren.

In der Regel war das weibliche Geschlecht von der öffentlichen Bildung ausgeschlossen. Nur ausnahmsweise besuchten Mädchen die Schule. Nisami erzählt in einem Romane, daß Leila und Medschnun sich bereits in der Schule geliebt hätten. —

Neben der allgemeinen Nationalerziehung gab es, nach Xenophon, eine besondere Erziehung für die höheren Stände. „Alle Knaben der vornehmen Perser werden in dem Palaste des Königs erzogen, wo jeder die Selbstbeherrschung sehr gut lernen kann und nichts Unanständiges sieht und hört. Denn die Knaben merken da, wer bei dem Könige Ehre oder Unehre erhält, und so lernen auch sie schon als Knaben regieren und regiert werden." — Von der Königserziehung berichtet der dem Platon zugeschriebene Dialog, „der erste Alkibiades", also: „Den Tag, an dem der Thronfolger geboren ist, begehen alle Unterthanen festlich, und auch später feiert ganz Asien jährlich des Königs Geburtstag. Der Knabe wird dann aufgezogen, aber nicht von einer gewöhnlichen Amme, sondern von Verschnittenen, welche im höchsten Ansehen unter der Umgebung des Königs stehen.

Diesen werden auch die anderen auf die Erziehung des Kindes bezüglichen Geschäfte aufgetragen, besonders die Sorge für die möglichste Schönheit, daher sie auf die Richtung und Gestaltung der Glieder besonders zu sehen haben. Mit zurückgelegtem siebenten Jahre lernt der Knabe reiten und jagen, und im vierzehnten wird er den sogenannten königlichen Pädagogen übergeben. Diese sind vier ausgewählte, vornehme Perser, nämlich der Weiseste, der Gerechteste, der Mäßigste und der Tapferste, von welchen der erste die Magie des Ormuzd und die Regierungskunst, der zweite die Wahrhaftigkeit für das ganze Leben lehrt. Der Mäßigste unterweist den königlichen Knaben, damit er sich nicht von Begierden beherrschen lasse, sondern sich gewöhne, frei und in Wahrheit König zu sein; der Tapferste macht ihn furchtlos und beherzt, indem er sonst ein Sclave wäre, wenn er sich fürchtete."

Von allen diesen Nachrichten aus den griechischen Schriftstellern scheinen nur die des Herodot I, 132—140 der Wirklichkeit zu entsprechen, weil sie in dem natürlichen Laufe der Dinge begründet sind und mit dem anderweitigen Character der Perser übereinstimmen. Die Darstellungen des dem Platon fälschlich zugeschriebenen „ersten Alkibiades", sowie die des Xenophon in der Anabasis und in der Cyropädie, auch der Bericht des Strabo, vermischen ihre griechischen Anschauungen mit dem in Persien historisch Gegebenen und kommen deshalb nicht zu rein objectivem Bericht. Auch das Zend-Avesta, das seinem Kerne nach die Grundlagen der altpersischen Gesetze und Sittengebote, sowie die Grundzüge der Lichtreligion enthält, im Laufe der Zeiten aber im Sinne und nach dem Bedürfniß der Priester umgestaltet ward, gibt nur die Priestererziehung. Als historisch begründet von der Geschichte der persischen Nationalerziehung gilt jedoch deren Kern, nämlich daß die Perser den Körper durch Gymnastik stählten und den Geist durch die Wahrhaftigkeit zu sittlicher Reinheit entfalteten, das Individuum aber weder durch eine herrschsüchtige Priesterkaste in seiner Bildung niedergedrückt, noch von fremden Cultureinflüssen abgeschlossen ward, sondern sich innerhalb des Staatsganzen und als Glied der Nation entwickeln durfte, wie sich auch das verschiedene Gemisch von Völkern neben einander unter einem Herrscher in freier Eigenthümlichkeit gestaltete und darstellte.

Die Erziehung ist in Persien eine Nationalerziehung geworden, und alle Klassen der Gesellschaft nehmen deshalb an ihr Theil. Ehrfurcht gegen König und Obrigkeit, Achtung gegen die Gesetze, Liebe zum Vaterlande, Sinn für Gerechtigkeit und Abscheu gegen die Lüge werden mittelst Zucht und Sitte in das Kind hineingewöhnt. Die Schule wird mit dem Leben verbunden. Die Erziehung hat eine practische

Richtung und zielt auf Förderung des Lebens wie auf Ausbreitung des Reiches. Kräftigung des Characters und sittlicher Ernst, Klarheit und Einfachheit im Wesen und Thun, — so heißt das Hauptziel der persischen Erziehung, die in Wahrheit die Erziehung des Knaben ist, der im Spiele und Umgange mit seinen Genossen das Vorspiel zum großen Lebensspiel übt und darin und dadurch die ersten Grundsteine zur Festigkeit und Sicherheit des Characters legen soll. — Doch fehlte der persischen Erziehung — und darin liegt ihre Schranke, die Entwicklung der Denkvermögen. Aus diesem Mangel erklärt es sich, daß das persische Volk den Gegensatz von Licht und Finsterniß, von Gut und Böse 2c. nicht zu lösen vermochte, daß die Nation mit ihrem übersprudelnden Freiheitssinne dem starrsten Seraildespotismus anheimfiel, daß die tapfersten Kämpfer Asiens feiger und weibischer werden konnten, als die Babylonier und daß die geistige Lichtreligion in abgeschmackten Formelkram, in leere Ceremonien und Gebräuche, in knechtischen Götzendienst ausartete. Mit dem Staatsleben, sowie mit der Religion und Sittlichkeit ging auch die Erziehung in Weichheit und Weichlichkeit über, und die Königserziehung schritt auf diesem Wege voran. Schon unter Cyrus trat nach Platons Ansicht an die Stelle der einfachen altpersischen Erziehungsweise die verweichlichende der Meder. „Die Verkehrtheit der persischen Erziehung war Ursache vom Falle des persischen Reiches, weil Cyrus, ein übrigens tüchtiger Feldherr und Bürger, keinen Begriff von einer richtigen Unterweisung hatte und die Anordnung des häuslichen Lebens zu sehr in den Hintergrund treten ließ. Die jungen Fürsten wuchsen nicht heran in der einfachen, unverzärtelten und rauhen Weise des Perservolkes, sondern unter der Aufsicht von Weibern und Verschnittenen nach der von der sogenannten Glückseligkeit verdorbenen Erziehungsweise der Meder. Daher gab es auch mit Ausnahme des Darius Hystaspis, weil dieser nicht in der gewöhnlichen Ueppigkeit königlicher Söhne erzogen wurde, keinen großen König von Persien, als etwa dem Namen nach." —

Aegypten.
Die priesterliche Erziehung.

9.

Africa tritt nur mit seinem Norden in das klare Gebiet der Geschichte ein. Seine Länder lagern sich in geschlossenen Massen zu beiden Seiten der Mittagslinie: — der Wohnsitz der Neger unter senkrecht glühender Sonne, — nirgends über die Anfänge menschlicher Cultur, über die Befriedigung des nächsten Bedürfnisses erhoben. Nur Aegypten nimmt lebendig an der Geschichte Theil: es liegt aber auch nur räumlich innerhalb des Continentalganzen von Africa; in seinem geschichtlichen Leben ist es ein Glied der orientalischen Welt. Das Land besteht aus dem vier bis neun Meilen breiten Nilthale und den es einschließenden Bergketten, der östlich-arabischen und der westlich-lybischen. Durch die Einschnürungen dieser Ketten werden die Stufen des Nillandes — Ober-, Mittel- und Unterägypten — angedeutet. Herodot hat Aegypten ein „Geschenk des Nil" genannt, und es verdankt in Wahrheit dem Nil sein Dasein, wie seine historische Bedeutung. Die jährlichen Ueberschwemmungen des Nil bedingen Aegyptens Fruchtbarkeit: veranlaßt durch das Schmelzen des Schnee's auf den Hochgebirgen und die periodischen Regengüsse der Tropenländer übersteigt der Fluß im Juli seine Ufer und macht das Land zu einem See, aus dem die Städte und höher liegenden Orte wie Inseln vorragen, bis er, wenn die tropischen Regengüsse vorüber sind, allmählich wieder in seine Ufer zurückkehrt, an allen Orten einen schlammigen Niederschlag zurücklassend, auf dem bereits im November grüne Saaten emporschießen, die im März eine reichliche Ernte bieten. Diese Eigenthümlichkeiten

des Landes forderten zugleich auch den Geist des Menschen heraus. Die Beobachtung der regelmäßig eintretenden Ueberschwemmungen führte auf Sternenkunde, Kalenderbestimmungen, Feldmeßkunst, Wasserbauten, Baukunst. Das durch den Strom befruchtete Land forderte wie von selbst zur Bebauung auf, aber auch zur Bewässerung der vom Nil nicht getroffenen Länder, zur Eindämmung der Gewässer, um sie zum längeren Verweilen zu zwingen, zur Grenzregulirung, um den störenden Wirkungen der Ueberschwemmungen vorzubeugen und zur Begriffsbestimmung von Recht und Eigenthum. Dazu kam die Abgeschlossenheit des Landes, welche die ungestörte Entfaltung und vorherrschende Geistesrichtung des eigenthümlichsten Volkes hervorrief, das sich in Farbe, Sprache und Sitte scharf von den Negern scheidet und dem südwestlichen Zweige der Kaukasier angehört, welcher sich durch hohe Stirn, dunkle, feurige Augen, schmale, spitze Nase, spitzes Kinn und schwärzliche Hautfarbe charakterisirt und welcher der ersten und ältesten Kultur der Erde den Ursprung gegeben hat. Diese Kultur, die in einer Entfaltung aller Zweige, die man unter dem Namen „materielle Kultur“ zusammenfassen kann, besteht, ist die nothwendige Consequenz der bannenden Naturmächte des Nilthales, der unvermittelten Gegensätze des Ganzen, der Hitze und unendlich reflectirten Lichtmasse des Tages und der Kühle und unheimlichen Finsterniß der Nacht 2c., sowie der ursprünglich vorhandenen Volksindividualität, auf die gerade so und nicht anders vom objectiven Dasein eingewirkt ward.

Das ägyptische Volk — sagt E. v. Pressensé — ist wesentlich ein bauendes und erhaltendes. Es sucht nicht so sehr sich auszubreiten als fortzudauern; es liebt eben so sehr die Unbeweglichkeit, als andere Völker die Bewegung. Die Mumie, die Tausende von Jahren in feierlicher Stellung liegt, ist das ägyptische Ideal. Daher der traurige und düstere Zug, der den unauslöschlichen Character der Nation ausmacht. Aegypten liebt nur die Vergangenheit, und sein Nationaldenkmal ist die Pyramide, das heißt ein riesiges Grab. Man begreift den Einfluß, den die Priester auf ein solches Land ausüben müssen; es ist gemacht für sie, oder vielmehr es ist gemacht durch sie. Aegypten ist das eigentliche priesterliche Land. Keine Kette ist stärker in der Hand der Priester, um ein Volk in Knechtschaft zu erhalten, als ein bis ins Unendliche detaillirtes Rituell. Die Priesterschaft bildete das eigentliche Menschheitliche unter den Aegyptern. Ihrer Macht wurden allein Schranken gesetzt durch die absolute Gewalt des Oberpriesters, d. h. des Königs. Er war der Stellvertreter der Götter; ja die Götter lebten in den Königen und regierten so noch immer die Erde. In der Person

des Königs vereinigten sich die ideale und reale Macht; letztere, die Kriegerschaft, umgab schützend den eigentlichen Kern der Nation. Was an Bildung vorhanden war, besaßen die Priester; sie allein waren daher auch im Stande Bildung zu verbreiten, und darum wird die ägyptische Erziehung mit Recht die priesterliche genannt. Im alten Aegypten besaß der Priester sein eigentliches Eldorado, und nie ist er sonst in der Weltgeschichte zu einer so ausschließlichen Herrschaft gelangt. Dem Priester gegenüber bildete die arbeitende Klasse eine rohe Masse, eine von oben geleitete und benutzte willenlose Heerde, die — mit Ausnahme der Hirten — gründlich verachtet wurde. Die Arbeiter waren theils Ackerbauer und Viehzüchter, theils Schiffahrt, Handel und Gewerbetreibende. Der fette Boden in den grasreichen Deltaniederungen lud zum Ackerbau und zur Viehzucht, die Lage des Landes zu Schiffahrt und Handel ein. Die ägyptischen Kasten waren nicht so streng geschieden wie die indischen, standen vielmehr in Kampf und Berührung miteinander und hatten in ihrer Unterordnung unter die Willkür des Fürsten ein gleichartiges Element.

Wie das ganze Dasein und wie die Stände der Aegypter, so ist auch die Religion vom Nil bestimmt. In dem natürlichen Kreislaufe der ägyptischen Jahresgeschichte, in der täglichen und jährlichen Bewegung der Sonne und des von ihr abhängigen Nil, in dem Wechsel des Entstehens und Vergehens wird die natürliche göttliche Ordnung eben so als Kampf des guten, wohlthätigen und des bösen, schädlichen Princips, wie zugleich als aus dem Tode zum Leben sich ewig wiederherstellende Macht gewußt, — von der religiösen Vorstellung als göttliche Geschichte aufgefaßt und in der Geschichte des Osiris und der Isis in ihrem Verhältniß zu Typhon symbolisch vergegenständlicht. Das Göttliche verhält sich hier nicht verneinend gegen das natürliche Leben, sondern ist in den Kreislauf desselben eingegangen und an denselben geknüpft, und die negative Macht der Endlichkeit erscheint als feindliche, böse Macht nur, um zugleich ein nothwendiger und wesentlicher Durchgangspunkt im Kreislaufe der natürlichen Ordnung des Lebens zu sein. Bei dem ruhelosen Wechsel des endlichen Lebens aber flüchtet der Geist in den Tod als in das wahre bleibende Sein des Menschen, der aus der Thierwelt zu sich selbst kommend auf Erden noch keine bleibende Stätte hat, sondern im Diesseit nur auf der Wanderung in's Jenseit begriffen ist. — Was die Einzelheiten der religiösen Vorstellungen und des Cultus der Aegypter betrifft, so hat man sich bis jetzt vergebens bemüht, die zusammengesetzten Gestaltungen ihrer mythologischen Tafeln zu deuten. Im Allgemeinen — so meint

Parthey (alexandrinisches Museum) — läßt sich wohl behaupten, daß man den Osiris als den Nil zu betrachten habe, der alljährlich die Isis, das zu überfluthende Erdreich, befruchtet, daß Typhon den Westwind bezeichne, der auf die Felder Zerstörung und Verderben bringt, Nephthys, seine Schwester, das unfruchtbare Land der Wüste. das nur im Ehebruch mit Osiris fruchtbar wird und dann auch nur stumme Kinder, den Harpokrates hervorbringt.

„Von den Erzeugnissen der Aegypter in der Literatur ist so gut als gar nichts anzuführen. Das Volk, dem die hellenischen Geschichten übereinstimmend die Erfindung der Buchstabenschrift beimessen, hat keine verständlichen Schriftdenkmäler hinterlassen: die neuesten Untersuchungen haben es außer Zweifel gesetzt, daß die Aegypter der Buchstaben sich nicht durchgängig, sondern nur ausnahmsweise bedienten. Nirgends findet sich auch nur die leiseste Andeutung, daß bei ihnen ein Zweig der Dichtkunst geblüht, und wenn es auch an Rhapsoden nicht gefehlt haben mag, welche die Thaten Rhamses des Großen und anderer Nationalhelden besangen, so wurde die Aufzeichnung dieser, so wie aller andern Gedichte erschwert, ja gänzlich gehemmt durch die Unbehülflichkeit einer mühsamen und künstlichen Bilderschrift.“ Aus ihrer Pharaonengeschichte ist ebenfalls nichts geblieben, als eine Reihe von Königsnamen. Was durch die scharfsinnigsten Forschungen aus den Inschriften der Tempelwände entziffert wurde, erscheint nur so weit zuverlässig, als es mit hellenischen Angaben übereinstimmt; denn diese Urkunden sind nicht immer aus den lautersten Quellen geflossen, und die Priester von Heliopolis haben ein und dieselbe Thatsache anders berichtet, als die von Memphis oder Theben. Die Allgewaltigen haben offenbar oft die Geschichte gefälscht. — Auf den Gebieten der übrigen Wissenschaften zeigten sich eben so wenig bedeutende Resultate. Obgleich von der Astronomie der Aegypter bei den alten Schriftstellern oft genug geredet ist, scheint sich ihre Sternkunde doch nicht über die Kenntniß des Sonnenjahres hinaus erstreckt zu haben. Keine einzige genaue Beobachtung vom Laufe der Gestirne, von ihrer Natur und Entfernung hat sich durch Ueberlieferung erhalten. Geometrie lernten und übten sie aus Noth, blieben aber bei den Elementen stehen, und erst in Griechenland kam ein wissenschaftliches Gebäude zu Stande. Als ein Volk der Tradition, der Unbeweglichkeit, waren sie nur darauf bedacht, die Erinnerung der Vergangenheit zu bewahren: sie schrieben ihre Geschichte mit der ihrer Könige daher auf die Gräber vermittelst der Hieroglyphen — wir haben schon erwähnt, in welcher Weise. Auch die Kunst ist eine wesentlich priesterliche; ihr fehlt die Freiheit, freie

Inspiration; sie ist die gelehrige Dienerin der Tradition. „Die Tempel und Palläste — sagt E. v. Pessensé — bilden keine Einheit, kein harmonisches Ganze, wie die griechischen Bauten: da ist eine Reihe von Hallen mit unzähligen Säulen, die bis in's Unendliche verlängert werden können. Die Sculptur beschränkt sich auf die heiligen Typen; die Gestalten sind mehr geometrisch als organisch. Die menschliche Gestalt hat keine Schönheit, keine Individualität; sie trägt das Gepräge feindlicher Unbeweglichkeit, welche die Nation selbst characterisirt. Die ägyptische Kunst ist nicht bestimmt, wahrhaft ästhetische Ideen auszudrücken; sie hat keinen andern Zweck, als den, die Erinnerung zu bewahren." Die Angaben in Betreff des Alters der ägyptischen Tempel schwanken nicht um Jahrhunderte, sondern um Jahrtausende, und noch ist es nicht möglich gewesen, eine altägyptische Kunstgeschichte nur in ihren Umrissen zu entwerfen.

Der Fortschritt des geistigen Lebens der Aegypter über das des Perserthums besteht darin, daß das Gute das Böse nicht mehr sich gegenüberstehen hat, sondern das Gute vom Bösen in seiner Wesenheit erfaßt und in den Tod geführt wird, aber siegreich aufersteht als gerechter Richter. Osiris ist, wie des Lebendigen Herr, so der Gebieter der Seele, wenn sie vom Leibe getrennt fortexistirt, — der Richter der Menschen, der nur nach Recht und Unrecht entscheidet, das Gute lohnend, das Böse strafend. Mit dem Osiris als Herrscher der Abgeschiedenen steht der Gedanke in Verbindung, daß das Subject ein der Vergänglichkeit der Sinnenwelt entnommenes ist. Herodot berichtet, daß die Aegypter zuerst die Unsterblichkeit der Seele gelehrt hätten. Wohl kommt auch in China, Indien und Persien ein Metamorphosiren des Individuums vor, aber nur für Den, welcher sich noch nicht ganz mit Brahm ꝛc. vereinigt hat. In Aegypten erst erscheint das Subject wesentlich selbstständig, da es aus dem Tode zum Leben hervorgeht. Es liegt in diesem eigentlichen Mysterium der ägyptischen Religion, sagt Bunsen, der Glaube an die beiden großen Grundgesetze alles Gottbewußtseins: die Einheit der menschlichen Vernunft im Gewissen und die Unzerstörbarkeit der Persönlichkeit. „Der Glaube an die Seelenwanderung ist gleichsam der ewige Jude des Bewußtseins von Gott in der Welt. Es liegt darin die Anerkennung einer im Einzelleben nicht zu findenden und doch für dessen Erklärung nothwendig zu suchenden Lösung des Räthsels des Daseins. Alle Schuld muß gesühnt werden: aber das Ende ist, wenngleich nach endloser Zeit, der Sieg des Guten, die Versöhnung, das Leben in Gott, als der Seele ewiges Erbtheil."

Den Aegyptern war in der Weltgeschichte die harte Arbeit zuertheilt, den Geist aus seiner Natürlichkeit herauszuarbeiten. Die Sphinx ist das Symbol der aus der Sinnlichkeit und Natürlichkeit hervortretenden Geistigkeit — ein genauer Ausdruck der Bedeutung des ägyptischen Lebens überhaupt. Der Geist dringt in die Erscheinung, aber dieses Leben erstarrt sofort, wie in der Krystallisation. Geschlechter auf Geschlechter zehren von dem, was einmal Gestalt gewonnen hatte und als Starres und Feststehendes von den Priestern bewahrt und behütet wurde. Es galt das Dagewesene in der Erinnerung zu bewahren und zu behüten. Ist das Leben eine fortwährende Durchdringung von Sein und Werden, von Ruhe und Wechsel, so repräsentirte Aegypten die erste, Griechenland die zweite Seite. Das Beharrliche im stetigen und ewigen Flusse des Daseins ging den Aegyptern traumartig auf und der Begriff der Vernichtung enthüllte sich ihnen als bloßer Schein. Traumartig war das ganze geistige Leben, war auch der sichtbare und hörbare Ausdruck dieses Lebens, weil es sich in bloßen Vorstellungen bewegte und sich nicht zu eigentlichen Begriffen erhob. Die Heranbildung des Aegypters konnte nur bestehen in einer gedächtnißmäßigen Erfassung des Erstarrten und durch Ueberlieferung Gegebenen. Und da der Mensch in der Knabenzeit Vorstellungen erwirbt und außerdem vorzugsweise sein Gedächtniß bereichert, so kann man den Aegypter den Knaben des Menschheitsindividuums nennen. Hier in Aegypten erhielten Juden und Griechen die ersten philosophischen Anschauungen; denn dieses Land überragte zu einer bestimmten Zeit an geistiger Entwicklung alle andern Länder. Somit wurde es in der Weltgeschichte der Vermittler, durch den orientalische Bildung nach Europa gekommen ist.

Wie der Geist des Volkes und das Streben desselben, so die Erziehung des Volkes.

Das eigentliche Volk in Aegypten war roh. Höhere Bildung besaßen nur die höheren Stände und unter ihnen vorzüglich die Priester. Hier aber begegnet uns Bekanntschaft mit dem Sonnenjahr, mit den Nachtgleichen, mit den Gesetzen der Sonnen- und Mondfinsternisse, mit Sonnen- und Wasseruhren, mit dem Kalender, mit der Rechenkunst, mit der Geometrie, sowie mit der Arzneiwissenschaft. Der Cultus wurde durch Musik und Poesie verherrlicht. Die Gesetze beförderten Industrie, Geselligkeit und sanfte Sitten, aber auch Haß des Neuen und Fremden. Die Gerichte waren feierlich, die Strafen wohlberechnet, aber hart: auf Meineid und Mord, selbst gegen einen Sclaven, stand unerläßlich der Tod; der Verräther

verlor die Zunge, der Fälscher die Hände 2c. Achtung vor dem Alter war geboten: die Jüngeren mußten den Aelteren aus dem Wege gehen und sich bei deren Ankunft erheben. Vielweiberei war bei dem Volke herrschend; aber der Priester durfte nur eine Frau nehmen. Die Söhne aller Frauen hatten gleiches Erbrecht, weil man bloß den Vater für den Urheber des Kindes hielt, während die Mutter demselben nur Nahrung und Wohnung gäbe. Aussetzung der Kinder war in Aegypten nicht Sitte, weil zahlreiche Bevölkerung dem Staatszwecke förderlich gehalten ward: darum wurden arme Kinder öffentlich auferzogen, und darum war geboten, verbrecherische schwangere Weiber nicht eher hinzurichten, als bis sie geboren hätten. Der Tag der Geburt war von hoher Bedeutung: von ihm aus schloß man auf das besondere Schicksal des Gebornen. Die Knaben wurden beschnitten. Die Kinder kamen früh schon, nachdem die Zeit des Säugens vorüber war, wozu man auch Ammen nahm, unter die Aufsicht der Männer: das weibliche Geschlecht, das nicht geringe Achtung genoß, hatte die Geschäfte des Marktes und des Handels zu besorgen, während den Männern die Arbeit im Hause und am Webstuhle übertragen war.

Die Erziehung war in Aegypten nach den verschiedenen Klassen des Volkes eine verschiedene. Für die Priester und Krieger waren zu Theben, Memphis und Heliopolis wissenschaftliche Unterrichtsanstalten. Sie waren in 2 Abtheilungen geschieden, von denen die eine die Exoteriker d. i. Diejenigen, welche noch nicht für die tiefere Erkenntniß vorbereitet waren, und die andere die Esoteriker enthielt. In die erstere wurden Jünglinge auch außer denen der Priesterkaste aufgenommen. Die Lehrer waren Priester. Die Lehrgegenstände: Sprache, Mathematik, Geometrie, Astronomie, Naturkunde, Musik und Religion. Unter die Esoteriker wurden nur Angehörige der Priesterkaste aufgenommen. Die Prinzen wurden von besonders lehrfähigen Priestern erzogen: sie durften nur mit wohlerzogenen Priestersöhnen, die über 20 Jahre alt waren, Umgang pflegen, damit alles Unedle entfernt bliebe, was die Berührung mit Sclaven mit sich führen könnte. Erziehung und Unterricht des Volkes und der Töchter stand auf niedriger Stufe. Doch fehlte es nicht gänzlich an allgemeinen Bildungsanstalten. Platon erzählt, daß die Kinder der Aegypter das Lesen zusammen lernten. „Lesen und Schreiben — sagt Diodorus Siculus — lernen sie Etwas, aber nicht Alle, sondern vornehmlich Die, welche Künste treiben." Den Uebrigen fehlte wenigstens eine häusliche Erziehung nicht: „das gemeine Volk lernt die Geschäfte für das Leben

von den Vätern und Verwandten." Die Kinder empfingen einfache Kost, wie das Mark des Papyrusschilfes, welches man in Asche röstete, die Wurzeln und Stengel genießbarer Wassergewächse, entweder roh, oder gesotten und gebraten. Beim Schreiben bediente man sich des Papyrus und schwarzer oder rother Tinte. Bei ihm, wie auch beim Lesenlernen trat wahrscheinlich schon eine Trennung der Kasten ein. Denn von den drei verschiedenen Arten zu schreiben — der epistolographischen, hieratischen und hieroglyphischen, — die nach der Reihenfolge erlernt wurden, gehörte die hieroglyphische den Mitgliedern der Priesterkaste allein. Das Rechnen, worauf die Aegypter schon durch die Natur ihres Landes hingewiesen waren, wurde besonders geübt, und die Mathematik war weit und allgemein verbreitet, ohne daß jedoch das mathematische Studium — nach Platon's Bemerkung — in Aegypten wohlthätigen Einfluß auf Verwaltung des Hauswesens, des Staates und aller Künste des Lebens geübt und das unfreie und selbstsüchtige Wesen ausgerottet hätte. Die Methode im Rechenunterricht war vortrefflich, und Platon sagt deshalb von ihr: „Freie Kinder müssen alles Das lernen, was den Kindern der gewöhnlichen Leute und des großen Haufens in Aegypten zugleich mit den Elementen des Lesens und Schreibens beigebracht wird. Das Rechnen wird hier anfangs ganz dem kindlichen Fassungsvermögen gemäß mit Spielen und Vergnügen erlernt, indem mehr oder weniger Knaben Aepfel oder Kränze in einem gewissen Zahlenverhältniß erhalten, und indem dieselben bei der Anordnung von kriegerischen Spielen, wobei sie ihre Plätze ändern, und bei dem Wechsel von goldenen, silbernen, ehernen und anderen Schalen, welche sie sich gegenseitig übergeben, die zum Spiele nothwendig gehörenden und passenden Zahlenverhältnisse herausbringen. So werden die Lernenden zu friedlichen Beschäftigungen, zur Führung des Krieges und zur Verwaltung des Hauses angeleitet, so überhaupt mehr geweckt und mehr zu nützlichen Mitgliedern des Staates erzogen. Da in Allem, was zum Messen gehört, und sich auf Länge, Breite und Tiefe bezieht, allen Menschen eine lächerliche und schimpfliche Unwissenheit von Natur eigen ist, so suchen die Aegypter dieselbe von sich zu entfernen." Gymnastik und Musik waren von der allgemeinen Bildung ausgeschlossen. „Die Palästra und die Musik zu erlernen, sagt Diodor, ist in Aegypten nicht Sitte, ja man glaubt, daß jene für die Jugend gefährlich, diese aber nicht nur unnütz, sondern auch schädlich sei, weil sie das Gemüth der Männer verweichliche." In Chemmis jedoch wurde Gymnastik getrieben und die Musik ward zu religiösen Zwecken verwandt. Daher kann derselbe Diodor sagen, „daß die Söhne

der Krieger von ihren Vätern für das Kriegerische geübt werden" und erzählt Herodot, daß in der Stadt Chemmis wie in Theben Perseus, der Stifter der gymnastischen Spiele, einen Tempel gehabt, in welchem unter Ausstellung von Preisen gymnastische Kämpfe gehalten wurden. Auch in Hinsicht der Musik bemerkt Herodot, daß die Aegypter sehr fest an den musikalischen Weisen ihrer Väter hielten. Und Platon erwähnt rühmend, daß man in Aegypten schon im Alterthume erkannt zu haben scheine, daß man im Staate die Jugend an gute Formen und an guten Gesang gewöhnen müsse. „Diese haben sie bei ihren Festen vorgeschrieben, und außer jenen dürfen weder Maler noch andere Künstler Neuerungen machen, oder ausdenken. Dies ist auch heute noch nicht erlaubt, weder sonst in den Künsten, noch überhaupt in der Musik. Daher kommt es, daß in einem so langen Zeitraume die festlichen Aufzüge der Aegypter nicht verschlechtert, sondern vielmehr verbessert sind."

Den Werth der gemeinsamen Erziehung scheinen die Aegypter schon in den ältesten Zeiten gekannt zu haben, denn nach Diodor versammelte der Vater des Sesostris, als sein Sohn geboren war, alle Knaben aus ganz Aegypten, deren Geburt auf denselben Tag fiel, zugleich mit ihren Ammen und Pflegern, und bestimmte allen dieselbe Erziehung und denselben Unterricht, in der Ueberzeugung, daß Diejenigen, welche am meisten zusammen auferzogen, die besten Freunde und Kampfgenossen werden würden. „Er übte die Knaben in beständigen Anstrengungen; keiner durfte Speise zu sich nehmen, wenn er nicht vorher eine gewisse Anzahl Stadien durchlaufen hatte. So mannbar geworden, stark an Körper, kräftig an Geist, konnten Die, welche mit Sesostris zugleich erzogen waren, hernach die größten Thaten vollbringen."

Die Kinderzucht war bei den Aegyptern streng. Die Kinder gingen barfuß, ja fast durchaus nackt und wurden, wie Cramer bemerkt, ganz ohne Aufwand und mit solcher Sparsamkeit auferzogen, daß die ganze Erziehung eines Kindes bis zu den Jünglingsjahren nur 20 Drachmen oder $4^1/_2$ Thaler betrug. —

Eine Umgestaltung erhielten Erziehung und Unterricht in Aegypten, als Psammetich (670—616) eine Verjüngung des ägyptischen Wesens durch hellenische und phönizische Bildungselemente versuchte, darum mit den Athenern und anderen griechischen Staaten Bündnisse schloß, die Fremden, die freiwillig nach Aegypten auswanderten, unterstützte und die Griechen so liebte, daß er seine eigenen Söhne in griechischer Wissenschaft unterrichten ließ. „Ueberhaupt, sagt Diodor, war Psammetich

der erste unter den ägyptischen Königen, welcher den anderen Völkern die Handelsplätze des Landes öffnete und den fremden Kaufleuten, die vordem nur mit Gefahr ihres Lebens oder ihrer Freiheit das Land betreten konnten, volle Sicherheit gewährte." Den karischen und jonischen Söldnern vertraute er ägyptische Kinder an und ließ sie in der hellenischen Sprache unterrichten. „Von Denen, die dazumal die Sprache lernten, sagt Herodot, stammen die jetzigen Dollmetscher in Aegypten. Das waren die ersten Leute von fremder Zunge, die in Aegypten ansässig geworden." Sonst wurden fremde Sprachen in Aegypten nicht gelernt. Nur die Fürsten, die über verschiedene Stämme herrschten, verstanden auch verschiedene Sprachen, und Cleopatra soll Hebräisch, Arabisch, Aethiopisch, Syrisch rc. gesprochen haben.

Als durch Alexander Alexandria gegründet und zum Sitz des Welthandels geworden war, ward dort auch der Mittelpunkt der Bildung und Gelehrsamkeit geschaffen, und wie der Character der ägyptischen Cultur überhaupt, so auch die Erziehung und der Unterricht mit fremden Elementen gefärbt. Das in sich gekehrte Land der Weisheit wurde von nun an der Sitz des Luxus und der Schwelgerei. Die ernste Musik ward allgemein: „Die Alexandriner treten als solche auf, berichtet Athenäus, die der größten musikalischen Bildung theilhaftig sind, nicht bloß im Citherspiele, sondern auch in der männlichen und weiblichen Flöte." — Die Ptolemäer bewahrten und beschützten Künste und Wissenschaften, vor Allem diejenigen Wissenschaften, welche die Richtung nach der Praxis hin nahmen, weshalb Mathematik, Astronomie, Medizin, Grammatik und Geschichte den Mittelpunkt des Studiums bildeten. Fast nie in der Geschichte ist die Wissenschaft in dem Grade geehrt worden, als von den Ptolemäern zu Alexandria. Das Museum daselbst, ein königlicher Palast, bildete die Wohnstätte und die Lehranstalt für die nach Aegypten ausgewanderten griechischen Forscher. Das Todesjahr des Aristoteles (322 v. Ch.) fällt ungefähr mit der Gründung dieser großartigen Anstalt zusammen. Sie stand in höchster Blüthe in den Jahren 232—30 v. Ch. Das Museum im Mittelpunkte der belebten Hauptstadt erfreute sich des besonderen Schutzes der Könige. Als Aegypten (30 v. Ch.) römische Provinz wird, versinkt es in Dunkelheit, und als endlich Constantin das Christenthum zur Staatsreligion erhebt, verdrängt dieses die letzten Reste heidnischer Bildung. Alexandrien wird der Sitz theologischer Streitigkeiten, denen erst die arabische Eroberung durch Amru ben Alâs (640 n. Ch.) ein Ende macht. Das Aeußere dieses Tempels der Wissenschaft wird von Parthey also beschrieben: „Der Umfang der Anstalt war in mehrere geräumige

Höfe gesondert. Jeder derselben hatte an allen Seiten einen nach innen offenen Säulengang, in dessen Schatten sich Ruheplätze für die Auf- und Abwandelnden finden. An kühlen Springquellen unter dichtbelaubten Bäumen darf kein Mangel sein in einer Stadt, wie Alexandrien, deren mittlere Temperatur nicht weit von + 17° R. entfernt ist. — Aus den Säulengängen gelangt man zu den Gelehrtenwohnungen, die nicht viel mehr, als ein Obdach für die heißen Stunden und die Nacht mögen gewährt haben: den Tag verbringt jeder im Freien, im luftigen Schatten der Hallen, sei es zu lehren, zu lesen, zu schreiben. Die gemeinschaftlichen Mahlzeiten werden in einem großen Saale gehalten. Ein anhaltendes Studiren auf der Stube war weder dem Klima, noch jenen Zeiten angemessen, in denen man die Wissenschaften weniger ihrer Breite, als ihrer Tiefe nach, auszumessen und auszubauen strebte. — Im Hintergrunde des letzten Hofes, am entferntesten von der Hauptstraße stand die Bibliothek, welche in vielen Sälen die vorzüglichsten Geisteswerke nicht nur der Hellenen, sondern aller andern bekannten Völker enthielt. Hier wohnten auch die zahlreichen Abschreiber, welche die Schätze der Bibliothek, nachdem Alexandrien Mittelpunkt der Wissenschaften geworden, für die übrigen Länder vervielfältigten; hier werden alle die Arbeiter unterzubringen sein, welche die äußere Zurichtung der Codices, die Verzierung der Stäbe, die Kapseln und Kästchen für die Rollen, die Vergoldungen, — kurz alle unsere Buchbindergeschäfte besorgten. Eine besondere Abtheilung des Museums war den medizinisch-chirurgischen Anstalten gewidmet, durch deren zweckmäßige Benutzung die alexandrinischen Aerzte bald eine allgemeine Berühmtheit erlangten. Nach einer Stelle bei Athenäus bleibt es ungewiß, ob die Behältnisse mit den wilden Thieren zum Studium der Naturgeschichte sich beim Museum befanden, oder einem andern Theile der Königshäuser angehörten. Alle diese Gebäude darf man sich mit einem Aufwande der reichsten Architectur ausgeschmückt denken. Es ist von der bekannten Prachtliebe der Ptolomäer zu erwarten, daß sie ihre gelehrte Stiftung gleich anfangs auf das Ehrenhafteste werden bedacht haben. Alexandrien war gleich bei der Gründung eine große Stadt, und alle seine Anlagen mußten einen großartigen Charakter haben. — Auf den platten steinernen Dächern gab es die beste Gelegenheit, alle Arten von astronomischen Instrumenten unwandelbar aufzustellen; im Bereiche des Museums ist auch ohne Zweifel der vierseitige Säulenhof zu suchen, in dem der von Ptolomäus erwähnte eherne Kreis stand, der eine Reihe von Jahren zu astronomischen Beobachtungen benutzt wurde. Ungewiß aber bleibt die Lage der von ihm erwähnten Palästra, wo

sich gleichfalls eherne Kreise zur Beobachtung der Aequinoctien befanden.“ Die Zahl der Gelehrten, welche zu gleicher Zeit das Museum bewohnten, läßt sich nicht mehr bestimmen. Die Zahl der hellenischen Gelehrten mag in der Blüthenperiode etwa 100 betragen haben. „Um diese versammelte sich ein großer Kreis von Schülern aus allen Stämmen hellenischer Zunge, deren Verhältniß zu ihren Lehrern sich nur im Allgemeinen angeben läßt. Ueberhaupt bleibt es zweifelhaft, ob es den Mitgliedern des Museums zur Pflicht gemacht wurde, zu lehren; ob es nicht manche unter ihnen gab, die in tiefer Abgeschlossenheit dem Interesse der Wissenschaft lebten, ohne gerade durch mündliche Mittheilung eine Wirkung nach außen zu üben. Doch mag, bei der damals herrschenden Geistesrichtung, ihre Zahl nur klein gewesen sein; es war natürlich, daß ein tiefer Denker, ein geschickter Arzt, ein berühmter Astronom sich alsbald von einem Kreise nachstrebender Jünger umgeben sah. Das Lehren war noch immer Sache des geselligen Verkehrs, des Zwiegesprächs, der freien Mittheilung, ehe es in geregelten Kathedervorträgen festgestellt wurde.“ „Brotstudien in unserm Sinne waren unbekannt; zur Führung eines Amts, zur Ausfüllung einer obrigkeitlichen Stelle waren nicht sowohl Kenntnisse nothwendig, als ein natürlicher Scharfblick und angeborenes Talent. Wer also Zutritt in das Museum suchte und erhielt, dem war es wirklich Ernst um die Wissenschaft; eine glückliche Anlage, ein bildsamer Geist entfalteten sich naturgemäß im anregenden Gespräche mit gleichgesinnten Lehrern; der kurze Ausspruch aus dem Munde eines verehrten Greises reichte hin, um den Funken der Begeisterung in der Brust des Jünglings zu entzünden und seiner wissenschaftlichen Bestrebung eine entschiedene Richtung zu geben.“ „Die Anstalt war weder ein Gymnasium, noch eine Akademie, noch ein Treibhaus der Literatur, sondern ein wissenschaftliches Institut von eigenthümlicher Einrichtung, dem man jetzt nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hat, worin Studium und Unterricht mit antiker Freiheit betrieben wurden. Neigte sich ein Gelehrter zum einsamen Nachdenken über die Wissenschaft, um die späten Resultate der Forschung in seinen Schriftwerken der Nachwelt zu übergeben, so wird ihn gewiß nichts gehindert haben, diesem Hange ungestört zu folgen; fand ein Anderer den Beruf in sich, auf die jüngere Mitwelt durch das belebende Wort unmittelbar einzuwirken, so ergab sich dazu im Museum die beste Gelegenheit.“ Was das Zusammenleben der Gelehrten betrifft, so war die dialektische Richtung von Anfang an im Museum vorherrschend. Doch fehlte es nicht an philosophischer Tiefe; Diogenes von Laertes hat manches geistreiche

Wort berühmter Männer aufbehalten, das man ungern der Vergessenheit übergeben sähe. Oft galt es auch bloß, sich gegen beißende Angriffe seiner Haut zu wehren; und da gibt es denn auch Grobheiten, Plattheiten und Zoten, in denen Stoiker und Kyniker mit einander wetteifern. Da dergleichen gelehrte und ungelehrte Streitigkeiten einen großen Theil des Tages wegnehmen mochten, so fragt es sich, ob nächst dem Studium in der Bibliothek nicht die hauptsächlichste Bildung der Schüler darin bestand, daß sie bei den geistigen Kampfspielen der selbstgewählten Lehrer zugegen waren, um an Sieg und Niederlage den nächsten lebendigen Antheil zu nehmen. „Das Vorlegen und Auflösen spitzfindiger Fragen im grammatischen und dialektischen Gebiete scheint lange Zeit eine Lieblingsbeschäftigung des Museums gewesen zu sein, an der selbst die Fürsten nicht verschmähten Theil zu nehmen, und noch in der spätesten Zeit wird es den heidnischen Gelehrten von den Kirchenvätern zum Vorwurf gemacht, daß sie als Lehrer durch Witz und gute Einfälle viele Zuhörer anzulocken und festzuhalten verständen. Indessen wird es hier nicht anders gewesen sein, als in allen ähnlichen Einrichtungen. Die guten Einfälle eines witzigen Kopfes, die treffenden Antworten eines glänzenden Verstandes gingen von Mund zu Mund und erhielten sich auch in späteren Literaturgeschichten; der stille Fleiß eines unermüdeten Forschers, von dem sich eben nichts sagen läßt, zeigte sich in seinen Werken und wurde von den folgenden Geschlechtern mit schweigendem Danke anerkannt." — Daß die Bibliothek durch Amru ben Alâs verbrannt wurde, läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten. Nach den Ansichten neuerer Forscher kann der Verlust, der durch ihren Untergang entstanden ist, nicht groß gewesen sein. Die Hauptwerke fanden sich nicht allein in Alexandrien, sondern auch in andern bedeutenden Städten; den Untergang mittelmäßiger Schriften wird die Philologie kaum schmerzlich bedauern, und die Zerstörung des Wustes von theologischer Literatur, der sich während der christlichen Jahrhunderte in Alexandrien angesammelt hatte, konnte der Wissenschaft und der Menschheit vollends keinen erheblichen Schaden eintragen. Wie alle Philologie, so stellte sich auch die alexandrinische die Aufgabe, die ganze Masse der geistigen Schöpfungen und Kenntnisse der Vorwelt in einer geläuterten Form der Nachwelt zu überliefern, und sie genügte derselben im weitesten Sinne. Im wunderlichen Lande des Nils endete die römische und griechische Welt, — und mit Recht, denn die römische Welt ist an ihrem Ende orientalisch d. i. despotisch geworden, und die griechische Philosophie und Kunst war zuletzt in orientalischer Mystik und Phantastik aufgegangen. —

Schön und tief hat Hegel über das Räthselhafte des ägyptischen Geistes geredet. Er sagt: Die Aegypter sind die kräftigen, in sich drängenden Knaben, welche nichts als der Klarheit über sich, der ideellen Form nach, bedürfen, um Jünglinge zu werden. Die berühmte Inschrift des Allerheiligsten der Göttin Neïth zu Sais lautet: „Ich bin, was da ist, was war und sein wird: Niemand hat meine Hülle gelüftet." Hierin ist ausgesprochen, was der ägyptische Geist sei. Von Proklus wird noch der Zusatz angegeben: „Die Frucht, die ich gebar, ist Helios." Das sich selbst Klare also ist das Resultat jener Aufgabe und die Lösung. Dieses Klare ist der Geist, der Sohn der Neïth, der verborgenen nächtlichen Gottheit. In der ägyptischen Neïth ist die Wahrheit noch verschlossen: der griechische Apell ist die Lösung; sein Ausspruch ist: Mensch, erkenne dich selbst. Dieses Gebot ist für die Griechen gegeben, und im griechischen Geiste stellt sich das Menschliche in seiner Klarheit und in der Herausbildung desselben dar. Wunderbar muß uns nun die griechische Erzählung überraschen, welche berichtet, daß die Sphinx, das ägyptische Gebilde, in Theben erschienen sei, und zwar mit den Worten: „Was ist das, was Morgens auf vier Beinen geht, Mittags auf zweien, und Abends auf dreien?" Da kam der Grieche Oedipus, und die Sphinx stürzte sich vom Felsen in den Abgrund, als er das Räthsel löste und sprach: „Es ist der Mensch." —

B.

Hellas und Rom.

Die individuelle Erziehung.

Hellas und Rom.

Die individuelle Erziehung.

10.

Das Terrain.

Die Weltgeschichte geht von Asien nach Europa und betritt hier ihr eigentliches wahrhaftes Heimathland.

Europa ist innige Durchdringung von Berg, Thal und Wasser. Es ist Asien im verkleinerten Maßstabe; aber es übertrifft dasselbe an Küstenentwicklung im Verhältniß zum Flächeninhalt, — außerordentlich reich an Buchten, Halbinseln und Inseln, reich auch an Quellen, Flüssen und Seen, an Gebirgs- und Thalbildungen — und zwar in alle Dem durchaus individualisirt und entwickelt. Im gemäßigten Klima gelegen, ist es gleichweit entfernt von der Tropensonne und dem Polareise: — durch seine Flüsse rc. allen Welttheilen geöffnet, durch seinen Boden dem Fleiße des Menschen reichlichen Lohn spendend, durch seine Vielgestaltigkeit die verschiedensten Länder in Berührung bringend, so daß die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Menschengruppen in ihren Einseitigkeiten sich ausgleichen und ergänzen, durch die mit Vielseitigkeit verbundene Mäßigkeit seiner ganzen Physiognomie gemacht, den Menschen vor dem Versinken in die Materie zu bewahren, vielmehr ihn zur wahrhaften Geistesfreiheit emporzuheben. Der indogermanische, indopersische oder japetische Volksstamm mit seinen 360 Millionen Menschen sucht diese Freiheit im Denken, Fühlen und Thun zu erobern und darzustellen. Vorzüglich aber ist es die höchste Spitze des Erdtheils und der Erde überhaupt, der griechisch-lateinische, der ger-

manische und der romanische Völkerzweig, der die Aufgabe hat, Cultur und Humanität über die Erde zu tragen und dem der Menschheit gesteckten Ziele, der Verwirklichung des Göttlichen im Menschlichen im Vordergrunde und mit aller Energie nachzustreben.

Die erste Weiterentwicklung der Geschichte von Asien aus schließt sich an das Mittelmeer an. Aus dem Mittelmeere, sagt E. Kapp, sog das südliche Europa seine erste historische Lebenskraft, durch das Mittelmeer wurde ihm die Ammenmilch orientalischer Cultur zugeführt, auf dem Mittelmeer, an seinen Küstenländern erstarkte im Wechsel des Gebens und Empfangens, im Austausch der Producte physischer und geistiger Cultur dreier Erdtheile, die Tritogencia Athens und der Jupiter Victor Roms zu eigenthümlicher Selbstständigkeit. „In dieser Thalassa nehmen die griechische und italienische Halbinsel die Mitte ein. Nach Norden sind die Glieder im terrestrischen Zusammenhange mit dem Herzen von Europa, nach Süden gehören sie einem ihre Natur und Geschichtsverhältnisse constituirenden Meere an, aber nach Osten und Westen ist ihre Lage und ihre Aufgabe verschieden; denn Griechenland weist auf den ostcontinentalen Orient, Italien auf den westoceanischen Occident. Durch jenes bleibt der Zusammenhang mit der Wiege der Menschheit vermittelt, durch dieses sollte historisches Wachsthum und oceanisch-universaler Schluß in der Entdeckung einer „Neuen Welt" gewonnen werden."

Auf diesem Boden wird geistig die Substanz des Orients besiegt. Hier kämpft sich der Mensch von der Natur los. Er erfaßt sich dem Natursein gegenüber als berechtigt, und läßt sich von der Natur nicht mehr beherrschen, sondern will über sie die Herrschaft führen. Setzte der Orient das wahre Sein in die passive Hingabe an das Natursein, und ordnete sich das einzelne Individuum dieser anerkannt höheren Macht unter, so daß es ihr gegenüber kein Recht hatte und beanspruchte; so kommt hingegen in Hellas und Rom über die Natur der Geist zum Bewußtsein, und in Erfassung der Individualität sucht er voll von Streben und Thatenlust das Dasein nach sich umzugestalten und im freien Schaffen und Handeln sich selbst zu genießen. Die Individualität fängt zwar in Griechenland und Rom auch noch als eine natürliche an; aber doch sucht Griechenland mit seinem ganzen Sinnen und Streben, vorzüglich auch durch seine Erziehung die natürliche Individualität zur ästhetischen zu verklären, und strebt Rom durch die practische That die Individualität zum Bewußtsein ihrer selbst zu erheben. —

Hellas.

Die Erziehung der ästhetischen Individualität.

11.

Die Griechen und die griechische Erziehung mit ihren Erziehungsmitteln.

Griechenland ist im Norden von Bergketten umgeben und an den anderen Seiten vom Meere gepeitscht — mitten zwischen Kl. Asien, Aegypten und Italien gelegen, von unzähligen Buchten und Busen geschnitten, von hohen Bergen und anmuthigen Thälern durchzogen, von heiter lachendem Himmel beleuchtet. Durch das Element des Meeres wird das Ganze in drei Systeme gegliedert. Das nördliche Griechenland hat mehr den Charakter continentaler Einförmigkeit und steht deshalb auch in der Geschichte nur im Hintergrunde. In Südgriechenland tritt das Uebergewicht peninsulaner Ablösung entschieden hervor: es ist ein Ganzes für sich und entwickelt sich zum Theil selbstständig und eigenthümlich. Das wahre Mittelglied zwischen beiden ist Hellas, — auch der geistige Mittelpunkt Griechenlands, in dem das Räthsel der Sphinx gelöst ward, der delphische Gott sein „Erkenne Dich selbst" verkündete und die Freiheitssonne von Marathon und Salamis schien. Griechenland war von Natur bestimmt, den Menschengeist nach einer Seite hin zum vollen Ausdruck zu bringen, die Idee der Schönheit ins Dasein treten zu lassen, die Menschen lebendig und thätig zu machen. Inseln, Küsten und Berge waren die Schutzwehren gegen das Eindringen der Barbaren. Das Gebirge trennte die einzelnen Staaten und Städte, und wiederum

vereinte sie das Meer, so daß das Ganze von Natur organisch gegliedert war. Schloß das Gebirgsleben den Menschen ab und machte es ihn beharrlich, so reizte das Meer den Sinn für Neues und zu immer lebendiger Thätigkeit. Der Boden prangte in üppiger Fruchtbarkeit, aber er gab nur, wo man von ihm durch Arbeit forderte: er bewahrte also vor Erschlaffung und hielt die Kräfte wach, die nach allen Seiten hin, in Messene durch Getreidebau, in Arkadien durch Viehzucht, in Attika durch Oelbau, in Laurion und Thasos durch Bergbau, in den Seestädten durch Gewerbe und Handel, an den Küsten und auf den Inseln durch Schiffahrt sich entfalten konnten und mußten.

In Harmonie mit dieser Natur stand **der Grieche** — mit einem Wuchse hoch, stattlich und voll prangender Schönheit, mit geschmeidigen Formen voller Bewegung und voll Ebenmaß, mit kräftigen Gliedmaßen, breiter, gewölbter Brust, ausdrucksvollen Augen und schönem Munde, mit in gelindem Profil sich senkendem Gesicht, mit hoch entwickelter Stirn- und Scheitelgegend. War auch der griechische Charakter nicht frei von heftiger Leidenschaft, von großer Reizbarkeit, von unüberwindlichem Leichtsinn, von Eifersucht, Neid und Gewinnsucht: so wurden doch diese Schattenseiten überdeckt und zum Theil vertilgt oder verklärt durch den klaren, scharf erkennenden, ja den Gedanken bis auf den Grund sehenden Blick, durch das lebendige und feine Gefühl für das Schöne und Erhabene, durch die Beweglichkeit und Gewandtheit des ganzen Geisteslebens, durch das unermüdliche Ringen nach Neuem, das keine Form verknöchern ließ, ohne daß es dieselbe abgestreift hätte, durch die stete Kraft, innerhalb des Ganzen soviel wie möglich zu individualisiren und durch das unablässige Streben nach harmonischer Entwicklung aller Leibes- und Geisteskräfte. Auf dieser harmonischen Entfaltung der Geistesanlagen ruhte dann die leibliche und geistige Gesundheit, die, wie Bernhardy sagt, nicht bloß in dem Mangel an Krankheit, in zuversichtlicher Thatkraft, in der Stärke des sinnlichen Lebens sich erwies und jedes Alter, von der Jugend bis zu den klaren Greisenjahren, begleitete, sondern auch das höchst überraschende Talent entwickelte, die Freuden der Gegenwart unbefangen zu genießen und mit gleicher Entsagung das Unglück zu dulden. Und weil die Griechen so gesund und bei sich selber sich wohl fühlten, weil sie mit ihrem wundervollen Geiste Jeglichem, dem sie begegneten, den Stempel des Geistes aufdrückten und mit dem Hauche der Schönheit es belebten; darum fühlen auch wir bei ihnen uns heimathlich wohl und hat sich der geistige Adel aller Zeiten und aller Nationen gelabt und die geknickte Menschheit immer wieder emporgerichtet an jenen göttlichen Daseins-

formen des Griechenthums, an der Gruppe der Niobe und an der des Laokoon, an der milischen Venus und am vatikanischen Apoll, an der homerischen Wahrheit und sophokleischen Hoheit, an der aristophanischen Gesundheit und an der platonischen Weisheit, endlich an diesen herrlichen Menschengewächsen selbst, die unmittelbar aus dem Schachte der Natur, verherrlicht und verschönert durch die Zauberkraft der Poesie, erzeugt wurden, und deren Geschichte mit Achill, dem Sohne des Dichters, dem homerischen Jünglinge aus dem trojanischen Kriege, beginnt und von der freiesten und schönsten Individualität, von dem wirklichen Jünglinge, von Alexander zu Grabe getragen wird, aber nur, um im Untergange den Sieg über die Welt zu feiern. Die griechische Geschichte ist die Jünglingsgeschichte der Menschheit, in dem Sinne, sagt Hegel, daß die Jugend noch nicht die Thätigkeit der Arbeit, noch nicht das Bemühen um einen beschränkten Verstandeszweck, sondern vielmehr die concrete Lebensfrische des Geistes ist: sie tritt in der sinnlichen Gegenwart auf als der verkörperte Geist und die vergeistigte Sinnlichkeit und bietet den heiteren Anblick der Jugendfrische des geistigen Lebens dar. „Frei wie der Vogel in der Luft singt, so äußert hier der Mensch, was in seiner unverkümmerten menschlichen Natur liegt, um sich durch solche Aeußerungen zu beweisen und Anerkennung zu erwerben."

Der griechische Geist hat die Substanzialität des Orients bezwungen und das Natürliche zum Bilde und Zeichen des Geistigen erhoben: das schöne Maß des natürlichgeistigen Ich ist Selbstzweck geworden. Keck und kühn erfaßte der Hellene zuerst sich als freies, der äußeren Natur überlegenes Wesen, — als göttlichen Geist. Denn die Natur, die selbst so lieblich und schön ihn umgab, trat ihm nicht als fremde feindliche Macht gegenüber. Der Geist war von der Natur erlöst und frei; jedoch so, daß er die Natur zu seinem Inhalte hatte und sie sinnig und maßvoll auffaßte und gestaltete, sowie daß er seine eigene Naturbestimmtheit überwand und sie durch freie Thätigkeit zur geistigen Individualität fortbildete. Die Natur war dem Griechen in der Hülle des Geistes — als schöner Mensch — das Maß aller Dinge, und das Innere der Natur ebenfalls das Menschliche. Die schöne Welt des natürlichgeistigen Menschenlebens war als Heimath des Göttlichen angeschaut, und im natürlichen, als menschlich angeschauten Leben das Göttliche gefunden. Die Natur ist keine Hülle, die den Geist einschließt; sie ist das Zeichen, wodurch er erkennbar wird. Darum eben — sagt Hegel — ist der griechische Geist so heiter, weil er das Bewußtsein seiner Freiheit im göttlichen Inhalte hat; die Ehre des

Menschen ist verschlungen in die Ehre des Göttlichen: das Göttliche ist an und für sich, nicht minder aber des Menschen Werk. Treffend hat Aristoteles den Fortschritt des Griechenthums über den Orient gezeichnet. Er sagt: „Die Menschen, welche kalte Gegenden in Europa bewohnen, sind zwar muthig, aber an Einsicht und Kunst zurück. Obgleich sie daher ihre Freiheit standhaft behaupten, stehen sie doch den geselligen Verhältnissen des Lebens und Staates fern und können nicht über Andere herrschen. Den Bewohnern Asiens fehlt es so sehr an Muth, als sie an Talent und Kunstfertigkeit hervorragen; daher leben sie in Unterthänigkeit und Sclaverei. Die griechische Nation, wie sie zwischen jenen Völkern in der Mitte wohnt, hat auch Theil an den Vorzügen beider und ist so durch Muth und Einsicht gleich stark. Deshalb genießt sie Freiheit und die beste Staatsverwaltung, und würde, wenn sie zusammen einen Freistaat bildete, über alle Menschen herrschen können, obgleich die einzelnen Stämme wieder unter sich Verschiedenheiten haben." Das Natürliche zu verarbeiten, zu gestalten, zu vergeistigen durch liebendes, sinniges, freudiges Eingehen auf dasselbe, — die angeborne Harmonie und das Maß als die Grundelemente alles Daseins zu betrachten und sie in allen Dingen der Außenwelt wie im eigenen Innern zu finden, — voll von Freude in dem wirklichen, saft- und kraftvollen Dasein mitten inne zu stehen, ohne die Wirklichkeit durch die Abstractionen von Leib und Geist, von Stoff und Kraft, von Sache und Begriff zu zerreißen, ja nicht zu ahnen, daß diese Gegensätze existiren und darum Alles, was der Gedanke fassen konnte, in Kunstformen zu schauen wie darzustellen: das ist die Bestimmung und Bedeutung des griechischen Volksgeistes.

Der Grundzug des arischen Volkscharakters hat sich — so behauptet Curtius mit Recht — bei den Hellenen in größter Reinheit offenbart. Er besteht in der wetteifernden Thatenlust. Das ganze Leben dieses gottbegnadigten Volkes war ein fortwährender Wettkampf — zuerst der Stämme gegeneinander. In Kleinasien erblüht die Cultur, Schiffahrt und Handel. Die Kleinasiaten bringen den europäischen Brüderstämmen Schrift und Maß, lehren neue Götter kennen und verehren, Städte bauen und Staaten gründen. Die Anregung von Osten wirkt zündend. Ein Stamm nach dem andern erhebt sich im Westen, drängt an das Meer und tritt in das Culturleben ein. Die einzelnen Stämme entfalten ihre Eigenthümlichkeit in Verfassung, Kunst und Sitte, und der Wettkampf beginnt. Im Osten erhebt sich eine Cultur sonder Gleichen. Zwölf Städte blühen nebeneinander am Meere in kurzer Entfernung, und jeder Ort ist eine Welt für sich. „Niemals ist so viel Geschichte

wieder auf so engen Raum zusammengedrängt gewesen, niemals in regem Wetteifer der Kräfte so viel Energie entfaltet worden." Der in Kleinasien in Folge dieser Kraftanstrengung erblühende Wohlstand enthielt in sich den Keim des Verderbens. Der Wettkampf erschlaffte, und im trägen Wohlbehagen des Genusses erlahmte auch die Spannkraft. Aber auf Attikas dürftigem Felsboden, der Arbeit verlangte und seine Bewohner eigentlich nie aus der Armuth herauskommen ließ, erblühte ein neues Leben. Es entstand bald ein Wettkampf zweier Staaten. Als der Verfall Ioniens anfing, stand Sparta an der Spitze der Nation. Bald aber erhob sich Athen zu einem mächtigen Rivalen, bestand die Feuerprobe in den persischen Kriegen und gewann den Ehrenkranz. „Athen hat — sagt Curtius — die sittliche Idee der griechischen Geschichte am tiefsten erfaßt, am vollständigsten verwirklicht, und was für den olympischen Sieger der Gesang des Pindar war, das ist für Athen die Rede des Perikles, in welcher er die Gräber des Karameikos weihte und zugleich — seinen Mitbürgern zur Erhebung, allen nachfolgenden Menschengeschlechtern zur Bewunderung — ein lebensvolles Bild dessen entfaltete, was unter göttlichem Segen durch der Bürger wetteifernde Tüchtigkeit Athen geworden war." Immer suchte es in allen Anfechtungen und Drangsalen seine Superiorität zu behaupten, bis endlich der Ehrgeiz in rücksichtslose Herrschsucht ausartete, Bürgerkriege heraufbeschwor und durch sie die Blüthe des staatlichen Lebens vernichtete. Alle Staatsformen gelangten in Griechenland zur Erscheinung und zu einer ausgeprägten Gestalt, und dort bildeten sich die ewigen Fundamente einer gesunden Staatsrechtslehre. Auch die großartigen Früchte in Kunst und Wissenschaft wurden getrieben aus der einen Wurzel, dem Wetteifer, der ihnen keine Ruhe ließ und sie trieb, alle dem Menschen verliehenen Kräfte bis zur vollständigen Ausbildung zu entwickeln. In den Palästen der Fürsten, an den Grabhügeln der Helden, vor den Tempeln der Götter, auf den vollen Märkten der Städte wetteiferten die Rhapsoden. In diesen Kämpfen erstarkte die epische Kunst zu jener vollen Kraft und Sicherheit, in der uns von Anfang an das griechische Epos entgegentritt. Als Wettgesang vor dem versammelten Volke blieb die Kunst auch bei vollendeter Meisterschaft durchaus national; sie konnte nicht erstarren in schulmäßigen Formen, noch in Künstelei und Willkür des Geschmacks abirren. Sie schloß sich den Neigungen und Stimmungen der verschiedenen Stämme an, und während dem Phlegma ackerbauender Aeolier das lehrhafte Epos zusagte, gaben die feurigen, bewegten, wander- und thatenlustigen Stämme dem Heldenliede Homers den Preis vor Hesiod. Im Wetteifer

der Stämme bildete sich die griechische Musik, ordneten und gründeten sich die nationalen Weisen lyrischer Kunst. Im Namen der Götter wurden die Hymnensänger aufgeboten, und es empfing den Ehrenpreis, wer bei dem Weihefeste des neuen Tempels die große Diana von Ephesus am herrlichsten gefeiert hatte. — Am vollkommensten aber entfaltete sich hellenischer Wetteifer in der vollendetsten Kunstgattung — im Drama. Denn ein großartigeres Schauspiel bürgerlichen Wetteifers hat die Welt nicht gesehen, als wenn zu des Dionysos Ehren die Festchöre aufzogen, welche die reichen Bürger Athens im Namen der Stämme, denen sie angehörten, ausgestattet und eingeübt hatten. Hier traten alle Geisteskräfte, mit denen die Hellenen gesegnet waren, alle Künste, die in Athen blühten, in brüderlichem Wetteifer zusammen. „Die Baukunst empfing die Bürger und Gäste in ihren Marmorhallen und schmückte die Bühne mit Hülfe der Malerei und Plastik; die Orchestik ordnete die Tänze, die Musik beseelte die Chorlieder, der Schauspieler dachte sich in die Seele der Heroen hinein, deren Thaten und Leiden er dem Volke vorführte. Alles aber diente wetteifernd der königlichen Kunst, der Poesie, die das Ganze leitend zusammenhielt." Das ganze Volk wurde in Griechenland überall in die Interessen der Kunst hineingezogen. Die Künstler rangen nach der Anerkennung des Volks, das aus unmittelbarer Anschauung überall urtheilte. Auch der Geschichtsschreiber las dem Volke seine Geschichte vor. So wurde die Kunst, so namentlich das Theater der Griechen zu einer Volksschule im höchsten Sinne des Worts. Gemäßigt wurde der Thatendrang, die Werde- und Strebelust, die durch den Ehrgeiz angefachte Kraftäußerung durch die Religion, welche stets in dem Gefühle des Unvermögens und der Demuth wurzelt. In religiöser Beziehung waren die Griechen conservativ, wie selten ein anderes Volk, wodurch die Ruhelosigkeit ihres Charakters das nöthige Gegengewicht erhielt. Ihren Göttern zu Ehren opferten sie nicht allein die besten Früchte ihrer Felder, die Erstlinge ihrer Heerden, sondern stellten auch den Göttern die Blüthe ihrer Jugend in ihrer Gesundheit und Kraft dar in feierlichen Aufzügen, bei festlichen Tänzen, in freudigen Wettkämpfen. Letztere hielten sie für würdige Opfer des Danks und unternahmen sie ihren Göttern zur Freude. — Die Hellenen wußten, daß im Ringen und Streben bis an sein Ende des Menschen Beruf bestehe, und daß er im Weiterschreiten Qual und Glück finden müsse, und sie haben diese Wahrheit, allen Geschlechtern zum Heil, zuerst an das Licht gebracht.

Die Erziehung des Griechen entspricht dem Wesen des Griechen. Das griechische Erziehungsideal ist die Kalokagathie, die äußere und innere Schönheit und Güte, die leibliche und geistige Jugend, Gesundheit und Freudigkeit, die harmonische Ausbildung aller physischen und psychischen Kräfte und Anlagen, der nach außen und innen vollendete Mensch. Je nach der Natur-, Lebens- und Wirkungsart der verschiedenen Stämme trägt die griechische Erziehung einen individuellen Character, und wir werden daher diese einzelnen Stämme zu berücksichtigen haben. Doch zeigt sich auch ein Allgemeines im Besonderen, von dem hier zunächst die Rede sein soll. Im heroischen Zeitalter lag der Schwerpunkt der erziehlichen Einwirkung auf der Seite der körperlichen Pflege. Die Gesetzgeber der historischen Zeit erkannten den gewichtigen Einfluß der Erziehung und des Unterrichts auf das Wohl der Staaten. Der Spartaner Lykurg verband zwar die Pädagogik enger mit dem Staatsorganismus als der Athener Solon; doch suchte auch er für die Erhaltung und Fortentwicklung der bereits bestehenden Schulen zu sorgen. Er ordnet z. B. an, daß sie nicht vor Sonnenaufgang geöffnet und nicht vor Sonnenuntergang geschlossen werden sollen. Kein Erwachsener darf, so gebot er bei Todesstrafe, die Schulstuben während des Unterrichts betreten; auch wurden von ihm Schulaufseher angestellt. Vielleicht rührte auch das von Platon erwähnte Gesetz, daß jeder seinen Sohn in den Musenkünsten und der Gymnastik unterrichten zu lassen habe, von Solon her. Gewiß ist es auch vorgekommen, daß der Areopag gegen säumige Eltern eingeschritten ist. Im Ganzen blieb aber die Sorge für den Unterricht der Kinder ganz dem Pflichtgefühle der Aeltern überlassen, und es sind alle griechischen Schulen als Privatanstalten zu betrachten; selbst Sparta machte hierin keine Ausnahme. Die Ueberzeugung von der hohen Wichtigkeit der Jugendbildung durchdrang indessen alle Stämme, und es scheinen in Folge dessen überall Schulen bestanden zu haben; ja die Fertigkeit im Lesen und Schreiben war selbst dem gemeinen Manne im alten Hellas eigen, während heute noch in Europa Länder existiren, welche durch die Unwissenheit der Massen glänzen. Daß es auch Dorfschulen gab, wird durch das Leben des Sophisten Protagoras bewiesen, der nach Athenäus seine Lehrerlaufbahn in einem Dorfe begann. Auch die Spartaner konnten lesen und schreiben; ja selbst die verbauerten Böotier ließen ihre Söhne in den Elementen unterrichten. Da ihre Anstalten indessen unvollkommen waren, sandte man die Kinder aus Böotien und Aetolien vielfach nach Athen. Natürlich waren hier die Anstalten in Betreff ihrer Tüchtigkeit auch sehr verschieden; wer wenig

bezahlen konnte, also der Arbeiter, genoß nur einen dürftigen Unterricht. Der Wursthändler in den „Rittern“ des Aristophanes sagt daher: „Von Musenkünsten verstehe ich nichts, bis auf das Lesen; doch auch dieses übel und böse.“ Das Sprüchwort: „Er versteht weder die Buchstaben, noch zu schwimmen“ deutet hin auf die allgemeine Verbreitung der Lesekunst. — Von Töchterschulen findet man im alten Griechenland keine Spur. Das weibliche Geschlecht war auf das Haus beschränkt, und der Besuch einer Schule würde den freigeborenen Mädchen Schande gebracht haben. Selbst Platon, welcher Schulen für beide Geschlechter vorschlug, konnte die alles beherrschende Sitte nicht durchbrechen. Nur die Hetäre konnte sich höhere geistige Bildung erringen. Selbst von häuslichem Unterrichte der Mädchen durch Privatlehrer ist durchaus keine Rede; was die Schönen Griechenlands wußten und kannten, — d. h. nothdürftig lesen und schreiben — lernten sie nur von Müttern und Wärterinnen. — Die Lehrer (sie sollten nach Platon nicht unter vierzig Jahr alt sein!) waren Elementarlehrer oder Grammatisten, Musiklehrer oder Kitharisten, Turnlehrer oder Pädotriben. Wegen des gänzlichen Mangels an Staatsaufsicht scheint an untauglichen Subjecten kein Mangel gewesen zu sein. Plutarch: „Jetzt möchte man sich über solche Väter ärgern, die, ohne diejenigen, welche sich anbieten, zu prüfen, unbewährten und übelberüchtigten Menschen ihre Kinder anvertrauen; zuweilen kennen sie sogar die Unwissenheit und Schlechtigkeit der Zöglinge solcher Lehrer und geben ihre Söhne doch hin, theils durch Schmeicheleien bestochen, theils aus Gefälligkeit gegen fürsprechende Freunde.“ Der Unterricht wurde schlecht bezahlt und der Lehrer dadurch in den Augen der Aristokraten den Lohndienern gleich gestellt, weshalb selten Leute aus bessern Familien sich dem Lehrerstande widmeten. Tout comme chez nous! So räth Plutarch verarmten Bürgern: „Werdet Lehrer, Pädagogen, Thürhüter, oder nehmt Dienste auf den Schiffen.“ Die geringste Achtung genossen — wie leider wieder bei uns — die Elementarlehrer. Lucian läßt daher in einer scherzhaften Beschreibung der Unterwelt die Könige und Satrapen der diesseitigen Welt im Jenseits Bettler, Verkäufer gesalzener Fische oder Schulmeister werden. Die ärmsten Lehrer unterrichteten auf den Landstraßen und an den Kreuzwegen, während die Vorsteher wohlrenommirter Anstalten auch schöne und zweckmäßige Lokale besaßen. Die Einkünfte des Lehrers wurden natürlich bestimmt durch die Menge und den Stand seiner Schüler. Wie hoch der Schulgeldsatz war, ist nicht mehr zu ermitteln. Die Aeltern scheinen dem Lehrer etwaige Versäumnisse in Abzug gebracht zu haben. Ein Geizhals bei Theophrast behält, angeblich der

Feste und Schauspiele halber, in Wirklichkeit aber, um das Schulgeld zu sparen, seine Kinder den ganzen Monat Anthesterion (Februar) zu Hause und verweigert auch bei Versäumnissen, die durch Krankheit hervorgebracht werden, die Zahlung. Es scheint den Lehrern nicht immer leicht geworden zu sein, ihr Geld zu bekommen. So blieben die Vormünder des Demosthenes das für ihn erforderliche Schulgeld während seiner ganzen Minderjährigkeit einfach schuldig. Wie groß die durchschnittliche Frequenz der Schulen gewesen sein mag, läßt sich nicht mehr ermitteln. Als ein Wahnsinniger die Tragsäule des Schulgebäudes zu Astypaläa umstürzte und dadurch das ganze Haus zum Falle brachte, befanden sich in der Schule 60 Schüler. Der Eintritt in die Schule scheint mit dem siebenten Jahre erfolgt zu sein. Doch schickten auch in Griechenland manche Aeltern ihre Kinder früher zur Schule, um sie zu Hause los zu werden. So schreibt Lucian: „Die Armen pflegen von ihren Zöglingen zu sagen, dieselben müßten nun in die Schule gehen; denn wenn sie auch noch nicht im Stande sind, dort etwas Gutes zu lernen, so werden sie doch auch während dieser Zeit nichts Schlechtes thun." Wenn die Amme ihre Amt niederlegte, trat der Pädagoge das seinige an. Er fehlte seit den Perserkriegern in keinem Hause eines Wohlhabenden. Seines Standes war er gewöhnlich ein Sclave. Er hatte den Knaben stets zu begleiten, fortwährend zu beaufsichtigen, vor allen entsittlichenden Einflüssen zu bewahren und ihm die Regeln des Anstandes beizubringen. Der Hellene mußte nämlich auf der Straße gesenkten Hauptes einhergehen, älteren Personen ausweichen, die Gewänder regelrecht tragen, die Speisen bei Tische mit der rechten Hand ergreifen und zwar mit zwei Fingern die Fische, Fleisch und Brot, mit einem alles Gepökelte. Mit der Bildung der Pädagogen sah es oft recht traurig aus; doch wurden in der Regel die Zuverlässigsten und Besten unter den Sclaven mit der Erziehung betraut. Zuweilen wurden die Wahlen auch in einer sehr leichtsinnigen Weise vorgenommen. Plutarch: „Man macht die brauchbarsten Sclaven zu Landarbeitern, Schiffscapitänen, Kaufleuten, Hausverwaltern, Geldverleihern; wenn man aber einen trunksüchtigen, naschhaften, zu jedem Geschäfte unbrauchbaren findet, dem unterstellt man die Söhne." Das Amt der Pädagogen wurde übrigens ein sehr schwieriges, als mit der wachsenden Demoralisation sich selbstverständlich auch die Kinderzucht lockerte. Die armen Schlucker müssen unter den Folgen der Zuchtlosigkeit und Impietät ihrer Buben oft arg gelitten haben, so arg, daß sie in ihrer Noth den Komikern willkommenen Stoff boten. In einem Stücke des Plautus seufzt z. E. der Mentor Lydus also: „Sonst

durfte sich der Schüler nicht einen Zoll weit vom Pädagogen entfernen, ja er erlangte eher ein Ehrenamt, als daß er dessen Worten zu gehorchen aufhörte. Jetzt aber, bevor er sieben Jahre alt ist, wenn man ihn mit der Hand berührt, zerschlägt der Knabe sofort mit seiner Tafel den Kopf des Hofmeisters; und führt man beim Vater Beschwerde, so spricht dieser zum Jungen: So ist's recht, nur sich immer gegen Beleidigungen gewehrt! und zum Pädagogen: Höre Du, nichtswürdiger Alter, daß Du dem Knaben wegen dieser Sache nichts zu Leide thust! Er hat brav gehandelt! Wenn dann des Hofmeisters Schädel wie eine Laterne mit geölter Leinwand geflickt worden ist, dann gehen die Parteien auseinander." — Was das Aeußere der Pädagogen anbetrifft, so erscheinen sie auf allen Bildwerken stets mit Leibrock, Mantel und hohen Schnürstiefeln bekleidet; außerdem sind sie kenntlich an ihrem Krückstocke und ehrwürdigen langen Barte. — Die Schule begann, wie erwähnt, mit Sonnenaufgang. In den Schulräumen der Grammatisten saßen die Kinder auf stufenartig ansteigenden hölzernen Bänken. Erst wurden die Buchstaben gelehrt, dann Buchstabirübungen vorgenommen. Das Lesenlernen ging gewöhnlich sehr langsam von statten; doch hielt man von vornherein auf gute Aussprache und melodischen Klang und Rhythmus des Vortrags. — Beim Schreiben zog der Lehrer nach Platon den Schülern Linien und schrieb ihnen wohl auch etwas vor. Das Knie diente als Stützpunkt für den Schreibapparat. Für den Rechenunterricht schlägt Platon à la Pestalozzi vor, daß von der Anschauung ausgegangen und der Zahlbegriff durch Operiren mit Aepfeln, Kränzen und metallenen Gefäßen den Kindern spielend beigebracht werde. Man benutzte zu dem Zwecke auch die Finger, Rechensteine und ein Rechenbrett, welches wahrscheinlich dem russischen ähnlich gewesen und diesem slavischen Volke durch die Oströmer mit der griechischen Buchstabenschrift zugekommen ist. Auf die Erlernung des Lesens und Schreibens folgten bei den Knaben, welche eine bessere Erziehung erhielten, Uebungen im Auswendiglernen und Declamiren poetischer Stücke (in der alten Zeit auch der Gesetze). Die Dichtungen Hesiod's und der Cykliker wurden vorgenommen, vor Allem aber auch die großen nationalen Epopöen Homer's. Nikratos rühmt in Xenophon's Gastmahl von sich: „Mein Vater, darum besorgt, daß ich ein braver Mann würde, hat mich gezwungen, alle Gesänge Homer's zu lernen, und nun kann ich die ganze Ilias und Odyssee auswendig hersagen." So werden in Griechenland nicht Wenige ausgerüstet gewesen sein. Wer die Bedeutung Homer's kennt, weiß den erziehlichen und bildenden Einfluß zu schätzen, der dadurch hervorgebracht wurde. Dennoch hatten Hesiod

und Homer als Lehrmeister in den Schulen auch ihre Gegner. Xenophanes aus Kolophon (350 v. Chr.) bekämpfte die polytheistischen Vorstellungen von seinem pantheistischen Standpunkte aus und drang auf Abschaffung Homer's und Hesiod's, die beide ihren Göttern Diebstahl, Ehebruch und Betrug beilegten. Heraklit aus Ephesus (500) behauptete sogar, man müsse den Homer und Archilochus aus den Schulen werfen und mit Ruthen peitschen! Solche absonderliche Stimmen gelangten indessen zum Glücke nie zu einem bemerklichen Einflusse. — Was die Disciplin betrifft, so wurde in griechischen Schulen der Stock keineswegs gespart. Der bereits erwähnte unglückliche Pädagog bei Plautus meint, wenn der Schüler beim Lesen nur eine Silbe falsch gesprochen habe, sei seine Haut so buntfleckig geworden, wie der Mantel einer Amme. Auch die Musiklehrer unterstützten ihre unterrichtlichen Einwirkungen durch den Stock. So sagt Aristophanes in seinen „Wolken“:

„Wenn Einer einmal sich in Sprüngen vermaß, in gekünstelten Trillern und Schnörkeln,
Dem lohnte der Stock im üppigsten Maß, weil Musengesang er entheiligt.“

Als die hervorragendsten Erziehungsmittel erscheinen bei den Griechen überall die Gymnastik und die Musik.

1) Die gymnastische Erziehung erstrebte das rechte Maß, die harmonische Gestaltung und Abgeschlossenheit des menschlichen Leibes, damit er der reine und klare Spiegel des Geistes werde. Ursprünglich nur zur Bildung des Leibes angeordnet, sah man bald ein, daß sie auch die Bildung des Geistes wesentlich fördere und daß sie nicht nur abhärte und kräftige, gewandt und stark mache, sondern auch vor Verweichlichung bewahre, mit Muth erfülle, an Enthaltsamkeit, Selbstbeherrschung und Keuschheit gewöhne, sowie, gemeinsam betrieben, die Gefühle für Freundschaft und Vaterland entwickle. Als die Kunst, die mit der harmonischen Entfaltung des Körpers zugleich die Kräftigung und Belebung der Seele, durch beides aber Ausbildung für das öffentliche Leben bezwecke, faßte sie der Grieche auf. Sie war ihm deshalb auch nicht allein Erziehungsmittel für die Jugend, sondern zugleich Bildungsmittel des ganzen Volkes, indem das große Publicum der Zuschauer an den zart entwickelten Körpern eine kräftige Nahrung für den Kunstsinn, ein lebendiges Gefühl für Schönheit erhielt, die Plastik aber, „der ein Reichthum schöner und beweglicher Formen in den täglichen Uebungen der Palästra zuströmte, ideale Normen und den freiesten Stoff zur Composition aus jenen wohlorganisirten Formen wählen konnte.“ „Es ist uns Hellenen — spricht Solon bei Lukian zum Skythen Anacharsis — nicht genug, Jeden so zu lassen, wie ihn die

Natur geschaffen, sondern wir bedürfen für Jeden der gymnastischen Bildung, damit das von Natur schon glücklich Geschaffene noch um Vieles besser, die schlechte Anlage aber veredelt werde. Unsere Muster sind hierin die Landleute, welche die Pflanzen, so lange sie klein und zart sind, schützen und umzäunen, ist aber der Sprößling erstarkt, das überflüssig Auskeimende abschneiden und, indem sie den Baum den Stürmen zu peitschen und zu schütteln preisgeben, ihn fruchtbarer und stärker machen."

Gymnasien und Paläſtren waren die Uebungsplätze, — anfangs höchst einfach, (— in Sparta die rosigen Ufer des schilfigen Eurotas —) nach und nach, mit steigender Bildung und Städtewohlfahrt, Kunstbauten und die besuchtesten Vereinigungsplätze des geselligen und wissenschaftlichen Lebens. Der Normalturnplatz, den Vitruvius Pollio beschreibt, hatte zuerst einen großen viereckigen freien Hof, umgeben mit Säulengängen und geräumigen Sälen für Philosophen, Redner und Gelehrte; an der einen Seite lagen die eigentlichen bedeckten Turnräume, Säle für's geordnete Turnen, für Kleider, für Beölung, für Bestäubung, für Spiele ꝛc.; auf dieses Mittelgebäude folgte sodann ein zweiter großer Hof mit Säulengängen und Turnräumlichkeiten zu beliebiger Benutzung, mit Baumgruppen und Gängen geschmückt; endlich schloß sich das Ganze ab mit einer quersicherstreckenden, eine Seite des zweiten Hofes bildenden Laufbahn. — Beim Beginn der Uebungen wurden die Kleider abgeworfen, und ward der Körper mit Oel eingerieben und mit Sand bestreut, um durch die Oelung die Leiber dehnbarer zu machen und die Stärke und Schnellkraft zu erhöhen, indeß der Sand das Entschlüpfen wieder mäßigen und ein festeres Anfassen des trockenen Körpers verstatten, auch den Schweiß hemmen, den Wind abhalten und die Kräfte dauernder machen sollte. Die älteste und geachtetste der griechischen Uebungen war der Lauf, ausgeführt in tiefem Sande, — als einfacher Schnellauf ein Stadion, 600 Fuß, als Doppellauf und Waffenlauf zwei Stadien, als Langlauf 24 Stadien durchmessend. Er bezweckte vorzugsweise Schnelligkeit und Ausdauer, indeß der Scheibenschwung, bei dem ein rundes, einem kleinen Kriegsschilde ähnliches, linsenförmiges Stück Erz in die Höhe und Weite geworfen ward, die Schultern und die Spannkraft in den Vorderfüßen stärken sollte, — der Sprung, der entweder Weite- oder Höhe- oder gemischter Sprung war und meist in der bloßen Luft ausgeführt ward, Steigerung der Körperschnellkraft erzielte, — das Speerwerfen, das im straffen Aufrechtstehen mit gespreizten Füßen ausgeführt ward, einen festen, männlichen Gang, eine edle, freie Haltung, ein nachdrück-

liches entschiedenes Wesen und einen munteren, sicheren, von Wachheit aller Sinne zeigenden Blick schuf — und der Ringkampf, ein schneller gewaltsamer Wechsel aller nur denkbaren Thätigkeiten, des Fassens und Entschlüpfens, des wurzelnden Stehens und des jähen sichern Springens, des Drängens und Ziehens, des Spannens und Schnellens 2c. die vollkommenste, allseitigste und harmonievollste Uebung war. Diese fünf Uebungen — das Pentathlon d. i. der Fünfwettkampf (Quinquertium) genannt — waren der Kern der Gymnastik, und Aristoteles meldet, daß die Pentathlen d. i. Die, welche dem Fünfkampfe ausschließlich obgelegen und in ihm Festpreise errungen haben, die schönsten Menschen gewesen seien.

Weil jedoch die griechische Gymnastik nicht die That des klar erkennenden Geistes war, hielt sie nicht immer die in ihrem Wesen begründete Grenze, sondern zog früh schon den Faustkampf bei einzelnen griechischen Volkszweigen in ihren Kreis, sowie sie durch Verbindung des Faustkampfes mit dem Ringkampfe eine weitere Uebung, den Allkampf, das Pankration, schuf, das sich an einzelnen Orten zu hoher künstlerischer Vollendung erhob und in den großen Nationalfesten Aufnahme fand. Beide Uebungen nahmen jedoch den Einzelnen so sehr in Anspruch, daß er sich daneben nicht vollständig mehr den Uebungen des Pentathlon widmen konnte, weshalb sich die reine Gymnastik des Pentathlon absonderte, auf dem Faustkampfe und dem Pankration aber die Athletik sich erhob, als die auf die Siege in den Festspielen abzielende handwerksmäßige Zucht.

Die Liebe zur Harmonie und zur Schönheit, wie sie sich in der hellenischen Gymnastik offenbarte, schuf auch die mit und aus der Gymnastik erblühende geschlechtslose Liebe. War auch die Knabenliebe, der vertraute Umgang mit Männern, einerseits in dem ganzen öffentlichen Leben des Griechen begründet, demgemäß er nur Dem eine tiefere Bedeutung zuschrieb, was den Charakter der Oeffentlichkeit an sich trug, darum das Haus und die an dasselbe gefesselte Frau vernachlässigte und demnach die wahre Liebe, die er mit ihr nicht lebte, wo anders und zwar auf dem Boden suchte, in und auf dem sein Leben wuchs; so beruht sie doch andrerseits und wesentlich auf dem Wohlgefallen an physischer und psychischer Schönheit. Sie hatte deshalb auch im Lande der Gymnastik ihre eigentliche Heimath, wurzelte in der Gymnastik, entwickelte sich in derselben und verfiel mit ihr. — Pausanias: „Die Liebe des himmlischen Eros ist die geschlechtslose, die Knabenliebe. Die von dieser Angehauchten wenden sich zu dem Männlichen, von Natur Stärkeren und Geistigeren und streben das ganze

Leben hindurch mit dem Geliebten zu sein, weil sie nach der Trefflichkeit der Seele ihren Geliebten wählten und in ihm diese zu erzeugen streben." Aristophanes: „Die, welche der Knabenliebe huldigen, sind die besten unter den Jünglingen, und nicht aus schlechtem Triebe umschlingen sie sich, sondern aus Liebe zum Muth, zur Mannhaftigkeit und Kraft." Agathon: „Nur in solchen Menschen, welche an Seele und Körper jugendlich, ebenmäßig und schön sind, erzeugt sich die Liebe und schlingt sie sich um den ganzen Menschen und durchwebt ihn; sie selbst ist weder gewaltthätig, noch kann sie durch Gewaltthätigkeit verletzt werden, sie ist mäßig, und den ganzen Menschen beherrscht sie darin und stimmt ihn zu Einer Harmonie." Schon in der Benennung des Liebhabers — „der Einhauchende", „der Beseelende" — und des Geliebten — „der Hörer im Geist" — offenbart sich die tiefe Bedeutung der Knabenliebe. Der Liebhaber war dem Geliebten Freund, Lehrer und Vater: er war sein stetes Vorbild, beaufsichtigte ihn in dem Gymnasium, unterwies ihn in allen Kenntnissen und Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, vertrat ihn in der Volksversammlung, kämpfte im Streit an seiner Seite, feuerte ihn zur Tapferkeit an und ging in der Schlacht und im Tode ihm voran. Der Liebling hingegen schloß und schmiegte sich seinem Liebhaber aufs Innigste an. „Die Ephoren — berichtet Aelian — straften einst einen Jüngling, der einen reichen Liebhaber einem rechtschaffenen vorgezogen hatte, mit harter Buße. Dagegen straften sie auch einen rechtschaffenen Mann, weil er es versäumte, die Jugend durch Liebe zu ihr an seiner eigenen Rechtschaffenheit zur gleichen Trefflichkeit heranzubilden. Für das, was der Jüngling verfehlte, ward der Liebhaber bestraft, weil dieser um alles, was jener that, wissen und ihn beaufsichtigen sollte." — Die an sich harmlose Knabenliebe artete übrigens aus in ein vollendetes Sittenverderbniß. Eine widerwärtige, unnatürliche Wollust bemächtigte sich der Gemüther. Sie wurde sogar eine Quelle des öffentlichen und auf Contract gegründeten Erwerbs, von der Niemand in den Zeiten des Aeschines ein Hehl machte, welche sogar gleich einer Wissenschaft die reichlichste Terminologie hatte. Die Päderastie bleibt die schwächste Seite der Nation, vor Allem der hochgebildeten Attiker.

Die Folgen und Blüthen der gymnastischen Bildung und der mit ihr zusammenhängenden Liebe zur Schönheit sind die Spiele und Festaufführungen der Hellenen, indem die Bethätigung und Darstellung der durch die Gymnastik errungenen Harmonie im spielenden und ernsten Kampfe mit Genossen bleibendes Bedürfniß ward und blieb, auch wenn der Grieche aus der gymnastischen Schule entlassen war. —

Griechenland hatte eigene Gesetze und Lehrer für Spiele; seine Götter nannte es „Freunde des Spieles“; sein Philosoph Anaxagoras verlangte in seinem Vermächtniß keine andere Ehre, als daß man an seinem Todestage die Jugend spielen lasse. Die Spielplätze waren mit den Gymnasien und Badeanstalten verknüpft und zielten — wie ja kein Thun des Griechen anders konnte — auf Harmonie und Kunst hin, indem auch hier das schöne Maß, Beherrschung und Gewandtheit des Körpers gefordert und alles Eigenwillige, Form- und Regellose verbannt ward. Natürlich begann das Spielen in Griechenland, wie überall, wo der Jugend Gelegenheit und Anleitung zu einer freien und kräftigen Entwicklung geboten wird, schon früh. Auch der griechische Knabe bestieg in seiner frühen Jugend sein Steckenpferd. Agesilaos, der berühmte König der Spartaner ritt mit seinem Söhnchen, wie Plutarch berichtet, auf einem Rohrstock und wurde also mitten unter der spielenden Jugend angetroffen. Sokrates erlaubte sich ähnliche Vergnügungen und erregte dadurch die Heiterkeit des Alkibiades. Als sonstige Jugendspiele werden von Grasberger also aufgezählt: 1) der Stehkampf. Einer der Spielenden suchte den Andern zu sich herüberzuziehen, jeder seinen festen Standpunkt zu behaupten. 2) Das Stehen auf den Zehen. Man hielt sich auf den äußersten Fußspitzen, indem man die Arme weit über den Kopf hinausstreckte und sie nach vorn und hinten bewegte. 3) Das Auferseu, eine bei unseren Turnern wohlbekannte Uebung. 4) Das Hüpfen. Es wurden alle diejenigen Uebungen ausgeführt, welche heute noch an der Tagesordnung zu sein pflegen. Eigenthümlich war das sogenannte Schlauchhüpfen. „Ein mit Luft oder auch mit Wein gefüllter Schlauch, der ringsum mit Oel oder Fett bestrichen worden war, wurde von dem Spieler beschritten, der nun, je nach seiner Gewandtheit, mit einem Beine darauf zu stehen oder auch hüpfende und tanzende Bewegungen zu machen versuchte. Wohl Viele aus dem Kreise der Umstehenden mochten einen vergeblichen Versuch machen und abgleiten, bis es einmal Einem gelang, für die festgesetzte Zeit sich auf der schlüpfrigen Unterlage zu behaupten; war dieser ein weingefüllter Schlauch, so erhielt er als Sieger dessen Inhalt.“ 5) Eherne Fliege. Einem der Spielenden wurden die Augen verbunden. Er drehte sich, also geblendet, im Kreise herum, unablässig rufend: Ich will eine eherne Fliege jagen! Die Spielgenossen erwiederten: Du kannst sie jagen, aber nicht fangen! neckten und zerrten den sich Drehenden auf alle mögliche Weise, bis es ihm gelang, einen der Ausweichenden zu erwischen. Der Gefangene mußte dann den Fänger spielen. 6) Das Maallaufen. Einer sitzt mit geschlossenen Augen in der Mitte der Gesellschaft. Sobald sich diese

zerstreut, verfolgt jener die Fliehenden und sucht sie in ihrem Verstecke aufzuspüren. Während dieser Zeit bemüht sich jeder Spielgenosse, den ursprünglichen Platz des Verfolgers einzunehmen. 7) Das Rathe- oder Versteckespiel. Ein Geblendeter suchte seine fliehenden Kameraden, die sich versteckten und ihm möglichst behende auszuweichen suchten, zu erhaschen. 8) Das Topfspiel. Einer, der den Namen Topf erhielt, setzte sich in die Mitte der Schaar und wurde so lange geneckt, bis er sich seinen Ersatzmann abgefangen hatte. Oder es hielt auch ein Knabe einen Topf mit der linken Hand auf seinem Kopfe fest und mußte, also laufend, sich seinen Nachfolger durch einen Stoß mit dem Fuße erobern. 9) Das noch jetzt allgemein bekannte Plumpsackspiel. 10) Das Königsspiel. Ein Knabe wurde durch das Loos zum König bestimmt, hatte als solcher Befehle zu ertheilen und seine Unterthanen und Soldaten zu beschäftigen und in Ordnung zu halten. 11) Das Pfahlspiel. Ein Pfahl aus festem Holze wurde an seinem dickeren Ende zugespitzt. Man warf denselben in lockere Erde hinein und suchte den bereits feststehenden durch einen zweiten Pfahl also umzuwerfen, daß der Zweite an der Stelle des Ersten stecken blieb. 12) Das Scherbenspiel. Die Schaar der Spielenden wurde durch einen Strich in zwei Hälften getheilt. Darauf bestrich man eine Scherbe oder eine Muschel an der einen Seite mit Pech. Die bestrichene Seite hieß Nachtseite, die unbestrichene Tagseite. Die auf der einen Seite der scheidenden Grenze Stehenden nannten sich Kinder der Nacht, die auf der andern Kinder des Tages. War hier Scheidung der Spielenden und die Schwärzung der Scherbe vor sich gegangen, so wurde diese von der einen Partei in die Höhe geworfen. Fiel jetzt die Scherbe nieder, so verrieth die obenaufliegende Farbe das Siegerhäuflein. Dasselbe stürzte sich auf die Gegnerschaft. Wer sich abfangen ließ, wurde Esel genannt und mußte sich auf den Boden setzen. 13) Das Schirken. Auch die griechischen Knaben standen an den Ufern der Gewässer und ließen durch einen schrägen Wurf Steine auf der Oberfläche des Wassers hüpfen und tanzen, tout comme chez nous. 14) Das Anwerfen. Man suchte eine Scherbe so an eine Wand oder einen Baum zu werfen, daß dieselbe innerhalb eines gewissen Umkreises zu liegen kam. 15) Das Umwenden. „Eine auf dem Boden liegende, bereits geworfene Scherbe oder Münze suchte man mit einer andern so zu treffen, daß sie auf die andere Seite zu liegen kam." 16) Das Werfen in die Wette. Rundliche Gegenstände wurden so geworfen, daß sie innerhalb eines gewissen Kreises liegen blieben. 17) Das Werfen in's Grübchen. Würfel, Knöchel, Eicheln u. dgl. wurden in ein dazu vorbereitetes

Grübchen geworfen. 18) Das Bohnenschnellen. Geröstete Bohnen, glatte Steinchen u. dgl. wurden zwischen die Finger der linken Hand genommen und mit der rechten nach einem gewissen Zeitmaße taktmäßig emporgeschleudert oder fortgeschnellt. 19) Das Münzenumdrehen. Man stellte eine Münze auf die Kante, ließ sie wie einen Kreisel herumwirbeln und suchte sie dann mitten im Drehen durch Berührung mit einem Finger wieder zum Stehen zu bringen. 20) Das Spiel mit fünf Steinchen. Man warf fünf Steine, fünf Würfel (Astragalen) aus der einen Handfläche empor und suchte sie dann mit der äußern aufzufangen. (Das „Knutschen" der deutschen Jugend). 21) Das Käferspiel. Ein Waldkäfer wurde an einen Faden gebunden und so durch die Luft gezogen. 22) Das Kreiselspiel, welches auch schon bei der griechischen Jugend ein sehr beliebtes war. Dasselbe läßt sich sagen von dem folgenden Spiele. 23) Das Reifstreiben. 24) Das Ballspiel. Es war schon im heroischen Zeitalter sehr beliebt in Griechenland, wurde hier, wie in Rom, von Jungen und Alten geübt und bildete einen besonderen Theil der schulgerechten Gymnastik. Die wichtigsten Arten des Ballspiels waren folgende: a. *ἐπίσκυρος, ἐφηβική, ἐπίκοινος*. Die Gesellschaft wurde durch eine Grenzlinie in 2 Hälften geschieden. Die Grenzlinie wurde durch aneinandergereihte oder aufgehäufte Steine gebildet und auf diese der Ball gelegt. Hinter den beiden Spielparteien gab es wiederum an jeder Seite eine Grenzlinie. Ihre Entfernung überschritt Wurfweite. Wer zuerst den Ball nahm, suchte ihn über die Gegner und hinter die ihnen liegende Grenzlinie hinweg zu werfen; die Gegnerschaft bemühte sich, den Ball aufzufangen und ihn nach der andern Seite in derselben Weise fliegen zu lassen. Dieses Hinüber- und Herüberwerfen dauerte so lange, bis eine der Spielparteien über die hinter ihnen gezogene Grenze zurückgetrieben war. b. *φαινίνδα*. Man stellte sich, als wollte man einem oder dem andern Mitspieler den Ball zuwerfen, lenkte ihn aber nach einer ganz unerwarteten Richtung und täuschte somit die Spielgenossen. c. *ἀπόρραξις*. Ein elastischer Ball wurde auf den Boden geworfen und, wenn er zurückprallte, wieder mit der Hand niedergeschlagen. Wer solches am häufigsten ohne Unterbrechung bewerkstelligen konnte, war Sieger. Der Unterliegende hieß wie in andern Spielen *ὄνος*. d. *οὐρανία*. Man bog sich rückwärts und warf den Ball hoch in die Luft. Jeder der Mitspieler erhöhte die Spiellust. e. *ἁρπαστόν*. Auch ein Fangspiel. Man warf einen einzigen Ball in die Höhe, und jeder der Mitspieler bemühte sich, ihn zu erhaschen. Derjenige, dem solches gelang, führte den neuen Wurf aus. Es gab Bälle von verschiedener Größe und

Eigenschaft. Neben den hier genannten einfachen Spielen gab es viele Spiele recht künstlicher Art, welche eine wahre Volksbelustigung herbeiführten. 25) Das Wasserrohr. Eine Röhre wurde in's Wasser getaucht. Man freute sich darüber, daß das Wasser nicht eindringt, so lange der Finger die obere Oeffnung verschließt. Als eigentliche Turnspiele erscheinen: 26) Das Zerrspiel. Die spielenden Knaben waren in 2 Abtheilungen abgetheilt. Ein Jeder suchte seinen Gegner auf seine Seite herüber zu ziehen. 27) Der Seilziehkampf. Er ist auch heute noch bekannt genug und bedarf daher keiner weiteren Erläuterung. 28) Das Seilklettern, welches auch in der heutigen Turnkunst eine bedeutende Rolle spielt. 29) Das Aufsitzen. Erst wurde von 2 Knaben mit Kugeln oder Steinen nach einem in einiger Entfernung aufgestellten Maalstein geworfen. Wer ihn niederwarf, war Sieger und mußte dafür von seinem Spielgenossen bis an den Zielstein getragen werden. Der Sieger deckte dabei seinem Träger die Augen zu. 30) Das Aufhucken. Unser Huckepacktragen. 31) Rathe, wer hat dich geschlagen. Einer hielt sich mit der flachen Hand die Augen zu, während ihm der Sieger einen Backenstreich versetzte und fragte, mit welcher Hand dies geschehen sei. 32) Das Nasenstübern. Man suchte gewisse Handbewegungen oder die Berührung der Nase auszuhalten, ohne mit den Augenliedern zu zucken und zu blinzeln. 33) Die Strickschaukel. Ein Seil war an beiden Enden befestigt, dabei nicht straff gespannt, und diente so als Schaukel. 34) Das Schaukelgeräth. Unsere Brett- und Wippschaukel. 35) Das Stelzenlaufen. 36) Erschein uns lieber Sonnengott. So riefen die hellenischen Knaben unter Händeklatschen, wann bei trübem Wetter Wolken die Sonne verhüllten. 36) Die Schildkröte. Ein Frage- und Antwortspiel, das zu einem Ringeltanz oder auch zu einem Lauf- und Fangspiel sich entwickelte. 37) Husch ihr Maliaden, husch ihr Rhöen, husch ihr Melischen. Mit diesem Zuruf ermunterten die spielenden Mädchen einander zu rascherem Spiel oder zum Lauf. 39) Das Kußspiel. Kinder, die man küssen wollte, faßte man bei den Ohren oder ließ sich auch von ihnen anfassen. 40) Blattklatschen. Eine bekannte volksthümliche Unterhaltung, die noch heute üblich ist unter Knaben und Mädchen. 41) Das Hefendurchsuchen. Es wurden dem Spielenden die Hände auf den Rücken gebunden und von ihm verlangt, daß er mit den Lippen einen Gegenstand aus einem mit Hefen gefüllten Gefäße hervorhole. 42) Das Riemenwickeln. Zwei Riemen wurden künstlich verschlungen, und man steckte einen Pflock so durch dieselben hindurch, daß sie dadurch nicht aufgelöst wurden. 43) Grad oder Ungrad. Einer läßt seinen Gegner rathen,

ob er eine grade oder ungrade Zahl Geldstücke, Bohnen ꝛc. in der Hand hat. Trifft er das Richtige, so bekommt er den Inhalt, wonicht, so muß er ein Stück darauf geben, damit es wird, was er angegeben. — Außer diesen Belustigungen ist in verschiedenen Schriften der Alten von allerlei Spielen die Rede, deren Art und Bedeutung nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln ist.

Die Feste der Griechen — „die Seele und Wonne des Gemeinde- und Stämmelebens" — hatten, obschon die Religion ihr innerer höherer Halt war, gleichfalls in der Gymnastik und in den an dieselbe sich anschließenden und in ihr wurzelnden orchestischen, künstlerischen, musikalischen, wissenschaftlichen, agonistischen Aufführungen ihre Grundlage. In den öffentlichen Festspielen fand und fühlte sich der Einzelne als Grieche, das Volk als griechisches Volk — im Gegensatz zum Nicht-Griechen, zum Barbaren: hier ward das Nationalgefühl gehoben und gekräftigt, die Liebe zum Volke in die Geister gepflanzt und zur lodernden Flamme angefacht und der griechische Geist in Einheit zusammen gehalten und vor Zersplitterung nach Innen wie nach Außen bewahrt. Das Nationalfest wollte und sollte einerseits ein Abbild des Volkscharakters geben — und dieser war die durch Gymnastik erworbene äußere und innere Harmonie, andrerseits eine Verherrlichung und Verehrung der Götter sein, — und diese waren die menschlichen Idealwesen, die in freier Versöhnung mit der Natur lebten und webten und für die daher die harmonievolle Festfreude des Volkes der entsprechendste und höchste Cult sein mußte. In den olympischen, pythischen, nemäischen und isthmischen Nationalfesten trat die Gymnastik als ästhetische Darstellung des in der schulmäßigen Gymnastik vollendeten leiblichen Daseins und zwar als Wetturnen um den Kranz von Oelzweigen in Olympia, um den Fichtenkranz auf dem Isthmus, um den Epheukranz in Nemea und um den Lorbeerkranz in Delphi auf. Da schwelgte der Hellene, wenn er den Muth der jungen Männer, die Schönheit ihrer nackten Leiber und die bewundernswürdige Wohlgestalt, die ungemeine Fertigkeit, die unbekämpfbare Kraft, die Kühnheit, die Ehrliebe, die unbezwungene Gesinnung und den unermüdlichen Eifer für den Sieg schaute, bis dann beim Ausruf des Siegers und seiner Heimath die Festmenge in ein lautes Jubeln und Jauchzen ausbrach, den Sieger kranzgeschmückt auf den Schultern einhertrug, Dichter, wie Pindaros und Simonides, in unsterblichen Siegsgesängen seinen Ruhm feierten, und plastische Künstler ihn in schimmerndem Erz und Marmor verewigten.

2) Die musische Erziehung erhielt ihren Namen von den Musen, den Göttinnen alles Dessen, was, im Gegensatz zur Arbeit und

Praxis des Tages, die Schönheit und Heiterkeit des Lebens ausmacht, wie auch ihr Chorführer Apollon die sinnig schöne, erhabene, selbstbewußte Gottheit ist. Früher bestand sie nur aus Poesie und Gesang, mit Instrumentalmusik begleitet. Später fiel nicht nur Grammatik und Graphik, sondern überhaupt alle Wissenschaft in ihr Bereich, und sie umfaßte demnach denjenigen Unterricht, der sich wesentlich auf die Seele bezieht. Damit wirkte sie naturgemäß (— und vorzüglich in der Anschauung des Griechen, nach der zwischen dem Leibe und der Seele kein abstracter Gegensatz war —) auch auf die schöne Gestaltung des Leibes ein, wie die Gymnastik, indem sie den Leib abklärte, harmonisch gestaltete und vergeistigte, zugleich die Seele bildete. Gymnastische und musische Erziehung durchdrangen, bedingten und ergänzten sich in Griechenland gegenseitig, wie sie auch in den Eigenschaften der Götter und Göttinnen in einander ein= und übergingen. Hermes war der Erfinder der Paläſtra, der Erfinder der Kithara, der Lehrer wohlgebildeter Kunst und Rede. Athene war die Göttin des Krieges und der Wissenschaft: kaum geboren, übte sie den Waffentanz, erfand das Spiel der Flöte und schmückte das Leben mit mannigfaltiger Kunst. Apollon war der Führer des unfehlbaren Bogens, der Erfinder der Lyra, der Ordner der Musentänze, der Kämpfer mit Herakles, der Sieger im Laufe mit Hermes. — Die musische Erziehung will, parallel mit der Kunstschöpfung des Leibes durch die Gymnastik, den Geist wecken und entwickeln, daß er sein innerstes Wesen zur äußeren Blüthe und Frucht darstelle. Sie hat demnach eben so wenig, als die gymnastische, ihren Zweck außer sich: beide haben die Entwicklung der vollendeten, in sich abgeschlossenen Individualität zum Ziel. Daß der Mensch dem gemeinen Bedürfniß und der banausischen Praxis enthoben, zu einem in sich vollendeten Sein und zu einem edlen Selbst gelange: das ist das Erste für den Griechen. Das Zweite dann ist, daß die in sich veredelte und vollendete Individualität ihre höchste Aufgabe darin finde, selbstthätig und aufopfernd die Idee ihres Staates mitzuverwirklichen und mitzugestalten. Daher kommt es, daß bei dem Kunstvolke die geistige Erziehung und Bildung wesentlich eine künstlerische ist und vornehmlich diejenigen Künste umfaßt, die am meisten die Mitwirkung und Selbstthätigkeit des Erfassenden und Genießenden in Anspruch nehmen, die den Vortrag erfordern: die Musik und die Dichtkunst.

Die Musik ward als die wahre Gymnastik, nicht nur des Gehörs, der Stimme und der Tonsinne, sondern des Geistes selbst betrachtet. Man hielt es für eine Entwürdigung der Musik, zu sagen, ihr Zweck bestehe in Saitenspiel und Flöte, und nicht vielmehr in der

sittlichen Bildung und in der Bändigung der Leidenschaften durch Melodie und Harmonie. Sie wurde für die Pflegerin alles Hohen, Edlen und Schönen, für die Mutter aller Tugenden gehalten, denn man glaubte, daß das musikalische Kunstwerk, wie es Product und Bild einer schön bewegten Seele ist, auch die Schönheit in die Seele Dessen pflanze, der es reproducirt. Deshalb nannten die Griechen die Musik selbst Philosophie, wie wiederum Sokrates die Philosophie für die Vollendung der Musik hielt. Die Musik gehörte zum Wesen des Griechen: sie war nicht die freie Kunst Einzelner, sondern ein völlig unwillkürliches Grundelement des griechischen Lebens, der allgemeinen Gefühlsbildung und Gemüthsstimmung des Volkes. Sie war mit dem Leben auf's Innigste verschmolzen und griff tief in alle Staats- und Lebensverhältnisse ein. Von ihrer Veränderung fürchtete der Grieche eine Veränderung des Staates, von ihrer Verschlechterung die Verschlechterung des Gemeinwesens. Die Musik nicht zu lieben und nicht zu verstehen, galt in Griechenland als ein Zeichen von barbarischer Rohheit und innerer Schlechtigkeit. – Die griechische Musik hatte einen objectiven Charakter und war mit ihren streng sittlichen, aber doch heiteren und lichten Melodien der Ausdruck allgemein sittlicher Gefühle: erst als sich das griechische Leben aufzulösen begann, fand die lydische Musik mit ihrem weicheren, üppigeren, an die subjectiven Gefühle sich anschmiegenden Charakter Eingang. Fétis, Mémoire sur l'Harmonie simultanée des Sons chez les Grecs et les Romains (Bruxelles et Paris 1859) verneint die Frage, ob die Griechen das gleichzeitige Zusammenklingen der Töne, namentlich die Folge der harmonischen Zusammenklänge gekannt und in ihrer Musik Gebrauch davon gemacht haben. Er sagt: „Die Plastik ist die eigentlich classische, die Musik die eigentlich romantische Kunst. Die Musik der Griechen war nun ebenfalls plastisch, so weit Musik es zu sein vermag. Das Wort des Dichters sollte durch sie zu schärferer Bestimmtheit hervorgehoben werden, sollte dem Hörer wie ein gerundetes Marmorbild entgegen treten; — fast möchte man sagen: es war mehr eine zum musikalisch-commensurabeln Ton gesteigerte effectvolle Recitation, als eigentlicher Gesang, wie er bei uns im Gebrauch ist." (Wagnersche „Zukunftsmusik"!) „Man möchte sagen: die griechische Musik war für die griechische Dichtkunst, was die Polychromie für die griechischen Tempel war. Wie diese in kluger und bescheidener Unterordnung die Bauglieder mit leichter Nachhülfe beleben, wie sie an die Natur nicht den realistischen Schein des Lebens lügen, sondern ihn nur von fern andeuten sollte, so sollte die Musik nicht das Wort des Dichters eigensüchtig verschlingen, oder

sich eigensüchtig verdrängen, sondern das Wort erst recht hell und klar ertönen machen." „Während wir unter Harmonie das gleichzeitige Zusammenklingen mehrerer unter einander verschiedener Töne, insbesondere das gleichzeitige, ein solches Zusammenklingen hervorbringende Nebeneinandergehen zweier oder mehrerer selbstständiger Stimmen verstehen, verbanden die Griechen mit diesem Worte einen ganz anderen Begriff. Aristoteles sagt: „Indem die Musik hohe und tiefe, lange und kurze Klänge verbindet, bringt sie dadurch in verschiedenen Tönen eine einzige Harmonie zu Stande." Der Zusatz „lange und kurze Töne" zeigt deutlich, daß hier nicht von einem gleichzeitigen, sondern von einem successiven Erklingen der hohen und tiefen Töne die Rede ist. In gleichem Sinne stellt Platon dem Rhythmus, der das Maß der Bewegung regelt, die Harmonie entgegen, welche in dem Wechsel der hohen und tiefen Töne besteht." Franchinus Gafurius von Lodi wähnte in dem Werke des Bakchios Kenntniß nicht allein der Harmonie, sondern auch des Contrapunktes zu finden. Zarlino, Doni und Zacharias Tero schrieben den Griechen den Gebrauch der Harmonie zu. Isaak Vossius focht für dieselbe Meinung mit Faust und Kolben. Dagegen haben sich gar viele Stimmen erhoben. **Böckh** sagt De metris Pindari III, 7—12 S. 253: „Doch ist es keineswegs meine Meinung, daß den Griechen dieser Theil der Musik vollkommen bekannt gewesen sei; im Gegentheil ist die neuere Harmonie so weit von dem Wesen des Alterthums entfernt, daß ich nicht anstehe, zu behaupten, unsere Harmonie würde den Alten, wenn sie sie gekannt hätten, mißfallen haben. So wenig als sie die gothische Architektur nach ihrem Geschmack finden würden, eben so wenig würden sie auch unsere Harmonie bewundert haben."

Die Leier hatte drei, vier oder sieben Saiten, zu denen die achte als Octave kam. Die 120 üblichen Töne bezeichnete man durch Buchstaben und von den Tonarten waren ursprünglich nur drei im gewöhnlichen Gebrauch. Die phrygische Tonart, welche besonders bei den rauschenden orgiastischen Festen der phrygischen Göttermutter und in Griechenland bei den Dionysien gebraucht wurde, eignete sich zum Ausdruck der Begeisterung und Schwärmerei. Die dorische Tonart hatte einen ernsten, erhabenen und würdevollen Charakter und war geeignet, eine ruhige und besonnene Seelenstimmung hervorzubringen. Die lydische Tonart mit den höchsten Tönen und einem weichen und sanften Charakter besänftigte und machte weich. Zwischen die phrygische und lydische Tonart trat die äolische, zum Ausdruck lebhafter und leidenschaftlicher Gefühle, und zwischen die dorische und phrygische die jonische, die von ihrem ursprünglichen Ernste und Maße in schlaffes und weichliches

Wesen überging. Terpander (676 v. Chr.) ordnete zuerst die vorhandenen Sangweisen der verschiedenen Landschaften nach Kunstregeln, und noch späterhin hatte man von ihm Tonstücke für Gesang und Kitharspiel. Olympos (630 v. Chr.) gab der Flöte eine der Kithara ebenbürtige Stellung. Mit der Lyra begleitete man den Gesang, der mehr Recitation war, da dem griechischen Ohre Bewegung der Worte und Rhythmus als das Wesentlichste dabei galt. Die Melodie sollte als die Seele in der Musik herrschen und selbst wieder von einer edlen Richtung des Gemüthes beherrscht werden: das war das Ziel der griechischen Musik.

Wegen ihrer festen gymnastischen Bedeutung und wegen ihrer formund maßschaffenden Bestimmung war die Musik bei den Hellenen weit weniger selbstständige Kunst, als in der Neuzeit. Sie diente wesentlich zur Begleitung von Aufzügen, von Tanz und Gesang, sie war also innig mit der Gymnastik verbunden. Vorzüglich erschien sie in und mit der Orchestik, deren Grundlage, wie Jäger sagt, die Gymnastik, deren Seele der bestimmte Gedanke oder das bestimmte Gefühl und deren belebende Luft die Musik war. Es war dem Griechen wesentlich, Das, was in ihm lebte, auch zu veräußerlichen und also durch Bewegung und Spiel des ganzen Körpers die im Innern angeschlagene Ton- und Gefühlswelt darzustellen. „In der Orchestik macht die Musik einerseits das geistige Element sinnlich lebendig, andrerseits entlockt sie das in entsprechenden gymnastischen Bewegungen versteckt liegende Geistigbedeutsame also heraus zu freilebendiger Thätigkeit, daß es den ganzen Menschen beseelt und beherrscht und ihn, mit seinem ganzen Dasein und Leben zu einem unmittelbaren Ausdruck jenes rein geistigen ideellen Elementes macht: Je gymnastischer und musikalischer daher ein Hellenenstamm war, desto feinere und ausgebildetere Orchestik und Mimik besaß er." Musik und Orchestik waren die Angelegenheit aller griechischen Staaten, — das gemeinsame Band, das sie alle umschlang: mit ihren musikalischen Chören halfen sich die griechischen Staaten gegenseitig aus, und der Staat ward allgemein auch als der tapferste erachtet, der die schönsten Chöre hatte.

Wie die Musik das Bild der schön bewegten Seele, so gibt die Dichtkunst das Bild der objectiven Welt in harmonischer Einheit. Die Dichtkunst stellt das ganze Natur- und Menschenleben im verklärten Lichte der Idee dar. Die Dichtung ist die Blüthe der innern Harmonie des ganzen Menschen und stellt im geistigsten Material, im Wort, die durch den Hauch der Idealität belebten Urbilder alles Daseins auf. Darum war sie ein Grundelement des griechischen Geistes und

seiner ästhetischen Erziehung. Straben sagt: „Die Alten hielten die Dichterwerke für die erste Philosophie, welche die Jugend in's Leben einführe und sie in unbewußter, angenehmer Weise Sitten, Leidenschaften und Handlungen lehre; und unsere Philosophen sagen, der Dichter sei allein der Weise, weswegen die hellenischen Städte ihre Kinder von früh an durch Dichtungen bilden lassen und zwar nicht, um sie angenehm zu unterhalten, sondern um ihnen Gesittung einzupflanzen; daher nennen sich die Musiker auf der Kithar, Flöte und Leier auch Erzieher und Sittenbildner, und Homeros heißt die Sänger Weise." Vorzüglich und zuerst mußte für den plastischen Charakter das Epos Nahrung und geistschaffend sein, da es, die Aeußerung des ersten Lebenstages eines Volkes, die poetische Geschichte desselben in einer Zeit darstellt, wo dieses poetische Leben selbst noch als Abendröthe in die Gegenwart hineinscheint, und da es, den Sänger nur als Gefäß gebrauchend, das allgemeine Schauen und Fühlen eines Volkes in ruhiger Klarheit und mit größter Objectivität vor dem Bewußtsein vorüberziehen läßt. Die Ilias und Odyssee wurden deshalb auch die wahrhaften hellenischen Nationalgedichte, da gerade sie mit epischer Ruhe die Freude des griechischen Geistes an seiner eigenen lebensfrischen und heitern Entfaltung darstellen, das griechische Leben in seiner Idealität erfassen und in seiner ewigen und göttlichen Berechtigung darstellen. Bei den gymnastischen Doriern trat die eigentlich gymnastische Dichtungsart, die Lyrik, hervor, die den inneren Menschen harmonisch bildet, weil sie, das innere Gemüthsleben herausdichtend, und Alles, was das Herz bewegt, aussprechend, das Gefühl läutert und das Herz erhebt. Das Lied und des Liedes Leben, der Volksgesang, gehört zum innersten Leben und Weben des Griechen, und nichts Hohes und Herrliches gab's, was er nicht aus sich herausgesungen hätte. Darum war aber auch die griechische Lyrik musikalisch und orchestisch, und ihr Wesen entfaltete sich in Gesang, Musikbegleitung, Tanz und Mienenspiel. Mit der Aufführung solcher dichterisch-musikalischen Erzeugnisse war dann der Grund zur Schöpfung des höchsten dichterischen Productes, des Dramas, gelegt, das aus den Chorgesängen bei der Dionysosfeier hervorging, die heitere Ausführlichkeit der jonischen, objectiven Epik und die tiefe Fülle der dorischen subjectiven Lyrik organisch einte, und als die erscheinende sittliche Idee in der Blüthe Griechenlands und da auftrat, wo die dogmatische Anschauung untergegangen, das männliche, ethische Zeitalter in Hellas erschienen war. Das Drama ist das höchste und schönste Product Griechenlands, in dem sich sein ganzes Geistesleben vereint, und das seine Vollendung in dem höchsten

griechischen Staate, in Attika, erhält. Daß die Griechen überhaupt den Gedanken des Dramas fassen und dann diesen Gedanken ausführen konnten, würde allein schon, auch wenn uns weiter Nichts von ihnen übrig geblieben wäre, für die hohe Abkunft ihres Geistes, sowie von der hohen Stufe ihrer Cultur zeugen. Das Drama ist das höchste Erziehungsmittel des hellenischen Volkes, das durch seine Einheit und Vereinigung aller poetischen Elemente und damit durch seine harmoniebildende Thätigkeit und sittliche Kraft das gesammte sinnliche Sein von seiner Aeußerlichkeit befreite und die Schönheit zugleich zur Sittlichkeit erhob, das griechische Wesen also zu seinem letzten Ziele, zur Kalokagathie, hinführte.

Die Lectüre und Recitation des Homer hauchte die klare Anschauung der objectiven Welt ein und bildete den Schönheitssinn; die Lyrik und der Gesang lehrten edle Mäßigung und Harmonie der Gefühle; das Drama offenbarte den großen Gang des Geschichtsgeistes, sowie die Gesetze des sittlichen Lebens, welche die Philosophie in's denkende Bewußtsein erhob.

Die höchste, reinste und idealste Vollendung der Musik und der gesammten musischen Bildung war dem Griechen die Philosophie. Die Gymnastik und Musik nebst Poesie waren die Vorbereitung für diese höchste aller Künste: sie waren durch die Harmonisirung und Durchgeistigung des ganzen Lebens, durch die maßvolle Stimmung der Sinne und Gefühle, sowie als Bildner und Kräftigungsmittel der Willens- und Erkenntnißkraft die Grundlagen des philosophischen Denkens. Weitere Vorschule zur Philosophie war die Mathematik, die das consequente, verständige Denken üben und entwickeln sollte. Im Kreise der musischen Erziehung war die Mathematik aber an sich schon die Wissenschaft und das Ziel der Erziehung, weil sie die Wissenschaft des Maßes ist, zu dessen Verwirklichung Gymnastik, Musik und Poesie ebenfalls hinarbeiteten. Wenn sich die Seele mit der Verhältnißmäßigkeit als solcher beschäftigt, gewinnt sie das durchsichtigste und reinste Bild von Dem, was sie sein soll, von der Mäßigung und Selbstbeherrschung, von der Harmonie und Freiheit, und zugleich einen sicheren Maßstab zur Erkenntniß der Außenwelt, indem auch die Natur auf Regelmäßigkeit ruht. Mit Erkenntniß dieser Regelmäßigkeit aber geht die Ahnung von der Idee auf, die zu erkennen die Aufgabe der Philosophie ist. Und diese Philosophie selbst war bei den Griechen nicht vom Leben des Volkes abgeschnitten. Wie sich die Spruchweisheit an die heiligen Orakel anlehnte, wie der Orakelgott Apollon die sieben Weisen ernannte, wie der Amphiktyonenrath von Hellas die Sittensprüche am Tempel

des Apollon zu Delphi aufschrieb, wie selbst die spätere Philosophie des Pythagoras und Platon noch im Nationalgewande der Dichtung auftrat: so war die Seele aller hellenischen Philosophie die ernste Richtung auf's sittliche und staatliche Leben und ihr Charakter deshalb ein durchweg erzieherischer.

Die Befähigung zur Sittlichkeit und zum politischen Leben, in dem sich die Sittlichkeit realisirt, war neben der Durchbildung der Individualität die höchste Aufgabe und der letzte Zweck aller gymnastischen und musischen Erziehung. Das höchste und schönste Ziel des Griechen war, sein eigenes Sein und Leben im Staate zu verwirklichen, und Der erschien ihm als unsittlich, der an der Darstellung der Staatsidee nicht freudigen und thätigen Antheil nahm. Außerhalb des Staates standen nur die völlig unberechtigten Individuen, die Sclaven, deren nothwendige Existenz dem freien Manne Zeit und Muße gewähren sollte, sich dem öffentlichen Leben hinzugeben, weshalb selbst Aristoteles, im Gefühl, daß die griechische Democratie auf die Sclaverei basirt sei, sich auf die Naturverschiedenheit der Griechen und Barbaren stützend, die Sclaverei vertheidigte. Der freie Mann, im Gegensatz zum Sclaven, mußte im Staate thätig sein, ihn repräsentiren und sich für ihn opfern. An den öffentlichen Orten, in den Gymnasien, in den Gerichtshöfen, auf dem Markte: — da lebte der Grieche sein Leben; da verwischte sich auch der Unterschied der Stände; da hatte Jeder Gelegenheit, mit den vornehmsten und gebildetsten Männern zusammenzukommen und von ihnen zu hören und zu lernen, aber auch seine eigene Bildung zu bewähren, sowie zu zeigen, daß er ein ächter Grieche war. Die Mäßigung im Staate, die Tapferkeit im Kriege und die Festzüge sind die höchsten und letzten Momente im sittlichen Staatsleben. Ohne die Selbstbeherrschung ist die Theilnahme Aller am Staate nicht möglich; sie ist darum, und zwar zur Realisirung der Staatsidee, nothwendig. Der Krieg basirt neben der im Gymnasium angeeigneten Kraft, Ausdauer und Gewandtheit gleichfalls auf der Selbstbeherrschung: die griechische Tapferkeit bestand in der ruhigen Besonnenheit. In den Aufzügen aber, den höchsten Festfeiern des griechischen Lebens, entfaltete sich die durch die gymnastische und musische Erziehung gewonnene äußere und innere Harmonie vor dem gesammten Volke, wie vor der Gottheit. —

Die ganze ästhetische Erziehung des Hellenenthums zielte also auf Harmonie und entwickelte deshalb den Menschen mit allen seinen Seiten rein und ebenmäßig. Und weil sie die bloß sinnliche und bloß geistige Thätigkeit und Anlage des Menschen als Gegensätze aufhob, deshalb

steht sie für alle Zeiten ideal da, obschon sie keineswegs das absolute und allein berechtigte Erziehungsideal ist. Zu schweigen, daß die hellenische Erziehung die wissenschaftliche Seite weniger berücksichtigte, was in der natürlich gegebenen Beschaffenheit der antiken Lebensverhältnisse und Bildungszustände begründet war, -- umfaßt die ästhetische Idee nicht das Wesen des ganzen Geistes, und fehlt deshalb der darauf basirten Erziehung sowohl die Berücksichtigung des Nützlichen, als vorzüglich auch die vollendete Cultur der höchsten aller Ideen, der sittlichen und religiösen Idee, da der Grieche keine andere Sittlichkeit als innerhalb des politischen Ganzen und keine höhere religiöse Anschauung, als die ästhetischen Ideale kannte. Doch nicht einmal die ästhetische Idee hat das Griechenthum in ihrer wahrhaften Vollkommenheit erfaßt, weil es sich nur unmittelbar über die Sinnlichkeit zu ihr emporgeschwungen hat. Die Harmonie, in der es wurzelte, war nicht eine vom Bewußtsein erzeugte, frei erworbene, sondern nur eine rein naturzuständliche. Sie war nicht das Product des freien Erkennens und Selbstbestimmens, sondern „eine glückliche, im ahnungsvollen Gefühl erfaßte Thatsache." Die Schönheit des Griechen war gleich der sittlichen Schönheit des Kindes und Jünglings: aber erst wenn der Mann wieder wie ein Kind geworden ist, d. h. wenn er mit Bewußtsein das von Gottes Gnaden Gegebene verarbeitet hat, hat er einen unverlierbaren Besitz erworben und die wahrhaft schöne Sittlichkeit erreicht. — --

Die griechische Erziehung gliedert sich, wie die Geschichte des Volkes im Allgemeinen, in die Kindheitsgeschichte des heroischen Zeitalters, in die Jünglingsperiode, wo die eigentliche Staatenbildung stattfindet und die Erziehung systematisch auftritt, in das Mannesalter, wo die Schönheit der Sitte in die Gedanken des Wahren, Guten und Schönen aufgelöst wird, und in das Greisenleben, in dem die schöne Sittlichkeit aus dem allgemeinen Leben verschwindet und der Einzelne sich in sich zurückzieht, um bei sich zu genießen, was ihm das allgemeine Leben nicht mehr bieten kann.

1) Die Kindheit des Griechenthums.

12.

Das Gesetz der Zeugung und der Entwicklung gilt im Großen wie im Kleinen, beim Einzelmenschen wie im Völkerleben. Jedes folgende Volk hat seine Basis am vorhergehenden, zerreißt jedoch, wenn es reif zum eigenen selbstständigen Dasein ist, diese Nabelschnur, um die Bahnen seiner eigenen und eigenthümlichen Entwicklung einzuschlagen. So auch in Griechenland.

Die Anfänge der griechischen Cultur finden sich bei den phönizischen Pelasgern, die im 19. Jahrhundert v. Ch. aus Aegypten in Griechenland einwanderten. Aus den Naturanschauungen der alten Pelasger entwickelte sich der hellenische Volksgeist allmählich über die vorausgesetzte Naturgrundlage seines Daseins hinaus, wie er auch die Naturgötter der Pelasgerzeit zu geistig-sittlichen Mächten umgestaltete. Der pelasgische Geist schaute die Erde als die große Allmutter an, der er seine Altäre errichtete und seine Opfer brachte, und von der er sich Orakel ertheilen ließ: die Gäa hatte in ganz Griechenland ihre Altäre, und unter ihren Kindern, den Titanen, Giganten, Kyklopen, Kentauren rc. ward Prometheus der berühmteste — das treffende Sinnbild des aus dem Verfallensein an die Naturmächte zur Versöhnung und Gediegenheit sich herausringenden, aber dabei der sich offenbarenden höheren Lebensordnung widerstrebenden Geistes der griechischen Menschheit in der Urzeit.

Im Titanenzeitalter — der im Gährungsproceß und mit Wehen stattfindenden Geburt des Griechen — ist der Grieche noch nicht er selbst, und weil er noch nicht bei sich ist, darum ist er noch in sich entzweit. Die Entzweiung löst das Heroenzeitalter allmählich zur Versöhnung auf. Diese vom 14. bis zum 9. vorchristlichen Jahrhundert reichende Zeit ist die Durchgangsstufe aus der Fremdheit in die Eigenheit der griechischen Individualität: das Kindheitsalter des Griechenthums. In einem reichbewegten, abenteuerlichen, ritterlichen, unternehmungslustigen Leben besteht der Charakter dieser Zeit. Die kretensischen Sagen, die Argonautensage, die thebanischen Mythen und der trojanische Krieg sind die Gipfelpunkte dieses Zeitalters und die Elemente seiner wechselvollen Bewegung, deren Resultat die persönliche Gestalt des griechischen Heros und dessen vollendetes Bild, Herakles ist: — die durch freies Thun und Ringen vollbrachte, geistig-sittliche Verklärung des Menschenlebens, höchste Körperkraft in Harmonie mit höchster

Geistesbildung, stark im Kampfe, der Tugend dienend, den Göttern gehorsam, dem Heile der Menschheit geweiht, aber auch voll menschlicher Leidenschaft, in Raserei und Wollust. An die Einwanderung der Herakliden, als der Nachkommen des Herakles, in den Peloponnes und an die damit verbundene Gründung dorischer Staaten knüpft sich dann die freie Gestaltung des religiösen Ideales zum schönen Kreis der olympischen Götter, in dem Zeus mit seiner Gemahlin Hera den politischen Mittel- und Einheitspunkt bildet, und dieses allgemeine göttliche Wesen sich in der Weise spaltet, daß Apollon mit seiner jungfräulichen strengen Schwester Artemis als die Repräsentanten der allgemeinen Individualität des hellenischen Volksgeistes nach seiner strengen Hoheit und geistigen Reinheit (im Elemente des dorischen Wesens) erscheinen, während als die göttlichen Genien der besonderen volksthümlichen Lebenskreise Hestia, Demeter, Hephästos und Pallas Athene auftreten, als die göttlichen Repräsentanten des individuellen Einzellebens Ares, Aphrodite mit den Chariten und Dionysos (letzterer die weichere Schönheit im Elemente des Ionischen) dastehen und endlich dem besonderen Kreise des Naturlebens und der Unterwelt Poseidon, Hades mit Persephone und Hermes angehören.

So das mythenbildende Geistesleben des Griechenthums im Heroenzeitalter. — Im sittlichen Leben entwickelte sich in der vorhomerischen Zeit der Grieche aus dem rohen Natursein zur Sittlichkeit heran. Kraftvolle und edle Männer verscheuchten die oft wiederkehrende Barbarei und ordneten die Gesellschaft durch Bekämpfung der Bedrängnisse in der Natur und in dem noch schlecht geordneten gesellschaftlichen Leben. Doch war der Hang nach Sonderbarem und Außerordentlichem auch in den gewaltigen Naturen noch vorherrschend, und ihr Leben ward durch eben so viele Verbrechen als Großthaten bezeichnet. Aber Wurzel in dem leicht entzündlichen Gemüthe der Griechen hatten bereits Liebe und Dankbarkeit gegen Wohlthäter geschlagen.

Auch die ersten Spuren von Erziehung zeigen sich. Selbst die Götter haben ihre Erzieher, obwohl diese Erziehung nicht über den Begriff der leiblichen Ernährung und Pflege hinausgeht, da das Geistesleben des Gottes, als des Repräsentanten einer allgemeinen Urkraft, sogleich nach der Geburt in seiner speziellen Wirksamkeit auftritt. Apollon spannt schon als Knäblein den Bogen, und Hermes entfaltet seine Schlauheit schon als Windelkind, indem er dem Apollon die Rinder stiehlt. Aber doch werden die Telchinen als Erzieher des Poseidon genannt, und vorzüglich sind es die Nymphen der Berge und Quellen, denen die Sorge für die Erziehung der Götter übertragen ward. Pan

ward von den Nymphen ernährt und gepflegt. Der junge Hermes wurde gleichfalls von den Nymphen in einer Quelle gewaschen. — Wegen ihrer Vollkommenheit sind die Götter die ersten Lehrer der Menschen, und unter ihren Händen werden die von ihnen Erzogenen selbst vollkommen. Demeter wird als Amme und Ernährerin des jungen Triptolemos genannt. Apollon und Hermes werden als Lehrer des menschlichen Geschlechtes verehrt, und dem Hermes, Herakles und Eros waren die griechischen Gymnasien geweiht. — Daraus, daß die Götter selbst erzogen werden, leuchtet hervor, daß in der Heroenzeit die Erziehung für etwas zur Vollendung des Lebens Nothwendiges gehalten ward; und daraus, daß der Unterricht von den Göttern ausgeht, und unter den Schutz der Gottheiten gestellt ist, wird ersichtlich, daß man Erziehung und Unterricht als etwas Göttliches ansah. — Die Erziehung selbst war in der vorhomerischen Zeit rein praktisch. Sie erzielte vorzüglich den Mann der That, der Anderen gegenüber sich und seine Familie zu schützen vermochte: das übte und lernte der Sohn vom Vater, der Enkel vom Sohne. Vom Weibe wurden nur sittliche Haltung und wenige im häuslichen Kreise zu übende Fertigkeiten verlangt. Uebrigens concentrirte sich fast alle Erziehung dieser Zeit in den höheren Sphären der Gesellschaft, in den stattlichen Palästen der Fürsten, die ursprünglich zu ihrer Herrschaft durch überwiegenden Besitz oder durch persönliche Tapferkeit kamen und später wegen ihrer Abstammung von mächtigen, tapferen und edlen Männern geehrt wurden, da man von dem Glauben ausging, daß, je größer die Aeltern wären, um so herrlicher die Kinder würden, und daß sich die guten wie die schlimmen Eigenschaften des Erzeugers in dem ächten Sohne wieder zeigten. Das Familienleben trug einen patriarchalischen Charakter. Ackerbau und Viehzucht, Jagd und Schifffahrt waren die Berufsarten, in die sich der Mann hineinarbeitete. Im Frieden wie im Kriege waren Ehre, Recht und Scheu vor jeder Schandthat die sittlichen Grundlagen, ohne daß diese Begriffe in festen Normen ausgesprochen wären. Gastfreundschaft war die Tugend des edlen Mannes und die Scheu vor den Göttern die religiöse Grundlage der Familien und Gemeinden. Die geistige Bildung bestand — wie Cramer sagt — mehr in einem lebendigen, durch Dichtkunst und Musik getragenen Aufführen der Götter- und Heldengedichte, und in einer großartigen Gesammtanschauung des Lebens und Wirkens, als in einem zerlegenden Elementarismus einer prosaischen Zeitrichtung. Als Symbol alles Unterrichts und aller Erziehung tritt Cheiron auf, der gerechteste aller Kentauren, in seiner Gestalt, die halb Mensch halb Pferd ist, die aus der Thierheit heraus sich entwickelnde Menschheit

darstellend. Er ist der Inbegriff aller Weisheit in der heroischen Zeit und der Erzieher aller Helden, des Jason, Machaon, Podaleirios, des Nestor, Theseus, Palamedes, Odysseus, Aeneas, Diomedes, Kastor und Polydeukes, des Asklepios und vorzüglich des Achilleus, den er mit Löwenmark nährte, um ihm Löwenkraft einzuflößen und den er in Wissenschaft und Kunst unterrichtete. Als Unterrichtsgegenstände des Cheiron werden Jagd- und Waffenübungen, Kräuter- und Heilkunde, Gesang und Saitenspiel, Seherkunst und vorzüglich Recht und gesetzliches Handeln genannt, sowie er Unterweisungen über die Heiligkeit der Eidschwüre, über die Rache der Götter und die Mittel, dieselbe zu sühnen, gegeben haben soll.

Den Schluß und die Vollendung der geistigen Entwicklung und damit auch der Erziehung in der Heroenperiode gibt das homerische Zeitalter. Das Leben ist bereits milder und freundlicher geworden. Die Regierungsform ist monarchisch: der König ist Anführer im Kriege und oberster Richter; er bringt den Göttern die Opfer und leitet die religiösen Festlichkeiten. In dem Könige stellt die dichterische Allgewalt das Urbild menschlicher Kraft mit Anmuth gepaart dar, — schöne Gestalt, hervorragende Heldenkraft, Einsicht und Erfahrung, Abstammung von den Göttern. Ihm war das Volk Ehrfurcht und Gehorsam schuldig. Mit den Edlen, die durch Geburt, Reichthum und Körperkraft ausgezeichnet waren, pflegte er Rath; und wollte er sich der Zustimmung und Ausführung des Volkes versichern, so trug er die Angelegenheit der Gesammtheit der Bürger vor, die im Allgemeinen den Königen gegenüber, obschon frei, aller Selbstständigkeit entbehrten. Das Recht beruhte auf dem Herkommen und wurde von Zeus als höchstem Urheber abgeleitet. Die Götter überhaupt waren die Lenker der menschlichen Schicksale, die Regierer der Welt, die Erfinder und Lehrmeister der Künste und Gewerbe: von ihnen erflehte der Grieche der Heroenzeit durch Opfer und Gebet in Tempeln und Hainen, auf Bergen und an Meeresgestaden langes Leben, Segen der Familie, Glück in jeglicher Unternehmung. Redlichkeit, Wohlwollen gegen Fremde, Beredtsamkeit, Klugheit und Tapferkeit standen in den vordersten Reihen der Tugenden, obschon auch Seeräubereien und Plünderungen von Städten, als Bewährungen von Kraft und List, nicht für schimpflich gehalten wurden. Das sichere Bewußtsein von dem Unterschiede zwischen Gut und Böse fehlte noch; aber die Ahnungen einer natürlichen Sittlichkeit und der Begriff des Götter und Menschen lenkenden Schicksals erzeugten sittliche Scham und Mäßigung. Das Volk wohnte im Lande zerstreut, die Fürsten in hohen Palästen. Die Sclaven verrichteten die niederen

Arbeiten. Fremde waren durch die Scheu vor den Göttern als Rächern des Frevels geschützt. Herolde standen unter dem Schutze des Völkerrechtes, Flüchtige unter der Obhut des Zeus. Das Privatleben war erfüllt mit edler Humanität, Heiterkeit und Behaglichkeit. Zart und innig war das Verhältniß zwischen Mann, Weib und Kind. Das Wesen der Frau athmete tiefe Innigkeit, treue Liebe gegen Gatten und Kinder, kluge Weiblichkeit in Wort und That. Nur Eine Hausfrau war rechtlich anerkannt, obschon der Umgang mit Sclavinnen dem Manne nicht zur Schande gereichte. Die Frau war die theilnehmende Freundin des Mannes und veredelte und beglückte das Familienleben. Doch schwankte das Verhältniß des Weibes und Mannes noch zwischen Extremen, und während einerseits der Mann das eheliche Verhältniß rücksichtlos ansah, ward andrerseits das Weib — mittelst des Einflusses ihrer Schönheit, ihres Verstandes, ihrer Kunstfertigkeiten ꝛc. — vom Manne auf's Zarteste behandelt. Das Kind wurde mit zartester Aelternliebe gepflegt, und wiederum sah das Kind seine heiligste Pflicht darin, daß es die Aeltern ehrte und ihnen die vielen Sorgen und Mühen der Erziehung im Alter vergalt: daher die Klage der Andromache, daß ihr stammelndes Söhnchen dem Vater nie eine Stütze sein werde; daher die Furcht des Telemachos vor dem Fluche der Mutter ꝛc. Vor Allem suchten die Väter ihren Kindern durch ein gutes Beispiel voran zu leuchten und sie zu sich herauf zu ziehen. Odyssee: II. 277 und 78:

Wenige Kinder fürwahr sind gleich dem Vater an Tugend,
Mehrere schlechter geartet, aber nur wenige besser.

Kinderlosigkeit ward für ein Unglück und eine Strafe der Götter gehalten. Waisen wurden an Kindes Statt angenommen: der Verlust von Vater und Mutter ward tief beklagt. Stiefmütter werden mit Haß gegen ihre Stiefkinder erfüllt und von böser Lust gegen ihre Stiefsöhne entbrannt dargestellt. Die Anlagen des Kindes waren ein Geschenk der Götter, und Jeder sollte deshalb mit den ihm verliehenen Fähigkeiten zufrieden sein. In den Häusern der Vornehmen wurden die Neugebornen meist von Ammen gesäugt, welche dann Lebenslang in der Familie blieben und mit besonderer Achtung behandelt wurden. Nachher ward der Knabe unter Leitung des Vaters, besonders aber unter der liebenden Sorge der Mutter und einer Wärterin erzogen. Gern und oft wurden Kinder gemeinsam in Einem Hause gebildet: so Patroklos und Achilleus, Orestes und Pylades. Vorzügliches Gewicht legte man auf die ethische und religiöse Richtung des kindlichen Gemüthes, und als erste Pflicht ward ihm geboten, die Götter zu fürchten und zu ehren. Die Götter selbst waren, wie die Ideale des Menschen

überhaupt, so besonders die Ideale der Jugend, und wirkten somit unmittelbar zur Entwicklung des religiös sittlichen Lebens: waren doch die Götter den Menschen selbst befreundet, je nach ihrer Gerechtigkeit und Frömmigkeit. Die Tugenden wurden dem Kinde in bewährten Erfahrungssätzen dargeboten. Auch sollte die sittliche Entwicklung durch Gesang und Saitenspiel gefördert werden, und die Art des Unterrichts hierin scheint in allmählicher Beibringung der nöthigen technischen Fertigkeiten, sowie in Mittheilung und Auswendiglernen beliebter Lieder und Gesangweisen bestanden zu haben. Mit der Anwendung von Buchstabenschrift — wenn auch roh und einfach — scheint bereits der Anfang gemacht zu sein; aber bei Homer findet sich doch nichts von Lesen und Schreiben, noch von einem besonderen Unterricht darin. Das Leben erzog, unterrichtete und erreichte das Ziel der Erziehung — Kraft der Rede und Kraft zu tapferer That — am leichtesten wie am besten. — Das heroische Zeitalter strebte bereits nach einer harmonischen Ausbildung des Leibes und Geistes, und darum auch nach einer harmonischen Anwendung der Erziehungsmittel. Wenigstens wurde auf dieses Ziel von den Edelsten des Volkes hingeblickt, indeß die Masse weder an den gymnastischen noch an den musischen Bildungsmitteln vollständig Theil nahm. Angemessen jedoch der Zeit, in der es wesentlich auf Stärke und persönliche Tapferkeit bei Waffenthaten ankam, war die leibliche Erziehung, auch bei dem Adel, vorwiegend. Die wichtigste Vorbereitung für den Kampf waren Jagd, an der selbst heroische Frauen Theil nahmen, Bogenschießen und Schleudern. Zu den rein gymnastischen Uebungen gehörten der einfache Wettlauf, das Ringen, der Wurf mit dem Diskos, Solos und Akontion, endlich der Faustkampf. In diesen Uebungsarten machte der heranwachsende Knabe unter Aufsicht eines Aelteren Versuche, ohne geradezu darin geordneten Unterricht zu empfangen, und er suchte dadurch nicht allein den Körper zu stärken, sondern zugleich besondere Gewandtheit zu erwerben. Er strebte deshalb auch, besonders nach einer Seite hin, sich tüchtig auszubilden. So ist Epeios unüberwindlich im Faustschlage, aber, nach seinem eigenen Urtheil, ein nicht bedeutender Wehrmann; Polypoites der hervorragendste Werfer des Solos, weil er sich im Wurf besonders geübt hat; nur Odysseus tritt mit allen Eigenschaften gerüstet, als ausgezeichneter Wettläufer, Ringer, Diskoswerfer und Bogenschütz auf.

Die Erziehung der Mädchen richtete sich vorzugsweise auf Entwicklung der Ehrbarkeit, Klugheit und Schönheit, die Zierden der Jungfrau. Als vorzüglichste Beschäftigung der edleren Frauen wird das Weben bezeichnet, denn in dieser Kunst zeichnen sich nicht nur

Helena und Penelope, sondern auch die Nymphen Kalypso und Kirke aus. Sie singen zugleich am Webstuhl mit lieblicher Stimme: die Jungfrauen der Heroenzeit wurden auch im Gesange geübt und verstanden das Ballspiel und — Nausikaa — das Fahren. Außerdem ist der Beruf der Frau, zu spinnen und zu sticken, die Sclavinnen in ihren Arbeiten zu unterweisen und zu beaufsichtigen, die Gewänder zu waschen und zu säubern und die neugebornen Sprößlinge zu pflegen. Darin wurden auch die Töchter der Heroen erzogen. Dem Hause gehörten sie an, denn außer der Wohnung auf der Straße zu erscheinen, durfte — mit Ausnahme der Theilnahme am festlichen Reigen — nur in Begleitung einer Dienerin stattfinden. Auf das häusliche Leben und dessen Gestaltung war die weibliche Erziehung gerichtet. „So ist, sagt Krause, der hellenischen Jungfrau schon im heroischen Zeitalter nach dem homerischen Epos das Geleis ihrer häuslichen Beschäftigung, ihrer späteren Bestimmung und Geltung und einer dieser entsprechenden Bildung angewiesen. Das Verhältniß der Bildung und häuslichen Beschäftigung, in welchem die Dienerin zur Tochter des Anakten steht, ist noch sehr verschieden von dem Verhältniß in der geschichtlichen Zeit. Spinnen und Weben verrichten beide gemeinschaftlich. Auch beim Waschen ist die Tochter des Hauses mitbeschäftigt. Nur führt Letztere zugleich die Aufsicht über die Dienerinnen und mochte die Arbeit unter diese vertheilen. Das Mahlen des Getreides, das Backen und Alles, was hiermit in Verbindung steht, fällt den Dienerinnen allein anheim. Eben so das Waschen und Bedienen angekommener Gäste und Fremdlinge, obgleich das Letztere in besonderen Fällen auch von einer Tochter des Anakten besorgt wird." —

Die Charakterisirung des Heroenzeitalters und seiner Erziehung gehört Homer und damit einer Zeit an, die nach der griechischen Urgeschichte liegt. Wir erkennen deshalb aus seinen Epen auch das Heroenzeitalter nur, wie es sich in einer späteren Zeit reflectirt. **Homer** verschmilzt mit den Begebenheiten und Charakteren der Sage die Zustände und Sitten seiner Zeit und gibt deshalb einerseits das Leben seines Zeitalters, andrerseits aber doch auch einen Abglanz von dem Treiben der Helden vor Troja, indem sich sowohl die Lebensverhältnisse der Völker in der Kindheit der Menschheit nur langsam änderten, als auch die ethisch-politischen Zustände der homerischen Zeit tief in der Vorzeit wurzelten und mit ihr zusammenhingen. Indem er aber somit das Geistes- und Leibesleben der griechischen Jugendzeit überhaupt und zwar mit einer Plastik, die nie wieder erreicht ist und mit einer Objectivität, die in einem vollständigen Aufgehen des Subjects besteht,

abmalt und darstellt, ist er einer der Götter geworden, durch welche die Griechen geschaffen sind, — der poetische Mund Griechenlands, der Lehrer auch für die Erziehung und Bildung der Griechen. Er ist der griechische Prophet, der im klaren Bewußtsein und in schönster Poesie erfaßt und zusammenfaßt, was in seinem Volke lebte und leben sollte. Seine Gesänge sind auf die tiefsten und primitivsten Gefühle der menschlichen Natur, auf die Liebe des Sohnes, der Gattin, des Vaterlandes, des Ruhmes gebaut. Vom geistigen und sittlichen Adel durchdrungen, offenbaren seine Götter und Menschen die wahre und unverfälschte Natur und Natürlichkeit, und doch von Geisterhauch überweht und in einem idealen Wunderspiegel zurückgestrahlt. In lauter lebendigen concreten Gestalten, in lebendigen poetischen Idealen zeigt er seinem Volke, was es sein und wonach es streben sollte, und hat er es so großartig und so nachhaltig gezeigt, daß es unvertilgbar in den griechischen Geist hineingepflanzt ward. Seine Helden traten als strahlende Bilder vor das staunende Auge des Griechen und wurden durch Verehrung und Nacheiferung die Zeuger des griechischen Geistes, wie auch seine beiden Haupthelden, Achilleus und Odysseus, nichts als die Ideale der beiden Hauptseiten des griechischen Volksgeistes, der stürmenden Heldenkraft und der redebegabten Verschlagenheit sind. Aus Homer nahm die bildende Kunst ihre Ideale. Auf homerischem Grunde und Boden stehen alle folgenden griechischen Dichter. Homer's Gesänge legten die Fundamente zur griechischen Religion, — waren die Quelle des Rechts und der Geschichte, der Poesie und Wissenschaft. Sie empfingen den Knaben an der Schwelle seiner Erziehung und blieben das Grundbuch des Unterrichts. Den Jüngling entflammten sie zu edlen Gesinnungen und begeisterten Thaten. Und noch für den Mann und den Greis waren sie die treuen Begleiter zur Lust und zum Ergötzen. Durch Homer ward für Griechenland, für alle Zeiten die Basis gefunden, auf der allein die Gesundheit des Geistes aufgebaut werden kann: die Kunst und die Wissenschaft. Daß es aber ein Dichter war und sein konnte, welcher der Hauptlehrer für Griechenland ward: das zeugt von der geschichtlichen Sendung dieses Volkes und gibt zugleich unleugbar das Ziel an, zu dem auch die Erziehung desselben hinsteuern sollte. —

---

2) Das Jünglingsleben der Griechen.

13.

Die Stammesindividualitäten Griechenlands und ihre Erziehung.

Nachdem die Griechen ihr Kindheitsalter durchlebt hatten und in das Jünglingsalter eingetreten waren, entwickelten sie sich mittelst der ihnen zu Grunde liegenden Stammesverschiedenheiten in Verfassung, Sittlichkeit und Glaubensweise zu entschiedenen Individualitätsgruppen, ohne jedoch bei all' ihren Eigenthümlichkeiten und bei den verschiedenen Graden ihrer geistigen Bildung in ihrer großen Einheit den Charakter der Humanität, wodurch sie für immer Europa von Asien schieden, als gemeinsame Eigenschaft zu verlieren. Und wie das Volk selbst, so gliederte sich auch seine Erziehung. Nach den verschiedenen leiblichen und geistigen Eigenthümlichkeiten der Stammesindividualitäten wurde den allgemeinen Erziehungsmitteln ein verschiedener Werth beigelegt und das gemeinsame Ziel der griechischen Erziehung eigenthümlich modificirt, obschon überall in Griechenland aus der Erziehung ein und derselbe Geist sprach und in den verschiedenen Stämmen nur die verschiedenen Seiten der griechischen Individualität zur Entwicklung kamen. Die entschiedene Herausarbeitung und Consolidirung der Stammesindividualitäten geschah in einer Sturm- und Drangperiode, die unmittelbar nach dem Falle Trojas über Griechenland hereinbrach, und die nach und nach die einst ziemlich gleichartigen Völker und Völklein in drei strenggeschiedene Gruppen, in die Dorier, Jonier und Aeolier schied. Damit beginnt das eigentlich historische, selbstständige Leben Griechenlands.

Das Charakteristische des **dorischen Stammes** ist die Unterordnung des Individuums unter das Staatsganze. Das Object des dorischen Lebens — sagt Bernhardy — ist der Staat, das Ziel dorischer Humanität ruht in der Blüthe der ritterlichen Tüchtigkeit und Bildung, ihre That geht auf Verwaltung und Leistungen in der Gemeine. „Das ganze Dasein der Dorier steht unter den Einflüssen des Staates, eines aristokratischen Bürgerthums, dessen Mitglieder auf allen Schritten in ein festes Geleise durch Pädagogik und sittlichen Tact gezogen werden,

und vermöge der Unterordnung, deren rückwirkende Kraft vom Gemeinwesen bis in die persönlichen Verhältnisse sich erstreckt, mit starkem Selbstgefühl und Erhabenheit des Charakters handeln." Ihre Religion trägt das Gepräge aristokratischer Zucht und „weiß eben so wenig von poetischer Subjectivität, als von tiefer Gemüthlichkeit." Das religiöse Element war das religiöse Gefühl, und ihren Mittelpunkt hatte die Religion im Herakles- und vorzüglich im Apollokult: „dem dorischen Geiste verdankt Apollon die Würde des jugendlich schönen Gottes, der durch Sitte und Harmonie das Maß bewahrt, der weiterhin die Staaten durch delphische Weissagung lenkt, und dem die reiche Versammlung einer prunklosen aber erhabenen Panegyris huldigte." In Apollon offenbarte sich dem Dorier die geheimnißvolle Weisheit und das innerste Wesen der Natur und des Menschengeistes. Mit der gemessenen, einfachen und züchtigen Religiosität hing der strenge Ton der dorischen Musik und der würdevolle Tanzschritt zusammen. Auch die Dichtung war ernst religiös und vom Patriotismus getragen: panegyrische Chorlieder, Loblieder der Vorzeit und der siegreichen Kämpfer, Hymnen der Andacht ꝛc. beweisen, daß der dorische Geist im Gegensatz zum jonischen mehr nach der Tiefe hinarbeitete. Die dorische Plastik war charakterisirt durch edle Großheit und strenge Symmetrie. Der Dialekt war scharf gemessen, derb, wie der Charakter der Menschen, der sich mehr durch Würde und That, als durch das Wort zu offenbaren liebte und der daher in kurzen gebieterischen Sätzen, in Sentenzen und Sprüchen sich ausdrückte. — Mit alle Dem harmonirte die Erziehung, die einerseits auf die bei den Doriern hochgeehrte Frau und andrerseits auf das öffentliche Staatsleben basirt war und ihre Mittel in der Gymnastik, Musik und Orchestik fand. — Als alter Hauptrepräsentant in derselben wie des dorischen Stammes überhaupt stand Kreta da, woselbst nach der Sage von Minos Zeiten her gute Gesetze herrschten und wo die dorischen Ansiedler noch die ursprünglichen Sitten und Einrichtungen beibehalten haben sollten. Die Gesetze der Kreter — sagt Platon — waren unter allen Griechen in besonderem Ansehen; durch sie hatte Minos die öffentlichen und Privatverhältnisse so geordnet, als ob der Krieg der letzte Zweck sei, und eine so pünktliche Befolgung derselben eingeführt, als ob Besitzungen, Künste und andere Dinge des Lebens nichts werth wären, wenn man nicht im Kriege die Oberhand habe, da ja alle Güter der Besiegten sogleich an die Sieger kämen. Durch Jagen, Laufen, Hungern, Dürsten, Hitze und Frost suchten sie die Jugend zur Ertragung der Mühseligkeiten des Krieges vorzubereiten. Bis zum 18. Jahre gehörten die Knaben der Familie,

nahmen jedoch vorher an den Andreien, Männermahlen, Theil, wo ihnen ein gemeinsamer Becher gemischt und halbe Portionen gereicht wurden, wo die Alten von den Heldenthaten tapferer Männer sprachen und wo die Jugend zu gleichen und ähnlichen Unternehmungen angefeuert ward. Auch mußten die Knaben die Gesetze nach Melodien auswendig lernen und Hymnen auf die Götter, sowie Lobgesänge auf tapfere Helden singen. Vom 18. Jahre ab vereinigten sich die Jünglinge unter Aufsicht des Staates in Agelen, Genossenschaften, wo sie vereint aßen und schliefen. Hier schlossen sie sich freiwillig an einen Jüngling von vornehmer Geburt oder von ausgezeichneten Gaben an und unterwarfen sich so dem Vater desselben, der die Uebungen zu leiten und über die Erziehung zu wachen hatte. Die schon früher in den Gymnasien begonnenen Uebungen im Wettlauf, im Ringen, im Bogenschießen und Waffentanz wurden nun fortgesetzt und zwischen Jünglingen verschiedener Agelen kriegerische Spiele, kleine Schlachten, auf- und ausgeführt, wobei die Töne der Leier und Flöte erklangen und die Fäuste nebst hölzernen und eisernen Waffen als Kampfmittel gebraucht wurden. — So die Grundzüge des Dorismus und der dorischen Erziehung, die in Sparta ihre höchste Ausbildung erreicht hat und deren Wesen sich in der vorwiegenden Betonung der Gymnastik charakterisirt.

Den Gegensatz zu den Doriern bilden die Jonier, die in ihrer Reinheit und Einseitigkeit auf dem ergiebigen Boden des asiatischen Insel- und Küstenlandes auftreten. War bei den Doriern alles Leben tief innerlich, aber stabil und stationär; so ist hingegen der eigentliche Charakter der Jonier der leichtblütige und regsame, zugleich aber selbstbewußte und praktische Verstand. Die Jonier sind die Sanguiniker unter den Griechen, die Repräsentanten des Fortschritts und der Bewegung, die keine Form sich verfestigen lassen, sondern mit ihrer eignen inneren Entwicklung auch die nicht mehr entsprechende Form abstoßen. Mit zart gebildetem und harmonischem Organismus begabt und durch ihre Lage begünstigt, erwarben sie sich frühzeitig in Handel und Gewerbe hohen Wohlstand und dadurch die Mittel, den in ihnen liegenden Trieb zu einem schönen, sinnlich heiteren, aber geistig durchdrungenen Leben zu befriedigen, ihr sinnliches Dasein durch Kunst und Wissenschaft zu verschönen. Wasserleitungen, Hallen und Tempel mit schlanken Säulenordnungen zeigten von dem Glanz wie von dem Kunstsinn der Städte. Die Literatur fand zuerst hier eifrige Pflege, und in den schwellenden, malerischen Tönen, in der Fülle der Wortbildung und im sinnlichen Reichthum des Dialektes wurden die ersten Grundlagen alles griechischen Geisteslebens mit dem Epos gelegt, indeß

auch später noch Milet, der Mittelpunkt kleinasiatischer Städte, den ersten Anstoß hellenischen Selbstbewußtseins und weiterer hellenischer Cultur gegeben hat: von Milet aus ward die Fahne der griechischen Freiheit und des Geisteslebens emporgehoben; Milet empörte sich zuerst gegen die Perser; die ersten Geschichtsschreiber wie die ersten Philosophen waren Milesier. — Die individuelle Beweglichkeit des jonischen Geistes konnte nur im demokratischen Staatsleben ihr Wesen finden, und Mangel an Ehrfurcht und Gehorsam spricht sich in dem steten Wechsel der Herrschaft aus, dem ihre Städte unterlagen. Das aus hellenischen und barbarischen Elementen verschmolzene Götterthum hatte keine politischen Stützpunkte. Hauptgottheiten waren der gewaltige Meeresgott Poseidon, der Erderschütterer, und Athene, des Zeus verständige Tochter, die Erfinderin jeder werkschaffenden Fertigkeit und Kunst im Kriege und Frieden. Das Organ der Religion war ein unmittelbarer Glaube, der sich im vielgestaltigen Mythos offenbarte, — „dem freien Dichten über die sinnlichen Dinge, worin Jeder, soviel er mit geistigem Vermögen und Laune schaffen konnte, sich und Anderen zur gemüthlichen Belehrung die Wunder der Vergangenheit und Gegenwart ausdeutete." Streng sittliches Leben, Mäßigkeit und Bescheidenheit waren den Joniern fremd. Der Zusammenhang mit dem Orient zerstörte das Familienleben, beförderte das Hetärenwesen (Aspasia aus Milet, Myrrhina aus Samos) und drückte das weibliche Geschlecht herab. Das Leben der Jonier war ein einseitig männliches: die Zurücksetzung des weiblichen Geschlechtes war in der ursprünglichen gewaltsamen Verbindung mit den widerstrebenden Frauen der von ihnen besiegten Karier begründet, und fand dann seine Nahrung in der Berührung mit den Lydern und später mit den Persern und deren Haremssystem. Die Erziehung war lediglich Angelegenheit der Familie und basirte auf dem Principe persönlicher Selbstständigkeit. Sclaven hatten die erste Erziehung in Händen. Die Gymnastik trat in derselben entschieden zurück und ward zuletzt nur noch von denen geübt, die sich zu Athleten ausbilden wollten. Das Musische hingegen stand im Vordergrunde und war, wie die Ausbildung des Epos, die Gestaltung der Philosophie, die eigenthümlichen Weisen und Melodien der Musik und das musische Geschick der Hetären beweisen, aufs Engste mit dem Leben verschmolzen; entbehrte jedoch des religiösen Charakters, verweilte lieber, gleich dem jonischen Leben, im alltäglichen Treiben und diente, wie Tanz und Musik, die ursprünglich ernst und gesittet gewesen waren, unter den Händen asiatischer Künstlerinnen, der Weichlichkeit und Ueppigkeit.

Der äolische Stamm, aus dem Thessaler, Eleer, Lesbier und vor Allem Böoter hervorragen, schließt sich im äußerlichen Thun dem Dorismus an, indeß der innerste Zug seines Wesens zu den Ioniern hinstrebt. Das Dasein der Aeolier, sagt Bernhardy, war oberflächlich, ihr moralischer Charakter schwankend und in einem Zwiespalte der Sinnlichkeit und der geistigen Kraft befangen, ihr öffentliches Leben vom Uebermaß einer reichen, wenig temperirten Natur überwältigt: in immer gleicher Entzweiung und Einseitigkeit sind sie zwischen dem jonischen Frohsinn und der männlichen Besonnenheit der Dorier getheilt und auf keine Mittelstraße gelangt. Die Aeolier waren, wie Köchly sagt, die Italiener unter den Hellenen. Ihre Geisteseigenthümlichkeit war die glühende, rücksichtslos der Befriedigung sich bemächtigende Leidenschaft, die das Leben zur Erreichung des in Liebe und Haß Ersehnten daransetzt. Mit dieser Leidenschaftlichkeit verband sich ungezügelte Genußsucht. Sie sind darum der sinnlichste und materiellste Stamm des Griechenthums. Ihr Staat war eine glänzende, aber wilde Magnatenherrschaft über rechtlose Sclaven und armselige Zinsbauern. Regiment, Staatsgut, Waffenkunst und ritterliche Tugend, wie die Bildungsmittel der Gymnastik und Musik, waren ausschließlich im Besitz des Ritterthums. Im Innern wie nach Außen erhob sich das Leben des Stammes nicht über die Mittelmäßigkeit: im Innern zerrissen, ohnmächtig, durch Parteiungen und ochlokratische Bewegungen im ruhigen Dasein gefährdet, vermochten sie sich auch nach Außen nicht zu großen Thaten zu erheben, selbst als das übrige Griechenland gegen den gemeinsamen Feind für die Substanz seines Lebens aufstand. Untreue und Stumpfsinn wird ihnen im Allgemeinen vorgeworfen, den Vornehmen Luxus und Wohlleben in flüchtiger Geselligkeit. Turnen, Fechten, Rossetummeln, wüste Gastgelage mit Trinken und Schlemmen, sowie lockere Liebesabenteuer: das waren die noblen Passionen der Aeolier. Und zu diesen Genüssen 2c., sowie zur unerschütterlichen Treue und zum gemeinschaftlichen Kampfe auf Leben und Tod (— „die heilige Schaar" —) verbanden sie sich zu Heldenbrüderschaften. Sie verehrten vorzugsweise in wilden schwärmenden Umzügen und nächtlichen Orgien Dionysos, den Weingott, den Bringer der Lust; Eros, den Gott der Liebe, in Tempeln und Altären; aber auch die Musen und die Chariten, die Göttinnen des Liebreizes, durch „Wettkämpfe der Schönheit" von Seiten beider Geschlechter. Den höchsten Genuß bildete die Musik, deren Charakter feurig brausend und unruhig war und die „einen Stoff in den vorherrschenden Festen des Dionysos und verwandter Gottheiten, eine Form in der enthusiastischen Flöte (— unter

diesem Ausdrucke begreifen die Griechen alle Blasinstrumente außer der kriegerischen Drommete —) und den sie begleitenden Saiteninstrumenten" fand. Aus demselben bewegten und feurigen Gemüthe ging die Odendichtung hervor, die jedoch nur schnell vorüberfliegendes Strohfeuer blieb. Der Dialekt war im Allgemeinen arm, breit und beschränkt; den vielen Mundarten fehlte die innere Gemeinschaft. — Böotien allein aus dem äolischen Stamme trat kurze Zeit in den Vordergrund der Geschichte, und auch Böotien nur, als es von Epaminondas und Pelopidas fortgerissen ward. Lebendiges Gefühl eignete im Allgemeinen den Thebanern. Darum konnte die Lyrik bei ihnen emporschießen, und darum war nicht die Gymnastik, zu der sie den Tanz rechneten, sondern die Musik das vorzüglichste Bildungsmittel der Jugend. Neben der Lyra ward das Flötenspiel vom frühen Knabenalter ab gelernt. Die allgemeine Liebe zum Gesange gab auch den Frauen, die überhaupt in großem Ansehen standen, eine genußvolle Stellung. Das Aussetzen der Kinder war bei Todesstrafe verboten. So sehr aber auch die böotischen Gesetze an Humanität viele andere Staaten Griechenlands übertrafen: der äolische Stamm vermochte sich dennoch nicht über die Mittelmäßigkeit zu erheben und trat deshalb in der Geschichte entschieden zurück. —

Die Aeolier waren keine Geschichtsmenschen. Aus dem dorischen Stamme erhob sich Sparta, um den Staat der griechischen Aristokratie, wie er im dorischen Charakter begründet war, und damit das dorische Wesen überhaupt, zur höchsten Blüthe zu bringen. Ueber die Einseitigkeiten des Jonismus ging Attika hinaus, indem es, begünstigt durch die Oertlichkeit, die in den Stämmen zersplitterten Lebenselemente mit origineller Kraft zusammenfaßte und sich damit als die schönste Blüthe Griechenlands hinstellte. Zu dieser Höhe gelangten die Attiker, weil sie die jonische individuelle Lebendigkeit durch die Reflexion beschränkten und ihr Wesen zu einer künstlerischen Objectivität herausbildeten, welche der Individualität einen vollen Spielraum gewährte, ohne ihr dabei die Zügel schießen zu lassen. Wie sie sich bei ihrem Dialekt in den Formen den Doriern, im Sprachschatz den Joniern anschlossen, die Syntax und Phraseologie aber aus eigenen Mitteln schufen und aus diesen Grundsteinen ein nicht eklektisches, sondern originales Sprachgebäude aufbauten: so entwickelten sie auch im Staatsleben, wie in der Kunst, mit ununterbrochener Thätigkeit und Betriebsamkeit, mit klarem Verstande und tiefem Sinne für Maß Alles, was im Griechengeiste Hohes und Herrliches lag, zu einer Fülle und Blüthe, daß Athen der Sammelplatz der hellenischen Macht und Cultur ward. Und wie

Attika in seinem ganzen Dasein und Leben die höhere Einheit der griechischen Stämme repräsentirt: so offenbarte sich auch in seiner Erziehung die wahre Mitte zwischen dem das Individuum ganz der Idee des Staates unterordnenden Dorismus und den in einem gemächlichen Privatleben sich beruhigenden Ioniern, indem es unter Aufsicht des Staates und der öffentlichen Meinung eine freie Entwicklung der Individuen gestattete und die Erziehungsmittel, welche die Dorier nach der gymnastischen und die Ionier nach der musischen Seite hin betonten, in Einheit zur harmonischen Ausbildung des Leibes und des Geistes verbrauchte.

a) Sparta.

14.

Lykurgos und die Praxis in der Erziehung bei den Spartanern.

Lakonika, die südöstliche Landschaft des Peloponnes, 87 Q.=M. groß, zur Blüthezeit von 200,000 Seelen bewohnt, mit dem Taygetos und dem Eurotas, mit trefflichen Futterkräutern, zahlreichen Heerden, großen Wäldern und herrlichen Rebenufern und mit seinem auf den äußersten Abhängen des Taygetos und auf dem rechten Ufer des dicht vorüberfließenden Eurotas gelagerten Sparta, — war durch seine Natur berufen, der Mittelpunkt des dorischen Stammes zu werden. Das Land deckte sich mit seinen Bewohnern, deren Geistescentren Anhänglichkeit, Ehrfurcht, Selbstgefühl, Idealität, Bekämpfungstrieb, Verheimlichungstrieb, Festigkeit, Concentrirungstrieb waren und deren Charakter daher vorwiegend nach der Einheit im Ganzen, nach Concentrirung und innerer Sammlung strebte. Dieses Bestreben erzeugte nach Innen Tiefe des Gemüthes, Wortkargheit und Sinnschwere der Rede, Achtung und treue Anhänglichkeit an der Väter Brauch und Sitte, sowie den Sinn für Maß und Harmonie in jeglichem Thun, nach Außen und nach dem Staatsleben hin Abschließung gegen das Fremde, Befriedigung im Eigenen, Unterwerfung unter das Gesetz des Ganzen, — für den fremden Beurtheiler Starrheit, Schroffheit und Kampflust. Melancholischer Natur ging des Spartaners Blick mehr nach der Vergangenheit

als nach der Zukunft. Aber doch genoß er mit Freude das Dasein, und sein hohes Selbstgefühl gab ihm das Bewußtsein seines Werthes, das Gefühl von Selbstständigkeit und Kraft, das sich vor Keinem, nur vor der Gottheit, aber vor ihr in lautloser Klage beugte. Diese Gebundenheit des Charakters zeugte knappe und schroffe Form im Denken und Handeln, Schlichtheit in der Religiosität, strengen Ton in der Musik, Großheit und feste Symmetrie in der Plastik, Bündigkeit und charaktervolle Präzision in der Poesie. — Mit diesen Geistesanlagen und im Gefühl der überlegenen Kraft, mit der die Dorier den Peloponnes erobert hatten, fühlten sich die Spartaner als die Repräsentanten der That, der höheren Männlichkeit, und dieses ihr wahres Wesen erhielt seine Kunstgestalt in der Staatsverfassung, die in Sparta nichts anderes war, als das ideale Wesen aus des Spartaners Seele in die schöne Form der Wirklichkeit, in ein feststehendes Bild geprägt. Symbolisch wird diese Verfassung als das Werk eines Einzelnen, des Lykurgos, hingestellt, der, ein Proklide, — nach dem Mythos — seine Weisheit aus Kreta holte, in Ionien die Gesänge Homers, von denen in Griechenland bis dahin nur einzelne Rhapsodien bekannt waren, auffand und abschrieb und hierauf in Lybien, Iberien und Indien wanderte, um, nach Sparta, von wo er zehn Jahre abwesend war, zurückgerufen, die daselbst eingebrochenen Verwirrungen und Zügellosigkeiten zu dämpfen. Ermuthigt durch den delphischen Apollon, der ihn durch den Mund der Pythia als „Liebling der Götter, mehr Gott als Mensch" anredete und ihn als Den bezeichnete, der berufen sei, seinem Volke eine Verfassung zu geben, die besser sein würde, als alle anderen, unternahm er die Verbesserungen der Gesetze, forderte dann nach Vollendung seines Gesetzwerkes, unter dem Vorgeben, daß er zum Abschluß seiner Einrichtungen noch einmal den Rath des delphischen Gottes einholen müsse, den Königen, den Geronten und der gesammten Bürgerschaft den feierlichen Eid ab, an der neuen Verfassung fest und unverbrüchlich bis zu seiner Rückkehr zu halten, und ging hierauf nach Delphi, wo er von der Pythia den Ausspruch empfing, daß Sparta groß und stark bleiben würde, so lange es an seiner Verfassung festhielte. Diesen Spruch theilte er seinen Landsleuten mit und brachte hierauf durch freiwilligen Hungertod sein Leben dem Wohle des Vaterlandes zum Opfer, zuvor noch den Befehl ertheilend, seinen Leichnam zu verbrennen und die Asche in das Meer zu werfen, damit seine sterblichen Ueberreste nicht nach Sparta gebracht werden und die Spartaner sich ihres Eides für entbunden halten könnten.

Die Gesetze, die in Sparta unter dem Namen des Lykurgos herrschten, waren — das ist das Historische — von ihm dem Keime nach gegeben. Aus diesem Keime wuchs dann im Lauf der Geschichte — besonders unter der entscheidenden Mitwirkung des Epimenides durch Cheilon — das Ganze organisch heran. Gleichviel jedoch, wie viel von den Gesetzen dem Lykurgos gehörte, — er ist der Repräsentant altdorischer Satzung, der die im Volke wurzelnde Sitte, die auf harmonische Ordnung, auf Maßhaltung und auf gerüstete Mannhaftigkeit hinzielte, in's Bewußtsein erhob und mit eiserner Consequenz Familie, Geschlecht und Individualität vor dem Staatsganzen erbleichen ließ, der — um sein Ziel zu erreichen — Erziehung und Unterricht auf's Innigste mit der Staatsverfassung verband, und die Erziehung in die Gewöhnung setzte, die Ausbildung für den Staat bezweckte, die ganze Gesetzgebung zu einem Erziehungsgesetz für die Nation und die Jugend machte.

In Sparta befand sich alle Staatsgewalt in den Händen der Dorier, der Spartiaten: sie waren die freien Staatsbürger, der kriegerische Adel, für den die Heloten, die Staatssclaven, die Güter bebauen und einen bestimmten Theil von dem Ertrage in Getreide, Wein ꝛc. an die spartanischen Vorrathshäuser abliefern mußten, indeß die Periöken eigene Güter von kleinem Umfange besaßen, Handel und Gewerbe trieben und persönlich frei waren, ohne jedoch an den Versammlungen der Spartiaten und an der Regierung und Verwaltung des Gesammtstaates Theil nehmen zu dürfen. Die Spartiaten lagen den Waffenübungen ob, führten Krieg und regierten den Staat. Und wie bei den Griechen überhaupt Ueberhäufung mit Geschäften für unanständig und gemein galt, so war besonders Grundsatz der Spartiaten: „Nichtsthun ist die Schwester der Freiheit.“ „Sparta — sagt Plutarchos — war für seine Bürger gleichsam ein Lager, wo sie für das gemeinsame Beste thätig waren und in all' ihrem Thun und Lassen den Grundsatz befolgten, daß sie dem Vaterlande angehören. Sie genossen der reichsten Muße, da aller mit mühsam unruhiger Geschäftigkeit verbundene Erwerb ganz entbehrlich war. Tänze, Festlichkeiten, Gespräche in den öffentlichen Unterhaltungshallen füllten ihre Zeit aus, wenn sie nicht im Felde lagen. Gleich Bienen schaarten sie sich in Begeisterung und edlem Wettstreit immer um das Ganze.“ Die Spartiaten, der Adel, herrschte in Sparta; die spartanische Verfassung war die Verfassung dieses Adels, die Erziehung eine Adelserziehung. In den Volksversammlungen wählten sie die Senatoren oder den aus 28 mindestens 60jährigen

Greisen bestehenden Rath der Alten, dem die Regierung und Rechtspflege zustand und in dem die zwei von der Gottheit stammenden, dem Herakleidengeschlechte entsproßten Könige den Vorsitz führten. Sie wählten auch die fünf Ephoren, die ursprünglich über die Ordnung der Stadt zu wachen hatten und später die höchste Aufsichtsgewalt über das öffentliche Leben und die Handlungen der Beamten erhielten. Die Verfassung wollte die Thatkraft des Einzelnen durch ein festes Maß regeln und das Gemeinwesen zu einem unauflöslichen Bande der Individuen machen. Um darum die Einzelnen soviel als möglich nach Außen hin zu isoliren und sie allein an den Staat zu binden, ward der Verkehr mit dem Auslande beschränkt. Allen Fremden war die dauernde Niederlassung in Sparta, den Spartanern die Niederlassung im Auslande versagt. Das ganze gesellschaftliche Leben war auf Gütergleichheit gegründet. Das gesammte Grundeigenthum ward außer den kleinen Gütern der 30,000 Periökenfamilien an die 9000 spartanischen Familien gleichmäßig vertheilt. Um diese Theilung zu verfestigen, ward Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit geboten. Nur (wahrscheinlich) der älteste Sohn erbte das väterliche Gut; die jüngeren Söhne wurden zur Gründung von Colonien ausgesandt, und die Töchter mit einer geringen Ausstattung verehelicht. Bei solcher Gütergemeinschaft war das Geld nur Ausgleichungsmittel, ohne daß sein Besitz weiteren Werth haben konnte: nur eisernes Geld befand sich in Circulation, das bei großer Schwere und Masse einen so kleinen Werth gab, daß, um zehn Minen (über 241 Thlr.) fortzuschaffen, ein zweispänniger Wagen erfordert wurde; die Stadt allein war im Besitz edler Metalle, um mit dem Auslande verkehren zu können. Alles, was dem Luxus diente, verschwand: in jeglichem Hause sollte die Thür bloß mit der Säge, und die Decke mit dem Beile gearbeitet sein. Die Gewänder waren einfach und kurz: ein viereckiges Stück Tuch Sommer und Winter. Haupt und Füße waren bei den Männern in der Regel baar, denn die Scham der Nacktheit kannte der Spartaner nicht, weil die sittliche Kraft und Schöne der Kunst über seinen Körper gegossen war, während es bei den Barbaren, wie Herodot bemerkt, für Schande galt, nackt gesehen zu werden. Um die Gemeinschaft zu pflegen und den Gemeingeist zu wecken, waren die Zeltgenossenschaften, die Syssitia und Pheiditia angeordnet, die von den Lieferungen der Heloten bestritten wurden, bei denen je 15 an der Tafel saßen, und wobei als Hauptgericht die sogenannte schwarze Blutsuppe genossen ward, von welcher einst ein Spartaner einem asiatischen Könige sagte, sie schmecke nur Denen, welche die Zukost, die Uebungen in einem Gymnasium und das Bad im Eurotas, nicht

vergäßen. Die Theilnahme an diesen gemeinsamen Mahlzeiten, die bloß von Männern besucht wurden, war zur Bedingung des Vollbürgerrechtes gemacht, und selbst die Könige, die doppelte Portionen erhielten und bei ihren Tischen oben an saßen, durften sich denselben nicht entziehen. Durch mäßigen Weingenuß wurden die Mahlzeiten erheitert und durch Gespräche gewürzt, die sich vorzüglich auf das Gemeinwesen bezogen, aber auch Scherz und Lachen nicht ausschlossen, da es zu den guten Eigenschaften des Spartaners gehörte, Scherz zu verstehen. Das ganze spartanische Staatsleben beruhte auf der Hingebung des Einzelnen an das Allgemeine, auf der Unterwerfung des individuellen Willens unter den Willen der Gesammtheit. Es war der Gesammtstaat eine einzige große Erziehungsanstalt, in der besonders auch die Erziehung der Jugend als eine der wichtigsten Aufgaben erkannt war, die sich zum Ziel Scham und Furcht vor den Gesetzen der Vorfahren und vor dem Alter, aufopfernden Gehorsam gegen den Staat und die Vorgesetzten, strenges Maß und weise Beschränkung im Handeln, Erweckung eines kriegerischen Geistes setzte.

Die spartanische Sitte erlaubte Jünglingen und Jungfrauen einen freien Umgang. Die Jünglinge lebten vor den Augen der Jungfrauen, fürchteten deren Spott, und betrachteten das Lob von ihnen als schönsten Preis edler Handlungen. Und wiederum sahen die Jünglinge den gymnastischen Uebungen der halbnackten Mädchen zu und wurden durch die Reize derselben gewonnen. In feierlichen Aufzügen gingen die Mädchen gleich den Jünglingen unbekleidet einher und freueten sich singend an den festlichen Spielen und Reigen. „Daß die Knaben wie die Mädchen nackend ausgingen und bei gewissen feierlichen Gelegenheiten vor den Augen der versammelten Jünglinge tanzten und sangen, — sagt Plutarchos — war nichts weniger als unanständig, weil dabei Schamhaftigkeit beobachtet und alle Unzucht entfernt wurde. Es diente dazu, daß die Mädchen in ihrem Umgange zurückhaltend wurden, sich eines guten Anstandes befleißigten und zu einer edlen Denkungsart gelangten, weil auch sie an den Vorzügen und an der Werthschätzung derselben einen Antheil hatten. Uebrigens trugen jene feierlichen Aufzüge der Mädchen, ihre Entkleidung und ihre Kampfübungen in Gegenwart der männlichen Jugend viel dazu bei, daß die Jünglinge dadurch zum Heirathen ermuntert wurden und sich nicht durch geometrische Beweise, sondern, wie Platon sagt, durch solche Gründe dazu bestimmen ließen, welche die Liebe ihnen eingab." Ungefähr das 30. Jahr ward für die Männer am passendsten für die Verheirathung gehalten. Nur mit einem völlig ausgebildeten Mädchen, das in der Blüthe der Jahre

stand und kräftigen Wuchses war, durfte sich der junge Mann verheirathen. Der König Archidamos ward mit einer Geldstrafe belegt, weil er eine zu kleine Frau geheirathet, mit der er nicht Könige, sondern nur Königlein erzeugen könne. Wer eine unpassende Ehe einging, zu spät oder gar nicht heirathete unterlag einer öffentlichen Anklage und wurde bestraft. Zur Vorbereitung für die Ehe gehörte die Verlobung von Seiten des Vaters und der Raub der Jungfrau. Es war den Eirenen gestattet, wenn sie Neigung zu einem Mädchen empfanden und die Einwilligung des Vaters erhalten hatten, die Erwählte (— nur der Gewalt des stärkeren Geschlechtes opferte sie ihre Freiheit —) zu stehlen und zu einer Verwandten zu bringen, welche die Entführte empfing, ihr das Haar abschnitt, ihr männliche Kleider anlegte und sie in eine Kammer führte, wo das Mädchen dann im Dunkeln auf einem Binsenlager des Bräutigams harrte. Er durfte nur im Finstern zu ihr schleichen und mußte sich schämen, beim Hinein- und Herausgehen gesehen zu werden. Dieser nur seltene Umgang, durch den mittelst Enthaltsamkeit die Kraft der Ehe erhöht, jede Erschlaffung im Sinnengenuß verhindert und schöne und starke Kinder erzielt werden sollten, dauerte oft mehrere Jahre, und die Gatten hatten zuweilen bereits mehrere Kinder, ehe der Ehemann das 30. Jahr erreicht, und aus der Erziehungsanstalt entlassen, die Frau in das Haus seines Vaters, seines ältesten Bruders, in sein eigenes Haus führen und sie mit dem Ehrennamen „Herrin" begrüßen konnte. Im Hause nahm die Frau eine ehrenvolle Stellung ein. Doch war auch die Selbstständigkeit der Ehe der Glorie des Staates zum Opfer gebracht. Die Monogamie war gesetzlich geboten. Auf dem Ehebruch stand schwere Strafe; vielmehr, er wurde für ein unglaubliches Verbrechen gehalten. Darum soll der Spartaner Geradas auf die Frage eines Fremdlings, welche Strafe bei ihnen die Ehebrecher treffe, geantwortet haben: „O Fremdling, bei uns gibt es keinen Ehebrecher", und auf den Einwurf des Fremdlings, wenn sich aber doch einer fände: „So müßte er zur Strafe einen Stier geben, der so groß wäre, daß er über den Taygetos und über Sparta hinweg aus dem Eurotas trinken könnte." Wie könnte ein Stier so groß werden? „Und wie könnte Einer in Sparta Ehebrecher werden?" — Der Zweck der Ehe war Kindererzeugen. Es war daher jedem Ehemanne gestattet, der sich zum Werke der Liebe untüchtig fühlte, einen jüngeren und tüchtigeren Freund an seine Stelle treten zu lassen, und Plutarchos sagt, daß von dieser Erlaubniß viele Spartaner Gebrauch gemacht hätten. Auch galt es nicht für unziemlich, wenn ein Mann seinen Freund, dessen Frau ihm besser als die seinige

gefiel, überredete, das eheliche Recht mit ihm zu theilen. Den jüngeren Brüdern, welche sich nicht selbst einen Hausstand gründen konnten, war es erlaubt, die Frau des ältesten Bruders, bei dem sie lebten, zu benutzen. Unfruchtbarkeit der Frau löste die Ehe auf, und wollte man sich von der unfruchtbaren Frau nicht gänzlich trennen, so konnte man eine zweite, auch wohl eine dritte dazu nehmen. Wer 3 Kinder hatte, war frei vom Kriegsdienst, und wer 4 besaß, war von allen Abgaben befreit.

In dem Schlafgemach der Frau, besonders der Schwangeren, wurden schöne Gemälde und Bildsäulen von Göttern und Heroen, besonders des Apollon, Hyakinthos, Narkissos, des Kastor und Pollux 2c. zur steten Anschauung aufgestellt, wodurch zu einer schöneren Ausbildung der Leibesfrucht beigetragen werden sollte.

Der spartanische Knabe, der oft über einem Schilde, an welchen man einen Spieß anlehnte, geboren ward und den man bei seiner Geburt mit den Worten begrüßte: „Entweder mit diesem, oder auf diesem" wurde sofort in Wein gebadet, weil man glaubte, daß solches Bad nur starke und gesunde Kinder vertragen könnten, kränkliche aber sterben müßten. Hierauf entschied der Rath der Aeltesten des Stammes in der öffentlichen Unterredungshalle über das Leben des Kindes. Dem gesunden und starken Knaben ward sogleich das Bürgerrecht ertheilt, der ungesunde und schwache aber in einen Abgrund am Taygetos geworfen. Der Staat konnte nur gesunde Kinder brauchen; gesunde Kinder zu erziehen, lohnte sich allein in Sparta der Mühe. Bis zum siebenten Jahre gehörte das Kind der Mutter, von der es kräftig und am Leibe und Geiste gesund erzogen ward: wohnten doch in Sparta die Weiber, die über Männer herrschten, weil sie, wie Gorgo, die Gemahlin des Leonidas, einer Ausländerin sagte, Männer gebären konnten. Ursprünglich nährte die spartanische Mutter ihr Kind selbst; seit den Perserkriegen finden sich jedoch in den vornehmeren Häusern auch Ammen und Wärterinnen (— gemiethete Weiber aus dem Stande der Periöken —), die sich in Sparta durch besondere Sorgfalt und Geschicklichkeit auszeichneten, und darum von Ausländern (— des Alkibiades Amme, Amikla, war aus Lakonika —) sehr geschätzt wurden. Die Ammen feierten jährlich zu Sparta ein besonderes Fest, die Tithenidia, an dem sie die ihrer Pflege anvertrauten Kinder zu dem Tempel der Diana Korythallia trugen und daselbst tanzten und opferten. Mit Windeln und Bändern ward das Kind nicht umwickelt, damit die Glieder nicht eingeengt und dadurch das natürliche Wachsen derselben beeinträchtigt werde. An das Lager stellte man eine Lampe, damit es sich schon früh

an das Licht gewöhne; durch Fasten und Alleinsein im Dunkeln ward es abgehärtet und vor Furcht bewahrt. Das Schreien wurde soviel als möglich verhütet, weil der Spartaner überhaupt nicht schreien durfte.

Im siebenten Jahre wurden die vollbürtigen Söhne der Bürger von den Ephoren einem dazu besonders bestellten Erzieher und Führer, dem Paidonomos, übergeben, um sich fortan der öffentlichen Erziehung zu unterwerfen, deren Kosten von allen freien Bürgern, von den Einkünften der Staatsdomänen und aus den Steuern der Periöken bestritten wurden. Man wollte dadurch das Gefühl der Gleichheit in den Adel, das Gefühl der Gemeinschaft und Solidarität in die Jugend des Staates pflanzen. In gemeinschaftlichen Erziehungshäusern, Schlafsälen, Turnsälen und Musiksälen, wurde die spartanische Jugend — mindestens acht- bis neuntausend Köpfe — erzogen, und nur der Sohn der Könige, welcher einst zur Regierung gelangen sollte, war von dieser Erziehung ausgenommen, indeß sich die übrigen Söhne der Könige derselben unterziehen mußten, Halbbürger nur in besonderen Fällen, wahrscheinlich wenn sie gute Sitte und kriegerische Tüchtigkeit zeigten, und Fremde, wenn sie in Sparta bleiben wollten, zugelassen wurden: kein Spartaner aber durfte in einem fremden Staate erzogen werden. In die Erziehungshäuser aufgenommen, wurden die Knaben in kleine Abtheilungen, Ilä, getheilt, deren mehrere eine Bua, eine Schaar bildeten. Die älteren und tüchtigeren Knaben wurden den jüngeren und schwächeren als Vorturner und Aufseher, als Führer der Ilä und Buä — Ilarchen und Buagoren — vorgesetzt. Die Aufseher waren allein dem Paidonomos verantwortlich. Der Paidonomos, Niemandem verantwortlich, bestrafte die Knaben wegen eines Vergehens auf frischer That, beaufsichtigte die sittliche Aufführung und die körperlichen Uebungen und bestimmte, welche Reden und Fabeln die Kinder hören sollten. Bei Vertheilung der Einzelnen in die verschiedenen Gruppen und Klassen herrschte die Rücksicht auf das Alter vor. Bis zum Jünglingsalter waren drei Klassen: vom 7.—12., vom 12.—15., vom 15.—18. Jahre; vom Jünglingsalter bis zum Mannesalter, dem 30. Lebensjahre, mindestens eben so viele durchzugehen. Sogleich beim Eintritt ward den Knaben das Haar kurz geschoren. Ihr Lager bestand aus Heu und Stroh, ohne Decken; vom fünfzehnten Jahre ab aus Schilfrohr, das sie sich am Ufer des Eurotas ohne Messer sammeln mußten. Im Sommer und Winter gingen sie ohne Schuhe und gleich leicht bekleidet — bis zum 12. Jahre in Unterröcken, knappen Wollenröcken, im Jünglingsalter in einem Mantel, ohne Unterkleid, einem viereckigen nicht allzu großen Stück Tuch, welches auf die linke Schulter geworfen, über

den Rücken hinweg unter dem rechten Arm durchgezogen und dann wieder über die linke Schulter zurückgeschlagen wurde. Um für den Krieg an die Ertragung des Hungers zu gewöhnen, ward ihnen die Kost nur sparsam zugemessen und mager zubereitet; und um mit der Idee der Ueberlistung des Feindes und der dabei anzuwendenden Kunstgriffe vertraut zu werden, hatten sie die Erlaubniß, Lebensmittel zu stehlen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß sie sich nicht dabei ertappen ließen. Wer einen Knaben bei solchem Haus- und Felddiebstahl ergriff, hatte die Pflicht, ihn zu züchtigen oder dem Paidonomos Anzeige zu machen, der die Strafe dann durch die Peitschenträger, Mastigophoren, welche ihn stets begleiteten, vollziehen ließ. Der Knabe war wesentlich dadurch beschimpft, daß er so wenig listig und vorsichtig gewesen war. Die Schande der Entdeckung war größer, als die der Schläge, denn Schläge wurden als Mittel zur Abhärtung und Ertragung von Schmerzen angesehen. Darum hatten die Knaben auch Geißelproben zu bestehen. Am jährlichen Feste der Artemis Orthia wurde die Jugend bis aufs Blut gepeitscht. Die Aeltern standen dabei und ermahnten ihre Kinder zur Standhaftigkeit und Ausdauer und diese ertrugen die Streiche oft ohne Schmerzenslaut, fröhlichen Sinnes; ja es soll vorgekommen sein, daß einzelne unter den Streichen der Mastigophoren todt aber lautlos niedersanken.

Angeleitet von den Ilarchen und Buagoren machten die Knaben unter Aufsicht der Bidiäer und des Paidonomos den gymnastischen Cursus durch. Die gymnastischen Uebungen traten in Sparta als Hauptbildungsmittel entschieden in den Vordergrund. Die Dorier hatten sie seit unvordenklichen Zeiten gepflegt und Lykurgos, der Mitstifter der olympischen Spiele, hatte sie durch Gesetze geregelt. Sie sollten weder Athleten bilden, noch eine allseitige Ausbildung zur Gewandtheit und Schönheit geben. Der entscheidende Gesichtspunkt bei ihnen war die militärische Zweckmäßigkeit. Sie wurden in den zu Sparta zuerst errichteten Turnanstalten wahrscheinlich Morgens vor der Frühmahlzeit und Nachmittags vor der Abendmahlzeit, und zwar, seitdem dem Orsippos beim Laufen der Gürtel abfiel, nackt gehalten, bis man es nicht lange vor Platon schimpflich, ja lächerlich fand, nackte Männer zu sehen. Die Uebungen bestanden vorzüglich in Laufen, Springen, Fechten, Reiten, Schwimmen, Werfen und Jagen. Bei den kleinen Knaben ward mit der Uebung im Laufen und Springen begonnen. Daneben wurde das Ballspiel und die Stärkung der Arme betrieben. In den oberen Klassen waren militärische Evolutionen, Ringen, Werfen des Diskos und des Speeres die Hauptübungen. Der

Faustkampf und das Pankration fanden im gymnastischen Cursus keinen Platz, theils um das Leben des spartanischen Bürgers nicht in Gefahr zu bringen, das durch diese Uebungen jeden Augenblick bedroht war, theils um die schöne Form zu schonen, die durch den Faustkampf und das Pankration plötzlich in eine häßliche umgewandelt werden konnte.

Neben den gymnastischen Uebungen gingen die orchestischen her. Die Hauptarten des Tanzes, die in Sparta geübt wurden, waren die kriegerischen. Wenn die Knaben nach dem Tacte der Kithara und der Blasinstrumente zu gehen gelernt hatten, folgte frühzeitig die Unterweisung in den Anfängen des Kriegstanzes, der Pyrrhiche, welche Thaletas von Kreta nach Sparta gebracht hatte und welche, nach Platon, alle vorsichtigen Wendungen zum Vermeiden von Stößen und Stechen, sowie alle auf den Angriff des Feindes berechneten Bewegungen, den Sprung zur Seite, das Zurückweichen, das Niederbücken zur Erde und Emporspringen darstellte. Auch in der Rüstung und in Schaaren wurde die Pyrrhiche getanzt, wo dann die Bewegungen des Angriffs und der Vertheidigung nach dem Rhythmus der Musik in ganzen Massen geübt wurden. Neben diesen kriegerischen Tänzen fehlten aber auch die Chorreigen nicht, welche dem Cultus dienten, mythische Begebenheiten andeuteten und darstellten und religiöse Empfindungen ausdrückten. Der karyatische Tanz ward jährlich von den Jungfrauen zur Ehre der Diana aufgeführt und die Bibasis von Knaben und Mädchen zugleich getanzt, indem sie in die Höhe sprangen und sich hinten mit den Füßen schlugen.

Die geistige Erziehung war in Sparta wesentlich durch die musikalische Bildung vertreten. Die Musik wurde geübt, um durch sie das Gemüth zur Tapferkeit und Vaterlandsliebe zu entflammen und vor allen Ausschweifungen zu bewahren. Zugleich diente sie, wie die gottesdienstlichen Hymnen und deren Melodien bezeugen, zur Verherrlichung der Götter: musikalische Wettstreite bei den Karneen; gottesdienstliche Tänze bei den Hyakinthien. „Mit derselben Sorgfalt, — sagt Plutarchos — womit man in Sparta die Knaben zur Reinheit und Einfachheit des Ausdrucks anleitete, lehrte man sie auch Lieder und Gesänge, welche den Muth erregten und begeisterte Lust zur That aufweckten. Die Sprache war natürlich und edel, der Inhalt bildend für die Sitten. Der berühmte Dichter und Kitharspieler Terpandros von Lesbos, welcher von den Spartanern auf Orakelspruch berufen, ihre inneren Unruhen mit dem Zauber seiner Gesänge stillte, singt von Sparta: Wo die Lanze der Jünglinge blitzt und hell der Gesang tönt, weit durch die Straßen auch waltet das Recht; — Pindaros, der Ver-

herrlicher der gymnastischen Preiswettkämpfe, singt von Sparta: Woselbst der Alten Weisheit und junger Mannen Speere glänzen und Tanz und Lieder und Festfreude; — und Alkman: Denn es klingt dem Stahl entgegen der Laute süßer Klang; — vor jedem Treffen ward im Spartanerheere den Musen geopfert, um die Krieger an ihre Erziehung und an die Dichtersprüche zu erinnern, damit diese Göttinnen dem Geiste der Kämpfenden nahe sie zu denkwürdigen Thaten begeisterten." Die Knaben und Jünglinge lernten die Kithara gebrauchen, im Chore und einzeln singen. Die von der Censur der Ephoren geeignet gefundenen Choräle in der männlichen und gehaltenen dorischen Tonart sollten — wie Dunker bemerkt — den sittlichen Kern des spartanischen Lebens, Mannhaftigkeit und Disciplin, adeligen Stolz, Verschmähung feiger und knechtischer Art, den Ernst der Zucht, den Ehrgeiz der Anstrengung in die Herzen der Junker einpflanzen; durch die Prosodien (Prozessionslieder), die Päane (Preislieder), die Hyporcheme, die Chorlieder, welche die Bewegungen eines tanzenden Chores begleiteten, durch die Marschlieder des Tyrtäos und seine Kriegs- und Siegesgesänge, welche den Knaben eingeübt wurden, sollten sie zu Frömmigkeit und Gehorsam, zu kriegerischem, todesfreudigem Muthe, zu willigem Ausharren in Gefahr und Noth gestimmt werden. Auch die lykurgischen Gesetze, zu denen Terpandros Tonweisen gemacht hatte, wurden eingeübt und abgesungen. Immer aber sollte die Musik ernst, gemessen, kraftvoll bleiben. Als der Musiker Phrynis von Lesbos nach dem Perserkriege mit einer neunsaitigen Kithara nach Sparta kam, schnitt ihm der Ephor Ekprepes zwei Saiten ab. Und ebenso wurde dem Schüler des Phrynis, dem Timotheos von Milet, seine elfsaitige Kithara von den Ephoren in Sparta weggenommen und in der Skias, der Tonhalle am Markte, aufgehängt. Wie bei der dorischen Tonweise, so blieb man fest bei der siebensaitigen Kithara Terpanders.

Lesen und Schreiben gehörten nicht zum System der spartanischen Erziehung, wenn es auch Niemandem verwehrt war, sich Fertigkeiten in ihnen anzueignen. Doch hatte Sparta — so bemerkt Krause — eben so wie Athen seinen Grammatistes für die Knaben, und als Lesebuch wahrscheinlich die homerischen Gesänge. Anderweitige Disciplinen und Wissenschaften jedoch — mit Ausnahme des Kopfrechnens für den praktischen Gebrauch — wurden nicht zugelassen; und wenn sich auch seit dem peloponnesischen Kriege Grammatiker und Rhetoren finden, so ist doch die Wahrheit oder die Dichtung charakteristisch, daß Kephisophos aus der Stadt vertrieben ward, weil er versicherte, er könne über einen beliebigen Gegenstand den ganzen Tag hindurch sprechen. Die Rede-

kunst war aus Sparta verbannt. Tragödien und Komödien waren verboten. Alles rein wissenschaftliche und gelehrte Treiben stand in geringem Ansehn. Praktische Verstandesbildung, die Kunst des scharfen und bündigen Gedankenausdrucks, den Kern jeder Sache schnell in's Auge zu fassen, unbeirrt und rasch dem Ziele zuzugehen und mit List und Verschlagenheit zu erlangen, wonach man ringt: darnach strebte die soldatische Erziehung der Spartaner, und darin sollten die Männer die Jünglinge und Knaben üben, indem sie ihnen durch ihre Gespräche zeigten, wie man die Dinge aufzufassen und zu behandeln habe, und indem sie ihnen Fragen zu schneller Beantwortung vorlegten. Gleichen Geist sollte auch der Liebhaber in seinem Lieblinge zeugen und pflegen, indem er ihm mit hohem Beispiele voranging. Plutarchos: „Sie führten die Knaben oft in ihre öffentlichen Speisesäle als in Schulen der Weisheit, wo sie Gespräche über öffentliche Angelegenheiten hörten, Vorbilder eines würdigen Benehmens vor Augen hatten, sowohl ohne Grobheit scherzen und spotten, als von Andern Scherz ertragen lernten; denn auch dies war eine Spartanertugend, den Scherz zu verstehen; wem es übrigens wehe that, durfte dies nur sagen und sogleich ließ man ab; jedem Hereintretenden zeigte der Aelteste die Thür mit den Worten: Durch diese geht kein Wort hinaus! Bei ihren eigenen Mahlzeiten hingegen forderte der Vorsteher der Genossenschaft den einen Knaben auf zu singen, den andern eine Frage zu beantworten, welche eine überlegte Antwort erheischte, namentlich über den sittlichen Werth der verschiedenen Handlungsweisen; dadurch gewöhnten sie sich schon früh, das Schöne und Edle zu erkennen und das Benehmen der Menschen aufmerksam und richtig zu fassen. Wenn Einer auf solche sitten- und gefühlbildenden Fragen um die Antwort verlegen war, so betrachtete man dies als Zeichen eines stumpfen, des Wetteifers im Guten unfähigen Gemüthes. Die Antwort mit den Gründen und Beweisen mußte schlecht und recht sein, kurzweg und ohne Umschweif; gedankenloses Reden wurde wohl selbst gestraft in Gegenwart der Aeltern und Vorsteher. Namentlich achtete man auf einen reinen, einfachen, entschiedenen Ausdruck, und ein Hauptaugenmerk richteten hierauf die Liebhaber. Sie lehrten ihre geliebten Knaben, ihre Reden mit dem Salze eines beißenden und doch gefälligen Witzes zu würzen und mit wenigen Worten Viel zu sagen. Der eisernen Geldmünze zwar gaben die Spartaner bei großer Masse nur geringen Werth; in die Münze der Rede hingegen legten sie bei einfachen, wenigen Worten einen reichen, tiefen Gehalt, indem sie den Knaben durch langes Schweigen gewandt in Sinnsprüchen und fertig in Antworten bildeten. Als einst ein

Athener über die Kürze der spartanischen Schwerter spottete und versicherte, die Gaukler auf den Schaubühnen könnten sie mit Leichtem verschlucken, so antwortete ihm der Spartaner Agis: Und doch wissen wir den Feind mit diesem kurzen Schwerte gar wohl zu treffen. Ebenso trifft der spartanische Ausdruck, so kurz er scheint, doch stets die Sache beim rechten Fleck und steigt in des Hörers Seele. Lykurgos selbst hatte einen kurzen, einfachen Ausdruck; so antwortete er auf die Frage der Spartaner, wie sie sich gegen die Einfälle der Feinde am besten sichern könnten: Bleibet arm und wolle Keiner mehr als der Andere; — und wieder auf eine Anfrage wegen Befestigung der Stadt: Fasset sie mit Männern ein statt mit Steinen! — auf die Frage, warum Lykurgos so wenig Gesetze gegeben hätte, antwortete Charilaos: Die nicht viel Worte brauchen, bedürfen auch nicht vieler Gesetze! — Ein atheuischer Redner nannte die Spartaner unwissende Menschen; darauf rief ihm Pleistonax zu: Du hast ganz recht, denn wir allein unter den Hellenen haben nichts Böses von euch gelernt. — Aus diesen wenigen Reden kann man sehen, wie sie gewöhnt wurden, nichts Unnützes und Weitschweifiges zu sagen und kein Wort entschlüpfen zu lassen, das eine Blöße gäbe und nicht einen der sinnenden Aufmerksämkeit werthen Gedanken enthielte; darin lag die kräftigste Erziehung der Jugend. Wollte man nun glauben, daß hierdurch eine finstere, rauhe Gemüthsart erzeugt worden sei, so würde man den Spartanern sehr unrecht thun; hat ja doch Lykurgos selbst dem Gotte des Lachens eine Bildsäule errichtet, und mit Recht nennt Pindaros Sparta die Stadt, wo des Alters Weisheit, der Jugend Kraft und froher Muth und Tanz und Lieder und Festesfreude ewig blühen, und den Musen, den Göttinnen jeglicher Kunst und Bildung, brachte man von Staatswegen Opfer dar."

Die Bildung der Jugend bei den gemeinschaftlichen Mahlen ward durch die eigenthümliche Gestalt der Knabenliebe noch verstärkt. Die Knabenliebe betrachtete man in Sparta als ein Hauptmittel der Erziehung und Xenophon sagt, der Gesetzgeber habe deshalb einerseits die reine Liebe, wenn ein selbst edler Mann die Seele eines Knaben liebe und ihn durch seinen Umgang zum untadelhaften Freunde mache, gelobt und diese Erziehung für die schönste gehalten, andererseits das Begehren nach dem Körper des Knaben für schimpflich erklärt und dadurch bewirkt, daß in Lakedämon die Liebenden gegen die Geliebten nicht minder enthaltsam wären, als die Aeltern gegen ihre Kinder, Brüder gegen die Brüder. Das Verhältniß des Liebenden zum Geliebten vertrat in Sparta, wo die Erziehung von frühen Jahren an der Familie

entzogen war, den Mangel des älterlichen Einflusses. Das Gesetz gestattete dem Liebenden die größte Nähe, jedes Zeichen der Zuneigung, selbst die innigste Berührung des Geliebten, und dieser pflegte, wie Aelian sagt, nicht spröde gegen jenen zu sein, Schändung aber wurde an Dem, der sie ausübte, wie an Dem, der sie litt, mit Entehrung, Verweisung oder Tod bestraft. —

Mit dem 18. Lebensjahre traten die Jünglinge aus den Erziehungshäusern der Knaben. Sie hießen von hier ab bis zum 20. Jahre Melleineres, werdende Jünglinge, konnten nun Haar und Bart wachsen lassen, und wurden vorzugsweise in den Waffen geübt und mit Einübung des kleinen Krieges beschäftigt. „In diesem Alter — sagt Xenophon — befreien Andere die Jugend von Aufsehern und Lehrern, und überlassen sie dem eigenen Willen. Lykurgos aber hatte eine entgegengesetzte Ueberzeugung und legte den Jünglingen die meisten Arbeiten und schwersten Beschäftigungen auf, weil er wußte, daß dieses Lebensalter zur größten Einbildung, zum zügellosesten Uebermuthe und zu den heftigsten Begierden am meisten geneigt ist. Deshalb verordnete er, daß nicht nur von den öffentlichen Aufsehern, sondern auch von Jedem, welchem das Wohl des Staates am Herzen liege, dem Müßiggange der Jugend besonders gesteuert würde." — Vom 20. bis zum 30. Jahre hießen die jungen Spartaner Eirenes, Jünglinge, wohnten in besonderen Kasernen und waren gezwungen, unter Aufsicht der Bidiäer (— fünf dem Paidonomos zugeordnete Unteraufseher, für jeden Stadtbezirk je einer —) den vorgeschriebenen Leibesübungen obzuliegen, unter welchen das Ballspiel eine Rolle spielte. Die ausgezeichnetsten Jünglinge wurden unter die Schaar der 300 Ritter aufgenommen, die im Frieden den Ephoren zur Verfügung standen, im Kriege, je hundert, jeden König in's Feld begleiteten. —

Was die Jugend in den Gymnasien geübt und in der Musik gelernt hatte, das ward an bestimmten Festen öffentlich dargelegt. Auf dem Platanistas, einer von zwei Bächen umflossenen, von Platanen beschatteten Insel hielten die Melleineren jährlich eine Schlacht ab. Bei den Karneen, dem Hauptfeste, welches die Spartaner dem Apollon im August feierten, hatte die gesammte Jugend den ganzen Umfang ihrer musischen, orchestischen und gymnastischen Künste zu zeigen. Auf einem besonderen Platze am Markte tanzte die Jugend alljährlich die Festreigen zu Ehren des Apollon; hier ertönten die Choräle des Thaletas und Alkman; hier wurden vor den Augen der Könige und aller Behörden gymnastische Spiele aufgeführt. „An solchen festlichen Tagen konnte der Chor der Greise singen: „Wir

waren einstmals krafterfüllte Männer!" und der Chor der Männer antworten: „Wir aber sind es, hast du Lust, versuche es!" worauf dann der Chor der Knaben erwiderte: „Wir werden einst noch viel gewaltiger sein!"

Die Erziehung war in Sparta eine absolut öffentliche. Jeder Mann war Lehrer des Knaben; jeder Jüngling hatte in jedem Manne und jedem Greise seinen Lehrer zu achten. Jeder Mann und jeder Greis war berechtigt und verpflichtet, den fehlenden Knaben und Jüngling, wo er ihn traf, auf der Straße und auf den Uebungsplätzen, nicht allein mit Worten, sondern auch mit dem Stocke zu züchtigen. Der Knabe oder Jüngling, der sich den Verweisen eines Alten widersetzte, ward mit Schimpf und doppelter Strafe belegt. Ueberhaupt genoß das Alter in Sparta eine in der Geschichte einzig dastehende Achtung. Der Junge stand zum Alten in dem sittlichen Verhältniß des Gehorsams, der Nacheiferung und der Verehrung. Jüngere mußten vor den Alten in den Straßen ausweichen und vor denselben aufstehen. „Nur in Sparta ist es angenehm, alt zu werden," konnte deshalb ein Fremder, der diese Ehrfurcht der Jugend gegen das Alter sah, ausrufen. „Die anderen Griechen wissen das Schickliche, die Spartaner allein thun es" — sprach ein Greis, der zu Olympia und zu Athen von Keinem beachtet, von Vielen verspottet ward und vor dessen grauem Haupte sich die Spartaner ehrfurchtsvoll erhoben.

Ein eisernes Scepter herrschte über die spartanische Jugend vom 7. bis zum 30. Lebensjahre. Prügelstrafe war eine allgemeine Strafe, und jeder Knabe wie jeder Jüngling hatte den Stock jedes Spartaners, die amtlichen Züchtigungen der Bidiäer und des Paidonomos, der als „Generalprofoß" mit seinen Peitschenträgern durch die Straßen und die Ringbahnen der Jugend zog, zu fürchten. Die Ephoren hielten daneben an jedem zehnten Tage Umzug zur Besichtigung der Jugend, ob die Kleidung, die Schlafsäle und Lagerstätten den Vorschriften entsprächen, ob das Aussehen und das Wachsthum der Knaben der gehörigen Entwicklung angemessen sei, und um dann Denjenigen zu geißeln, der breiter und dicker geworden war, als er nach dem umgelegten Maße sein sollte. Auf jedes Vergehen, auf jede Versäumniß der Knaben standen Stockschläge oder Geißelhiebe, denn die Spartaner glaubten, daß die strengste Zucht die besten Männer erzeuge.

Mit dem dreißigsten Jahre war der Spartaner der Zucht entwachsen. Er ward aus der Erziehungsanstalt entlassen, konnte einen eigenen Hausstand gründen und war activer Soldat. Den Männern vom 45. bis zum 60. Jahre lag der Garnisondienst im Lande

ob. Mit dem 60. Jahre erlosch die Verpflichtung zum Kriegsdienst, und von nun ab harrten des Tapferen die höchsten Staatsstellen in der Gerusia, dem Rath der Alten zc. Die mit Ehren in der Gerusia alt Gewordenen wurden Geronten und förderten das Wohl des Staates durch klugen Rath und erfahrene Umsicht: sie waren die vollkommnen Musterbilder des Lebens wie für die Jugend, so für die Bürger überhaupt. Wehe aber dem Spartaner, der nicht das Ziel erreichte, auf das die spartanische Erziehung hinsteuerte. Wer sich gefangen nehmen ließ, war fortan zu jedem Amte unfähig und verlor die Verfügung über sein Vermögen. Wer geflohen war, hatte kein Bürgerrecht mehr: sein Haar ward ihm zur Hälfte geschoren; er mußte im geflickten Mantel einhergehen, auf der Straße Jedem ausweichen, vor den Jüngeren aufstehen; von den Syssitien und Gymnasien war er ausgeschlossen, und während der Chorgesänge an Festtagen ward er an einem schimpflichen Platze öffentlich ausgestellt. Es sollte — bemerkt Duncker — in Sparta viel Muth dazu gehören, feige zu sein.

So die Erziehung der Spartiaten. Die Periöken gehörten nicht in dieses System der Erziehung: sie waren allein da, um beherrscht zu werden, und die Ephoren waren mit solcher Gewalt über sie ausgerüstet, daß sie Jeden ohne Urtheil und Recht zu Tode bringen konnten. Den Heloten war nicht nur jede gymnastische und ritterliche Uebung untersagt; sie durften auch die Lieder Terpanders und Alkman's nicht singen. Außerdem standen sie unter einem System polizeilicher Ueberwachung und schärfster Spionage. Sobald die Ephoren im Herbst ihr Amt angetreten hatten, schickten sie mehrere hundert Jünglinge zur Krypteia d. h. zur Verbergung, um ohne Begleitung eines Knechtes, mit dem Schwert umgürtet und den Ranzen mit Lebensmitteln auf dem Rücken, den ganzen Winter hindurch das Land zu durchstreifen, das Treiben der Heloten zu beobachten und dann nach ihren Berichten, von den Ephoren beauftragt, die gefährlichen Subjecte in aller Stille zu überfallen und meuchelmörderisch zu tödten. Diese Krypteia war zugleich ein praktisches Erziehungsmittel: die Vorübung für den Krieg. Und als Werkzeuge, die man verbrauchte und an denen man sich übte, wurden die Heloten überhaupt nur betrachtet. Man zwang sie zuweilen, gemeine Lieder zu singen, gemeine Tänze zu tanzen und sich zu berauschen, damit die edle Jugend mit Verachtung gegen das Laster, aber auch gegen die Sclaven erfüllt werde. —

Die Erziehung der spartanischen Frauen war gleichfalls eine öffentliche. Um die Jungfrauen möglichst fähig und tauglich zum Gebären trefflicher Kinder zu machen, was man für den wichtigsten

Beruf freigeborner Frauen hielt, war auch den Mädchen ein gymnastischer Cursus von Staatswegen vorgeschrieben. Auf besonderen Uebungsplätzen übten sie sich, in verschiedene Klassen nach den verschiedenen Lebensaltern eingetheilt, im Hüpfen und Anfersen, im Laufen, Ringen, Springen, im Wurf mit dem Diskos und mit dem Spieß. Wie die Knaben trugen auch sie das wollene Hemd; wenn auch etwas länger, so doch bei den Uebungen an einem Schenkel aufgeschlitzt, weshalb sie der Dichter Ibykos die „schenkelzeigenden" nennt. Daneben wurden sie in mancherlei Tonweisen geübt. Bei einzelnen Festen tanzten die Jünglinge und Jungfrauen ihre Chorreigen, sangen sie ihre Choräle neben einander. Mit offenem Angesicht und zum Theil unbekleidet erschienen die Jungfrauen nicht bloß auf dem Turnplatze und bei öffentlichen Aufzügen, sondern auch, und zwar oft von Jünglingen begleitet, auf dem Markte, und sie wuchsen auf diese Weise, unter starken Muskelübungen, in der Sonne und in freier Luft so derb und kräftig empor, daß eine Atheuerin von einer Spartanerin bei Aristophanes ausrufen muß: „Wie schön Du bist, wie blühend Deine Haut, wie schwellend Dein Fleisch, welche Brüste; Du könntest einen Stier erwürgen!" Trotz dieser männlichen Ausbildung waren die Spartanerinnen zugleich anhängliche Gattinnen und gute Hausfrauen. Zwar verstanden sie es nicht, gut zu spinnen und zu weben; aber sie verstanden das Haus gut zu verwalten und zugleich, als Glieder des Staates sich fühlend, vor den Männern freimüthig und dreist über die öffentlichen Angelegenheiten zu sprechen. In einfacher und schmuckloser Kleidung, nach der Verheirathung nicht mehr unverschleiert aus dem Hause gehend, übten sie, von dem Bewußtsein Dessen durchdrungen, was der Staat von seinen Angehörigen verlangte, auf Sohn und Gatten einen tiefen und nachhaltigen Einfluß. Ihre Meinung wurde geachtet, ihr Tadel gefürchtet, ihr Lob gesucht. Durch den Gedanken an die Gattin sollte der Gatte, durch die Erinnerung an die Mutter der Sohn zu Allem, was für ehrenwerth galt, getrieben werden. Sparta erzeugte aber auch Heldenweiber, die den Göttern in den Tempeln Dank sagten, wenn ihre Männer und Söhne im Kampfe für das Vaterland ruhmvoll gefallen waren, von denen eine Mutter ihren Sohn mit eigener Hand tödtete, weil er als ein Feiger aus der Schlacht zurückkehrte, und eine andere, Gorgo, das Weib des Leonidas, ihrem Sohne den Schild mit den Worten übergab: „Entweder mit diesem oder auf diesem." „Wenn die Wurzel gut ist, wächst auch das Erzeugte besser", sagt Plutarchos und fragt dann: „Warum soll man bei Menschen nicht eben so gut auf eine edle Rasse sehen, als bei Hunden und Pferden?" —

Das die großartige mit Staunen und Ehrfurcht erfüllende Erziehung zu Lakonika, die Erziehung des dorischen Stammes im Allgemeinen zugleich — eine absolut tyrannische für das Individuum und doch eine griechisch freie. Ihre Forderung bestand in der unbedingten Unterwerfung des individuellen Willens unter den gesetzlich bestimmten Willen der Gesammtheit. Vor der Freiheit des Ganzen schwieg die Freiheit des Individuums, oder vielmehr in der Freiheit des Ganzen fand das Individuum seine eigene Freiheit. Die spartanische Erziehung war der treue Aus- und Abdruck des spartanischen Charakters und sie blieb deshalb auch lange noch Eigenthum der Masse, als schon die Schätze, die durch und nach Lysander in Sparta zusammenflossen, nachtheilig auf die Gesinnung der Ersten im Volke wirkten und als die Machthaber nicht mehr an dem Gedanken, auf den Sparta gegründet war, festhielten, an dem Gedanken nämlich, daß jeder Bürger dem Wohle des Staates sein Privatinteresse unbedingt und freudig zum Opfer bringen müsse. Doch bald durchdrang das Verderben das ganze Volk. Die älteren Bürger schwelgten mit den Königen in Ueppigkeit; Putzsucht nahm überhand; die Pheiditien arteten aus; die Weiber wurden ungebunden und zügellos. Agis IV. wollte die alte Zeit zurückführen: seine Pläne scheiterten an dem Widerstande der älteren Bürger und an dem Eigennutze der Ephoren. Kleomenes setzte die alte Verfassung und mit ihr die alte Zucht noch ein Mal durch; doch ohne Bestand. Der Achäer Philopömen, der einsah, worin die Größe Spartas gelegen, wies die Gesetze und Einrichtungen von Lykurgos aus Sparta heraus und zwang die Spartaner die Sitten und Gesetze der Achäer anzunehmen. Die Römer endlich gestatteten den Spartanern wieder, nach dem Geiste ihrer Gesetze zu leben. Doch der Geist des Volkes war entflohen, und deshalb konnten die Gesetze Lykurgs kein Leben mehr einhauchen. Da sank auch mit innerer Nothwendigkeit die spartanische Erziehung zusammen, die, wie Aristoteles sagt, nicht für Bürger, sondern nur für Soldaten eingerichtet war.

15.

Pythagoras, der Erziehungstheoretiker des Dorismus.

Die Theorie der dorischen Erziehung repräsentirt der Begründer der theoretischen Erziehung überhaupt — Pythagoras. **Pythagoras**

war nicht von leiblicher Geburt, — er war von geistiger Natur ein Dorier. Aber er war ein Dorier im großartigsten Stil. Und mehr noch. Mit der Idealität des Griechenthums und dem großen Vergleichungssinne des Orients begabt — ein Paarungsproduct der tiefsinnigen orientalischen Mystik und des schönen hellenischen Gedankens — umfaßt er in sich die geistigen Schätze der Inder, Baktrer und Aegypter, aber als ein ächter Grieche. Als wahrhafter Weiser sind Religion und Philosophie, wie Theorie und Praxis, Gedanke und That bei ihm noch Eins und in Einheit. Die höchste Bildung seiner Zeit wie in einem Brennpunkte in sich zusammenfassend, steht er, der Philosoph der Harmonie der Welten, hoch über dieser Zeit, mit seltenem Wissen, mit klarem Blick und mit tief religiösem Sinn. Er ist ein hoher Priester der Wahrheit in der Weltgeschichte, wie er vor dem Volke auch symbolisch als Priester im weißen Talar, mit lang herabfließendem Barte, mit einer güldenen Krone auf dem Haupte, ernst, ohne irgend eine Leidenschaft, würdevoll und gebieterisch aufgetreten sein soll. Und dieser Priester und Philosoph war zugleich ein Stern erster Größe am Himmel der Pädagogik, der durch Weisheit und Tugend zur Glückseligkeit, zur wahren Sittlichkeit, emporheben und das im Menschen liegende Göttliche aus dem Menschen plastisch herausarbeiten wollte, so daß Harmonie im Reich der Edlen, in dem die Regierenden die Edelsten sein sollten, durchklinge, — selber eine plastische Gestalt, die das Wort eines alten Dichters stets im Munde führte und durch die That übte:

Worin versah' ich's? Was that ich?
Und was zu thun unterließ ich? —

Wie das Alterthum den Ursprung des Lebens aller großen Männer in Mythen hüllt und sie nicht nur von berühmten Aeltern abstammen läßt, sondern auch wunderbare Begegnisse von ihrer Geburt erzählt, wenn sie dieselben nicht gänzlich als Sprossen der Götter betrachtet — sinnig damit andeutend, daß das Große bereits vor seinem Eintritt in die sichtbare Welt vorbereitet ist und daß die Gottheit in den Genien der Menschheit besonders werkthätig erscheint: so auch in und mit dem Leben des Pythagoras. Pythagoras wird ein Sohn des Apollon genannt, wie auch von ihm überliefert wird, daß er von Hermes das Geschenk der Erinnerung an sein früheres Leben besessen habe. Zugleich erzählt die Mythe, daß der Vater des Pythagoras mit seiner schwangeren Gattin das Orakel zu Delphi besucht habe, wo ihm von der Pythia die Geburt eines Sohnes verkündet ward, welcher an Weisheit und Schönheit über alle Menschen emporragen werde, und deshalb sei dieser Sohn Pythagoras d. i. der von der Pythia Verkündete genannt

worden. Geboren ward er 569 v. Chr. zu Samos, wo sein Vater Mnesarchos mit seinen Schiffen Handel nach Phönikien und Sizilien trieb und daneben, mehr der Ehre wegen, die Steinschneidekunst übte. Die erste Jugendbildung, die in Lesung von Dichtern und Erlernung der Musik bestand, erhielt er durch den Samier Hermodamas. Auch Thales und Anaximander, vorzüglich aber Pherekydes, waren seine Lehrer: dem Pherekydes verdankte er die ihm später so eigenthümliche religiöse Richtung, indeß ihn Anaximander in seinen naturwissenschaftlichen Ideenkreis einführte und Thales ihm nicht bloß von seinen Kenntnissen mittheilte, soviel sein Alter und seine abnehmenden Kräfte erlaubten, sondern ihn auch ermunterte, nach Aegypten zu schiffen und sich besonders an die Priester von Memphis und Diospolis (Theben) zu wenden, denn von ihnen habe auch er mitgebracht, was ihn in den Augen der Menge zum Weisen mache. Zunächst jedoch schiffte Pythagoras nach Phönikien, wo er in Sidon mit einem Priestergeschlechte zusammentraf, bei dem er die Lehren einer alten Naturspeculation kennen lernte, indeß er zu gleicher Zeit mit den übrigen Priestern und Tempelvorstehern verkehrte und sich in alle bedeutenden Weihedienste aufnehmen ließ. Von hier führte ihn sein Weg nach Aegypten, wo er von seinem 22. bis zu seinem 44. Lebensjahre lebte und, alle Bedingungen der Zulassung zur Priesterschaft, sogar die Beschneidung, erfüllend, sich mit solcher Beharrlichkeit und Begeisterung der Priesterweisheit widmete, daß er sich die Bewunderung und Liebe der Priester erwarb und von ihnen nicht bloß zur Theilnahme an ihren Studien, sondern sogar zur Verrichtung der Opfer zugelassen ward. Der Oberprophet Sonchis ward sein Lehrer und ertheilte ihm nicht nur den mündlichen wissenschaftlichen Unterricht, sondern eröffnete ihm auch die priesterliche Literatur, die das gesammte Gebiet des damaligen Wissens, Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Astronomie und die astronomischen und geschichtlichen Beobachtungen und Ueberlieferungen umfaßte, woraus sich Pythagoras, neben der eigentlich strengeren Wissenschaft in Astronomie und Mathematik, besonders die eigenthümlichen religiösen Anschauungen aneignete, die eine Speculation über Welt und Gottheit, über das Gesammtleben des All wie seiner Lenkung und Leitung durch die Gottheit und über die Verhältnisse der Gottheit zum Menschengeschlecht enthielten. Was seit Jahrtausenden im ägyptischen Geistesgefängniß verschlossen gelegen, das ward so durch griechische Genialität veredelt an das Tageslicht gebracht und damit zum geistigen Blute der spätesten Nachwelt gemacht. — Nachdem hiernach noch der Aufenthalt in Babylon, der Umgang mit den Priestern der Chaldäer und Perser, und die persönliche Bekanntschaft mit Zoroaster

selbst, — woneben der Verkehr mit fremden Nationalitäten, wie mit den Indern und Hebräern ganz verschwindet, — auf Pythagoras und seinen Ideenkreis nicht ohne Einfluß geblieben war, vielmehr seine Kenntnisse in Astronomie, Mathematik und in der Naturwissenschaft bereicherte, vornehmlich aber seine religiöse Ansicht dadurch veränderte und umbildete, daß er die ägyptischen und persischen Gott- und Weltanschauungen zu vereinigen strebte: kehrte er, geistig gestärkt und voll neuer Ideen, nach seinem Vaterlande zurück. Hier jedoch hatte sich die geistige Physiognomie während seiner Abwesenheit wesentlich geändert. Die unteritalischen und sizilischen Pflanzstädte waren der blühendste und mächtigste Theil Griechenlands geworden, indeß die kleinasiatischen Griechen mit dem Verluste ihrer Selbstständigkeit durch die persische Eroberung auch ihren bisherigen Vorrang unter den Griechen eingebüßt hatten. Nach Unteritalien, und zwar nach Kroton, wo er eine größere Empfänglichkeit für die Wissenschaft voraussetzen durfte, weil sich bereits eine Arztesschule daselbst befand, wo die Gymnastik mit besonderer Vorliebe betrieben ward, und wo das dorische Princip der körperlichen Abhärtung in hoher Blüthe stand, wandte sich Pythagoras, da er zu Samos mit der Gleichgültigkeit seiner Landsleute zu kämpfen hatte und seine Schüler bis auf einen zusammengeschmolzen waren. Nachdem er zuvor noch zu Kreta in die Heiligthümer eingeweiht war und in Sparta die lykurgischen Gesetze hatte kennen lernen, trat er als ein Mann auf, der, wie Porphyrios schreibt, nicht bloß durch seine großen Reisen ausgezeichnet, sondern auch seiner eigenen Begabung nach vom Glück trefflich ausgestattet war, denn er hatte eine vornehme und hohe Gestalt, verbunden mit der größten Anmuth und Würde in Rede und Charakter und überhaupt im ganzen Benehmen. Und diese schöne männliche Gestalt, diese hohe Rede, dieser sittliche Charakter, sowie seine vielseitigen Kenntnisse, sein religiöser Enthusiasmus und zu allen diesen Verdiensten noch, wie Röth sagt, das Verdienst, ein Fremder zu sein, — erwarben ihm in Kroton von Anfang an eine Menge Anhänger, Bewunderer und Verehrer. Er fing damit an, daß er die Jugend versammelte und durch eine Einleitung über den Vorrang alles Früheren, Bejahrteren vor dem Späteren, Jüngeren, sowohl in der Natur als im Leben, im Weltall wie im Staate, bei Göttern wie bei Menschen, die Ehrfurcht erheischende Würde der Aeltern in's Licht setzte und dann den Dank hervorhob, den wir ihnen schulden, sowohl weil sie die Urheber unseres Lebens sind, (— denn welchen Dank würde ein Verstorbener Dem wissen, der ihn wieder in's Leben brächte —) als auch der unausgesetzten Wohlthaten wegen, die sie uns erzeigen, sogar schon vor unserer Geburt und so,

daß auch unser späteres Lebensglück mittelbar ihr Werk ist, während wir doch gar kein Recht gegen sie haben. Daran knüpfte er dann weitere Ermahnungen zur Pflichterfüllung. Er hieß sie, sich gegen Freunde so zu betragen, daß sie niemals Feinde und gegen Feinde so, daß sie baldigst Freunde würden, in der Ehrerbietung gegen das Alter ihre Gesinnungen gegen ihre Väter, und in der Menschenliebe gegen die Uebrigen ihre Umgangsweise gegen ihre Geschwister an den Tag zu legen. Endlich aber ermahnte er sie noch zur Pflicht der Geistesbildung. Denn es sei ein Widerspruch, daß man die Einsicht bei Allem als das Wichtigste betrachte und doch weder Zeit noch Mühe auf ihre Erlernung verwenden wolle. Während die Körperbildung den gewöhnlichen Freunden gleiche, die bald abtrünnig würden, so dauere die Geistesbildung wie ein ächter Freund bis zum Tode aus, ja sie verschaffe Manchem noch über den Tod hinaus unsterblichen Nachruhm. Das Wissen ist das Einzige, das von einem Andern empfangen werden kann, ohne daß deshalb der Geber im Mindesten weniger besitzt. Geistesbildung gibt ein rechtmäßiges und anerkanntes Uebergewicht in allen öffentlichen Angelegenheiten. Geistesbildung begründet den Vorrang der Menschen vor den Thieren. — Durch diese Rede wurden die Jünglinge mit dem lebendigsten Eifer für Tugend und Wissenschaft erfüllt. Der Rath der Tausend aber lobte und dankte dem Pythagoras darob und forderte ihn auf, was er sonst noch zu sagen habe, der gesammten Bürgerschaft vorzutragen. Vor dieser sprach er dann, daß der Besitz und die gesicherte Vererbung der Staatsgewalt von der Gerechtigkeit in der Verwaltung des anvertrauten Gutes abhängig sei, und daß diese nämliche Gerechtigkeit auch geschützt sei von den Mächten der Weltordnung und der Vergeltung nach dem Tode. Dann ging er über zu den häuslichen Pflichten und erinnerte die Männer, im Umgange mit den Frauen, den Genossinnen ihres Lebens, zu beherzigen, daß andere Verträge durch schriftliche Urkunden und Steintafeln, der Vertrag mit der Gattin aber durch die Kinder befestigt werde. Sie sollten sich bestreben, von Weib und Kind geliebt zu werden, nicht durch das Naturgefühl allein, das sie sich nicht zum Verdienst anrechnen könnten, sondern durch ihre eigene — der Väter — Zuneigung, denn nur das sei eine Gutthat aus freiem Antriebe. Endlich aber ermahnte er sie, den ernstlichen Entschluß zu fassen, nur mit ihren gesetzmäßigen Frauen des ehelichen Umgangs zu pflegen, damit nicht auch diese durch die Vernachlässigung und Pflichtvergessenheit ihrer Männer sich verleitet fänden, die Nachkommenschaft durch Bastarde zu verfälschen. — Da entsagten die Bürger von Kroton der Schwelgerei und entließen ihre Buhldirnen. — Auch zu den Weibern

redete Pythagoras im Tempel der Hera. Mit einer lobenden Anerkennung der weiblichen Frömmigkeit beginnt die Rede, und fährt dann fort mit der Ermahnung, die Männer zu ehren und zu lieben, ja mehr zu lieben, als die Aeltern, sie nicht durch Widerspruch zu erbittern, vielmehr in weiser Nachgiebigkeit ihren Ruhm zu suchen, und der schönsten Perle in der weiblichen Tugendkrone, der Demuth und Sanftmuth nachzuringen, weil darin die Macht des Weibes bestehe. Das Weib solle die Priesterin des Hauses sein und durch frommen Sinn und treue Erfüllung ihrer Pflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau das Göttliche nähren und pflegen. Aus den Armen ihres Mannes könne die Frau rein und gottgefällig vor die Altäre treten, aus den Armen eines Fremden nie. Darum möchten sie den Ruhm der Tugend gegen ihre Männer erwerben, den Odysseus erlangte, als er aus den Händen der Kalypso die Unsterblichkeit verschmähte, um der Penelope treu zu bleiben. — Und keine der Frauen wagte nach dieser Rede mehr ihre kostbareren Kleider zu tragen; viele Tausende an der Zahl wurden deshalb in den Tempel der Hera geschenkt. Auch rühmten fortan die krotonischen Männer die Treue und Häuslichkeit ihrer Weiber. — Endlich genügte Pythagoras der letzten Aufforderung und redete zu den Kindern im Tempel des Apollon. Bedenket, sprach er, daß Kinder wohlgezogen sein und frühzeitig ein anständiges Betragen sich aneignen, vor Schmähen und Schimpfen sich hüten und Alles fliehen müssen, was Anstoß erregen könnte. Ehret, wie eure eigenen Aeltern, so überhaupt die Alten, und bildet euch nach würdigen Beispielen derselben. Denn wenn ihr alt werdet, begehret ihr auch Ehrfurcht von Denen, die jünger sind und mit vollem Rechte. Je höher ein Kind Vater und Mutter liebt, desto angenehmer ist es Gott, und desto gewisser darf es auf Erhörung seiner Gebete bei ihm hoffen.

Von diesen Reden aus ging der Ruf des Pythagoras durch Kroton und die ganze Umgegend. Nicht bloß die lernbegierige Jugend besuchte seine engere, geschlossene Schule, sondern auch des Abends strömten die Erwachsenen und zum Theil Männer, welche die höchsten Staatsämter bekleideten, sowie vornehme Fremde, Fürsten und Herrscher der benachbarten nichtgriechischen Stämme in seine allgemein gehaltenen Vorträge. So theilten sich denn durch die Natur der Verhältnisse seine Anhänger von Anfang an in einen doppelten Kreis. Der engere Kreis bestand aus den Mitgliedern seiner eigentlichen Schüler, der Lehrlinge — Mathematikoi und Physikoi genannt. Den weiteren Kreis bildeten die Erwachsenen, die für ausgedehnteres Studium zu alt und zu beschäftigt, doch noch Sinn und Interesse für höhere Bildung hatten und denen

die Sittenlehre sowie die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und der Vergeltung nach dem Tode in Form der Seelenwanderung mitgetheilt ward.

Seine Vorträge hielt Pythagoras auf dem ihm bei der Vertheilung des sybaritischen Gebietes geschenkten Landgute, wo er ein nach dem Vorbilde der ägyptischen und babylonischen Priesterschulen eingerichtetes Collegium hatte, dessen Mittelpunkt ein Gebäude für die Lehrvorträge, ein gemeinsamer Hörsaal, war, und das so viele Wohn- und Wirthschaftsgebäude umschloß, daß Pythagoras mit seinen Schülern gemeinschaftlich daselbst wohnen, schlafen und essen konnte. Die durch das Zusammenleben veranlaßten Unkosten wurden aus einer gemeinsamen Kasse, in die Jeder bei dem Eintritt in die Schule sein Vermögen einlegte, bestritten: die Geldverwaltung übernahm dabei Pythagoras nicht selbst, er überwachte sie nur und überließ sie den Schülern, die dazu aus ihrer Mitte einen Wirthschafter wählten. Diese Einrichtung sollte in den Schülern nicht nur den Sinn für einen geordneten Haushalt wecken, sondern ihnen auch den Gemeinsinn einer eng verbundenen Genossenschaft und das Gefühl einer völligen Gleichheit unter sich geben, zugleich auch die vornehmsten Anlässe zu selbstsüchtigen Regungen beseitigen und die Gefühle gegenseitiger Vereinigung und Verbrüderung entwickeln. Die Verwaltung seiner Schule war der Ausdruck seines Gedankens: Befreundete Genossen müssen Alles gemeinsam haben.

Die Schule des Pythagoras sollte auf Harmonie des Denkens, Fühlens und Wollens gegründet, eine auf sittliches Gleichgewicht basirte große Familie sein. Darum verfuhr er bei der Aufnahme in dieselbe sehr sorgfältig. Auch mißbilligte er die Mittheilung der Wissenschaft an Jeden, mochte er dazu fähig oder unfähig sein. Er ließ Niemanden eintreten, ohne vorher den Kopf und das Antlitz desselben sorgfältig untersucht zu haben. Daneben suchte er aus dem Benehmen und Betragen der Aufzunehmenden die Gemüthsart, die geistige Anlage und die Bildungsfähigkeit derselben zu erkennen. Dann erkundigte er sich nach ihrem Betragen gegen Aeltern und Verwandte, forschte, ob sie mehr als gewöhnlich lachten, schwatzhaft oder schweigsam wären, ob sie zornig oder ehrgeizig seien, was für Freunde sie hätten und wie sie mit ihnen umgingen, womit sie am Tage ihre freie Zeit ausfüllten, worüber sie sich am meisten freuten und betrübten, wie ihr Gedächtniß beschaffen, ob sie einem Vortrage leicht folgten und ihn klar auffaßten und ob sie der Lehre mit Liebe und Besonnenheit entgegenkämen. Den nicht unwichtigsten Theil der Prüfung endlich nahm die Empfänglichkeit für Erziehung, für Bändigung und Zucht ein, weil sich ein ungebändigtes

Wesen nicht mit seiner Schule vertrage, denn sie führe zu Unverschämtheit, Frechheit und Zügellosigkeit, mache ungelehrig, unehrerbietig und widerspenstig. Damit noch nicht zufrieden, verlegte er die Aufnahme in seinen engeren Schülerkreis erst an das Ende der in der Schule zu ertheilenden Erziehung, so daß, wenn diese der Erwartung (— „nicht aus jedem Holze kann ein Mercur geschnitzt werden" und „nicht Allen ist Alles zu verkünden" —) nicht entsprach, der Schüler, als zur letzten Stufe unwürdig zurückgewiesen werden konnte, in welchem Falle — oder wenn er, durch die Schwierigkeit der Prüfung abgeschreckt, aus dem Verbande austreten wollte, — er den beim Eintritt in die gemeinsame Kasse gelegten Beitrag und die unterdeß angelaufenen Zinsen zurückerhielt, indeß ihm in der Schule ein Grabhügel und Grabstein errichtet ward. Diese Erziehungszeit erstreckte sich gewöhnlich auf 5 — vom 12. bis zum 17. — Jahre. In den ersten drei Jahren mußten die Zöglinge die Lehrlingsstellung durchmachen. Es war die Zeit des Schweigens — die Prüfungszeit, in der besonders erforscht ward, ob die Aufzunehmenden Seelenbeherrschung und ein treues Gedächtniß hätten, ob sie gelehrig wären und dem Vortrage folgen könnten. Vorzüglich aber war es die Zeit der Seelenreinigung. Die Zöglinge wurden wenig berücksichtigt, und mußten gehorchen und schweigen, um sich von allem jugendlichen Dünkel zu heilen. Den Vorträgen, besonders den religiösen, hörten sie schweigsam zu. Lernen mußten sie, was man sie lehrte und sich dabei aller Fragen, selbst um sich über Unverstandenes aufzuklären, enthalten. Des persönlichen Umganges mit dem Meister entbehrten sie gänzlich, ja selbst in den Lehrstunden war ihnen der Anblick desselben nicht vergönnt, da er seine Vorträge durch einen Vorhang von ihnen gesondert und nur von dem Kreise seiner gereifteren Schüler unmittelbar umgeben hielt.

War die Lehrlingszeit, das Leben als Exoteriker, zur Zufriedenheit des Pythagoras überstanden, so trat der lang ersehnte Freudentag der Aufnahme in den Kreis der Esoteriker, der engeren Schüler, ein. Der Zögling ward mündig erklärt und es begann nun mit den Jünglingsjahren das selbstständige, auf eigenes Nachdenken gestützte, das eigentlich wissenschaftliche Studium und damit das selbstständige Verarbeiten und Fortbilden der erlangten Kenntnisse. Der Zögling durfte das Gehörte niederschreiben, seine eigenen Gedanken aufsetzen, über seine Studien reden und über Nichtverstandenes um Aufklärung fragen. —

Der Unterricht in der Erziehungsanstalt des Pythagoras begann, dem Alter entsprechend, damit, daß er dem jugendlichen Geiste zur weiteren Verarbeitung den nöthigen Denkstoff übergab und ihn in

kurzer und übersichtlicher Form dem Gedächtnisse fest einprägen ließ, von dem Grundsatze ausgehend, daß man nur so viel weiß, als man im Gedächtniß hat. Der Denkstoff bestand in einer Reihe kurz gefaßter, zum Theil durch ihre Fremdartigkeit auffallender und zu eigenen Erklärungsversuchen reizender Lehrsätze, ohne alle weitere Erläuterung. Ein Theil dieser Sätze hatte die Form von Fragen und Antworten, die zum Theil nach dem Was (z. B. „Was sind die Inseln der Seligen?" „Sonne und Mond." —) zum anderen Theil nach der höchsten Steigerung einer Eigenschaft fragten, z. B. „Was ist das Weiseste? Maß und Zahl." „Was ist das Schönste? Die Harmonie." „Was das Mächtigste? Die Intelligenz." „Was das Beste? Die Glückseligkeit." — „Der Beginn ist die Hälfte des Ganzen." „Das Meer ist eine Thräne." „Der Klang des Metalls ist die Stimme eines eingeschlossenen Geistes." — An diese Lehrsätze knüpften sich einfache Verhaltungsregeln und Handlungsweisen an, die zum Theil in Sinnsprüchen bestanden: — z. B. „Gib nicht leichtsinnig die Rechte;" „Die Wage sollst Du nicht überspringen;" „Du sollst nicht vom Herzen zehren." Die meisten der Sinnsprüche zielten auf den Verkehr mit dem Göttlichen ab, und ihr gemeinsamer Zweck war die Anordnung des Lebens zum Dienst und zur Nachfolge Gottes. So enthielten sie zum Theil religiöse Pflichten und Sittenlehren, z. B. „Es ist ungereimt, das Gute anders woher zu suchen, als von den Göttern; denn da ein Gott ist, und dieser der Herr des All, so folgt von selbst, daß man von diesem das Gute erbitten muß." „Man muß sich verheirathen und Kinder aufziehen, — damit die Gottheit Verehrer und Diener habe." „Du sollst nicht im Vorbeigehen in einen Tempel eintreten, denn das Heilige sollst Du nicht als ein Nebengeschäft behandeln." „Der Weise macht sich auf Alles bereit, was nicht in seiner Macht steht." „Feigheit ist es, den uns von Gott angewiesenen Posten eher zu verlassen, als er es erlaubt." „Auf Nüchternheit beruht die Stärke des Geistes." „Niemand ist frei, der sich nicht in jeder Hinsicht selbst beherrscht." „Folge dem Gotte." „Man muß eine Last nicht abheben helfen, wohl aber aufheben; denn man muß nicht Ursache sein, daß die menschlichen Mühen sich mindern." — Ritual- und Ceremonialgesetze, Vorschriften für den Gottesdienst, priesterliche Reinigkeitssatzungen, Kleidungsregeln und Speiseverbote ordneten das Leben bis in's kleinste Detail. Nur unbeschuht durfte man opfern und die Heiligthümer betreten. Morgens, Mittags und Abends wurden Trank- und Brandopfer geopfert, wovon die letzteren nur im Verbrennen von Weihrauch, nicht aber von Opferthieren bestanden. Reine, weiße Kleider und zwar linnene, nicht wollene, trugen Lehrer und Schüler.

Pythagoras wollte in sich wie in seinen Schülern die Gegensätze des Innern überwinden, zur innern Harmonie gelangen. Die Harmonie der Seele war ihm die Tugend, die des Leibes dessen Gesundheit. Zur Harmonie des Leibes gehört die Ausbildung aller Eigenschaften des Körpers, gehört die Gymnastik, welche den Menschen in vollen Besitz der Herrschaft über seinen Körper setzt. Die Krankheit ist eine Störung der Harmonie des Leibes, welche durch richtige Diät vermieden und, wenn vorhanden, überwunden werden muß. Auf eine naturgemäße Diät ward deshalb vorzügliche Sorgfalt gewendet: von leichter Kost und einfachem Wasser entsteht Gesundheit des Körpers und Munterkeit des Geistes; Ueberfluß an Nahrung ist dem Körper schädlich, an Gütern Demjenigen, der mit schlechtem Sinn begabt ist. Täglich wurden Waschungen in Quell- oder Seewasser vorgenommen. Die Mitglieder der engeren Schüler aßen mit Pythagoras gar kein Fleisch und enthielten sich gänzlich des Weines, und sie aßen nicht allein deshalb kein Fleisch, weil die Thiere mit den Menschen verwandt seien, sondern auch, weil sie glaubten, der Mensch, welcher sich scheue, ein Thier zu tödten, werde noch viel mehr Abscheu gegen Mord und Blutvergießen und damit auch gegen den Krieg, den Zerstörer der allgemeinen Harmonie, haben. Dem weiteren Schülerkreise war zeitweise eine Enthaltsamkeit von Fleischspeisen auferlegt; für gewöhnlich war ihnen das reine Fleisch der Opferthiere gestattet; aber manche Theile der Thiere, wie das Hirn, das Herz ꝛc., ganze Thierklassen, Austern, bestimmte Fische ꝛc. und mehrere Vegetabilien wie Bohnen, Malven ꝛc. durften gar nicht gegessen werden. Als Grund dieser Verbote ward angegeben, daß alles Heilige, einer Gottheit Geweihte oder zu heiligen Gebräuchen Gehörige zu ehrwürdig sei, als daß es zum gewöhnlichen Leben verwandt werden dürfte. Selbst bis zu den Todtenfeierlichkeiten erstreckten sich die Gebote. Die Verstorbenen trugen, wie bei ihrem Leben, die priesterlich reinen, weißen, linnenen Gewänder, waren auf Blätter von Bäumen gebettet, welche den unterweltlichen Gottheiten geweiht waren, auf Blätter der Myrthe, des Oelbaumes und der Schwarzpappel. Der Sarg war ein Sarkophag aus Töpferthon. Der Leichnam durfte nicht verbrannt, sondern mußte in die Erde begraben werden, damit das göttliche Element des Feuers nicht durch Sterbliches verunreinigt werde.

Der Grundgedanke der pythagoräischen Erziehung war also, wie Röth mit Recht bemerkt, eine ganz bestimmte, strenge, sittliche Denkweise und zwar in national-hellenischer Fassung, durch die Spruchweisheit des vorangegangenen Zeitalters einzuprägen. Die sittliche Erziehung steht vor der wissenschaftlichen, die praktische Philosophie geht

der theoretischen vor. Und dieser sittlichen Erziehung war aufs Entschiedenste ein religiöser Charakter aufgeprägt, denn die meisten Lehrsätze der Erziehung waren Dogmen eines religiösen Ideenkreises, die Mehrzahl der Vorschriften religiöse, und zwar nicht nur sittlich-religiöse Gebote, sondern auch das ganze Leben bis zum Tode und Begräbniß regelnde Ceremonialgesetze. Pythagoras schuf eine Pflanzschule der Frömmigkeit und der Sittenstrenge, der Mäßigkeit, der Tapferkeit, der Ordnung, des Gehorsams gegen Obrigkeit und Gesetz, der Freundestreue und aller Tugenden, die zum Wesen des ächten Griechen und zwar des ächt dorischen Griechen gehören. Er wollte mit Hülfe der Religion eine Reform des sittlichen Lebens bewirken. Durch genaue Einprägung und mehrjährige Beschäftigung sollten seine religiös-sittlichen Vorschriften dem jugendlichen Geiste unaustilgbar eingegraben werden. Auf dieses tiefgegrabene religiöse Fundament war die ganze pythagoräische Erziehung gebaut.

In engster Verbindung mit diesem religiösen Charakter der Erziehung steht der Werth, den Pythagoras auf die Musik legte. Das Höchste der Bildung bestand nach ihm darin, daß man die Dinge in ihrem Wesen und in ihren wahren Verhältnissen erkennt und darnach lebt und handelt: und das ist das Wesen der Musik. Die Musik vereint die Harmonie des Weltalls, bildet sie in der Seele nach und läßt sie im Leben ertönen. Die Musik stellte Pythagoras an die Spitze seiner Erziehung und machte von ihr zur Beherrschung der Leidenschaften und zur Läuterung und Reinigung des Sinnes und Gemüthes einen sehr weiten Gebrauch, weil er glaubte, daß man durch geeignete Melodien und Harmonien jedes Gefühl und jede Beschaffenheit des Geistes in die entgegengesetzte umstimmen könne und daß man durch sie, wie die Krankheiten des Geistes zu heilen, so die Gesundheit des Körpers wieder herzustellen vermöchte. Darum waren in seiner Schule Gesänge, die sich gegen das Leiden des Gemüthes, gegen Niedergeschlagenheit und Gewissensbisse auf's Hilfreichste erwiesen; wiederum andere, die gegen die Affecte, gegen Erbitterung und Zorn gerichtet waren; noch andere dienten wider die Lüste und Begierden. Abends vor Schlafengehen reinigten sich die Schüler durch Gesänge von den Leidenschaften des Tages und beschwichtigten damit zurückgebliebene Aufregungen; und nach dem Aufstehen sollten Gesänge die nächtliche Verschlafenheit und Verdrossenheit verscheuchen und zu frischer Thätigkeit aufmuntern. Zu den Gesängen wurden jedoch nur Saitenspiel, Lyra und Kithara als Begleitung gebraucht, die Blasinstrumente waren, wegen der leidenschaftlichen Aufregungen, die sie hervorrufen, verboten. Denn die Musik

sollte immer einen besänftigenden, mildernden Charakter haben, so daß sie als Arznei gegen leidenschaftliche Aufregung und affectvolle Zustände diene.

Zu streng wissenschaftliche Zucht wurden die jugendlichen Geister durch die **Mathematik** genommen. Die Mathematik ist dem Pythagoras die edelste Wissenschaft; Zahlen sind der erste nothwendige Gegenstand aller wahren Studien; durch sie hat alles Erschaffne seine Form; zugleich sind sie Symbole für die Gedanken. Die Zahl ist das principielle Motiv aller Dinge, des Weltalls, der kosmischen Bewegungen, alles organisch Erscheinenden. Die Mathematik sollte den Zöglingen die strengere technische Denkbildung geben, die zur Auffassung der Naturwissenschaften und vorzüglich der Astronomie, sowie als nothwendige Vorbereitung zum höheren abstracten Denken erforderlich ist. Wie hoch Pythagoras überhaupt die Mathematik hielt und wie viel er selbst in ihr arbeitete, beweisen die Entdeckungen, die er in ihr gemacht hat, — der pythagoräische Lehrsatz, nach dem in einem rechtwinkeligen Dreieck das Quadrat der Hypothenuse gleich den Quadraten der Katheten ist, — die pythagorische Tafel d. i. das Einmaleins in einem geschlossenen Viereck, — der pythagoräische Kanon, Monochord, ein Instrument mit einer Saite zur Messung der musikalischen Intervallen, auf welche der Dreiklang sich bezieht, von Pythagoras entdeckt, als er in einer Schmiedewerkstatt den Klang dreier zufällig zusammenstimmender Hämmer hörte, — endlich die pythagoräische Leyer, ein Instrument von acht Saiten. Auch gebrauchte Pythagoras die Mathematik, besonders die Zahlen, symbolisch zur Bezeichnung von Gegenständen, indem er ihnen Eigenschaften und Prädicate beilegte, die nur Eigenschaften und Prädicate der unter den Zahlen bezeichneten Dinge sind. So nennt er den Geist Einheit, weil er nicht mehr aus weiteren verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, die Materie Zweiheit, weil sie aus Erde und Wasser oder dem unendlich Großen und unendlich Kleinen besteht, den Raum Vierzahl, die als Hüterin und Wächterin der Weltordnung und der strafenden Vergeltung ihrer Uebertretungen zugleich den Namen der Gerechtigkeit trägt. Die Zahlen von Eins bis Fünf — Monas, Dyas ꝛc. — bezeichnen die Urprincipien, die Gottheit, Vierfaltigkeit, fünf Elemente, überhaupt den Inbegriff der beseelten kosmischen Urbestandtheile; von der Sechsheit bis Zehnheit werden Formbegriffe, bloße Zahlenverhältnisse symbolisch bezeichnet ꝛc.

Neben den mathematischen Studien wurden an die Lesung der alten Dichter, namentlich der Gnomiker, **grammatische Untersuchungen** und **die Anfänge der Logik** geknüpft. — Dem Pythagoras gehören

auch die Beweislehre, die Definitionslehre und die Lehre von der Eintheilung. —

Nach vollendeter Elementarbildung ward der Lehrling im Kreise der engeren Schüler in die dem alten trieterischen Dionysoskult und den durch ganz Vorderasien und Aegypten verbreiteten Adonis- und Osiris-Mysterien nachgebildeten Orphika eingeweiht und zwar sowohl in den ernsten und düsteren Nachtdienst, der den Tod des Gottes betrauerte, als auch in den heiteren und freudigen Tagdienst, der dessen glückliche Wiederauferstehung feierte. Die Orphika bestanden in einem Sühnkult, der sich ausschließlich um die Vorbereitung auf das Leben nach dem Tode und den Aufenthalt in der Unterwelt drehte: den Abschluß, die letzte und höchste Weihe der religiösen Erziehung. Jetzt nun, weil nur sittlich geläuterte Gemüther würdige Gefäße zur Aufbewahrung der höchsten Erzeugnisse des menschlichen Denkens sind, fand die Mittheilung in die religiöse Speculation der „heiligen Sage" statt, welche den Ideenkreis, der dem Weihedienste zu Grunde lag, zum vollen Verständniß brachte, und in der der Gedanke durchgeführt wird, daß „Eine Macht ist, Ein Gott, der gewaltige Urgrund des Daseins', die Quelle der ewig strömenden Schöpfung." „Der Gottheit Leib ist das Weltall, den sie belebt und beseelt und der ihr in Allem ähnlich ist." Bestandtheil des Urgottheitsbegriffes ist zuerst der Aether, die Monas, die Einheit, weil ihm völlige Einartigkeit zukommt, der Geist und damit das Urprincip des All, allgegenwärtig, weil den grenzenlosen Raum ausfüllend — Intelligenz und Willensthätigkeit. Das zweite göttliche Urwesen ist die Urmaterie, die Dyas, die Zweiheit, das passive, die Einwirkungen des Geistes erleidende Princip — das mit Erdtheilchen vermischte Wasser gleich einem dichten Nebel den unendlichen Raum erfüllend. Das dritte göttliche Urwesen, die Trias, Dreiheit, ist der unendliche Zeitstrom; und das vierte, die Tetras, die Anangke, das Chaos, der durch die ganze Weltkugel hindurchreichende und sie von Außen auch noch umschließende unendliche Raum. Diese vier göttlichen Urwesen sind nur die Eine Gottheit, die Tetraktys, die als Vierfaltigkeit, Viereinigkeit, den Urgeist und die Urmaterie, die grenzenlose Zeit und den unendlichen Raum in sich zusammenfaßt, und die Erde wie den weiten Himmel gebar, so daß sie aus dem Unsichtbaren in Gestalt des Welteies sichtbar wurden.

„Zeus war Erster und Zeus ist Letzter, der Blitzebeherrscher,
Zeus ist Haupt, Zeus Mitte, aus Zeus ist Alles entstanden,
Zeus war der zeugende Mann und der ewige Zeus auch die Jungfrau,
Zeus ist die Feste der Erd' und des sternenbesäeten Himmels.

Zeus ist der Odem des All und der Strom nie rastender Wärme.
Zeus ist die Wurzel des Meers und Zeus ist Sonnen- und Mondball,
Zeus ist Herrscher, Zeus selbst der Urerzeuger des Weltalls.
Eine Kraft ist, Ein Geist, des Weltalls gewaltiger Urgrund
Und Ein göttlicher Leib, in dem dies Alles herumkreist:
Feuer und Wasser, und Erde und Aether, Nachtdunkel und Tagslicht,
Einsicht auch, der erste Erzeuger, die freudige Liebe,
Denn dies Alles ja liegt in des Zeus geräumigem Weltleib."

So der dogmatische Theil der „heiligen Sage." Ihr folgt der Vortrag der Sittenlehre, der Diateken, in Form einer Anrede an den in den orphischen Weihedienst eben aufgenommenen Schüler.

„Ehre zuerst die unsterblichen Götter, sowie es die Sitte
Lehrt; hoch halte den Eid, und dann die erlauchten Heroen.
Ehre die Aeltern sodann, und die' Dir am nächsten verwandt sind,
Und von den Andern erwähle zum Freund, wer an Tugend hervorragt.
Dies nun halte Du so. Zu beherrschen gewöhne Dich aber
Dieses: vor Allem den Bauch, dann den Schlaf und die Wollust, und dann den
Zorn. Unsittliches sollst Du mit Anderen weder verüben,
Noch auch allein; denn es ziemt Dir am meisten Scham vor Dir selber.
Ferner Gerechtigkeit lern' in Werken und Worten zu üben,
Und bei Nichts Dich im Leben mit Unvernunft zu betragen.
Sondern erwäge, daß bloß der Tod uns Allen gewiß ist,
Daß man den ird'schen Besitz bald aber gewinnt, bald verlieret.
Drum, was des Himmels Geschick an Schmerzen den Sterblichen bringet,
Wenn Du Dein Theil empfängst, so trag' es und murre nicht, sondern
Suche zu heilen, so viel Du vermagst, und denke, daß Dessen
Doch nicht allzuviel aufbürdet das Schicksal den Guten.
Vielerlei ist das Gerede, bald gut und bald schlecht, das den Menschen
Trifft: Drum lasse Du's weder Dich jemals erschrecken, noch jemals
Gar am Handeln verhindern; und saget man Lügen, so trag's mit
Gleichmuth. Was ich Dir aber jetzt sage, das thue vor Allem:
Niemand mit Wort und mit That bewege Dich je, daß Du Etwas
Thust oder sagst, was Du selbst nicht auch als das Bessere billigst.
Vor der That überlege, damit es nichts Thörichtes werde,
Sondern Du nur vollführst, was nachher Dich nicht gereu'n wird.
Auch die Gesundheit des Körpers ist werth, daß Du sie hochachtest.
Darum in Speis' und in Trank und in leiblichen Uebungen halte
Maß; und das richtige Maß heiß ich, was nie Dich erschöpfet.
Wenn Du den Leib dann verlassend zum freien Aether emporsteigst,
Wirst Du unsterblich sein, ein seliger Gott und kein Mensch mehr."

In die schon begonnenen Zweige der Wissenschaft wurden die Esoteriker tiefer eingeführt. Als Grundlage aller Wissenschaft ward die Mathematik betrachtet und deshalb als Zahlenlehre und Zahlentheorie, als Größenlehre bis zu den Kegelschnitten, den Sätzen von der Kugel und den in der Kugel beschriebenen regelmäßigen Körpern gelehrt. Der Musik ward eine feste Grundlage in der mathematisch-bestimmten,

akustischen Intervallenlehre gegeben, in welcher durch das Monochord die Intervalle bestimmt wurden, indeß in der Harmonik die Verbindung der Intervalle zu Accorden, Harmonien, deren Aufeinanderfolge, Verkettung und Auflösung, ihre Vereinigung mit der Melodie, die Uebergänge aus einem Tongeschlecht in das andere rc. gelehrt wurden. Die übrigen angewandten mathematischen Disciplinen, die Sphärik, Gnomik und Optik nahmen ihren Ursprung in der Beobachtung des Himmels, indem die Sphärik die sichtbare Himmelshohlkugel, das nächtliche Sternengewölbe mit seiner 24stündigen Umdrehung und seinen übrigen Himmelserscheinungen zum Gegenstand hatte, die Gnomik zur Bestimmung des Sonnenlaufes durch die von den Sonnenstrahlen auf die Erdoberfläche geworfenen Schatten diente, und die Optik sich mit den Bedingungen der Wahrnehmung der Himmelskörper, ihrer scheinbaren Gestalten und Bewegungen, sowie sie am Himmel sichtbar werden, und der Erklärung von deren wirklichen Beschaffenheit nach den Gesetzen des Sehens (— nach Pythagoras gehen die Sehstrahlen vom Auge als von einem Punkte aus und erweitern sich zu einem Kegel, der die Fläche des zu sehenden Gegenstandes umfaßt —) beschäftigte. Eine Folge von der Bewegung der Gestirne war ihm die Harmonie der Sphären, die wir nur nicht hören, weil wir, wie die Bewohner einer Schmiede, das gleiche Geräusch von Geburt an unausgesetzt vernehmen und nie in den Fall kommen, ihr Dasein am Gegensatz der Stille zu bemerken. Wie jeder schnell bewegte Körper einen Ton erzeugt, so müssen auch die sich um das Centralfeuer bewegenden Himmelskörper eine Reihe von Tönen hervorbringen, die zusammen eine Octave oder eine Harmonie bilden, indem die Höhe und Tiefe dieser Töne der Geschwindigkeit der Bewegung, diese wiederum der Entfernung der einzelnen Gestirne und die letztere der Distanz der Töne in der Octave entspricht. Pythagoras trug also die sieben Töne in der musikalischen Tonleiter auf die Siebenzahl der Planeten über und verglich die gegenseitigen Entfernungen und Abstände im Himmelsraum mit den musikalischen Intervallen: den Abstand von der Erde bis zum Monde setzte er dem Intervalle eines ganzen Tones gleich, den des Mondes bis zum Mercur einen halben, den des Mercur bis zur Venus (die er als Morgen- und Abendstern kannte) einen halben, den der Venus zur Sonne einen und einen halben, den der Sonne zum Mars einen, des Mars zum Jupiter einen halben, des Jupiter zum Saturn einen halben, des Saturn zum Fixsternhimmel einen und einen halben Ton. Durch die Bewegung dieser Sphären in diesen Intervallen um das Centrum entsteht die Sphärenharmonie. Das Weltgebäude ist, wie die Erde und jedes einzelne Ding in ihr, — Harmonie.

Die Naturlehre des Pythagoras geht von der Vorstellung aus, daß zwischen der Gottheit und der Welt nur der Unterschied ist, daß jene unendlich, ungestaltet, ewig, diese endlich, gestaltet und entstanden ist. Die Gottheit ist durch eine ihrer Wesensseiten, ihre unendliche Ausdehnung und Räumlichkeit, unmittelbar sinnlich wahrnehmbar und erkennbar. Die Welt gleicht der Urzahl in Allem. Sie enthält die Bestandtheile der Gottheit: Geist, Materie, Raum und Zeit: sie ist ein mit Beseelung und Begeistigung begabtes Wesen. Vom Aether, dem die Weltkugel in Umschwung Setzenden, sind die vier Elemente — Feuer und Luft, Wasser und Erde — erzeugt, die einander wesensähnlich, unaufhörlich in einander übergehen und so das All durchdringen und durchströmen. Die letzten Urtheilchen dieser Elemente sind unendlich kleine Größen und Gestalten: die Urtheilchen der Erde Größe und Gestalt des Würfels, die des Feuers Größe und Gestalt der dreiseitigen Pyramide, die der Luft Größe und Gestalt des Oktaëders, die des Wassers Größe und Gestalt des Eikosaëders, die des Aethers Größe und Gestalt des Dodekaëders. Die Welt ist aber nicht nur unmittelbar aus der göttlichen Substanz hervorgegangen; sie ist auch noch fortwährend mit der Gottheit in der engsten Wesensgemeinschaft und empfängt die zur unausgesetzten Neuschöpfung und Entstehung der Dinge nöthige Substanz noch ununterbrochen aus der sie umgebenden Gottheit. Und endlich erhält die Welt auch ihre Sonderung in endlich begränzte Einzeldinge unmittelbar aus der Substanz der Gottheit selbst, denn das Leere, der Raum, welcher die Einzeldinge der Welt von einander sondert und scheidet, und sie dadurch zu Zahlen, Einzelwesen, ausbildet, ist etwas selbstständig Existirendes und zwar ein Theil der Gottheit: das Leere dringt aus dem Unendlichen durch das Himmelsgewölbe unaufhörlich in die Weltkugel ein, und so erzeugt denn die Gottheit aus ihrem eigenen unendlichen Wesen auch die Endlichkeit der Welt und der Einzeldinge. Weil die Welt also das Ewige unaufhörlich einathmet, wie sie aus der Substanz der Gottheit entstanden ist, und weil sie Eigenleben und Eigenbeseelung hat, darum bewegt sie sich, wie die Gottheit selbst, ununterbrochen. Ursache der Beseelung und der Intelligenz ist der Aether, Ursache des Lebens die Wärme. Aether und Wärme durchdringen die ganze Weltkugel: der Aether als die beseelten und intelligenten Einzelwesen erzeugend, das Feuer als das Leben im Allgemeinen verbreitend und erhaltend. Je mehr beide von der Gottheit weg zur Erde hindurchdringen, nehmen sie an Intensität, Stärke und Reinheit ab: der Aether wird zur Luft, das Feuer zur Wärme. Die höchsten Regionen sind vorzugsweise von ihnen erfüllt, und das Feuer

umgränzt sowohl als feurige Sphäre die äußerste Wölbung der Weltkugel, wie es auch das Innere der Erdkugel ausmacht. Wie das ganze Weltall, so ist auch die Erde eine Kugel, und zwar eine Hohlkugel, in deren Mitte das Centralfeuer sich befindet, das demnach den Mittelpunkt der gesammten Weltkugel einnimmt; die beiden Halbkugeln der Erde sind durch das Centralfeuer getrennt, — zwei besondere Weltkörper: Erde und Gegen-Erde. Das Weltall zerfällt in 3 Theile: in die irdischen Regionen, den Luft- und Dunstkreis; in die planetarische Region bis zur Fixsternwölbung, wegen ihrer Vollkommenheit der Schmuck und die Zierde der Welt; und in die überweltliche Region des Fixsterngewölbes, den unmittelbaren Sitz der Urgottheit. Das Ganze ist voll weiser innerer Ordnung — Kosmos, Weltprachtbau.

Unter den Bewohnern dieses beseelten und weise geordneten Weltbaues nimmt der Mensch eine mittlere Stellung ein, indem die Götter, Geister und Heroen über ihm und die Thiere und Pflanzen (— auch die Pflanzen sind belebt —) unter ihm stehen. Die Menschen sind himmlischer Herkunft, göttlichen Geschlechtes: sie gehören zu den Geistern, welche bei der Entstehung der Welt aus dem Aether, dem Urgeiste, hervorgingen, seitdem den Himmel bewohnten und nun zur Buße auf die Erde herabsteigen und Menschen werden müssen, um endlich nach überstandenem, irdischem Aufenthalte und vollendeten Seelenwanderungen zum Aufenthalt im Himmel wieder zurückzukehren. Es besteht der Mensch aus Leib, Seele und Geist. Der Geist ist erst nach der Geburt vom Himmel mit dem Körper verbunden und ihm allein kommt Einsicht und Denken, Vernunft zu, weil er vom Aether, vom Urgeiste, stammt und deshalb auch, wie er vor dem irdischen Leben existirte, nach dem Tode des mit ihm verbundenen Körpers fortdauert, indeß die dem Körper eigene vernunftlose Beseelung mit dem Körper entstanden, an ihn gebunden und mit ihm vergänglich ist. Der Körper (— hierin weicht Pythagoras vom Dorismus ab —) hat an sich keinen Werth: die Seele ist in ihn nur wie in ein Grab zur Strafe für einen vorirdischen Frevel begraben; er ist nur wichtig, weil ohne ihn die Seele die zur Erkenntniß nothwendigen Sinne nicht gebrauchen kann. Der Lebenskraft kommen die Gefühle und Begierden zu — sie ist Gemüth und Begehrungsvermögen, die ihren Sitz in der Brust oder dem Herzen haben, während der Geist im Gehirn wohnt. Die Gedanken sind Aushauchungen des Geistes; die Empfindungen Tropfen, welche von der Seele fallen; die Sinnesthätigkeiten beruhen auf einer aus dem Gehirn in die Organe übergehenden heißen Ausstrahlung. Der Leib entsteht aus dem Samen, der ein Tropfen

vom Gehirn ist. Die Gebärmutter nimmt diesen Gehirntropfen auf; in ihr werden aus ihm Lymphe und Blut, und aus diesen bilden sich Fleisch, Sehnen und Knochen; aus dem in ihm eingeschlossenen warmen Dunste aber entwickelt sich die Beseelung und Empfindung. Die erste Gestaltung zu einer neuen Frucht empfängt das in der Gebärmutter Geronnene nach 40 Tagen; geboren wird die Frucht nach den Verhältnissen der Harmonie in 7 oder 9 oder höchstens 10 Monaten. Die Frucht enthält alle Grundvermögen zum Leben nach den Verhältnissen der Harmonie, indem jedes dieser Vermögen sich in geordneten und festgeregelten Zeiten entwickelt. Bei der Geburt ist der Mensch höchst unvollkommen und von Natur zum Uebermuth geneigt; durch eine während des ganzen Lebens fortdauernde, ununterbrochene Erziehung muß er von den angebornen Fehlern befreit und zur Reinigkeit des Herzens und Gemüthes emporgehoben werden. Frühe Gewöhnung an Enthaltsamkeit in Essen, Schlafen und Sprechen, an Maßhalten nach allen Seiten hin, an gegenseitige Besserung durch innige Freundschaft und durch tiefe wissenschaftliche Bildung führen dazu. Aufgabe des irdischen Menschen ist, das wahre Wissen zu erlangen, das Wissen von denjenigen Gegenständen, welche ihrer Natur nach unveränderlich und ewig sind. Und die Weisheit hat keinen anderen Zweck im Auge, als durch ihre Belehrungen den menschlichen Geist von dem Sclavenjoche der Begierden und der Sinnlichkeit zu befreien, ihn zur Gottähnlichkeit zu führen und würdig zu machen, dereinst in die Versammlung der Götter einzutreten. Wie für Alles, so ist auch für die Menschen Harmonie das Ziel des Lebens. Die Harmonie der Sphären soll auch im menschlichen Geiste wiedertönen, und in dieser Absicht muß der Mensch sowohl sich selbst erkennen, als auch zum Schauen der himmlischen Schönheit zu gelangen streben und damit in fortdauernden Umgang mit Gott treten. — Wenn der Tod die Seele wieder von dem Körper trennt, so durchschwebt sie, an Gestalt dem Körper ähnlich, die Luft und kommt, von dem Seelensammler Hermes geführt, in die Unterwelt, von wo sie, rein befunden, in das Reich des Lichtes und der Ordnung, in die unsichtbare Welt, in den Himmel des Apollon emporsteigt. Ist sie aber noch unrein, so wird sie von den Schicksalsgottheiten, den Erinnyen, in neue unlösbare Bande gefesselt. Die ganze Luft ist daher voll von Seelen und Geistern, auch reinen Dämonen und Heroen, und sie sind es, welche die Träume, die Vorbedeutungen und Zeichen schicken, durch welche die Götter das menschliche Leben lenken. — Von solcher Seelen-

wanderung war Pythagoras um so mehr überzeugt, als er sich selbst mitten in derselben begriffen fühlte. Xenophanes, sein Landsmann und Zeitgenosse berichtet, man habe ihm erzählt, daß Pythagoras, als er ein Mal im Vorübergehen einen Hund schlagen sah und dessen Heulen vernahm, ausgerufen habe: „Halt ein und schlage nicht weiter, es ist die Seele eines Freundes, ich erkenne ihn an der Stimme." Andere erzählen, daß er einst in Argos, als er unter alten in Ilion erbeuteten Waffen ein Schild erblickt, geweint und diese Thränen dadurch erklärt habe, daß er selbst vordem dieses Schild getragen, als er Euphorbos, des Panthors Sohn, gewesen sei, den Menelaos beim Kampfe um den Leichnam des Patroklos erschlug. Und als man nachgesehen, habe man in der inneren Seite des runden Schildes den Namen Euphorbos gefunden. Herakleides von Pontos berichtet, Pythagoras habe behauptet, daß er zuerst Aethalides, der Herold der Argonauten, hierauf Euphorbos, dann Hermotimos, darnach Pyrrhos, ein Fischer von Delos gewesen sei, so daß er nun zum fünften Male auf der Erde wandle. —

Nicht sowohl und besonders als Lehrer einer neuen Weisheit, sondern als Verkündiger eines neuen Gottesdienstes und eines neuen Lebens, als ein Eingeweihter in die Geheimnisse des Himmels trat Pythagoras auf und in diese Geheimnisse, in den Dienst des reinen Gottes, des Gottes der Harmonie, weihte er seine Schüler ein. Diese hatten zur Erreichung ihres Zieles, — der Harmonie des Leibes und der harmonischen Stimmung der Seele — aus der Vielheit und Zerstreuung des Lebens in die Einheit und innere Ruhe hineinzusteigen und demgemäß auch ihre tägliche Beschäftigung und Tageseintheilung zu ordnen.

Mit jedem Morgen beriethen sie, was den Tag über gethan werden solle, an jedem Abend untersuchten sie, ob und wie es geschehen sei. „Was hab' ich verfehlt, was recht gethan, was pflichtwidrig unterlassen?" Mit Aufgang der Sonne erhob man sich vom Lager und brachte der Königin des Tages die ihr gebührende Verehrung dar. Hierauf wurden Stellen aus Homer und anderen Dichtern vorgelesen oder eine Musik aufgeführt, um die Kräfte des Geistes zu wecken und das Gemüth für das Heilige zu begeistern. Nachher wurden mehrere Stunden den ernsten Studien gewidmet. Nach einer kurzen Erholung, die nun eintrat, begab man sich gemeinsam zum Behuf frommen Nachdenkens und lehrreicher Unterhaltung auf einen Spaziergang. Nach der Rückkehr wurden vor dem Mittagsmahle gymnastische Uebungen angestellt. Das nun folgende Mittagsmahl bestand in Brod, Honig und Wasser. Der Nachmittag wurde den öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten, der gegenseitigen Mittheilung, dem Bade, religiösen Uebungen und Selbstprüfungen be-

stimmt. Unter einander lebten sie in innigster Freundschaft. Die älteren Lehrjünger behandelten die jüngeren mit Liebe und Freundschaft, und die jüngeren waren folgsam den Anordnungen der älteren. Sie durften sich auch im Scherz nie betrügen, denn, sagt Pythagoras, unser Freund ist unser anderes Selbst. Der Grundton des Zusammenlebens sollte, wie im Universum, die höchste Uebereinstimmung, die aufrichtigste Einheit, die reinste Harmonie sein, überall Liebe und Wohlwollen das Scepter führen, Verdruß, Hader und Streit in weitester Ferne bleiben. Sie standen im Dienste des reinen Gottes, des Gottes der Harmonie. —

Zwanzig Jahre hindurch lebte Pythagoras mit seinen Lehrern und seinen Schülern auf seinem Landsitze, in glücklichen und sorgenfreien Familienverhältnissen, bei den Krotoniaten und bei den umgebenden Städten und Stämmen Siziliens und Italiens im höchsten Ansehn und Ruhme. Die von Griechen bewohnten Städte Unteritaliens wurden nach pythagoräischen Anschauungen organisirt. Aus den Schülern des Pythagoras gingen Leiter und Gesetzgeber der Städte hervor. Pythagoras aber stand selbst als gemeinsames und leuchtendes Vorbild mitten unter den Seinen, die voll Ehrfurcht zu ihm emporschauten und denen Alles heilig ward, von dem sie wußten: „Er hat's gesagt!" Doch mußte naturgemäß durch die Höhe und das sittliche Leben, sowie andrerseits durch die Abgesondertheit des pythagoräischen Collegiums und durch die Aristokratie desselben (— die Schüler gehörten meist zu den Vornehmen und Reichen —) die Mißgunst der Menge aufgestachelt werden. Als daher zu Kroton ein Aufruhr der demokratischen Partei gegen die Aristokraten entstand, kam auch der Haß gegen Pythagoras zum Ausbruch, veranlaßt durch den die Demokratie führenden Kylon, dem einst Pythagoras die Aufnahme unter seine Schüler verweigert hatte. Pythagoras ward verbannt, ging nach Metapontos und fand in den hier gleichfalls ausgebrochenen Unruhen — 99 Jahre alt — seinen Tod, nach Einigen im Tempel der Musen, wohin er sich geflüchtet hatte, verschmachtend, nach Anderen aus Gram, nachdem er zuvor noch aus dem in Brand gesteckten Hause, worin er Zuflucht gesucht hatte, gerettet war. —

Pythagoras war (— wie viel oder wie wenig auch von dem positiven Inhalte der pythagoräischen Lehren ihm selbst angehören mag, denn es läßt sich zwischen dem Seinigen und Dem seiner Schüler nach dem uns Ueberbrachten nicht mehr theilen —) ein großer Pädagog. Er hat zuerst die Erziehungsidee mit begreifendem Geiste erfaßt. Die ganze Erziehung basirte er auf Religion, und das Ziel derselben war ihm reine Harmonie der Menschheit — Leben des Menschen in äußerer

und innerer Schönheit, so daß er, im Anschauen der reinen Verhältnisse, des Ewigen sich bewußt wird und dann mit bewußtem Geiste und reinem Willen das wirkliche Dasein nach den ewigen Urbildern zu gestalten strebt. Als wesentliche Momente des Unterrichts bezeichnete er Gedächtniß, Schärfe und Gewandtheit des Verstandes und den Forschungstrieb zum Weiterlernen. Von Seiten des Schülers verlangte er Schweigen, — die Entsagung alles Eigendünkels und aller subjectiven Einfälle; von Seiten des Lehrers Sparsamkeit und Kürze im Vortrage. Für die sittliche Erziehung war ihm die jugendliche Scham der Seele und vor Allem die Gewöhnung der wichtigste Factor, denn, sagt er, wähle dir das beste Leben, und die Gewohnheit wird es angenehm machen. Bei der Zucht sowohl als beim Unterricht sollten Sanftmuth, Milde, Friede und Freundlichkeit die erste Stelle einnehmen: bei jeder Zurechtweisung mußte ernste Strenge mit freundlicher Milde gepaart sein. Bei Aufnahme in die verschiedenen Stufen seiner Schule wurden die verschiedenen Anlagen der Schüler berücksichtigt und diese je nach ihrer geistigen Individualität bald so bald anders unterrichtet. Der Erzieher sollte der Urheber des wahren Lebens und Denkens sein: darum durfte er auch den Jugendunterricht nicht als Mittel des Gelderwerbes ansehen; denn Diejenigen, welche sich dafür bezahlen lassen, ständen niedriger, als die Bildhauer, die für Geld arbeiten, weil diese mehr einen rohen Stoff behandeln, der Lehrer aber aus der ganzen Natur das Streben nach Tugend und Weisheit fördern soll. Die Aeltern betrachtete Pythagoras als die wahrhaften Erzieher der Kinder und zwar nicht bloß nach der Geburt, sondern auch schon vor derselben. Darum fordert er nicht nur, daß nach dem Genuß ungesunder Speisen, oder in der Trunkenheit, oder bei Gemüthsbewegungen kein Kind erzeugt werden soll, weil von thierischer Lust und schlechter Erziehung die große Zahl böser Menschen komme; er verlangte auch die Reife des Jünglings (— wenigstens das 20. Jahr —), ehe eine Ehe eingegangen würde, und wollte, daß erst die Würde des Menschen und die Hoheit der Tugend gekannt sei, ehe der Jüngling von Dingen hörte, die sich auf das Geschlecht bezögen. Auf solche Weise wollte er, wie er Harmonie im Weltall sah, Harmonie im Einzelmenschen wie im ganzen sittlichen Kosmos gestalten, — Harmonie des Körpers und Geistes, Harmonie im Denken, Fühlen und Wollen, Harmonie zwischen Aeltern und Kindern, Harmonie zwischen Schüler und Lehrer, Harmonie der Menschen unter einander durch Liebe und Freundschaft, die einigenden Bande der Welt, Harmonie endlich zwischen den Menschen und den Göttern. Wie sehr er aber auch noch mit seinen Forderungen und durch seine Thaten

von diesem Ideale entfernt blieb; wie sehr er auch mit seinem Jahrhundert nicht nur durch eine Schwachheit zusammenhing, sondern mit seinem Unterricht wie mit seiner Erziehung an die Nabelschnur seines Volkes gebunden und in ihm selbst an die einseitige Lebensanschauung des Dorismus gefesselt war; wie sehr deshalb auch seine Erziehung den aristokratischen Zug des Dorismus mit sich führte, gleich dem dorischen Charakter, den Einzelnen im Ganzen verschwinden ließ, und durch die Forderung der frühen Gewöhnung an Entbehrung und Entsagung, an Einfachheit und sittliche Würde, sowie durch die Aufstellung der Musik als Basis der Denk- und Gefühlsbildung ächt dorisches Gepräge an sich trug: er hat doch das höchste Ideal der Erziehung ausgesprochen und dasselbe nicht allein theoretisch zu begründen und zu entwickeln, sondern selbst practisch auszuführen gestrebt. Pythagoras war in seiner Musterschule zu Kroton ein Muster aller Lehrer. Und mit welcher imponirenden Gewalt er auf seine Umgebung gewirkt und seine Schüler an sich gebannt hat, deutet der Mythos an, in dem berichtet wird, daß Pythagoras durch seine Rede selbst die wilden Thiere gebändigt, und wie Orpheus, Linus und Amphion durch den Zauber der Musik, so durch die Hoheit seiner Person und seines Wortes die leblose Natur bewegt hätte.

b) Athen.

16.

Solon und die Erziehung der Athener.

Attika umfaßte in Mittelgriechenland einen Flächenraum von 40 Q.-M. und zur Blüthezeit eine Anzahl von 500,000 Bewohnern, von denen 135,000 Freie und 365,000 Sclaven waren. Im wunderbaren Verein fand sich in ihm vereint, was in den verschiedenen griechischen Gegenden vereinzelt vorhanden war. Feigen und Oliven, Wein und Honig trug das vom Hymettos und dem penteliſchen Gebirge durchzogene, vom Kephissos und Ilissos bewässerte Land, über dem sich ein klarer Himmel mit der reinsten Luft ausbreitete und in dem der Centralpunkt der griechischen Bildung Athen blühete — mit seiner Akropolis und dem von weißem pentelischen Marmor erbauten und mit den Sta-

tuen *rc.* des Phidias geschmückten Parthenon, mit seinem Erechtheum, dem Schauplatze der ältesten und heiligsten Ceremonien und Mythen, mit dem Prytaneum, dem Theater des Dionysos und dem Odeum, mit der durch Gärten, Springbrunnen, heilige Oelbäume, Altäre und Bildsäulen geschmückten Akademie, mit dem durch schattige Haine geschützten Lyceum, vor Allem aber mit seiner freien und ungehemmten Geistesentwicklung, die gleichweit von dem Realismus und sinnlichen Genusse der Jonier, sowie von der Adelsaristokratie der Dorier und dem oligarchischen Ritterthum der Aeolier, das Höchste und Herrlichste in Bildung und Humanität, in Kunst und Wissenschaft erzeugt hat. Dieses Geistesleben ward einerseits durch das Land hervorgerufen, das durch seine Lage sowohl vor überwältigenden Einflüssen des Auslandes gewahrt war, als auch den ausgedehntesten Verbindungen mit demselben offen stand, das sowohl die Vortheile eines gesegneten Himmelsstriches bot, als auch durch seinen gebirgigen, wenig ergiebigen Boden seine Bewohner zur Schifffahrt und zum Handel, zur Kunst und zum Handwerk nöthigte. Andrerseits waren die Blüthen der Wissenschaft und Kunst wie das ganze athenische Geistesleben die Producte dieser bestimmten Menschen, die alle großen und alle niedrigen Eigenschaften des Griechenvolkes überhaupt in sich vereinten und mit ihrem sittlichen Adel, mit ihrer Frömmigkeit, mit ihrem Kunstsinn, ihrer intellectuellen Schärfe, ihrer individuellen Lebendigkeit und äußersten Bildsamkeit eben so, als mit ihrer Reizbarkeit und Launenhaftigkeit die wahrhaften Repräsentanten des Griechenthums waren. Der Athener war leichtsinnig, aber fein gebildet. Betriebsamkeit, Regsamkeit und Ausbildung der Individualität innerhalb des Kreises eines sittlichen Ganzen: das waren seine Wesenselemente. „Wir lieben — so schildert Thukydides wahr und tief den Charakter der Athener — das Schöne, aber ohne Prunk, ohne Verschwendung; wir philosophiren, ohne uns darum zur Weichlichkeit und Unthätigkeit verleiten zu lassen; wir sind kühn und keck und bei diesem Muthe geben wir uns doch Rechenschaft von Dem, was wir unternehmen; bei Anderen dagegen hat der Muth seinen Grund in dem Mangel an Bildung; wir wissen am besten zu beurtheilen, was das Angenehme und was das Schwere sei, dessenungeachtet entziehen wir uns den Gefahren nicht.“ So gab Athen — sagt Hegel — das Schauspiel eines Staates, der wesentlich zum Zwecke des Schönen lebte, der ein durchgebildetes Bewußtsein über den Ernst der öffentlichen Angelegenheiten und die Interessen des menschlichen Geistes und Lebens und damit kühne Tapferkeit und praktisch tüchtigen Sinn verband. Denn mittelst ihrer Anlagen erlangten die Athener, was sie erstrebten — Vielseitigkeit und ideale

Vollendung. Freiheit und Besonnenheit durchdrangen Kunst und Wissenschaft, wie alle Theile des Gemeinwesens, denn alles Denken und Thun ward von ruhiger Reflexion geleitet. Mit feiner Beobachtungsgabe unterschieden sie leicht und scharf Individuen und Charaktere; mit scharfem Witz und heiterer Laune verflochten sie Lust und Muthwillen in den Ernst des Lebens, und ihre maßvolle Idealität bewahrte sie vor Ueberschreitung der rechten Mitte, vor Uebertreibung und vor Schwulst, führte sie vielmehr zur vollendeten Einheit von Inhalt und Form, von Stil und Gehalt. Die Früchte dieser Gewandtheit und kritischen Fertigkeit, — sagt Bernhardy — welche vom Dialect begünstigt mit ihm in Wechselwirkung blieb, zugleich aber an die sonst den Griechen ungekannte Bedingung geknüpft war, daß nach kurzer Blüthezeit jede Form und Stufe der Bildung von einer reiferen verdrängt wurde, bewundern und genießen wir in der attischen Literatur. „Hier entstand der wahrhafte Dialog, welcher die Strenge der Erörterung mit dem gemüthlichen oder scherzhaften Tone der Gesellschaft verband; sein Rückhalt war das dialektische Vermögen, das frühzeitig im Streit der Meinungen eine syllogistische Haltung annahm und vor keiner Frage zurückwich, wo man mit scharfer Auffassung des Begriffs einen Stoff zu begrenzen hatte, seine Gegensätze durchforschen und den Gegner in Widersprüchen oder unklaren Vorstellungen ertappen sollte." Dieser eigenthümlichen und großartigen Geistreichheit der Athener verdanken wir die wunderbaren Producte im Drama, in der Beredtsamkeit, in der Philosophie, in der Plastik. Es beruhet auch auf dieser Entfaltung der gesammten Menschennatur in größter Freiheit und beim weitesten Spielraum der Individualität der demokratische Sinn, der das attische Staatsleben durchhaucht. Die Demokratie ist die Lebensluft, in der die Athener athmen und von der schon die erste Gestaltung ihrer Staats- und Volksverhältnisse zeugt, die nicht mit einer dauernden Sonderung in herrschende und dienende Stämme, wie in Lakonien, sondern mit einer Mischung der Stämme und Stände beginnt, indem der Gesammtadel Attika's keinem Stamm ausschließlich angehört, sondern ein über alle Phylen verbreiteter Stand ist. Die demokratische Tendenz trat allerdings eine Zeit lang zurück, als nach Kodrus Tode (1068) eine Adelsherrschaft begann, und die Eupatriden d. i. die Wohlgebornen als Archonten dem Volke, dem Demos, der Gesammtheit der kleinen Grundbesitzer, Bauern und Gewerbtreibenden jeden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten entzogen, ja sogar das Eigenthum und die Freiheit derselben angriffen, indem verarmte Schuldner zu persönlicher Dienstbarkeit gezwungen wurden. Bald jedoch kämpfte das Volk gegen den Druck und die Willkür

der Eupatriden an und verlangte eine schriftliche Verfassungsurkunde, die ihm endlich vom Archonten Drakon, einem strengen und ernsten Geiste, aber nur in dem Sinne, daß das bisher stillschweigend ausgeübte Recht der Aristokratie sanctionirt ward, und mit solcher Härte der Strafen und der Gleichmäßigkeit derselben für große und geringe Vergehen gegeben ward, daß man sagte, die Gesetze seien mit Blut geschrieben. Der Parteikampf stieg deshalb mehr und mehr — bis zur anarchischen Zerrüttung. Da traten die tüchtigsten Männer mit der Mahnung auf, einen des öffentlichen Vertrauens würdigen Mann zur Einführung einer neuen Ordnung der Dinge zu wählen. Mit dem Aussprechen der Mahnung war sogleich der Mann gefunden: Solon hieß dieser Mann des allgemeinen Vertrauens; der Mann auch, der dieses Vertrauens werth war, indem er die ererbten Rechte der Aristokratie mit den Forderungen des zur Mündigkeit emporgereiften Volkes vereinigte und sittliche Strenge und Gesetzmäßigkeit mit freier Entwicklung der individuellen Kräfte und Anlagen in Harmonie zu bringen strebte.

Solon war 639 v. Chr. geboren und stammte aus dem alten Königsgeschlechte des Kodrus. Von Natur strebsam, übte er sich eifrig in den Ringschulen wie in den Künsten der Musen, erweiterte dann auf Reisen in Aegypten, Kypern und Kl.-Asien seine Kenntnisse und widmete sich hierauf der harmonischen Ausbildung seines Geistes. Er besaß klaren, hellen, scharfen Verstand, vor Allem aber ein tiefes Gemüth und edles Herz. Im Munde der athenischen Jugend lebten lange noch die elegischen Verse, in welchen er seine Gedanken über die Geschicke der Menschen und die Zwecke und Aufgaben der verschiedenen Alter, über die Ungewißheit alles menschlichen Hoffens und Strebens, über die Ungleichheit der Güter und Gaben mit kräftigem, frischem Geiste und gemäßigter, lebensweiser Gesinnung niedergelegt hat. In Folge dieser Kenntnisse und Erfahrungen, vor Allem aber in Folge seines sanften, liebenswürdigen Charakters, seiner unbestechlichen Gerechtigkeitsliebe und ungeheuchelten Frömmigkeit, seiner einnehmenden Sitten und seiner Menschenfreundlichkeit, Menschenliebe und vaterländischen Gesinnung gewann er in Athen bald ungetheilte Achtung, hohes Vertrauen und immer größeren Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. So konnte er es durchsetzen, daß die Einwohner von Kirrha wegen eines am Tempel zu Delphi geübten Frevels zur verdienten Strafe gezogen, daß die, welche die Anhänger des Kylon gegen ihr gegebenes Wort an heiliger Stätte getödtet hatten, vor Gericht gestellt und verurtheilt wurden und daß man Epimenides von Kreta holte, um die mit Schuld beladene Stadt durch Opfer und Sühnegebräuche zu reinigen und die verwilderten

Gemüther durch religiöse Eindrücke zu beruhigen. Sein Vertrauen und seine Macht stieg endlich am Höchsten, als er die Athener, ungeachtet des mit Todesstrafe begleiteten Verbotes, zur Wiedereroberung von Salamis nicht nur beredete, sondern sich selbst an die Spitze von 500 Männern aus dem Volke stellte, die Insel eroberte und die Athener wieder zu Herren in den eigenen Gewässern machte. Solon war jetzt geistig der Herr und der Herrscher in Athen, und das dankbare Volk würde ihm entgegengejubelt haben, wenn er das Königthum der Kodriden auf neuen Grundlagen wieder aufgerichtet hätte. Doch er zog den Ruhm eines Gesetzgebers dem eines Gewaltherrschers vor, als zum Vertrauen des Volkes noch das delphische Orakel seinen Spruch zugefügt hatte:

Setze dich mitten in's Schiff und lenke die Ruder des Steurers:
Viele der Männer Athen's die Hand zur Hilfe Dir bieten.

In dieser Gesetzgebung verfuhr er nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Klugheit:

Ich ertheilte dem Volk' so viel an Macht ihm gebühret,
Nicht zu viel an Ehr' gab ich, zu wenig ihm nicht.
Aber die Einfluß hatten und die hochragten durch Reichthum,
Den'n sollte mir auch nimmer zu nahe gescheh'n.
Und ich stand und deckte mit mächtigem Schilde die Beide,
Keinem Theile ich gönnt' über das Recht den Sieg.

Zuerst ward die Schuldknechtschaft aufgehoben: alle wegen Schulden in Leibeigenschaft gehaltenen Athener wurden in Freiheit gesetzt, und auch künftighin durfte sich kein Gläubiger mehr an die Person des Schuldners halten. Die Pfandschaft auf Gut und Habe ward durch Herabsetzung des Münzfußes ermäßigt, indem die Drachmen um mehr als den vierten Theil leichter geprägt wurden, ohne daß die ursprüngliche Summe der Darlehne geändert werden durfte, wodurch also dem Schuldner mehr als 25 Prozente erlassen waren, indeß sich das Kapitalvermögen des Gläubigers nicht verminderte. Niemand durfte in Zukunft auf den Leib borgen und Niemand mehr als ein gewisses Maß von Grund und Boden besitzen. Die Bürger wurden in 4 Klassen getheilt, von denen die Reichsten über 500 Scheffel Getreide ernteten, die Ritter 500 bis 300 Medimnen vom eigenen Lande einnahmen, die Zweispänner 300 bis 150 Scheffel Reinertrag und die Tagelöhner weder Vermögen noch feststehende Einkünfte hatten. Damit war statt des bisherigen Geschlechteradels eine Vermögensaristokratie gegründet, die Bevorzugung nicht ferner an die Geburt geknüpft und das Volk nicht mehr von der Staatsverwaltung ausgeschlossen. Denn an den allgemeinen mit Staatshoheit bekleideten Volksversammlungen wie an den

Geschwornengerichten hatten alle Bürger Antheil, indeß die Obrigkeiten nur aus den ersten drei Klassen wählbar waren. Ein Senat von 400 Männern wachte über die Gesetze: er war die eigentliche Regierungs- und Verwaltungsbehörde. Die Archonten, die früher an der Spitze der Regierung gestanden hatten, entschieden über Erb- und Familienstreitigkeiten wie über Rechtssachen im Cultus und traten, wenn sie ihr Amt untadelig verwaltet hatten, in den Areopagos, der als Hüter der Gesetze das höchste Sittenrichteramt mit unverantwortlicher Machtvollkommenheit führte.

Nicht bloß das Staats-, auch das religiöse und bürgerliche Leben suchte Solon mit seinem Geiste durch Gesetze zu durchdringen. Durch Feste, Umzüge, Chorreigen ꝛc. beim Cultus, durch Opfergebräuche und Kunstproductionen wurde die Ehrfurcht vor dem Heiligen gestärkt und der Sinn für das Schöne und Edle gepflegt. Und weil Solon einsah, daß alle Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung ihren tiefsten Grund in der Arbeitsscheu und Verarmung hat, gebot er, daß Müßiggänger bestraft würden und daß jeder Athener eine Kunst oder ein Handwerk lernen sollte. —

Diese Gesetze waren auf hölzerne Tafeln geschrieben und öffentlich aufgestellt. Zugleich mußte die Bürgerschaft das eidliche Gelöbniß geben, zehn Jahre lang bei der neuen Ordnung zu beharren und während dieser Zeit keines der Gesetze abzuschaffen oder abzuändern. Solon selbst verließ hierauf, um sich die Gesetze ohne die Stütze seines persönlichen Ansehens bewähren zu lassen, sein Vaterland und nachdem er längere Zeit im genauen Umgange mit den Priestern in Aegypten verweilt hatte, begab er sich nach Kypern und hierauf nach Lydien, wo er, der hellenische Weise, dem auf Pracht und Reichthum pochenden Krösos gegenüber trat. Ob er auf Erden einen glücklicheren Mann als ihn gesehen habe: das war die Frage des prunkenden Fürsten an den besonnenen Griechen. Zum Erstaunen der anwesenden Höflinge nannte dieser seinen Mitbürger Tellos und erzählte: „Dieser Tellos war ein rechtschaffener Mann, erzog wackere Söhne, hinterließ ihnen ein mäßiges Vermögen und starb den Heldentod für's Vaterland.“ Solon, vom Könige weiter befragt, ob er nach Tellos einen glücklicheren Mann, als ihn selbst kenne, führte Kleobis und Biton an, welche in brüderlicher und kindlicher Liebe, als das Gespann nicht zur rechten Zeit da war, sich an den Wagen der Mutter spannten und sie in den Tempel der Juno zogen und, vom Volke hoch gepriesen ob dieser That, am andern Morgen nicht mehr aufstanden, weil die Mutter für sie die höchste Wohlthat und das köstlichste Gut erbeten hatte. „Und uns rechnest Du nicht — rief der

König unmuthig — zur Zahl der Glücklichen?" „O König der Lydier, — sprach Solon — uns Griechen hat die Gottheit Alles in bescheidenem Maße gegeben, und so haben wir auch in unserer Mittelmäßigkeit keinen glänzenden und königlichen Witz, sondern einen treuherzigen Bürgerverstand, der im Hinblick auf den mannigfaltigen Wechsel, welchen das Leben immer hat, auf die gegenwärtigen Güter uns nicht stolz werden und keines Mannes Glück bewundern läßt, so lange es noch Veränderungen treffen können. Denn die Zukunft birgt für jeden Menschen mannigfaltige Schicksale in ihrem Schooße. Nur Den nennen wir glücklich, welchem es die Gottheit bis an's Ende wohl gehen läßt. Einen Mann glücklich preisen, der noch lebt und den Gefahren des Lebens noch unterworfen ist, würde eben so eitel und nichtig sein, als wenn man Einen noch während des Wettkampfes als Sieger ausriefe und mit dem Kranze schmückte."

Als Solon nach Athen zurückkehrte, fand er den Staat von Neuem durch Parteiungen zerrissen, und obschon er mit dem ungeheucheltsten Vertrauen empfangen ward, nahm er doch nur mittelbar an den öffentlichen Angelegenheiten Theil und suchte vorzüglich Peisistratos zu gewinnen, der bei allen Parteien in hohem Ansehn stand und unter scheingefälligen, anspruchslosen Sitten nach der Herrschaft strebte. Als sein Versuch nicht gelang, warnte er vor den täuschenden Worten des zungenfertigen Mannes und tadelte die Bürger, daß sie thörichten Sinnes den Schritten des Fuchses folgten. Doch umsonst. Peisistratos erlangte die höchste Gewalt, bewies jedoch gegen Solon so hohe Achtung, daß er dessen Gesetze ehrte, soweit es seine Herrschsucht zuließ und daß er ihn selbst auch da nicht beunruhigte, als er den Athenern zurief:

Wenn Euch Bitteres traf, das Eure Thorheit verschuldet,
O, so klaget darum nimmer die Götter an.
Von Euch selbst empfing er die Macht, Ihr gabt ihm die Wache,
Und nun ward Euch zum Lohn schmählicher Knechtschaft Geschick.

Solon starb, 80 Jahre alt — der griechische Weise mit dem Wahlspruche: „Nimmer zu sehr!" Er hatte die höchste Blüthe der Gefühlsdichtung und das Erwachen der eigentlichen wahren Wissenschaft in Griechenland durchlebt: er war ein fast gleichalterlicher Zeitgenosse von Sappho und Alkäos, wie von Thales. Er war selbst die strahlende Sonne dieser Zeit und deshalb auch in persönlicher Freundschaft mit allen Größen derselben, — mit Amasis, Thales, Mimnermos, Krösos und Anacharsis. Er hat durch seine Gesetzgebung — wie er in seinen Elegien sagt — Athen von unsäglichem Leide befreit, indem er geebnet, was steil, Gewaltthat gedämpft, die wuchernde Saat der Noth erstickt,

das verborgene Recht in's Geleis gelenkt, die Werke des Hochmuths zum Schweigen gebracht und den bittern Zwist wie die Gluth der Empörung gedämpft. Und diese Gesetzgebung, die freisinnigste im Alterthum, welche zum ersten Male ein umfassendes Staats- und Privatrecht mit ächt liberalen Formen einführte, griff deshalb so tief in das Leben des athenischen Volkes ein, weil sie alle Lebensverhältnisse zu veredeln strebte und besonders Familie und Erziehung und zwar mit den wahrhaft athenischen Elementen und mit der in den Joniern am Entschiedensten auftretenden griechischen Lebensheiterkeit zur Grundlage hatte. Solon hat mit tiefer Einsicht gymnastische und musische Bildung als Mittel der Erziehung zur Humanität in seine Gesetzgebung verwebt und das Starke mit dem Milden bei der Entwicklung des Kindes zu vereinen gesucht. Damit fiel die athenische Erziehung nicht in den weichlichen Charakter der kleinasiatischen Jonier. Andrerseits ward sie aber auch nicht kriegerisch militärisch, wie in Sparta. Zwar sollte der Athener eben so wie der Spartiate durch innere Bildung Charakterstärke erwerben und vorzüglich durch Beherrschung seiner selbst zeigen, daß das rechte Maß im Innen- wie im Außenleben das Ziel und das Merkmal des ächten Hellenen sei. Aber doch tendirte die Erziehung Athens nach einer milderen Humanität und nach einem höheren Grade individueller Selbstständigkeit, überhaupt nach tieferer Realisirung der Kalokagathie. Das wollte bereits das Heroenzeitalter, und in der Zeit der Archonten scheint keine weitere Entwicklung behufs der Erziehung stattgefunden zu haben. Man begnügte sich mit den herkömmlichen Satzungen, die den Bedürfnissen entsprachen, indeß für die öffentliche sittliche Erziehung, wenn auch mehr prohibitiv durch Abschreckung und Warnung, der Areopagos wirkte und für die öffentliche religiöse Erziehung die Eumolpiden, als Wächter des religiösen Elementes im Staate, sorgten. Solon, der Staatsgesetzgeber, ordnete und brachte auch die Gesetzgebung der Erziehung. Er verkündete 1) „daß die Aeltern Herren sind." 2) „Niemand darf seine Tochter verkaufen, noch seine Schwestern, sondern der nächste Verwandte soll die Jungfrau heirathen." 3) „Die Knaben sollen vor allen Dingen schwimmen und lesen lernen; die ärmeren sollen hierauf zum Landbau, Handel oder irgend einer Kunst angeleitet werden, die wohlhabenden zur Musik, zur Geschicklichkeit mit Pferden umzugehen und für die Gymnasien, die Jagd und die Philosophie." 4) „Der Sohn, den sein Vater keine Kunst lernen läßt, ist nicht gehalten, ihn zu ernähren." 5) „Seine Aeltern soll Jeder ehren." 6) „Wer seine Aeltern schlägt, oder nicht ernährt, oder ihnen nicht Wohnung und die anderen Bedürfnisse darreicht, soll ehrlos sein." 7) „Wer seine Aeltern

nicht besorgt, soll eine Geldbuße erlegen und kein obrigkeitliches Amt erhalten." 8) „Wenn sich ein Vater aus Krankheit oder Altersschwäche unanständig beträgt, so darf ihn der Sohn wegen Verstandesverwirrung anzeigen und ihn auch wohl binden." 9) „Kein Sclav darf Gymnastik treiben."

Wozu Solon den Grund gelegt, das suchten die Peisistratiden zu entwickeln, indem sie nicht nur die Verwaltung ordneten, sondern auch Kunst und poetische Studien in Verbindung mit einer städtischen Büchersammlung beförderten. Kleisthenes endlich vollendete das Werk, indem er die vorgefundenen Formen durch ein organisirendes Centralsystem, worin die natürlichen Differenzen der Geschlechter für Privatrecht und gemeinsamen Cultus ihren Platz behielten, erweiterte.

Auf solchem geordneten Staatsboden lebte und bewegte sich das Familienleben und die Erziehung.

Die Ehe betrachtete Solon als ein höheres sittliches Band zwischen Mann und Frau, gestiftet zur Aelternfreude, Liebe und Freundschaft. Sie ward durch Gesetz wie durch Sitte streng überwacht. Ehen unter Verwandten, besonders Halbgeschwistern, waren wegen Erhaltung des Hauses und der Familie erlaubt. Die Verheirathung scheint bei den Männern mit dem 20. — in welcher Zeit sie von vormundschaftlicher Gewalt befreit und in die Bürgerrollen eingetragen wurden, — bei den Frauen mit dem 14. Jahre und früher (— doch bezeichnete ein Orakelspruch das zu frühe Heirathen der Mädchen als Ursache der Entvölkerung —) erlaubt gewesen zu sein. Kein Mädchen durfte ein Athener heirathen, das nicht der Artemis geweiht war, oder nicht vom 5. bis 9. Jahre beim Jungfrauenfeste Brauron an den heiligen Aufzügen der Mädchen Theil genommen hatte. Der Verheirathung ging eine feierliche Verlobung voran. Die Mitgift, welche die Frau als ihr bleibendes Eigenthum mit in das Haus des Mannes brachte, durfte in nicht mehr als in drei Kleidern und einigem Geräth bestehen. Die Stellung der verheiratheten Frau war eben so wenig frei, als die der Jungfrau. Der Anstand erlaubte nicht, daß sich Frauen in die Gesellschaft der Männer mischten. Selbst an den Trinkgelagen, die der Mann im Hause veranstaltete, nahm die Frau keinen Theil; sie mied sogar am Fenster die Blicke fremder Männer. Außer bei feierlichen und gottesdienstlichen Gelegenheiten zeigte eine ehrbare Frau sich selten öffentlich. Bei Ausgängen sollte sie von einem Sclaven begleitet sein, der des Nachts eine Fackel vor ihr hertrug. Das Frauengemach war die Welt der attischen Frau; ihre Dienerinnen waren ihre Gesellschaft; die Hauswirthschaft und die Bereitung der Kleider war ihre Beschäftigung. Die Weiber,

bemerkt Perikles, welche der Beschaffenheit ihrer Natur nach der Züchtigkeit gemäß und so leben, daß kein Mann von ihnen Lob oder Tadel weiß, haben den meisten Ruhm.

Dem Manne gegenüber war die Frau rechtlich unselbstständig. Sie stand gleich dem Kinde unter der Vormundschaft des Mannes. Der Mann konnte sie, wenn sie keine Kinder gebar oder ihm sonst nicht behagte, in ihre Familie zurückschicken, wenn er ihr nur die Mitgift zurückgab. Auf die Hausehre legte Solon großen Werth. Den Ehebrecher durfte der Mann, wenn er ihn bei der Frau traf, ungestraft tödten; in anderen Fällen konnte er ihn zur Zahlung von Geldbußen anhalten und durch schimpfliche Behandlung der Verachtung preisgeben. Die schuldige Frau war ihr Lebenlang ehrlos: behielt sie der Mann im Hause, so verlor er das Bürgerrecht; sie durfte sich nicht den Tempeln und Opfern nahen, nicht den Schmuck und die Kleidung ehrbarer Frauen tragen, nicht, ohne den größten Mißhandlungen ausgesetzt zu sein, öffentlich sich zeigen. Wer sich selbst durch feile Lüste erniedrigte, dem war der Zugang zu den Staatsämtern verschlossen. Trat der junge Athener in die eheliche Verbindung mit einer ebenbürtigen Bürgerin (— Ehen mit nicht bürgerlichen Frauen waren gestattet; die Söhne aus solchen hatten das Bürgerrecht, standen aber im Erbrecht den vollbürtigen Kindern nach: uneheliche Kinder hatten keine besonderen Pflichten gegen ihre Väter —), so entsagte er damit allem Umgange mit feilen Personen, indeß Unverheiratheten und Fremden der Umgang mit den Hetären, die ihre Freunde selbst zu den Gastmählern begleiteten oder selbst solche gaben und diese durch die Künste des Tanzes und der Musik zu verschönern suchten, erlaubt war, und Solon selbst, um die Heiligkeit der Ehe und die Zucht des häuslichen Lebens gegen die Gefährdung durch die Leidenschaft einer sinnlichen Jugend sicher zu stellen, schöne Mädchen gekauft und in einem Hause vereinigt haben soll. Führte ein Ehemann eine Hetäre oder ein Kebsweib in's Haus, so konnte die Frau auf Scheidung klagen und mit ihrem zugebrachten Vermögen sich von ihm trennen. Bei Todesstrafe war jedem Bürger verboten, seine Tochter zur Hetäre herabzuwürdigen; die ehrvergessene Tochter aber konnte der Vater als Sclavin verkaufen und den Verführer tödten.

Schwangere sollten gesunde Speise genießen, mäßige Bewegung nicht versäumen und sich vor Leidenschaften hüten. Männer waren die Geburtshelfer. Erst später traten Hebammen auf. Das neugeborne Kind wurde dem Vater zu Füßen gelegt und es stand in seiner Gewalt, dasselbe aufzuheben oder nicht: hob er es nicht auf, so wurde es ausgesetzt; hob er es auf, so verpflichtete er sich zur Erziehung desselben.

Das anerkannte Kind ward am fünften Tage nach der Geburt von der Amme um den Heerd getragen und dadurch unter den Schutz der Hausgötter gestellt: ein Festtag, Amphidromia, wobei der Juno geopfert und dem Kinde von den Mitgliedern der Familie Geschenke gebracht wurden. Ein Kranz von Oelzweigen vor dem Hause verkündete den Vorübergehenden, daß ein Knabe, — Wollenbinden an den Thürpfosten, daß ein Mädchen geboren sei. Am siebenten, achten oder zehnten Tage wurde dem Kinde der Name gegeben: bei dem Mangel an Familiennamen wurde gewöhnlich der Name des Vaters dem des Kindes beigefügt; die Erstgebornen scheinen zu dem Namen der Großväter besonders berechtigt gewesen zu sein. Die erste Pflege des neugebornen Kindes fiel der Mutter, der Amme und der Wärterin anheim. Ammen waren zur Blüthe des Hellenismus allgemein. In der Regel wurden hierzu, da es gesetzlich verpönt war und für eine freie Bürgerin als etwas Entehrendes galt, sich solchem Geschäft zu unterziehen, Sclavinnen gewählt, die dann frei und als Familienglieder behandelt wurden. Die vornehmen und reichen Athener ließen die Ammen am liebsten aus Sparta kommen, um ihren Kindern gesunde und kräftige Nahrung zu gewähren. Die Kinderwiegen bestanden in einfachen Mulden oder Korbschwingen.

War das Geschäft der Amme — es dauerte 1 bis $1^1/_2$ Jahr — beendet, so trat die eigentliche Wärterin und Erzieherin des Kindes ein, — gewöhnlich eine ältere Frau. Sie reichte dem Kinde die Nahrung, die in Honig und in ähnlichen weichen und süßen Stoffen bestand. Sie trug das Kind in's Freie und begleitete mit ihm die Mutter zu Besuchen, selbst zu Festlichkeiten. Dabei durfte das Kind den Einflüssen des Mondes nicht ausgesetzt werden; in abergläubischen, besonders ärmeren Familien ward es in verschiedene Mysterien eingeweiht, um ihm dadurch die Gunst der Gottheit zu verschaffen, sowie mit Amuleten versehen, damit es gegen Zauberkünste geschützt sei. Zur Beruhigung des Kindes wurden Wiegen- und Schaukellieder gesungen. Theokrit hat eins derselben aufbewahrt:

Schlaft, meine Kinderchen, süß, schlaft ruhig Schlaf zum Erwachen!
Schlaft, meine Seelchen, Du Brüderpaar, wohlgedeihender Kinder!
Lieget in seliger Ruh', erwachet selig zum Morgen.

Zur Beruhigung ward nebenbei die von dem Pythagoräer Archytas erfundene Kinderklapper, oder der Ball, Mährchen und Geschichten von den Kyklopen ꝛc. gebraucht. Im Laufenlernen ließ man das Kind allein Versuche machen, indeß man in seiner Nähe blieb. Mit dem Größerwerden des Kindes wurden auch seine Spiele größer und sinniger. An die Stelle der Kinderklapper trat das Steckenpferd, das Spiel mit

Würfeln, das Kreiselspiel im Hause und im Freien. Bei etwas vorgerückteren Jahren folgte dann das Scherbenspiel, wo man kleine, flache Steine schief in's Wasser warf und die Sprünge zählte, blinde Kuh, das Knötchen geht herum, das Reiftreiben und das Ballspiel ꝛc. Frühzeitig schon trugen die Kinder Schuhe. Ihr Haar wurde in künstliche Locken gedreht und über der Stirn mit einem kostbaren Kamme zusammengesteckt. Doch hing dies Alles von der Willkür der Aeltern, von dem Tone des Hauses ꝛc. ab, der natürlich von dem Geiste, der die Bürger im Ganzen beseelte, beschränkt ward. Bei den Mädchen wurde gleichzeitig durch Schnürbrüste für einen schlanken Wuchs gesorgt, da die Athener bei den Jungfrauen keine hervorragenden Schultern und starke „Brüste" liebten.

Mit dem siebenten Jahre endete die Spielzeit. Knaben und Mädchen wurden unter die Bürger aufgenommen: der Vater bekräftigte vor der betreffenden Behörde eidlich, daß er das Kind in der rechtmäßigen Ehe mit einer Bürgerin erzeugt habe und zur Urkunde dessen ward der Name auf die „weiße Tafel" eingetragen. In dieser Zeit trat an die Stelle der Wärterin der Pädagogos, der Knabenführer, der mit Ausnahme weniger Fälle Unterricht nicht ertheilte, sondern nur die ethische Aufsicht in und außer dem Hause hatte, und dessen Aufgabe es demnach war, seinen Schützling stets zu umgeben, dessen Thun und Treiben unausgesetzt zu beobachten und ihn zum Grammatistes und zum Pädotriben zu begleiten. Zu diesem Dienste wurde gewöhnlich ein Sclav, den man für geeignet hielt, oft aber auch derjenige, den man, mochte er noch so roh und ungebildet sein, wegen Alter und Schwäche nicht mehr zu anderweitigen Beschäftigungen gebrauchen konnte, verwendet, woraus die nothwendige Folge war, daß der freigeborene Knabe nur geringe Achtung vor dem Pädagogen hatte und oft und leicht in seinen Sitten verwilderte.

In welchen Wissenschaften der Vater sein Kind unterrichten lassen wollte, stand ihm frei. Gesetzlich verpflichtet war er nur zu dem Unterrichte in der Gymnastik und Musik. Erziehung und Unterricht waren Privataufgaben; und dennoch waren sie, weil das Leben selbst, öffentlich: „der Knabe wurde durch die Familie für den Staat und durch den Staat für die Familie erzogen." Der Unterricht war Privatunterricht, und die Lehranstalten waren Privatunternehmungen. Sie unterlagen jedoch nicht allein einer gewissen ethischen Controle, sondern auch in manchen Beziehungen der Aufsicht des Staates und der Staatsbehörden. Auch das Honorar, das der Lehrer bezog, war Privatsache: von Demosthenes wird erzählt, er sei von seinem Vor-

munde in so hohem Maße bevortheilt worden, daß er den Ehrensold für seinen Lehrer nicht bezahlen und die 10 Minen für den Besuch der Rednerschule des Isokrates nicht aufbringen konnte. In der Natur des athenischen Volkes lag es, daß Jeder für sich und seine Angehörigen eifrig nach Aneignung der volksthümlichen Bildung strebte; jedoch vermochten es, nach einer Bemerkung Platon's, die Reichsten am besten, indem sie ihre Kinder am frühesten in ihrer Jugend den Unterricht suchen ließen. Die Kinder der niederen Volksklasse kamen ob ihrer Arbeiten zur Erwerbung der nöthigen Lebensbedürfnisse und weil zu dem Handwerke und zu dem industriellen und merkantilen Geschäfte, das sie erlernen sollten und wollten, mehr technische Uebung als wissenschaftliche Fertigkeit gehörte, bei ihrem nur mit geringen Kenntnissen, wohl aber mit einem guten Stocke versehenen Elementarlehrer meist nicht über die elementarsten Kenntnisse des Buchstabirens, Sillabirens und Lesens hinaus. Wer für einen freien Mann gelten wollte, mußte den gymnastischen Cursus bei dem Pädotriben in der Palästra, den musischen im engeren Sinne bei dem Kitharisten und den wissenschaftlichen bei dem Grammatisten durchgemacht haben. „Was also die Seele betrifft, — sagt Lukian — so ist das Erste, womit wir sie anfachen, die Musik und die Rechenkunst, ingleichen, daß wir sie schreiben und verständlich lesen lehren. So wie sie nun darin weiter kommen, singen wir ihnen die Sprüche der Weisen vor und die Dichter, welche die Thaten unserer alten Helden oder andere nützliche Dinge in Verse eingekleidet haben, damit sie desto leichter dem Gedächtniß eingeprägt werden. Dazu üben wir sie, sobald ihr Körper erstarkt ist, in der Gymnastik."

1) Im literärischen Cursus bei dem Grammatistes wurden zunächst die ersten Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens gelernt. Das Lesen begann mit Lernen und Zusammensetzen der gelernten Buchstaben und ging dann zum Buchstabiren einfacher, nachher mehrsilbiger Wörter fort. Wenn wir — sagt Dionysios von Halikarnaß — die Grammatik lernen, so lernen wir erst die Namen der Buchstaben, dann die Form und Gestaltung derselben, ferner die Silben und das dazu Gehörige, endlich die Redetheile und die einzelnen hiermit vorzunehmenden Veränderungen, wie Beugung, Numerus, Contraction, Accente, Stellung im Satze; dann fangen wir an zu lesen und zu schreiben, zuerst silbenweise und langsam, so lange noch keine gehörige Festigkeit vorhanden ist, später zusammenhängend und so wie wir denken. — Nachdem der Schüler lesen konnte, wurde das Schönlesen geübt, — nach Länge und Kürze der Silben, nach Accent, nach Hebung und Senkung

der Stimme, nach melodischem Klange und Rhythmus, mit ausdrucksvollem Vortrage. Zum gewöhnlichen Lesebuche diente Homer; dann auch Hesiod, Theognis, Phokylides und Solon, sowie die äsopischen Fabeln, überhaupt Gedichte, in denen, wie Protagoras bei Platon sagt, viele Zurechtweisungen enthalten sind und Erläuterungen, auch Lob und Verherrlichung aller trefflichen Männer, damit die Knaben sie bewundernd nachahmen und sich bestreben, auch ein solcher zu werden. Früh schon waren für den Unterricht Sammlungen des Ausgezeichnetsten der Dichtkunst (Chrestomathien und Anthologien) angelegt. Der Stamm dieser Dichtungen, besonders Homer, Hesiod und Theognis, diente zugleich zum Einüben und zum freien Hersagen, wodurch einerseits das Gedächtniß entwickelt und die Fassungskraft gestärkt, andrerseis die erhabenen Bilder der Vorzeit sowie die gesunden Aussprüche über Sittlichkeit und bürgerliche Klugheit in das Gemüth tief eingegraben werden sollten. — Zum Schreiben bediente man sich in früheren Zeiten mit Wachs überzogener Täfelchen und Griffel, später Tinte. Den Kindern, die noch nicht schreiben konnten, ward mit dem Griffel vorgeschrieben; sie zeichneten die vorgeschriebenen Züge nach. — Während das Lesen und Schreiben ziemlich allgemein war, scheint das Rechnen hingegen selbst einem Theile der Bessererzogenen fremd geblieben zu sein. An die Anfangsgründe in der Arithmetik knüpfte sich Fingerrechnen zum Verkehr im Leben.

2) Im musischen Cursus lernte die athenische Jugend unter strenger Sittenzucht beim Kitharistes die Handhabung der musikalischen Instrumente, namentlich der Kithara. Eine Zeit lang ward auch Unterricht in der Flöte ertheilt; allein Plutarchos referirt, daß sich Alkibiades geweigert habe, die Flöte zu spielen theils wegen der dabei vorkommenden Verzerrungen des Gesichts, theils weil der Spielende dazu weder reden noch singen könne, und daß er auch Anderen den bestimmtesten Widerwillen gegen das Instrument beigebracht habe, das deshalb zuletzt in völlige Verachtung gerieth. Zugleich wurden die Knaben über Versbau, Rhythmik und Melodik belehrt und damit das Gehör an das Gefühl des Maßes gewöhnt, überhaupt der Geist dahin veredelt, daß die Jugend in Worten und Reden rhythmisch und harmonisch wurde. Dabei wurden eine Menge Lieder auswendig gelernt und ward die Fähigkeit erworben, volksthümliche Dramen aufzuführen und Tischlieder zu singen, die, wie Bernhardy sagt, kräftig und geistvoll die schlichten Gefühle und Sätze der Sittlichkeit, der patriotischen Gesinnung und Lebensweisheit empfahlen. Die dorische Tonart war dabei die gebräuchliche, und man gab ihr den Vorzug, weil sie, wie Jacobs sagt, die

würdevolle Ruhe am vollkommensten darstellte und mehr als irgend eine andere den Charakter des Muthes und der Mannhaftigkeit an sich trug. „Alles war hier harmonisch und Eins. Die Worte ernst, fromm und belehrend; die Rhythmen großartig und feierlich; die Melodie einfach und angemessen." Zuerst sprach der Kitharist den Kindern einfache Lieder vor, welche sie behalten und hersagen mußten. Dann hatten sie die getragenen und choralartigen Weisen derselben zu lernen. Eins der ersten Lieder, welches sie zu lernen hatten, war: „Pallas furchtbare Städtezerstörerin, du Kriegslärm erregende Göttin, hehre, den Feind abwehrende Tochter des Zeus, Dich rufe ich, du Rossebändigerin, die edelste Jungfrau!" Die Knaben sollten nicht Virtuosen im Gesang und im Kitharspiel werden; die musikalische Fertigkeit sollte nur so weit entwickelt werden, daß einst der Jüngling und Mann in den Chören mitsingen, Tischlieder ꝛc. vortragen könne: das war das Ziel beim Kitharistes.

3) Sobald der Körper des Knaben hinreichend stark und die Glieder consistent genug waren, ungefähr mit Beginn des achten Lebensjahres, begann die körperliche Ausbildung durch gymnastische Uebungen bei dem Pädotriben, nachdem bereits im väterlichen Hause mit leichten Spielen Vorbereitungen hierzu gemacht waren. Der Pädotribe beschäftigte sich vorzugsweise mit der Unterweisung des Knaben in den einzelnen Uebungsarten; der Sophronist hatte die ethische Aufsicht; die Aleipten ordneten und überwachten das diätetische Verhalten und salbten oder beaufsichtigten das Salben des Körpers mit Oel. Die gymnastischen Uebungen, die in Athen den Zweck hatten, den Körper zu üben, ihm eine schöne Haltung zu geben und ihn so zum Abbilde einer schönen Seele zu machen, fanden in den Paläſtren und in den Gymnasien statt, und zwar in jenen für die Knaben, in diesen für die Epheben und gereiften Männer. Die Ringschulen waren zahlreich und zum Theil auf öffentliche Kosten erbaut. Die Uebungen beachteten einen stufenweisen Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren und strebten den Körper auf all' seinen Entwicklungsstufen durchzubilden. Die Knaben waren dabei in zwei oder drei Abtheilungen geschieden, die auf verschiedene Weise geübt und nur bei Festen, besonders bei den Hermäen, vereint wurden. Zuerst scheinen heitere Spiele und namentlich das Ballspiel vorgenommen zu sein; auch die Uebungen im Schwimmen wurden sehr früh versucht. Ferner gehörten zu den ersten Uebungen: der Zehenstand in Verbindung mit bestimmten schnell wechselnden Bewegungen der Arme; das Hüpfen auf dem Platze, so daß die Füße nach Hinten emporschlagen; das Hängen und Klettern am Seil; das

Ausstrecken der Arme mit geballten Fäusten und das Halten eines Gewichts mit steifen Armen; der einfache Lauf; das Fechten mit bloßen Händen 2c. Nach ausreichender Vorbildung wurden vollständigere Uebungen, das Pentathlon vorgenommen, daß sich ursprünglich, nach dem Verse des Simonides, auf die 5 Fertigkeiten — *ἅλμα, ποδωκείην, δίσκον, ἄκοντα, πάλην* — bezog, indeß später der Faustkampf an die Stelle des Speerwerfens trat, der jedoch auch früher schon von den Uebungen der Knaben in den Paläſtren nicht ausgeschlossen war. Das Pankration wurde vor dem 10. Jahre nicht vorgenommen. In den Ringschulen ward auf anständige Haltung der Knaben gesehen, und Schläge wurden hier sowenig als beim Kitharisten gespart. Um der Knabenliebe keinen Vorschub zu thun, verbot Solon den Erwachsenen den Zutritt in die Ringschulen, mit Ausnahme der Söhne oder Brüder des Pädotriben. Nach den Uebungen der Ringschule am Morgen folgte das Frühstück; gegen Abend wurde die Paläſtra zum zweiten Mal besucht und nach dem Schluß derselben beim Sonnenuntergang (— sie durfte nicht vor Aufgang der Sonne geöffnet und mußte vor Untergang der Sonne geschlossen werden —) das Abendessen genossen, wobei die Kinder zuweilen vor den Aeltern ihre orchestischen und musikalischen Fortschritte zeigten. An den Hermäen d. i. an dem Feste des Hermes, des Gottes der Ringkunst, mußten die Knaben nach dem Opfer vor der ganzen Gemeinde zeigen, was sie in der Paläſtra gelernt hatten, wie sie am Feste der Musen ihre Kenntnisse im Gesang von Hymnen und Chorälen producirten.

Die Epheben besuchten nicht mehr die Paläſtren, sondern die Gymnasien und empfingen hier von dem Gymnasten und anderen Lehrern Unterweisung unter Aufsicht und Mitwirkung der Gymnasiarchen, Kosmeten, Sophronisten und Hyposophronisten. Die Gymnasien waren vom Staate oder für ihn zum allgemeinen Gebrauche der Bürger erbaut. Die wichtigsten und ältesten derselben waren: die Akademie, welche nach dem Heros Akademas genannt, von den heiligen Oelbäumen der Athene beschattet, einige Stadien nordwestlich von der Stadt lag; — das Lykeion beim Heiligthum des Apollon Lykeion, im Osten der Stadt; — das Kynosarges, nordwärts vom Lykeion, wo Herakles gerungen, den Platz durch ein Opfer geweiht, und ihm dabei ein weißer Hund (*κύων ἀργός*) einen Theil des Opferfleisches entführt haben sollte. Diejenigen Jünglinge, welche nicht von zwei attischen Aeltern, sondern nur von einem attischen Vater stammten, waren gehalten, ihre gymnastischen Uebungen in dem Kynosarges zu treiben, weil auch Herakles von ungleichen Aeltern, einem Gotte und einem sterblichen Weibe, er-

zeugt sei. Ihre gymnastischen Künste zeigten die Epheben alljährlich an den Festen des Prometheus und Hephästos. — Aber auch für die gereiften Männer sollten die Uebungen nicht aufhören, welche die Knaben und Jünglinge getrieben hatten. Wie die Dichter für die Erwachsenen noch die Lehrer waren und blieben; so besuchten auch noch die Männer die Gymnasien und waren für sie bei Opfern Wettkämpfe — an den Panathenäen — bestimmt. Nicht nach Salben, sondern nach dem Oele der Ringschule sollte der Mann riechen. Auch in Athen verlangte man vom Manne, daß seine Haut von der Sonne und dem Staube der Ringbahn gebräunt sei und daß er nicht weißes Fleisch habe, wie die Weiber und wie die Männer, welche im Schatten aufwachsen.

Der Gymnastik gesellte sich die Orchestik zu, welche jedoch während der älteren Zeit nicht sowohl in besonderen Lehranstalten ihre Stelle fand, als vielmehr behufs der Opfer und Festlichkeiten auf öffentlichen Plätzen, in Tempeln und im Theater hervortrat. Die Knabenchöre, die mit vieler Sorgfalt eingeübt wurden, erweckten den Sinn für Anstand, Gemessenheit, Grazie und Feinheit, wozu der Athener an sich schon Anlage hatte, so daß er sich nicht nur leicht in die Sitten und Lebensweisen anderer griechischen Stämme hineinfand, sondern sich auch — und selbst wenn er ein armer und gewöhnlicher Bürger war — im Umgange, im Benehmen, im Anstande und in der Haltung des Körpers vor den anderen Hellenen auszeichnete.

Die ethische Bildung des jungen Atheners erstrebte reinen Einklang des Schönen mit dem Guten. Besonnenes Handeln, würdige Haltung, Urbanität, feine, edle Sitte, Artigkeit, Bescheidenheit, Höflichkeit wurden von jedem Jünglinge gefordert. Dahin zielte, wie Platon berichtet, die ganze häusliche Erziehung. Sobald der Knabe verstand, was gesagt wird, suchten ihn Amme, Pädagogos, Mutter und Vater möglichst gut zu machen, indem sie ihm bei jedem Worte und jeder That zeigten, was gerecht und ungerecht, schön und schimpflich, heilig und unheilig sei. Im Nothfall lenkten sie ihn auch durch Drohungen und Schläge. Bis zum 18. Jahre stand er in solcher Abhängigkeit vom Hause. Bewies er in dieser Zeit den Aeltern nicht alle Pflichten des Gehorsams, so konnte er einer schlechten Handlung angeklagt werden. Auf ein sittliches Leben sah auch das alte Gericht des Areopagos, das die Jugend wegen ihrer Lebensweise, ihres Umganges und ihres Aufwandes zur Rechenschaft zog, dem jugendlichen Müßiggange steuerte und andere sittliche Ausartungen verhinderte. Zu diesem Ziele strebte endlich auch das ganze öffentliche Leben und die Zucht in den Lehranstalten. —

Der Charakter der Zucht war hart und rauh. Bei Tische durften die Kinder nicht, ehe die Aeltern gegessen, nach den Rettigen, dem Dill oder dem Eppich greifen. Fische und Geflügel sollten die Knaben überhaupt nicht essen. Sie mußten bei Tische anständig sitzen und durften die Beine nicht übereinander schlagen.

Mit dem 18. Jahre wurden die Knaben Epheben und für reif erklärt. Aber auch als solche wurden sie noch streng erzogen. Beim Mahle sollten sie bescheiden nur mit einem Finger Eingesalzenes ergreifen, mit zweien Brod, Fleisch und Fische. Auf der Straße sollten sie sich still und anständig verhalten, in ruhiger Haltung, mit gesenktem Blick, die Hände im Mantel, umhergehen. Den Markt sollten sie überhaupt nicht betreten.

Nachdem die Epheben vom 18.—20. Jahre neben ihren gymnastischen Uebungen den Kriegsdienst als Streifwächter auf den Grenzen und Straßen gelernt, wurden sie mit dem 20. Jahre durch Einzeichnung in die Bürgerrolle der Phratrie und des Stammes unter die volljährigen und stimmberechtigten Bürger aufgenommen und mußten in dem Tempel der Athene Aglauros auf der Burg den Waffeneid leisten: „Ich will nicht den heiligen Waffen Schande machen, und nicht Den, der neben mir steht, verlassen, wer es auch sei. Für die Heiligthümer und die Gesetze will ich allein und mit Andern kämpfen. Das Vaterland will ich nicht in einem schlechteren, sondern in einem besseren Zustande zurücklassen. Gern will ich mich jeder Zeit den Richtern fügen und den festgesetzten Verordnungen unterwerfen, auch nicht zugeben, daß Jemand Etwas daran thue oder nicht Folge leiste. Ich will allein und mit Mehreren kämpfen. Den väterlichen Gottesdienst will ich ehren. Zeuge seien Dessen die Götter." —

Die Bildung der Frauen war in Athen sehr beschränkt, und die Kenntnisse derselben waren dürftig. Ihre Wohnungen befanden sich im hintersten Theile des Hauses: Kinder und Sclavinnen waren ihre Genossen. Die Hauptsorge der Mutter war die Schönheit der Tochter. Deshalb und damit der Wuchs derselben schlank werde, durfte diese nur wenig essen. Der Busen ward mit einem breiten Bande unterbunden, das Haar gefärbt, die Augenbraunen geschwärzt. Die Kleidung der Mädchen bestand in einem langen, herabfließenden, weißen Gewande, welches durch einen Gürtel zusammengehalten wurde. Auch schmückten sie sich mit Kränzen. Bei Volksfesten hielten die Jungfrauen Aufzüge und führten Chorreigen auf, und am sogenannten Bärenfeste wurden jährlich Mädchen zwischen 5 und 10 Jahren unter Opfern und Vorlesung einer Stelle aus der Ilias der Artemis geweiht — eine Weihe,

welche die symbolische Erinnerung an reine Jungfräulichkeit sein sollte. Sonst waren die Mädchen an das Haus gefesselt und daher die Athenerinnen meist schwache, blasse Gestalten. Die Mutter ertheilte ihnen Unterricht in den Arbeiten des weiblichen Berufes, im Spinnen, Nähen, Weben, Stricken ꝛc. Wahrscheinlich bei weiblichen Lehrerinnen, zu deren Schulen sie von Sclavinnen begleitet wurden, lernten sie zum Theil lesen und schreiben, singen und das Spiel der Lyra. Doch stand das weibliche Wissen im Allgemeinen im Widerspruche mit dem des männlichen Geschlechtes; im Einklange nur mit der geringen Geltung des Weibes zu Athen. Ehrbarkeit, Keuschheit und sittliche Reinheit waren die schönsten weiblichen Tugenden, und häusliche Sparsamkeit wie zweckmäßige Verwaltung der Wirthschaft die schönsten weiblichen Eigenschaften. Auf Erreichung dieser Tugenden und dieser Eigenschaften ging deshalb auch die Erziehung.

Ueber die Erziehung der Waisen soll bereits Solon gesetzliche Bestimmungen aufgestellt haben. Es wurde den Waisen ein Vormund gesetzt, den entweder der Vater vor seinem Tode, oder den nach dessen Tode der Archon bestimmte. Dieser Vormund hatte bis zum 18. Jahre des männlichen Mündels die Erziehung, die Sittlichkeit und das Eigenthum desselben zu verwalten und im Fall dasselbe besitzlos war, für seine Existenz zu sorgen. Auch die Töchter wurden so behandelt. Insbesondere aber ward für die Kinder der im Kriege Gefallenen gesorgt. Sie empfingen bis zum 20. Jahre ihren Unterhalt im Prytaneum, dem öffentlichen Gebäude, wo Diejenigen von den 10 Klassen des Senates (Prytonen), welche der Reihe nach den Vorsitz führten, während der 35 Tage ihrer Amtsführung sich versammelten, und in dem gespeist zu werden, zu den größten Ehrenbezeigungen gehörte. Nach dem 21. Jahre wurde den Waisen das Vermögen ihrer Väter und dazu eine vollständige Kriegsrüstung übergeben. —

So die Erziehung der Athener. Sie war eine religiös sittliche und — da der Athener seine himmlischen Mächte in der Kunst, vornehmlich in der Poesie vergegenwärtigt sah — eine Uebung des Gedächtnisses und der intellectuellen Kraft für die Auffassung poetischer Gedanken, sowie eine Bildung des Geschmacks, die sich mit der harmonischen Ausbildung des Leibes auf's Innigste verband und dadurch die sittliche Kraft und Mäßigung, die Selbstbeherrschung und die Hingebung für das Gemeinwesen erzielte. Von der spartanischen unterschied sie sich gerade so viel und so weit, wie sich der Athener von dem Spartaner unterschied. Im äußeren Völkerlauf schon gingen beide auf verschiedenen Wegen: die dorische Völkermasse machte vom alten Hellas

den Uebergang nach dem Westen, nach Italien und Sicilien; die jonischen Völker brachten Hellas mit den ihm östlich gelegenen Ländern und Inseln, mit dem westlichen Asien in Berührung. Im Gegensatz auch standen ihre Verfassungen: die spartanische Gesetzgebung brachte die Individualität zum Schweigen und war ohne Geschichte, ohne Entwicklung; in der athenischen Verfassung kam die Individualität zum Wort und die Geschichte derselben war die Geschichte Athens selbst. So gleichfalls die Erziehung. Die Erziehung der Spartaner, von denen dem Individuum gerade so viel Zwang angethan ward, als ihm in Attika Freiheit verstattet war, war eine allgemeine, öffentliche und gleiche, an der auch die Jungfrauen Theil nahmen; die Erziehung der Athener war nur dem Gehalte nach eine nationale, indeß sie der Form nach die Verschiedenheit und Individualität wesentlich betonte. In Sparta herrschte die körperliche über die geistige Erziehung; in Athen ward das Gleichgewicht zwischen Körper und Geist erstrebt. In Athen wurde das Weib mehr in das innere Haus gewiesen als in Sparta und deshalb in Sparta die öffentliche weibliche Erziehung mehr berücksichtigt, als in Athen. In Sparta war Erziehung und Unterricht die Sorge des Staates und darum von Staats wegen eingerichtet, in Athen war die Erziehung eine vom Staate nur im Allgemeinen controlirte Privaterziehung; darum in Sparta eine fest vom Gesetz umgrenzte, in Athen eine nicht durch Gesetze eingeengte, sondern allseitig entfaltete. Sparta beschränkte den Unterricht neben der Gymnastik auf Musik und Schärfung des Urtheils; Athen suchte durch seinen wissenschaftlichen Unterricht, besonders durch das Erklären der klassischen Schriften die Denkkraft zu schärfen, den Schönheitssinn zu wecken, das Gefühl für das Edle zu begeistern. Die spartanische Musik, in der die Jugend unterrichtet ward, war ruhig und erhaben; die jonische, zu der die Athener hinneigten, hatte bewegtere Weisen. Die Gymnastik zu Sparta zielte vorzüglich auf Ausdauer und physische Kraft; zu Athen wollte die Gymnastik Einheit und Stärke und Schnelligkeit bewirken. Der Unterricht forderte in Sparta vom Schüler blinden Gehorsam, — in Athen ward das eigene Urtheil des Zöglings ausgebildet. In Sparta entschieden die Jahre, ob der Knabe, Jüngling ꝛc. mehr oder weniger frei sein konnte und sollte; in Athen waren Einsicht und Kenntnisse die Normen, mit denen die Freiheit des Zöglings gemessen wurde. In Athen gründete sich ein Theil der kindlichen Pflichten auf die Dankbarkeit; in Sparta basirte alle Pflicht des Kindes gegen die Aeltern auf Gehorsam. Die athenische Erziehung war eine mit der Entwicklung des Volkes sich entwickelnde; die spartanische blieb fest

und gleichförmig. In Sparta, sagt Cramer, gab es nur Eine Erziehung; in Athen alte und neue Erziehung. —

Die athenische Erziehung erstrebte in gleichmäßiger Entwicklung aller Kräfte ein schönes Ganzes, ein sittliches Kunstwerk aus ihrem Zöglinge zu machen, und die nachfolgende Uebung im öffentlichen Leben setzte das Werk der Erziehung fort, erzeugte Selbstvertrauen, spannte alle Kräfte an, forderte scharfe Beobachtung und verständige Beurtheilung der Personen und der Verhältnisse, überhaupt Thatkraft und Lebensklugheit. Der Athener sollte freiheitsliebend und tapfer, vor Allem aber rechtlich und gesittet, sowie voll Sinn für Wissenschaft und Kunst sein, so daß er in seinem leiblichen und geistigen Leben als Kunstwerk in die Erscheinung trat. Das erzielte die athenische Erziehung und das athenische Leben. Natürlich war dieses Ziel nur ein athenisches: die Erziehung tendirte nur auf die Entwicklung des feinsinnigen Atheners, oder doch nur auf die des ästhetischen Griechen. Das tiefere sittliche Ideal des Menschen und damit der Erziehung, sowie eine wahrhaft religiöse Bildung kannte der Athener nicht und konnte er nicht kennen, da er alles geistige wie leibliche Leben nur im Lichte der ästhetischen Idee erblickte. —

17.

Die Erziehungstheoretiker im jonisch-attischen Jünglingsalter.

Die Keime der griechischen Bildung liegen in der Natur- und Volkspoesie, welche jeder Thätigkeit und jedem Ereigniß im täglichen Leben, den Festlichkeiten ꝛc. einen Ausdruck im Gedicht gab und die von den Griechen gemachten Erfahrungen und Beobachtungen in ihren Liedern aufbewahrte. Dazu gesellten sich unmerklich Sprüchwörter, Gnomen und Fabeln als Mittel der Bildung und veredelten durch ihre aus dem Leben genommenen Schätze den gewohnten Lebensgang. Die Weisheit der Natur- und Volkspoesie, der Sprüchwörter, Gnomen und Fabeln war die erste Volkspädagogik, welche sittliche Vorschriften und Klugheitsregeln, das Maß gegen Götter und Menschen im poetischen Gewande aufstellte. Den vorzüglichsten Einfluß auf die Erziehung des Volkes hatten demnach die nicht durch einheitliches Wissen, sondern durch ihre Lebensklugheit, Staatsweisheit und kernige Moral

sich auszeichnenden Weisen, deren ethische, politische und sociale Einsicht die Griechen in einen Kreis von sieben Männern vereinigt haben.

„Maß zu halten ist gut," das lehrt Kleobulos von Lindos;
„Jegliches vorbedacht," spricht Ephyra's Sohn Periander;
„Wohl erwäge die Zeit," sagt Pittakos von Mytilene;
„Mehrere machen es schlimm," wie Bias meint der Priener;
„Bürgschaft bringet dir Leid," so warnt der Mylesier Thales;
„Kenne dich selbst," so befiehlt der Lakedämonier Cheilon;
Endlich: „Nimmer zu sehr!" gebeut der Kekropier Solon.

Das schöne Maß und die Lebensharmonie, die Grundlage des ganzen hellenischen Lebens, war also auch die Forderung dieser aus dem frischen Leben herausgegriffenen Wahrheiten. Und solche Lebensweisheit, die unmittelbar auf die Entwicklung des hellenischen Lebens überhaupt wirken sollte und wirkte, griff unmittelbar auch in die Erziehung der Jugend ein. Die erste Pädagogik in Griechenland war dichterisch und sittlich gnomisch.

Je mehr jedoch die Bildung des Volkes, gleichen Schritt mit der Entwicklung des Volkslebens im Allgemeinen gehend, zunahm und dem Höhepunkt ihrer Entwicklung zueilte; um so mehr trat auch das Bedürfniß hervor, sich über sich selbst klar zu werden, Einsicht in die Natur der Dinge zu erlangen und mit Selbstbewußtsein sich und die Welt anzuschauen. Wo das Tiefste und Schönste, das ewige und Wahre gefühlt ist und wird, wie bei den Griechen, da drängt es auch, entkleidet von der täuschenden Gewandung der Dichtung, zur Form des reinen Gedankens hin. Griechenland zeugt, wie die Urahnen der Kunst, so auch die Väter der Philosophie. Das Volk fängt an, Theorien zu bilden, — zu philosophiren. — Die Philosophie ist mit dem Drama die letzte und reifste Frucht eines Volkes. Mit der religiösen Dichtung, mit der Dichtung seiner Götter, seines Glaubens &c. beginnt ein Volk, um in seinem Kindheitsleben, wenn es sein Auge aufschlägt, seine ersten Thaten im Epos niederzulegen. Als Jüngling dichtet es dann die Ideale seines Lebens, das Schwelgen in Jugendfülle, seine Gefühle in der Lyrik, und bei beginnender Reflexion die Sprüche und Gnomen — die ersten Resultate des Nachdenkens über das menschliche Leben und die sinnliche Erscheinungswelt. Dadurch ist dem Mannesalter der Weg gebahnt und mit ihm der Philosophie, welche ursprünglich selbst Dichtung und Speculation über Dichtung ist, bis das Phantasiedenken die gemachten Beobachtungen und Erfahrungen in sich aufnimmt, und die Philosophie dann die aus den Erfahrungswissenschaften hervorgegangenen Erkenntnisse, sowie die den religiösen Vorstellungen zu Grunde liegenden Wahrheiten in einen geistigen Brennpunkt zusammen-

faßt und von diesem Mittelpunkte aus die ganze peripherische Welt des Geistes erhellt.

So auch in Griechenland. Das erste Auftreten der griechischen Philosophie fällt mit dem Höhepunkte seines nationalen geistigen Lebens, seiner vollendeten Kunstwerke, seiner unsterblichen Thaten zusammen, und die Glanzepoche der Philosophie ist der Abschluß dieser seiner höchsten Bildung. — Dem Jünglingsleben fallen nur erst die philosophischen Vorposten anheim: die Jonier und die Eleaten. Mit ihnen aber beginnt bereits die neue, der bisherigen griechischen Weltanschauung entgegengesetzte wissenschaftliche Ansicht, denn es ist charakteristisch wie für das griechische Leben überhaupt, so für die wissenschaftliche Entwicklung im Besonderen, daß die griechische Philosophie nicht wie die der orientalischen Völker mit religiösen Speculationen, mit Theologie und Priestern, sondern mit Betrachtungen und Beobachtungen der Natur beginnt und zu ethischen Problemen fortgeht, um in Lösung derselben ihren Höhepunkt zu erreichen. Sie tritt deshalb von Anfang an in Gegensatz mit der dogmatischen Anschauung des Griechenthums. Der Ideenkreis des Griechen hatte sich bis dahin wesentlich um die Erscheinungen der Menschenwelt bewegt, und die Natur außer dem Menschendasein ward nur soweit und soviel als berechtigt anerkannt, als sie für die Zwecke und Bedürfnisse der Menschenwelt da war. Dem griechischen Volksglauben waren, wie Röth richtig bemerkt, alle Götter, selbst Zeus, der Weltbeherrscher, nur menschenähnliche Wesen, in welchen sich die Gebildeten die Eigenschaften des menschlichen Geistes, die rohere Menge auch die der menschlichen Gestalt in unbestimmter Weise gesteigert dachten. „Die Götter als menschenähnliche Wesen wurden zum Weltall ganz in demselben Verhältnisse gedacht, wie die Menschen; für beide war die Welt nur das gemeinschaftliche Wohnhaus; für die Götter der Himmel, das feste Sternengewölbe gerade so, wie für den Menschen die Erde." — Mit dem Beginn des philosophischen Denkens hingegen und vor demselben trat die Natur als Weltgebäude in den Vordergrund, Welt und Gottheit in Wesensähnlichkeit und Gleichheit, und der Mensch blieb nur im Hintergrunde stehen: das Einzelleben ward aus dem allgemeinen Weltleben erklärt. —

In Jonien, wo schon das Epos entstanden war und wo die griechische Geschichte begann, nahm auch die Philosophie ihren Anfang. Die ersten jonischen Naturphilosophen, die um 600 v. Chr. lebten, Thales und Anaximander, behaupteten zuerst, so lange die menschliche Zunge geredet hatte, ein oberstes, die ganze Natur beherrschendes Princip, ein Naturgesetz, und als dieses Agens nahm Thales das

Wasser und Anaximander das Unbegrenzte an. In den Naturkräften sahen sie gegenwärtige Gottheiten und in dem Leben der Natur den Beweis, daß sie mit Göttern erfüllt sei. — Herakleitos — 500 v. Chr. — faßte sodann die Natur und alles Sein als ein Werdendes. Alles fließt! Der Strom, die stete Vernichtung, der Streit — im Feuer verkörpert - ist der Vater aller Dinge. Eine sterbliche Wesenheit eint und trennt sich unausgesetzt, kommt und geht, ist und ist auch nicht. Die Welt ist ein ewig lebendes, in bestimmten Stufen und Maßen erlöschendes und sich wieder entzündendes Feuer. Die größte Klarheit dieser Flamme ist die Seele, die wegen ihrer Verbindung mit dem Körper unvollkommen ist. Die Augen und Ohren sind, weil sie barbarische Seelen haben, schlechte Zeugen für den Menschen und nur die Vernunft gilt als Richterin der Wahrheit, nicht aber die nächste beste, sondern allein die göttliche und allgemeine. Darum ist auch das wahre Wissen dasjenige, welches den Gesetzen entspricht, und die Tugend die Zufriedenheit. — Das bewegende Princip, die Wärme des Herakleitos, motivirte Empedokles — 440 v. Chr. — näher, indem er ihm einen Gegensatz in den drei anderen Elementen, Wasser, Luft und Erde gab, denn diese drei waren für ihn eine Natur, deren Aggregatformen sich dem Unwägbaren gegenüber als flüssig, tropfbar und fest unterscheiden. — Dieselbe Idee des Weltflusses und des stofflichen Wechsels im Kosmos trug auch Anaxagoras — 500 v. Chr. — vor, nur daß er zugleich nach dem Grunde des Seins, wie Thales und Anaximander, und nach dem Grunde des Werdens, wie Herakleitos, fragte. Er fand im Werden Zweckmäßigkeit und sonderte deshalb von der Stoffwelt eine nach Zwecken handelnde Intelligenz, den Geist, welcher Bewegung in das Allruhende brachte und die Welt, deren Materie eben so wenig wie der Geist ist, ordnete, indem er das Gleichartige verband. Kriterium der Wahrheit ist ihm der Verstand, denn die Sinne können wegen ihrer Schwäche die Wahrheit nicht beurtheilen.

Bei Thales und Anaximander tritt vor den Speculationen über die physische Welt die Welt der Sittlichkeit noch ganz zurück. Für die Geschichte der Pädagogik sind sie dadurch von Werth, daß sie zuerst in Griechenland astronomische Kenntnisse einführten. Thales sagte nicht nur eine Sonnenfinsterniß vorher, sondern bestimmte auch das Jahr auf 365 Tage, die Monate zu 30 Tagen, sowie die Tag- und Nachtgleichen und die Sonnenwenden genauer. Anaximander stellte zuerst eine Himmelskugel zusammen, auf der die durch Bestimmung der Himmelserscheinungen ersonnenen Kreislinien verzeichnet waren. Er pflegte die der Astronomie dienende zeichnende Geometrie, errichtete zur

Messung der Sonnenhöhen Gnomone, um durch deren Schatten die Sonnenwenden, Tag- und Nachtgleichen 2c. zu bestimmen, und bildete die wissenschaftliche Erdkunde aus, indem er das Gebiet der damaligen griechischen Weltkunde (— im Süden bis an die südlichen Grenzen Aegyptens, im Norden über das schwarze Meer hinaus, im Osten bis an die Grenzen der mittelasiatischen Provinzen Assyriens, Babyloniens, Persiens, im Westen bis nach Spanien; dabei Griechenland und Jonien im Mittelpunkte —) nach den Entfernungsangaben der Küstenfahrer aufzeichnete. — Herakleitos wird für die Pädagogik dadurch wichtig, daß er das Volksleben als den Mittelpunkt des Sittlichen und Vernünftigen betrachtet und daher vom Einzelnen verlangt, daß er sich dieser allgemeinen Sittlichkeit unterordnet. Den Eigenwillen will er gleich einer gefährlichen Feuersbrunst auslöschen, und über die Sinne hinausgehend, stellt er die Vernunft zum Kriterium der Wahrheit auf. — Anaxagoras endlich vollendet mit der Aufstellung eines absolut immateriellen Princips den Bruch der Philosophie mit der alten griechischen Anschauung von der unmittelbaren Einheit des Leibes und Geistes und bringt mit dieser That auch einen entschiedenen Bruch in die Erziehung.

Diesen Gegensatz zur allgemeinen griechischen Weltanschauung hatten bereits früher noch die Eleaten proclamirt, indem sie dem Polytheismus des Griechenthums den Monismus entschieden gegenüberstellten. Es gibt nur Eine anfangs- und endlose, unentstandene, ewige Urgottheit, so beginnt Xenophanes (570 v. Chr.) seine Lehre von der Gottheit, denn aus dem Gleichen kann die Gottheit nicht entstanden sein, weil zwei gleiche Wesen nicht in dem Verhältniß des Erzeugten und Erzeugers zu einander stehen können. Diese Gottheit ist allherrschend und darum eine einige, denn wenn es zwei oder noch mehrere wären, so könnten sie nicht mehr das allermächtigste und allervollkommenste Wesen sein, weil dann jede dieser Gottheiten, als mit den anderen gleichartig, ein solches allmächtiges Wesen sein müßte: insoweit aber die Gottheit nicht allmächtig ist, insoweit ist sie auch nicht Gottheit. Die Gottheit ist aber nicht bloß im Sinne des Monotheismus, sondern auch des Pantheismus eine einige: sie ist nicht bloß ein geistiges Wesen, mit Intelligenz und Willen, sondern auch ein materielles Wesen, das materielle Weltall, die Weltkugel; — die Gottheit und das All sind Eins, auch innerlich vollkommen einartig und gleichartig, aber überall zugleich und ebenmäßig mit Intelligenz und Willen thätig.

Nur Ein Gott ist allein, bei Göttern und Menschen der Höchste,
Nicht an Gestalt auch noch an Gedanken den Sterblichen ähnlich.

Aber die Menschen vermeinen, die Götter würden geboren
So wie wir selber gebildet und ähnlich unseren Zügen,
Hätten unser Gewand und unsere Stimm' und Gestaltung;
Drum blauäugig und blond malt seine Götter der Thrake,
Doch stumpfnasig und schwarz malt sich der Aethiope die seinen.
Und so bilden Aegypter und Meder und Perser und Andre
Gleichfalls ganz nach der eignen Gestalt die Gestalten der Götter.
Alles dichten sogar den Göttern Homer und Hesiod an, —
Welche von Göttern am meisten verwerfliche Thaten besingen, —
Was nur immer bei Menschen zu Schimpf und Schande gereichet,
Stehlen und Ehebrechen und Sich einander betrügen.
Aber wenn Hände besäßen die Rinder oder die Löwen,
Um mit den Händen zu malen und Werke zu bilden wie Menschen,
Würden die Götter Gestalten sie malen und Leiber denselben
Bilden, so wie von Gestalt sie selber beschaffen sind Jedes:
Pferden ähnlich die Pferde, und Rindern ähnlich die Rinder.

Damit war scharf und treffend aller menschenähnlich gedachten Vorstellung von dem Göttlichen und zugleich der griechischen Erziehung, deren wesentlichstes Erziehmittel die homerischen Gedichte waren, entgegengetreten. Zugleich verwirft Xenophanes, wie Herakleitos und Anaxagoras, die naive Sinnesanschauung der Griechen, leugnet das zuverlässige Wissen durch die Sinne und spricht die Unsicherheit und Mangelhaftigkeit der menschlichen Erkenntniß überhaupt aus.

Keiner hat je was Sichres gewußt, noch wird er es jemals
Wissen sowohl von den Göttern, als was ich sage vom Weltall.
Träfe zufällig auch Einer das völlig Richtige, weiß er's
Selbst doch nicht, denn Wahn ist über das Alles verhänget.

Der Eleate **Parmenides** hält nur das unerzeugte, unvergängliche, ganze, unbewegte Sein für Wahrheit, indeß ihm alle Vielheit Schein ist. Dieses Sein ist zugleich das Denken und das Denken des Seins allein, im Gegensatze gegen die trüglichen Vorstellungen über die Mannigfaltigkeit und Veränderlichkeit der Erscheinungen, die wahre, untrügliche Erkenntniß. Das Ziel des Wissens ist die Einheit des Denkens mit dem Gegenstande bis zum völligen Verschwinden der Unterschiede; und weil der Mensch von dieser reinen und wahren Erkenntniß, deren Maßstab die Vernunft ist, fern bleibt und der Scheinerkenntniß, deren Quelle die Sinne sind, oft huldigt, ist die Geburt ein trauriges Ereigniß, so daß es besser für die Menschen wäre, im Schooße der Erde vergraben zu bleiben. — Die letzte Consequenz der Eleaten zieht **Zenon**, welcher zugleich als Erfinder der dialogischen Darstellungsweise und als Begründer der Dialektik für die Pädagogik von hoher Wichtigkeit ist. Das Sein des Parmenides festhaltend, zerstört er von diesem Begriffe aus dialektisch die sinnliche Vorstellung

und damit die Welt des Nichtseienden, indem er darlegt, daß das Viele, das Wechselnde, das Räumliche und Zeitliche nicht ist. —

Mit Zenon und den Eleaten war Das, was dem Griechen das Gewisseste war — die schöne Welt der Wirklichkeit — in Zweifel gestellt, überhaupt der Weg zum Zweifel im und am Wissen, vorzüglich an der Wahrheit des bisher für wahr Gehaltenen gebahnt, damit aber auch ein Zweifel an den Erfolgen der bisherigen Erziehung eingetreten. Darin liegt die Bedeutung der vorsokratischen Philosophie für die Weiterentwicklung der griechischen Bildung und also auch der griechischen Erziehung, deren Theorie weder von der Naturphilosophie der Physiker noch von der Logik der Eleaten wesentlich gefördert werden konnte, da die Fundamente für eine Erziehungstheorie nur da erst unerschütterlich gelegt sind, wo von der Philosophie ein sittliches Princip aufgestellt wird und zugleich das Wesen des Menschen in einer Psychologie zur Untersuchung gelangt. Die Vor-Sokratiker repräsentiren in der Entwicklung der griechischen Bildung den ersten Denkrausch des Jünglings, der die gegebene Welt des Geistes wie der Wirklichkeit bezweifelt und das wirkliche Dasein als nichtig überspringend in die Welt seiner Ideale hineinstürzt. Wie aber die Idealwelt des Jünglings die naturgemäße Schöpfung desselben ist, die nur, wenn sie sich unbekümmert um die Wirklichkeit geltend machen will, im Unrecht ist, hingegen zu ihrem Rechte kommt, wenn sie der Mann der abstracten Idealität entkleidet und mit der Wirklichkeit zu vermählen strebt: so ist auch die Opposition der jugendlichen Wissenschaft gegen die bestehende Geisteswelt in Griechenland nur der Ankampf gegen das feste dogmatische Bestehen von angeerbten Vorstellungen, damit sie flüssig werden, und damit nachher Sokrates, der Mann Griechenlands, auf dem lebendig und fruchtbar gemachten Boden die Saaten der Sittlichkeit ausstreuen kann. Mit genialer Kühnheit hatten die Physiker die letzten Probleme des Naturdaseins zu enträthseln gesucht und mit ahnungsvollem Blicke in den Zusammenhang der Erscheinungen, die der Grieche bisher nur ästhetisch angeschaut hatte, hineingebohrt. Im kecken Uebermuthe hatten die Eleaten alle Wirklichkeit der Erfahrung mit ihrem Verstandesprincip zerstört und die Begriffe, welche zur Bezeichnung der Dinge in ihren erfahrungsmäßigen Verhältnissen dienen, für die realen Dinge selbst genommen. Und doch hatte diese Negation auch eine Position, — die Position, die Sokrates aufstellte, als er den Menschen zum Princip und die Ethik zum Mittelpunkte des Philosophirens machte. Damit erst war auch der Grund zu einer wahrhaften Theorie der Pädagogik gelegt. —

---

3) Das Mannesalter der Griechen.

a) Die Großthaten Griechenlands und die praktische Erziehung.

18.

Der Mann ist, was er als Jüngling geworden. Seine Aufgabe ist, daß er zeigt, was er geworden ist, daß er sich zu einem Werke für die Welt hervorbringt, daß er im Kampfe sein Sein und Wesen rechtfertigt und gegen jeden Angriff siegreich behauptet.

Von den Perserkriegen bis zu Alexander dem Großen lebt Griechenland sein Mannesleben. Athen führt in diesem Leben den Chorus, und zwar in zwei sich wesentlich von einander trennenden Perioden, indem die Zeit vom Perserkampfe bis zum Tode des Perikles die höchste Thatkraft, die vollendete Schönheit und die sittliche Grazie einschließt, die Zeit vom peloponnesischen Kriege bis zu Alexander dem Großen Formengewandtheit und geistreiche Subjectivität, aber auch ochlokratische Gährung und Auflösung der sittlichen Klarheit enthält. —

Im Innern organisirt und geistig ausgerüstet, trat Athen in den Perserkriegen auf den großen Schauplatz der Geschichte. Im trotzigen Gefühle seiner Freiheit stellte es sich dem Uebermuthe der Barbaren gegenüber und suchte eben so sehr den Krieg wie es der Krieg suchte, um in ihm seine Kraft zu messen und sein Selbstbewußtsein zu bewähren. Nie noch hat ein freieres Volk mit freierem Geiste die despotische Ueberlegenheit in Intrigue und Bestechung mehr zu Schanden gemacht, als das kleine Häuflein Griechen bei Marathon und Salamis. An dem Tage, wo die Griechen in den Schlachten bei Marathon und Salamis die Freiheit gegen den Despotismus retteten und Miltiades und Themistokles den ewigen Lorbeer um ihre Stirn wanden, feierte der freie Geist und mit ihm die Freude, seine Gefährtin, den welthistorischen Sieg über die asiatische Knechtschaft und ihre Trauer; und diese Freude der Freiheit symbolisirte der Geschichtsgeist selbst, indem er zur Verherrlichung des Sieges die Poesie um ihn herumstellte und der 45jährige Aeschylos in den Reihen der Kämpfer bei Salamis stand, der 15jährige Sophokles an der nach der Schlacht angeordneten Siegesfeier im Chore der Jünglinge Antheil nahm, Euripides aber an demselben Tage geboren ward. Es sind — sagt Hegel — unstreitig größere Schlachten geschlagen worden: diese aber leben unsterblich im Ange-

denken der Geschichte der Völker nicht allein, sondern auch der Wissenschaft und Kunst, des Edeln und Sittlichen überhaupt. „Denn es sind welthistorische Siege: sie haben die Bildung und die geistige Macht gerettet und dem asiatischen Princip alle Kraft entzogen. Niemals ist in der Geschichte die Ueberlegenheit der geistigen Kraft über die Masse, und zwar über eine nicht verächtliche Masse, in solchem Glanze erschienen." Von nun ab gelangte Athen auf den Gipfel seines Ruhmes und seiner Macht: der Schwerpunkt Griechenlands rückte aus dem Peloponnes nach Attika, und Athen erreichte damit in sich selbst seinen höchsten Höhepunkt — eine lebendige Freiheit und eine lebendige Gleichheit der Sitte und der geistigen Bildung, innerhalb deren sich alle Ungleichheit des Charakters und Talentes, alle Verschiedenheit der Individualität auf's Freieste geltend machen konnte. Es lebte Athen jetzt, was Aristoteles als das Charakteristische des hellenischen Volkes bezeichnet: Wissen und Wollen in vollkommner Einheit, geistige Bildung und sittliche Gediegenheit in schöner Harmonie, tiefer Gehalt in einfach anmuthiger Form — die Klassicität, die mit unendlichem Reize die Geister aller Zeiten entzückt hat und fort und fort entzückt. Perikles aber heißt der Mann, der diese Vereinigung des Wissens und Wollens, der materialen und formalen Bildung in seiner Person, in seiner Staatsverwaltung und in der unter seinem Schutze blühenden Kunst darstellte. Aus dem Götterkreise der Individuen Athens war er der Zeus derselben. Die ganze Bildung seiner Zeit in sich vereinigend, ehrte er, der Freiste der Freien, die Freiheit Aller, und erklärte er es für das Höchste, über Freie zu herrschen. Mit hoher Reinheit des Charakters, mit edler Uneigennützigkeit und in unabhängiger Würde stand er mitten im Volke; und doch wieder in vornehmer Höhe, gegenüber den tobenden Leidenschaften der Menge. Unter ihm und durch ihn herrschte zu Athen und über Griechenland das souveraine athenische Volk. Und dieses Volk wallte an den Panathenäen, an denen sich die ganze Macht und Herrlichkeit des attischen Staates entfaltete, empor auf der marmornen Treppe durch die Propyläen des Mnesikles zum herrlichen Parthenon der herrlichen Akropolis — zu dem Kunstwerke, das Kunstwerke umschloß. Vor diesem Volke wurden die Dramen des Aeschylos und Sophokles, die ewig wie die Welt sind und zu denen der gewaltige Geist der Geschichte selbst den Griffel geliehen und geleitet hat, aufgeführt, — wurden Leben und Staat mit dem unsterblichen Humor aristophanischer Komödien kritisirt, gepriesen und gegeißelt. Für dieses Volk auch wurden die ewigen Denkmäler der Sculptur aufgestellt, bildete der Alles verdunkelnde Pheidias ernst und streng seinen olym-

pischen Zeus, die Athene im Parthenon und auf der Burg das kolossale eherne Standbild mit dem zum Kampf und Schutz ausgestreckten Arme und der erhobenen Lanze, die schon vom 5 Meilen entfernten Vorgebirge Sunium aus gesehen ward. Athen war die glänzendste Stadt, der Mittelpunkt des geistigen Lebens Griechenlands, der Brennpunkt und das Musterbild griechischen Wesens geworden. Bewunderswürdige Geister traten, wie aus der Erde gestampft, in ihr empor — ein Kreis klassischer Naturen, welche das Staunen aller Jahrhunderte hervorgerufen haben, weil ihr Wesen die Schönheit und Begeisterung für das Schöne und zwar eine Begeisterung war, die sich nicht in leerer Kunstschwelgerei, nicht im weichlichen Wohlgefallen an der bloßen Form erging, sondern die ihre Basis an einem plastischen, geschlossenen Charakter hatte. Der Geist und die Begeisterung der Marathonier tönte noch in ihren Söhnen fort und wandte sich, nachdem er nach Außen hin bewährt war, nun nach Innen, um gleichfalls in der Kunst marathonische Schlachten zu schlagen. Darum ward auch die Kunst nicht Mittel des Luxus in den Häusern der reichen Privatleute, noch das individuelle Werk der einzelnen Stämme: die Werke der Kunst waren, wie sie in der allgemeinen Religion und Mythenbildung des Griechenthums wurzelten, Gemeingut der griechischen Länder, ein öffentliches Eigenthum, für dessen Vergrößerung das Volk so leidenschaftlich arbeitete, daß dem Zeuxis fünf der schönsten Jungfrauen als Modelle zu einem für einen öffentlichen Tempel zu fertigenden Gemälde gestellt wurden; — daß Sophokles zum Dank für seine Antigone zum Strategen gegen Samos gewähl ward, weil man glaubte, daß ein Mann von so hoher und edler Begeisterung dem Staate auch in allen anderen Verhältnissen mit Einsicht und Aufopferung dienen werde; — daß Bürger aus allen Städten Wanderungen anstellten, um die berühmten Kunstwerke eines berühmten Meisters zu schauen. Der Volksgeist verlangte nach Kunstdarstellungen, die ihm die Idee des Schönen vorzauberten, und durch den Beifall sowie durch die Theilnahme, die dieser Geist den Werken der Meister zollte, fanden diese wiederum Lohn und Antrieb zu neuen Schöpfungen, so daß die Künste alle Richtungen des Lebens durchzogen und von den Götterstatuen des Parthenon ꝛc. bis in das Haus hineinreichten, um hier den gewöhnlichsten irdenen Töpfen eine schöne Form zu geben. Die Anschauung aber vom vollendeten Schönen adelte und edelte den Sinn. Dazu kamen die feierlichen Aufzüge, welche die persönliche und individuelle Darstellung des geschauten Schönen waren. In den Volksversammlungen und Gerichtssitzungen endlich hörte jeder Bürger die trefflichsten Reden und schärfte dadurch eben so sehr sein

Urtheil, als er seinen Geschmack bildete. Das Alles mußte natürlich auch von wesentlichem Einfluß für die Erziehung der Jugend sein. Sie wuchs mitten im Reichthume von Kunstschätzen auf und bildete und veredelte an ihnen ihren Geist. „In der Natur des griechischen Kunstwesens lag daher — sagt Bernhardy — ein tiefes pädagogisches Element vom popularsten Gehalt, um so mehr als es mit religiösen Begriffen und Festen verschmolz und dem vaterländischen Glauben zur Stütze diente. Dieses Zusammenleben mit der Kunst hat das Auge gebildet und die bewundernswürdige, geistige Sehkraft geschärft, die Fähigkeit, alles Edle, Schöne, Gesetzmäßige mitten unter gewöhnlichen und mangelhaften Objecten wahrzunehmen und in seinem bedeutsamsten Momente zu empfinden; ihm verdankt die klassische Zeit das Vermögen, eben so frei von practischer Einseitigkeit als von Willkür und subjectivem Geschmacke an dem idealen Maßstabe festzuhalten." Die in vollendeter Kunst entgegentretenden Heiligthümer und vergegenwärtigten Gottheiten erfüllten das Herz des Knaben und Jünglings mit Verehrung und erregten seinen Geist zu guten und großen Entschlüssen: der Anblick der Götterbilder machte weiser und gesitteter, denn die sittliche Würde und Grazie, die der Künstler seinem Gebilde eingehaucht hatte, theilte sich auch dem Beschauer mit. So diente — sagt Cramer — die bildende Kunst wesentlich dazu, die Flamme heimischer Religion und hellenischer Tugend immer wieder von Neuem anzufachen und das Gefühl für das Sittliche und Gute immer lebendig zu erhalten, was um so wichtiger ist, da es ein wahrer Grundsatz der Griechen war, mehr durch die sanften Eindrücke des Schönen für die Tugend zu erwärmen und gegen das Laster zu bewaffnen, als durch todte Vorschriften oder durch äußeren Zwang und knechtische Furcht vor dem Bösen und Schlechten — nicht zu bewahren, sondern den Reiz und die Wollust desselben immer wieder von Neuem, wenigstens innerlich, hervorzurufen. Man grub, spricht Isokrates, die Gesetze der Schaam und Sittlichkeit in den empfänglichen und fruchtbaren Jugendboden ein und war fest überzeugt, daß man nicht die Hallen mit den Gesetzestafeln, sondern die Seelen mit dem Bilde der Gerechtigkeit erfüllen müsse. Auch die Architektur gab ein vortreffliches Bildungsmittel ab. Ihre Schönheit lag weder in den riesigen Formen, noch in der Ueberladung mit kostbarem Material, sondern im Verhältniß und Maß, in der Anmuth der Linien und Umrisse. Es war eine intellectuelle und nicht eine materielle Schönheit. — Wie die Plastik, so zogen auch Musik und Poesie den Knaben und Jüngling von der schmutzigen Scholle der Erde weg zum Himmel der Ideale empor, indem beide

schwesterlich vereint die festlichen Vereine des Alltagslebens, wie die heiligen Feste der Götter umgaben und verklärten. Endlich wirkte das Drama mächtig erziehlich ein auf das ganze Volk. „Das Drama, sagt E. von Pressensée ist erst dann möglich, wenn der Mensch nicht mehr als der Sclav oder das Spielzeug der Naturgewalt betrachtet wird. Wenn die menschliche Persönlichkeit zur Herrschaft gekommen ist, wird ihrem Geschicke das Hauptinteresse zugewandt." Aeschylos war der große Lyriker der Tragödie, der, wie er selbst sagt, in seinen Dramen den Hauch des Mars athmet. Sophokles erscheint als Schöpfer des psychologischen Dramas. Euripides, der Dichter der Sophisten, malt die Entwicklung der individuellen Leidenschaften. Ihre ewigen Schöpfungen bildeten weitreichende und äußerst wirksame erziehliche Hebel, deren Einfluß natürlich auch der Jugend zu Gute kam. Innen im häuslichen Leben und draußen auf dem Forum und in den Tempeln wurden Gefühl und Gemüth der griechischen Jugend gleich sehr zum Sittlichen und Schönen erzogen, indeß der Grammatistes die Harmonie des innern und der Pädatribe die Schönheit des äußeren Menschen zu entwickeln und zu gestalten strebte. Die herrlichste Frucht dieses umfassenden Systems war, wie Bernhardy sagt, die Freiheit und Selbstbestimmung des Individuums, die Tüchtigkeit, mitten im practischen Leben auch das Schöne wahrzunehmen und den Ernst mit dem Spiele der Musen zu verbinden.

Doch nur ein Genius wie Perikles vermochte eine lebendige Volksmasse organisch zusammenzuhalten, ohne daß die wilden Leidenschaften in Demagogenherrschaft entfesselt wurden. Als er die Zügel fallen ließ, verloren die Athener, indem die Verfassung in schrankenlose Demokratie ausartete und dem zügellosesten Ehrgeize Nahrung gegeben ward, und indem die in Athen zusammenfließenden Reichthümer die Vornehmen verweichlichten und die Geringen zum ungemessenen Streben nach Geld aufstachelten, die geistige Macht über sich selbst und damit die äußere Herrschaft über Griechenland. Sparta trat von Neuem Athen gegenüber, und in dem peloponnesischen Kriege, wo der solonische Staat der Freiheit ohne Gleichheit mit dem auf das Princip der Gleichheit ohne Freiheit basirten Staate des Lykurgos um Leben und Tod kämpfte, verspritzte Griechenland sein Herzblut. Das öffentliche Leben ward zu einem Tummelplatze der Leidenschaft und Selbstsucht. Parteikämpfe erschütterten und erstickten das moralische Gefühl. Das Privatinteresse trat über das Staatsinteresse. Während früher der Einzelne sein Heil und seine Befriedigung in der Hingabe

an den Staat gefunden hatte, ward von jetzt ab das öffentliche Wohl für ihn gleichgültig, weil Eigennutz und Habsucht die Götter geworden waren, denen man fröhnte. Die Willkür und der Vortheil des Einzelnen war der Maßstab für sein Thun und Lassen, für sein Wollen und Wirken. Eitelkeit und Schwelgerei, Luxus und Verweichlichung wuchsen aus den im Volke liegenden Keimen der Genußsucht und des Nichtsthuns hervor. Die staatliche Ordnung erschien als willkürliche Beschränkung, das Gesetz als Uebereinkommen der Mehrzahl, das sittliche Gefühl als Wirkung staatskluger Erziehung. Die Familienpietät ward als ein Statut menschlichen Ursprungs angesehen, und Hetärenwirthschaft wie Mißbrauch der Knabenliebe untergruben die Grundlagen des ganzen sittlichen Gebäudes.

Die öffentliche Meinung über das eheliche Verhältniß hatte von ihrer früheren Strenge so viel verloren und war durch das Verhältniß des Perikles zur Aspasia so durchlöchert worden, daß die Hetären selbst ernste Philosophen und Staatsmänner fortrissen. Hatte doch Aspasia mit ihren Reizen den Perikles so umstrickt, daß, als sie der Verletzung der Götter angeklagt war, er bei einer Vertheidigung für sie mehr Thränen vergossen haben soll, als in den Fällen, wo sein Leben und Vermögen auf dem Spiele stand, und daß die Athenienser, wenn er der olympische Zeus genannt ward, dieselbe seine Hera und in Beziehung auf ihre Herrschaft über ihn seine Omphale und Deïanira hießen. Besuchte doch auch Sokrates selbst die Aspasia öfter, nannte sich ihren Schüler und sprach besonders wegen ihrer Beredtsamkeit mit Bewunderung von ihr. Die Hetären (und mit diesem Namen der „Freundinnen" belegten sich auch die Buhldirnen seit dem perikleischen Zeitalter, von wo ab sie zugleich ihr Gewerbe mit einem vorher nie gekannten Glanze umgaben —) besaßen meist nicht nur die Schönheit der äußeren Form, sondern auch die Gaben des Witzes und der geistreichen Unterhaltung, kokettirten mit schönwissenschaftlichen und philosophischen Studien, besuchten selbst die Schulen der berühmtesten Philosophen und befaßten sich sogar zuweilen mit Schriftstellerei. Das Alles aber, sowie das glänzende Haus, das sie machten und deshalb machen konnten, weil sie ihre Gefälligkeiten nur um große Summen verkauften, machte das Verächtliche ihres Gewerbes vergessen und führte Entsittlichung des Ganzen und Zerrüttung des Wohlstandes Einzelner herbei.

Was die Hetärenwirthschaft nicht vermochte, das vollendete der Mißbrauch der Knabenliebe. Die Knabenliebe, deren Dasein nicht früher nachgewiesen werden kann, als aus der Zeit, in welcher Epime-

nides Athen lustrirte, war in Athen bald allgemein geworden und von den größten Staatsmännern und Philosophen, von Solon, Aristides, Themistokles, Kimon 2c., von Pheidias, Sokrates, Demosthenes, Aeschines 2c. gepflegt. Jedoch war ihr Verhältniß zum öffentlichen Leben zu Athen ein anderes, als zu Sparta, wurde sie überhaupt in ihrem Wesen von den Athenern anders als von den Spartanern angesehen. Lykurgos hielt die Knabenliebe für das beste Mittel der Erziehung und setzte den Mißbrauch derselben mit der Blutschande in eine Klasse. Und in Wahrheit liebte zu Sparta der Liebhaber den Geliebten nur wie eine schöne Bildsäule, so daß auch oft mehrere Liebhaber denselben Geliebten hatten, ohne daß Eifersucht zwischen ihnen stattfand. Darum blieb auch in Sparta die Sitte noch in den verderbteren Zeiten als eine mit wenigen Ausnahmen unschuldige bestehen. In Athen hingegen, wo ob der geistigen Verschiedenheit Vieles zur Schuld ward, was in Sparta Unschuld war; wo die Epheben in alten Zeiten die Bäder nicht besuchen durften, indeß in Sparta die Bäder gemeinsam waren; wo die Frau mit dem Kleide die Schaam auszog, während der Spartaner an der Nacktheit keinen Anstoß nahm; wo die Knabenliebe selbst nicht direct vom Gesetzgeber geboten war, indem Solon nur dadurch seine Achtung vor der reinen Knabenliebe zu erkennen gegeben hatte, daß er sie den Sclaven untersagte und also zu einem nur für freie Personen sich eignenden Gegenstande erhob: mußte die Sitte, als sich das Leben überhaupt mehr von der Oeffentlichkeit lossagte, die unmittelbare Einheit von Geist und Leib auseinandertrat und der Geschlechtstrieb ein Uebergewicht zu gewinnen begann, ausarten und zum Laster werden, und während in früherer Zeit denjenigen Athener, welcher bereits volljährig gegen Lohn in die Schändung seines Leibes einwilligte, das Gesetz mit lebenslänglicher Atimie belegte, so daß er eine Stelle unter den 9 Archonten, ein Priesteramt, irgend eine sonstige durch Wahl oder Loos vergebene obrigkeitliche Stelle nie einnehmen konnte, auch Derjenige, welcher des Verbrechens der Knabenschänderei überwiesen war, mit dem Tode bestraft ward: so bezeugt Aristophanes von seiner Zeit, daß die Jünglinge ihren Leib für Geld, oder die Anständigeren für ein schönes Pferd, für eine Wachtel, einen Jagdhund 2c. preisgäben. Und während früher die Schulen in der Zeit, wo sie von Knaben besucht waren, von keinen Erwachsenen betreten werden durften 2c.; ging Sokrates mit seinen Freunden oft in die Paläſtren und zwar während die Knaben mit Opfer und Spiel beschäftigt waren, wie er wiederum beim Grammatisten mit dem schönen Kritobul aus einem Buche las, auch den Unterricht des Kitharisten Konnos mit den Knaben

zugleich genoß, und in der Schule des Grammatisten Dionys die schönsten jungen Leute und ihre Liebhaber zusammen fand. Die Palästren waren wie die Barbierstuben, Salbenläden, Arzneistuben, Wechselbuden und Badehäuser nicht bloß die Orte für Neuigkeiten, sondern auch der Schauplatz geworden, auf dem sich verliebte Menschen herumtrieben und Liebesverhältnisse mit Knaben anknüpften. Zu gleicher Zeit kam es auf, daß ein förmlicher schriftlicher Vertrag aufgesetzt, durch Zuziehung von Zeugen bestätigt und bei einem Dritten deponirt wurde, worin die Bedingungen verzeichnet waren, unter welchen der junge Mann seinen Körper dem Schänden preisgab. Die männliche Hurerei ward ein Gewerbe mit einer Hurensteuer, die jährlich vom Senat der Fünfhundert verpachtet ward.

Wie der Bürger mit dem Staate und der Einzelne mit der sittlichen Allgemeinheit zerfiel; so trat auch der Religiöse mit seinen Göttern in Zwiespalt. Das Unmoralische in den Mythen ward aufgesucht und mit Absicht aufgedeckt. Die Existenz der Götter selbst wurde in Frage gestellt. Die gebildete Welt befand sich im Widerspruche mit dem Volksglauben, indem das Leben durch seine staatliche und wissenschaftliche Entfaltung den Gedanken- und Gefühlskreis der Gebildeten umgestaltet und ihre Weltanschauung verändert hatte, indeß die griechische Religion entwicklungslos wie die Marmorstatue, in der sie sich offenbarte, ihre alte Schlangenhaut nicht abzuwerfen und in einer neuen frei und frisch aufzutreten vermochte. Mochte da der Einzelne auch, wie Prodikos von Keos, die Religion dadurch retten wollen, daß er die Götter deutete und darlegte, wie Demeter Brod, Poseidon Wasser ꝛc. bezeichne: gerade damit ward das eigentliche sinnlichlebendige Leben der griechischen Götterwelt vernichtet. Mochte das Volk auch den Anaxagoras wegen seiner griechisch-atheistischen, in Wahrheit theistischen Ansichten aus Athen vertreiben, — des Protagoras Bücher, die mit den Worten begannen „Von den Göttern kann ich nicht wissen, weder ob sie sind, noch ob sie nicht sind" öffentlich verbrennen, — auf den Kopf des Gotteslängners Diagoras einen hohen Preis setzen, — und dem Sokrates wegen der Anklage, daß er neue Götter einführe, den Giftbecher reichen: die dogmatische Religion des Griechenthums hatte sich ausgelebt und konnte durch keine Machtsprüche mehr in's Leben zurückgerufen werden. Nur das Gerüst des alten Glaubens stand noch, dessen sich die Regierenden zu eigennützigen Zwecken bedienten und dem sich der Pöbel, hingerissen von dem Glanze, der Pracht und dem Genuß im Cultus, abergläubisch hingab: der mittlere Stand und die Männer der wahren Bildung

glaubten weder an die staatsausgeklügelte Religionsmaschinerie, noch an den rohen Pöbelaberglauben, sondern verachteten das Erstere und verlachten das Zweite, um sich für sich eine eigene Weltanschauung zu bilden.

Endlich auch sank noch die Kunst von ihrer idealen Höhe herab. An die Stelle der Natur und Einfalt, der innern Tiefe und genialen Kraft trat die äußere Form, die den fehlenden Inhalt zu verdecken strebt; an der Stelle des Genie's nahm das bloße Talent und der Fleiß Platz; an die Stelle der Schöpferkraft setzte sich kalte Glätte; an die Stelle der reinen Begeisterung kam die Regel und die Nachahmung. Charakteristisch für die Zeit war es, daß, während früher von schmähsüchtigen Menschen gesagt ward, sie seien häßlich, jetzt die Wahrheit erkannt war, daß auch in einem häßlichen Körper eine schöne Seele wohnen könne. Die Kunst mußte der Wissenschaft, die Idealität dem Verstande, die Poesie der Prosa, der hohe Stil dem rührenden, Aeschylos und Sophokles dem Euripides, dem Sophisten unter den Tragikern, weichen. Der Genius entfloh aus dem Lande der Kunst: die Menschen wurden prosaisch und mattherzig. Aber sie wurden, wie im Gefühl reizbarer und im Aeußeren gewandter, so im Verstande kenntnißreicher und gebildeter. —

Mit dieser Umgestaltung des religiösen, sittlichen und künstlerischen Lebens in Griechenland änderte sich auch die **Erziehung**. Die Verwilderung der Sitten hatte das Haus verdorben. Die Frauen waren durch die Männer gesunken, und da die Töchter nur mit den nothdürftigsten Kenntnissen zur Besorgung des Hauswesens, aber mit aller Feinheit in den Künsten der Eitelkeit unterrichtet wurden, damit sie sobald als möglich einen reichen, wenn auch einfältigen Mann eroberten: so konnte es auch keine Frauen geben, die im Stande gewesen wären, Kinder zu erziehen. War früher die erste Pflicht des Knaben gewesen, das Alter zu ehren und ohne Reflexion Pietät gegen die Aeltern zu zeigen; so sagte sich jetzt die Jugend von dem Alter los, glaubte im Uebermuthe und im Dünkel ihrer subjectiven Einbildungen Aeltern und Alte zu überragen und betrachtete kindliche Hochachtung als ein Ammenmährchen. Die Jugend kannte nichts Ehrwürdiges und Heiliges mehr. Die Stelle der Schaam hatte eine ungehemmte Sinnlichkeit eingenommen. Der sittliche Ernst ward zur Rohheit und Wildheit; die körperliche Ausdauer war verloren, und Ueppigkeit und Schwäche herrschte.

Die Gymnastik war den Vornehmen zu anstrengend und den Geringen kein Gelderwerbsmittel: die Palästren und Gymnasien wurden deshalb weder von diesen noch von jenen besucht. Man liebte mehr

17*

Barbierstuben als Ringschulen und wohnte lieber Rechtshändeln als gymnastischen Uebungen bei. Statt der Uebungen des Körpers wurden nicht allein von den Söhnen der Reichen Reitkunst und Jagd getrieben, sondern auch bei den ärmeren Klassen, die sonst in Ackerbau, Handel und Gewerbe ihre Beschäftigung fanden, war die Liebhaberei für Hunde und Pferde so groß geworden, daß die Kinder ihre Aeltern darob in Schulden und Noth brachten. Die Strenge der Zucht war aus den Paläſtren und Gymnasien gewichen; die solonischen Bestimmungen waren außer Kraft gesetzt; die Erwachsenen mischten sich in den Paläſtren unter die Knaben, die schon jetzt in völliger Nacktheit zu turnen anfingen; die Gymnasien wurden Sammelplätze für Bürger und Fremde und dienten zur Schaustellung von Künsten. Die Gymnastik verlor ihre nationale Bedeutung, und die atheniſche Jugend war zum Kriege wie zur Aufführung heiliger Tänze ungeschickt.

In der Musik trennten sich Worte in künstliche Maße gefügt von der Tonbegleitung und die Melodien von den Worten. Die einfachen und kräftigen Tonweisen verschwanden aus dem Unterrichte; Weichheit, Künstelei und üppiger Schwulst (Menalippides, Kinesias, Timotheus, Phrynis) wurden für Schönheit gehalten. An die Stelle der Lieder des Simonides, Aeschylos 2c. trat Euripides.

Während die Gymnastik ausartete und die Musik zerfiel, erweiterte sich der literärische Cursus. Die Philosophie ward in den Kreis des Unterrichts gezogen. Die Mathematik fand Eingang in den Schulen. Die Geschichte ward unter die Schuldisciplinen aufgenommen und die Geographie — wahrscheinlich mit Landcharten, die schon Anaximander und Hekatäos erfunden haben sollen — gelehrt. Die in Sizilien erfundene Rhetorik, zu deren Vorbereitung grammatische Uebungen, Nachahmungen gegebener Musterreden 2c. getrieben wurden, ward die wichtigste Disciplin, da es nicht mehr auf innere harmonische Entwicklung, sondern auf Zungenfertigkeit und auf die Kunst des trügenden Scheines abgesehen war. Meister in Gedankenwendungen erregten jetzt das Erstaunen Griechenlands, und Alles beweisen zu können, wie in Allem eine zu rechtfertigende Seite aufzufinden: das war das Ziel aller Erziehung wie alles Unterrichts. Darum wurden auch die Dichter, welche früher auswendig gelernt waren, jetzt kritisch erklärt. Darum ward auch der Unterricht dialektisch und dialogisch ertheilt. Darum hielt man jetzt nicht mehr Anlage und Talent zum Eintritt in Kunst und Wissenschaft für nöthig, sondern man glaubte durch Fleiß und Anstrengung Talent und Anlage ersetzen zu können. Den innern Menschen frei zu machen und durch hartes Studium sich Besonnenheit zu erarbeiten: dahin zielten

Erziehung und Bildung nicht mehr. Auch nicht mehr um ihrer selbst willen ward die Bildung erstrebt: man suchte sie, um sich Reichthümer und Einfluß zu erwerben. Alle Bildung war auf den Schein gerichtet; sie war nur eine formale, und Ausbildung des Gedächtnisses, der Auffassungskraft und des Rednertalentes waren die Hauptaufgaben des Unterrichts.

Repräsentant der nun auftretenden und geltenden Bildung ist der aristophanische Pheidippides, der in der Denkerei des Sokrates wie ein leibhaftiger Protest und Arrest und Exception geworden ist, der in Betreff der Schuldner viel Schlauheit zu entwickeln weiß, der den Simonides einen schwachen Dichter und beim Wein die Zither rühren altfränkisches Zeug nennt, der in Aeschylos bombast'ges Wortgespreize findet und darum lieber aus Euripides ein Stück singt, worin der Bruder die eigene leibliche Schwester huret, der endlich, weil ihn als Knaben der Vater aus reiner Sorg' und Liebe geschlagen hat, nun fragt:

Ist's nicht gerecht, daß ich die Liebe ihm mit Hieben
Erwiedre, da die reine Liebe dieses ist, zu prügeln?
Weswegen soll sein Leib denn auch gefeit sein gegen Hiebe
Und meiner nicht; war ich doch frei wie er schon in der Wiege.
Nun wird er sagen: üblich sei dergleichen nur bei Kindern.
Darauf erwiedr' ich ihm, es sind die Alten doppelt Kinder.
Und wenn's Gesetz, ist, der's zuerst gab, nicht ein Mensch gewesen
Wie er und ich? gewann er ihm die Alten nicht durch Reden?
Was steht es mir nun minder frei, für künft'ge Zeit es Rechtens
Zu machen, daß die Schläge der Sohn dem Vater wiedergebe?

Der Alte, der selbst zuvor den Sohn ausgelacht hat, daß er noch an Zeus glaube und der ihm vom Chairephon erzählt hatte, der den Sprung des Floh's berechnet, muß jetzt am Ende, dem Sohne zustimmend, bekennen:

Mir scheint's, man muß dem jungen Volk, was billig ist, gestatten;
Und billig ist's, wenn wir nicht thun, was recht ist, uns zu schlagen.

In denselben „Wolken" stellt Aristophanes die alte und neue Zeit in den Gestalten des „Gerechten" und „Ungerechten" gegenüber, von denen der Letztere weiß, daß er Ersteren „kraft Sprechens", „mit Gedanken, die er neu erfindet" todt machen wird, indeß der Gerechte dem Ungerechten die Schuld zuschiebt, „daß jetzt kein Bub' in die Schule mehr will."

Dar stell' ich demnach, wie es früherer Zeit mit der Kindererziehung bestellt war,
Da, Vertreter des Rechts, ich in Flor noch stand, und Ernst und Bescheidenheit herrschte.
Vor Allem, da war niemals das Geschrei trotzköpfiger Kinder zu hören;
Fein erhaben sah man die Kleinen des Orts mit einander am Morgen die Straße
In die Kitharaschule mit luftigem Kleid, wenn der Schnee auch stöberte, wandern.
Hier lehrte sodann sie der Meister, erzürnt, wenn die Schenkel sie kreuzten, ein Kraftlied,

Bald „Pallas Du Städtebewältigerin“ bald „fernhin tönende Leier“,
In gehaltenem Ton, in gemessenem Tact, wie die Väter vor Zeiten gesungen.
Wenn da Einer zu beifallssüchteln begann, Ausweichungen sang und Cadenzen,
Wie man jetzt sie beliebt nach Phrynis Manier, Solfeggienschnörkelgeziere,
Dann gab es sogleich mit dem Röhrchen den Lohn, da die heilige Kunst er entweihte.
In dem Ringhof dann, wenn die Knaben zu ruhn in den Sand hin saßen, so mußten
Sie die Bein' ausstrecken, um schamhaft nichts die draußen erblicken zu lassen;
Und standen sie auf, so verwischten sie gleich in dem Sande die Spur, zu verhindern
Daß Liebenden nicht der Natur Abbild unreine Begierden erregte.
Dann salbte da auch kein Knabe sich je bis über den Nabel hinunter;
Es umblühte darum ein gekräuselter Pflaum ihm den Schooß wie'ne reifende Pfirsich.
Nie drängten sie sich mit dem süßen Gegirr sehnsüchtigen kosenden Flüsterns,
Mit dem buhlenden Blick schmachsüchtiger Lust an den Liebenden, Preis sich zu geben.
Auch durften bei Tisch niemals sie sich selbst Ein Stengelchen Spargel nur nehmen,
Noch vor den Erwachsenen gar vom Salat und vom Senf sich zu langen erdreisten.
Noch Naschwerk schmausen und leckeren Fisch, noch kreuzweis' halten die Schenkel.

Der Ungerechte.

Altväterisches Zeug und Dipolienkram, und güldne Cikaden im Schopfe,
Und Phrynichoslied und Buphonienfest!

Der Gerechte.

Ja gewiß! Das eben ja war es,
Kraft dessen ein Marathonsheldengeschlecht aufblühete meiner Erziehung;
Du hingegen, Du lehrst ja die Jüngeren jetzt, sich über und über vermummen,
Daß platzen ich möcht', wenn zu Panathenä'n, zu dem Tanze der Waffen die Knaben,
Vor dem Schooße das Schild, in die Feste zu ziehn vor Pallas nicht sich erblöden!
Drum, Jüngling, auf und erwähle beherzt mich Vertreter des Rechts Dir zum Führer;
Dann lernst Du, o Sohn, zu verachten den Markt, zu verabscheun Salben und Bäder,
Zu erröthen in Schaam bei schändendem Thun, und, verhöhnt man Dich drum, zu entbrennen,
Dich mit Ehrfurcht gern, wenn der ältere Mann eintritt, von dem Sitz zu erheben,
An den Theuren, die einst Dich gezeuget, Dich nie zu versündigen, aller Versuchung
Zu erwehren Dich stets, um der Keuschheit Bild an Dir selbst niemals zu besudeln,
Niemals an der Tänzerin Thür um die Gunst, um die Eine zu betteln, damit nicht
Wenn Dir Dirnchen den Strauß der Gewährung reicht, Dein ehrlicher Name zu Schimpf wird,
Nie wider den Vater zu sprechen in Nichts, niemals mit empörendem Scheltwort
Im Bösen die streng wohlmeinende Zucht, die er übte, dem Greis zu gedenken!

Der Ungerechte.

Wenn von dessen Geschwätz Du bethören Dich läßt, dann wirst Du, so wahr Dionysos,
Den Hippokrates-Säuen dereinst gleich sein, ja den Herrn Duckmäusern Dich ähneln.

Der Gerechte.

Kraftstrotzend vielmehr und im fröhlichen Blühn der Gesundheit weilen im Ringhof,
Nicht zungengewandt, schulphrasenberedt auf dem Markt wie die heutige Jugend,
Nicht ohrengezaust mit Verläumdergebell in Betteihallunkenprocessen,
Nein, nein, in dem Hain Akademos wirst Du im friedlichen Schatten des Oelbaums
Lustwandeln, gekränzt mit dem Schilfe des Bachs, an dem Arm des verständigen Freundes,
In des Geisblatts Duft, in der Muße Genuß, in der silbernen Pappeln Umlaubung,
In des blühenden Frühlings Lust, wenn sich still zuflüstert Platane und Ulme.

Wenn Du Dem nachkommst, was ich Dir empfahl,
Und mit treuem Bedacht es dem Sinn einprägst,
Stets hast Du dann, Sohn,
Vollkräftige Brust, frischblühende Farb',
Breitschultrigen Wuchs,
Hübsch großes Gesäß, hübsch kleines Geschöß!
Doch wenn Du es treibst in der neuen Manier,
Bald hast Du dann auch
Bleichsüchtige Farb', schmalschultrigen Wuchs,
Schwindsüchtige Brust, stets Munddiarrhoe,
Gar kleines Gesäß, gar großes Geschöß,
Phephismen ohn' End!
Ja er schwatzt es Dir auf, daß Häßliches schön,
Daß wieder das Schönste Dir häßlich erscheint;
Und er wird Dich dazu auspußen ohn' End'
Mit Antimachos Sauigeleien.

Der Ungerechte.

— Das Drängen nach der Rednerbühne tadelst Du; ich lob' es;
Denn wär's in Wahrheit tadelnswerth, so stellte wohl Homeros
Als Redner nicht den Nestor dar und seine andern Weisen.
Dies bringt mich auf die Kunst an sich, die unser Freund der Jugend
Zu üben gänzlich widerräth; ich rath' es alles Ernstes.
Derselbe fordert Sittsamkeit; ein zweiter grober Schnitzer;
Wen hast Du je durch Sittsamkeit schon irgend wie was Rechtes
Erreichen sehn? Nun, rede doch! beweise mir den Irrthum!
— — — — — — — Folgst Du mir nach,
So thue, was Natur Dich heißt, und schäkre, küsse, liebe,
Halt nichts für Unrecht; denn entdeckt bei fremdem Weibe zeigst Du,
Kein Unrecht habest Du gethan, berufst auf Vater Zeus Dich,
Der auch nicht widerstehen kann den Weibern und der Liebe,
Und Du, ein Mensch, Du solltest stark da sein, wo Götter schwach sind? —

---

b) Die Theorien der Erziehung im griechischen Manneszeitalter.

19.

Die Sophisten. Sokrates. Isokrates.

Der Grund des Verderbens, dem die griechische Welt anheimfiel, war — der Gedanke, die für sich frei werdende Innerlichkeit, die Sub-

jectivität. Die Freiheit des Gedankens, die embryonisch mit den sieben Weisen erschien, indem diese zuerst allgemeine Weisheitssätze aussprachen, und die parallel mit dem Fortgange der Ausbildung der religiösen Kunst und des politischen Lebens erstarkte, wurde in der Zeit des peloponnesischen Krieges zur Wissenschaft ausgebildet. Die erweiterte Welt- und Geschichtskenntniß, die schärfere Menschenbeobachtung riefen das Denken und den Zweifel wach, so daß nichts mehr bestehen konnte, was sich nicht vor dem Gedanken legitimirte: wo man sich aber gewöhnt, überall nach Gründen 2c. zu fragen, da verliert das Herkommen seine Heiligkeit. Die concrete Sittlichkeit, das Leben im Staate, die Religion wurden vor das Forum des Gedankens geladen und mit allgemeinen, universellen Principien gemessen, an denen sie untergehen mußten, weil sie nicht allgemeine Gedanken, sondern lebendig schönes, individuelles Leben waren.

Mit den **Sophisten** (— den Namen gaben sie sich selbst als Lehrer der Weisheit d. h. als solche, die weise machen können —) beginnt das bewußte Reflectiren und Räsonniren. Sie sind die Theorie zu der allgemein geltenden griechischen Praxis: — theoretisch mit ihren Lehren dasselbe, was praktisch das ganze athenienſische Leben geworden war. Der schrankenlose Egoismus im öffentlichen und Privatleben hatte sein Spiegelbild in der absoluten Willkür des räsonnirenden sophistischen Subjects, das die natur- und vernunftgemäße Allgemeingültigkeit der sittlichen Principien zu verneinen suchte, indeß andrerseits die sittliche Corruption jener Zeit durch den zerstörenden empirischen Subjectivismus der Sophistik genährt und gesteigert ward. Die Sophistik ist weder von dem wirklichen Leben jener Zeit, noch die Zeit von der Sophistik zu trennen, und Platon hat Recht, wenn er sagt, daß die Lehren der Sophisten eigentlich nur dieselben Grundsätze aussprächen, die das Verfahren der großen Menge in ihren bürgerlichen und geselligen Verhältnissen leiteten, und daß der Haß, mit dem sie von den practischen Staatsmännern verfolgt würden, gerade die Eifersucht bekunde, mit welcher die letzteren in ihnen gleichsam die Nebenbuhler und Spielverderber ihrer Politik erblickten.

Das Hauptprincip der Sophisten heißt: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge.“ Hiermit war aber nicht der Mensch seinem allgemeinen Wesen nach, sondern das subjective Belieben und Meinen desselben gemeint. Für die Sophisten gab es theoretisch kein anderes Verhältniß zur Außenwelt, als die Empfindung, und practisch kein anderes, als die sinnliche Lust. Da aber Wahrnehmung und Empfindung bei Unzähligen unzähligemal verschieden sind und selbst bei ein und

demselben Subjecte wechseln, so existiren überhaupt keine objectiven Aussagungen und Bestimmungen; es müssen vielmehr entgegengesetzte Behauptungen in Beziehung auf dasselbe Object als gleich wahr anerkannt werden, und Irrthum wie Widerlegung können nicht stattfinden. — Aus dieser schon von Protagoras vorgetragenen Lehre zogen die späteren Sophisten die Consequenzen und sprachen offen aus, daß das Recht der Stärkeren das Gesetz der Natur, rücksichtslose Befriedigung der Lust das natürliche Recht der Stärkeren, Aufstellung beschränkender Gesetze listige Erfindung der Schwächeren und der Glaube an die Götter eine Erfindung schlauer Staatsmänner sei. Mit diesen Lehren erzeugten und stärkten die Sophisten in Griechenland die Frivolität, die Unsittlichkeit, die Genußsucht, den Eigennutz, die leere Scheinweisheit.

Sie sind und waren dabei jedoch nicht ohne Verdienst. Ihr negatives Verdienst ist und war, daß durch ihr alles Seiende vernichtendes Princip das Gefühl der geistigen Leere in seiner ganzen Höhe und Tiefe zum Bewußtsein gebracht und dadurch das Bedürfniß eines wahrhaften Strebens nach Erkenntniß und Wahrheit befördert ward. Ihre positive Bedeutung war, daß sie die attische Prosa schufen und bildeten, daß sie erkenntniß-theoretische, logische und sprachliche Untersuchungen anregten und eine bewundernswürdige geistige Regsamkeit sowie eine Fülle allgemeinen Wissens in das Volk streuten, indem Jeder von ihnen nach seiner Individualität eine besondere Berufsart und eine besondere Sphäre des Wissens (— Protagoras war Tugendlehrer, Gorgias Rhetor und Politiker, Prodikos Grammatiker und Synonymiker, Hippias Polyhistor, Astronom, Mathematiker, Mnemoniker, Euthydemos und Dionysodor Lehrer in der Waffen- und Kriegskunst ꝛc. —) ausbildete. In das Wesen der Erziehung haben sie vornehmlich dadurch eingegriffen, daß sie zur methodischen Behandlung vieler Zweige des menschlichen Wissens den Grund gelegt und die Beredtsamkeit durch die Praxis wie durch ihre Behauptung, daß es keine Ueberzeugung, sondern nur eine Ueberredung gäbe, wesentlich gefördert haben. Diese ihre Bestrebungen auf dem Gebiete der Erziehung griffen um so tiefer ein, als sie, ohne feste Heimath, die einzelnen Städte Griechenlands durchwanderten, für Geld und zwar für hohe Preise ihre Lehren der Weisheit und Beredtsamkeit feil boten und einen Kreis reicher Jünglinge um sich versammelten, die sie in Privathäusern, aber auch in öffentlichen Gebäuden, besonders im Lyceum, unterrichteten. „Von den Alten, sagt Platon, begehrte Keiner je Geld als Lohn zu nehmen, noch auch sich vor aller Welt mit seiner Weisheit hören zu lassen; denn das Verhältniß des Lehrers zum Schüler ward nicht als eine Geschäftsverbindung, son-

dern als ein sittliches, auf Achtung gegründetes Freundschaftsverhältniß betrachtet, so daß das Verdienst des Lehrers nicht mit Geld, sondern nur mit einer Dankbarkeit ähnlicher Art, wie wir sie gegen Aeltern und Götter empfinden, aufgewogen werden sollte; die Sophisten aber boten sich jedem Hellenen an, der nur lernen wollte, und setzten dafür Bezahlung fest. Der Sophist ist demnach zuerst ein Jäger, der für Geld nach Jünglingen und zwar nach reichen hascht. Dann aber nimmt er auch noch andere Gestalten an. Er ist ein Großhändler, hernach ein Kleinhändler mit Besitzthümern des Geistes; nebenbei ein Verkäufer seiner eigenen Entdeckungen, ein Kämpfer mit Reden und allzusehr geübt in der Kunst des Wortstreites; endlich ein solcher, der die Seele von den Meinungen befreit, die der Wissenschaft hinderlich sind."

Der höchste Zweck der Sophisten war, ohne Rücksicht auf Anlage und Alter (— denn sie versprachen Jedem ihre Kunst lehren zu können —) zu Geschäften und Gerichtshändeln, sowie zur Gewandtheit in philosophischen Gesprächen zuzurichten. In ihren Vorträgen bedienten sie sich besonders der fortlaufenden Darstellungsweise und der epideiktischen Form, um sich mit ihren Reden zu brüsten und geltend zu machen. Doch wandten sie auch die dialogische Form an und bereiteten damit die sokratisch-platonische Lehrmethode vor. Vorzüglich übten sie oft die eristische Methode d. i. die Weise des Unterrichts in spitzfindigem Wortgefecht, von der Aristoteles sagt, daß sie anziehend und gymnastisch zugleich sei, und welcher die Jugend mit besonderem Wohlgefallen zufiel, indeß sie die Alten für unsinnig erklärten. Um ein wirkliches wissenschaftliches Ergebniß war es den Eristikern nicht zu thun, sondern nur darum, daß der Gegner in Verlegenheit gebracht und in Schwierigkeiten verstrickt werde, aus denen er sich nicht herauszuwickeln weiß, daß jede Antwort, die dieser geben mag, sich als unrichtig darstelle, und ob dieses Ergebniß durch richtige Folgerungen gewonnen, oder durch Fehlschlüsse erschlichen wird, ob der Mitunterredner wirklich oder nur scheinbar widerlegt ist, ob er selbst sich besiegt fühlt, oder ob er nur vor den Zuhörern als besiegt erscheint, zum Schweigen gebracht oder lächerlich gemacht ist, darauf kommt es nicht an. So wird etwa gefolgert, daß es unmöglich sei, Etwas zu lernen, denn was man schon weiß, das könne man nicht mehr lernen, und wovon man nichts weiß, das könne man nicht suchen, der Verständige lerne nichts, weil er die Sache schon wisse und der Unverständige nicht, weil er sie nicht begreife; es wird behauptet, wer Etwas weiß, der wisse Alles, denn der Wissende sei kein Nichtwissender, wer Eines Menschen Vater oder Bruder sei, der sei Jedermanns Vater oder Bruder, denn der Vater könne nicht Nicht-Vater,

der Bruder nicht Nicht-Bruder ꝛc. sein. Die Eristik war eine Gymnastik des Geistes, aber eine gefährliche! —

Protagoras (440 v. Chr.) ist unter den Sophisten für die Pädagogik am wichtigsten. Er bekannte sich öffentlich zur Kunst, Andere zu trefflichen Männern zu machen und stand bei seinen Schülern in großer Achtung. Für die vollendete Ausbildung eines Schülers in jeglicher Kunst erhielt er 100 Minen (2291⅔ Thaler), was im Allgemeinen sogleich mit Beginn des Unterrichts gezahlt zu sein scheint. Wenn Jemand bei mir lernt, sagt er, so zahlt er mir soviel, als ich fordere; wo nicht, so geht er in den Tempel und bekräftigt dort durch einen Eid, für wie viel er die erworbenen Kenntnisse anschlage, und soviel zahlt er mir dann. Protagoras lehrte nicht nur die Weisheit im Allgemeinen, sondern auch, wie man die häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten am Besten verwalte und am Geschicktesten darüber rede, Processe führe, den Gegner im Wortstreit besiege, und wie man mit gehörigem Anstande Bürger und Fremde aufzunehmen und zu entlassen habe. Er vergleicht sich dabei mit dem Arzte, weil er, wie der Arzt beim körperlichen Kranken durch Arznei, bei dem geistig Unmündigen durch Reden eine Umwandlung von einer Beschaffenheit in eine bessere bewirke. Für die Processe und gerichtlichen Reden stellte er allgemeine Regeln auf und leitete dabei vorzugsweise zum Richtigsprechen und zu der Kunst an, für ein Gedachtes den richtigsten und eigentlichsten Ausdruck zu finden. Auch Wettkämpfe in Reden ordnete er an und machte überhaupt, wie Platon sagt, seine Schüler kirre, wie ein zweiter Orpheus, durch der Töne Gewalt.

Gorgias (496—388) gab der Rhetorik eine andere Richtung, nämlich eine mehr poetische und tropische, während bisher Poesie und Prosa streng gesondert neben einander bestanden hatten, — analog dem wilden demagogischen Treiben seiner Zeit, das alle Gegensätze aufhob und alle Unterschiede unter einander warf. Seine Reden zu Athen wurden wegen ihres glänzenden Stils und ob der Farbenpracht des Ausdrucks Fackeln genannt, und die Athener begrüßten die Tage, an welchen er auftrat, als Feste. Seinen Schülern übte er die Trugschlüsse, Formeln und Wendungen der Rede ein, welche am häufigsten Anwendung fanden und faßte überhaupt Alles mehr äußerlich und oberflächlich auf, weil es ihm nur darauf ankam, den Schülern die Fähigkeit beizubringen, über jeden beliebigen Gegenstand möglichst glänzend zu declamiren.

Prodikos von Keos, der wegen seiner Weisheit (— „Weiser als Prodikos" ward sprichwörtlich —) und seiner Tugend in großem

Ansehen stand, ging in seiner Methode von der Sprache aus und forderte als das Erste, den richtigen Gebrauch der Worte zu kennen. In seiner Rede „Die gereiftere Jugend oder Herakles am Scheidewege" stellt er dar, daß der Weg zur Tugend schwer, zum Laster leicht sei, daß den Jüngling sogleich beim Eintritt in's Leben die Versuchung empfange und daß er deshalb, wie Herakles beim Uebergange vom Knaben- in's Jünglingsalter die Einsamkeit suchen müsse, um zwischen der ernsten Tugend und Weisheit und dem üppigen Laster und der Thorheit zu wählen, also vor dem Genusse der neuen Freiheit noch einmal in einsamer Stille sein vergangenes Leben an sich vorüberziehen lassen und für die Zukunft gute Vorsätze fassen solle.

Hippias von Elis, voll von Eitelkeit und Prahlsucht, war in Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik bewandert und hatte ein Kunstmittel für das Gedächtniß erfunden, mit dessen Hülfe er 50 Namen, wenn er sie nur einmal gehört habe, behalten zu können behauptete.

Euenos von Paros endlich brachte die rhetorischen Regeln in Verse und erfand „die Vorandeutung und das Nebenlob." —

Das Streben der Sophisten ging demnach zugleich dahin, für das erweiterte Wissen, für welches die bisherigen Unterrichtsmethoden nicht mehr ausreichten, methodische Erleichterungsmittel zu erfinden, — ein Streben, das als ein durch die Natur der Verhältnisse bedingtes, ihre ganze Zeit mit ihnen theilte, wie denn z. B. Kallias (400 v. Chr.) eine grammatische Theorie in Versen nach Absätzen mit Strophen und Antistrophen verfaßte, worin zuerst die 24 Buchstaben der Reihe nach vorgeführt wurden und dann die einzelnen Hauptzusammensetzungen der Buchstaben in Vers und Melodie folgten: — eine Tragödie für den Gebrauch in Knabenschulen. —

Die Sophisten nahmen das Princip des Anaxagoras auf und erkannten den Geist als das Höhere über das Natursein. Sie verwickelten das in der Autorität befangene Denken in Widersprüche und vernichteten die früher für das Subject übermächtige Objectivität mit ihren subjectiven Reflexionen. Damit aber untergruben sie jedes wahrhafte Streben; auch in der Erziehung. Diese um Lohn unterrichtenden Lehrer, sagt Platon, betrachten es als ihre Weisheit, die Menge wie ein großes, gewaltiges Thier in der Art behandeln zu können, daß sie deren Begierden und Leidenschaften aufregen und wieder besänftigen, und mit dieser Weisheit, die sich nur auf Umgang und Erfahrung gründet, begeben sie sich an's Lehren, obgleich sie selbst Nichts von dem eigentlich Schönen oder Häßlichen, Guten oder Schlechten verstehen, sondern nur Das als solches darstellen, was jenes große, gewaltige Thier dafür hält.

Und allerdings, wenn der Mensch vergebens nach Erkenntniß und Wahrheit ringt und all' sein Forschen nur ein leeres Spiel ist; so hat alles geistige und sittliche Leben weder Werth noch Ziel, und nur der gemeine practische Vortheil ist das Ideal des eben so gemeinen Lebens und Handelns. Die Bildung war — sagt Cramer — ein Pfropfreis von Außen gepflanzt auf Einbildung und Eigendünkel. Die Sophistik war der wilde Sturm des ersten sich selbst fühlenden subjectiven griechischen Denkens, der auch an den Grundpfeilern der griechischen Erziehung mächtig rüttelte, indem von den Sophisten, den Encyclopädisten Griechenlands, im Gegensatz zu dem früheren Leben, wo die Bildung das ganze Dasein durchdrang und also keine festen Lehrer mit feststehender Besoldung nöthig waren, das Lehren zuerst zu einem festen Beruf gemacht, und ein besonderer Lehrerstand, der sich durch Lehren den Lebensunterhalt verschaffte, gebildet, damit aber auch das innige und schöne Wechselverhältniß zwischen Lehrer und Schüler, das in der früheren griechischen Zeit einzig dastand, aufgehoben ward.

Das Unrecht der Sophistik ist, das subjective zufällige Meinen als Richter über die Vernunft gestellt und das zufällige und willkürliche Wollen für Freiheit proclamirt zu haben. Ihr Recht ist, die Subjectivität, das Selbstbewußtsein und dessen Forderung, daß sich Alles, was als wahr anerkannt werden soll, vor dem Forum des Bewußtseins legitimire, geltend gemacht und damit das Princip der Freiheit aufgestellt zu haben. Der Mensch ist das Maß aller Dinge, aber nicht in seinem subjectiven Meinen, sondern in seinem vernünftigen, der Welt und der Menschheit zu Grunde liegenden Denken: das ist die Wahrheit, zu der die Sophisten selbst zwar nicht gelangten, zu der sie aber den Weg gebahnt haben. Sie sind somit die nothwendige Voraussetzung für Sokrates, der sowohl die Wissenschaft und Erziehung nach Ort und Stamm, wie sie früher in Griechenland auftrat, als auch den Nihilismus und die Erziehung der practischen Nützlichkeit der Sophisten in der Anschauung des reinen Hellenismus und damit der reinen Menschlichkeit sowie in der Erziehung zur Tugend und in der durch die Tugend erzeugten Glückseligkeit aufhob. —

Sokrates

ward 469 v. Chr. als Sohn des Sophroniskos, eines Bildhauers, und der Phänarete, einer Hebamme, geboren. Von seinem Vater wurde er

in seiner Jugend zur Bildhauerkunst angeleitet, und Pausanias noch sah auf der Akropolis drei Statuen bekleideter Grazien, die als das Werk des Sokrates bezeichnet wurden. Andere Bildungsmittel, als die, welche ihm seine Vaterstadt bot, scheint er nicht gesucht zu haben, und mit Ausnahme einer Festreise und der Feldzüge nach Potidäa, Delion und Amphipolis hat er Athen niemals verlassen. Von den Einsichtsvollsten hat er durch persönlichen Verkehr gelernt und die Mathematik, Physik, Grammatik, Musik, Poesie und die Schriften der Philosophen sowie die Kunst der Sophisten studirt. Mehr aber noch als bei fremden Weisen und in fremden Schriften suchte er bei und in sich selbst, im Selbstdenken und Selbstforschen, die ewige Wahrheit. Er trieb die Philosophie für sich und suchte auf eigene Rechnung in der Tugend tüchtig zu werden. Sein vorzüglichstes Streben dabei aber war — Jegliches in seiner Einheit und in seinen Theilen klar zu erfassen. Denn — sagt er von sich — ich bin ein großer Freund von Eintheilen und Zusammenfassen, um so reden und denken zu können, und wenn ich einen Anderen für fähig halte zu sehen, wie Etwas in Eins gewachsen ist oder in Vieles, (einen solchen nenne ich aber einen Dialektiker), dem folge ich wie eines Unsterblichen Fußtritte. So nahm er nichts an, wovon er sich nicht selbst überzeugt und was er nicht mit eigenem Geiste erforscht hatte, wie er auch Anderen von Außen nichts geben wollte, ohne daß es sich in ihrem Innern entwickelt hätte. Alles was er war, ist er durch sich selbst, durch seine eigene innere Arbeit geworden, und besonders spiegelt sich der Beruf beider Aeltern in der Pädagogik und Philosophie des Sohnes ab. In drei Dingen bestand vornehmlich des Sokrates Macht: in seiner hingebenden Anhänglichkeit an seine Schüler, in seiner uneigennützigen Liebe zur Wahrheit und in der Uebereinstimmung seines Lebens mit seiner Lehre. Er machte den Menschen zum Schauplatz seiner Forschungen und setzte an Stelle der Philosophie der Natur die Philosophie des Humanismus. Er war in der Philosophie das, was Pindar und Sophokles in der Poesie und Phidias in der Kunst; er läuterte, wie sie, das Ideal Griechenlands, und durch ihn erhielt der Humanismus ein hohes geistiges Gepräge.

Die Hebammenkunst der Mutter gestaltete er geistig zur entwickelnden, heuristischen Methode des Unterrichts. „Meine Hebammenkunst — sagt er — unterscheidet sich dadurch von der meiner Mutter, daß sie Männern die Geburtshülfe leistet und nicht Frauen, und daß sie für die Seelen, welche gebären, Sorge trägt, und nicht für die Leiber. Das Größte an unserer Kunst ist, daß sie im Stande ist zu prüfen, ob die Seele des Jünglings etwas Mißgestaltetes

und Falsches zu gebähren im Begriff ist, oder etwas Gebildetes und Aechtes. Ja auch darin geht es mir, wie den Hebammen; ich selbst gebäre nichts von Weisheit, und was mir bereits Viele vorgeworfen haben, daß ich Andere zwar fragte, selbst aber nichts über irgend Etwas antwortete, weil ich nichts Kluges zu antworten wüßte, das werfen sie mir mit Recht vor. Die Ursache davon ist: ein Gott nöthigt mich, diese Geburtshülfe zu leisten; zu erzeugen aber hat er mir gewehrt. Daher bin ich selbst keineswegs etwa weise, und habe auch nichts Dergleichen aufzuweisen als Product meines eigenen Geistes. Alle aber, denen es der Gott vergönnt, mit mir umzugehen, zeigen sich anfänglich in großem Maße ungelehrig, machen aber bei fortwährendem Umgange unglaubliche Fortschritte, wie es ihnen selbst und Anderen scheint. Und so viel ist sicher, daß sie nicht etwa von mir jemals irgend etwas gelernt haben, sondern nur selbst aus sich selbst entdecken sie sehr viel Schönes und halten es fest. Die Geburtshülfe aber dabei leisten wir, der Gott und ich." Die Unterrichtsweise des Sokrates war zwanglos, conversatorisch, vom Nächstliegenden und Unscheinbarsten ausgehend und die erforderlichen Beispiele vom Alltäglichsten entlehnend, weshalb ihm seine Zeitgenossen vorwarfen, er spreche ja immer nur von Lasteseln, Schmieden, Schustern und Gerbern. So steht er auf dem Markte, in den Gymnasien und in den Werkstätten von früh bis spät mit Jünglingen, jüngeren und älteren Männern beschäftigt, um sich mit ihnen über Lebenszweck und Lebensberuf zu unterhalten und durch unablässiges Ausfragen, durch fragende Zergliederung der Vorstellungen einen neuen, dem Gefragten vorerst selbst unbewußten Gedanken hervorzulocken, ihm zu einer neuen Gedankengeburt zu verhelfen.

Diese Methode hatte eine doppelte Seite. Zuerst eine negative — die viel und sogenannte sokratische Ironie, der gemäß Sokrates sich selbst unwissend stellt und sich scheinbar von Denen, mit welchen er sich unterredet, belehren lassen will, indeß er das vermeintliche Wissen derselben durch fortgesetztes Ausfragen, durch die unerwarteten Consequenzen, die sich herausstellen und durch die Widersprüche, in die sie sich verwickeln, verwirrt. Indem so das sich mit ihm unterredende Subject einsieht, daß es Das nicht weiß, was es zu wissen vermeinte, wird es mißtrauisch gegen seine eigenen, als feste Wahrheiten gehabten Vorstellungen, und gelangt zu der Erkenntniß, daß er Nichts weiß. Denn so wie die Aerzte — sagt Sokrates — der Meinung sind, der Leib könne die Nahrung nicht eher verdauen, als bis Jemand die Hindernisse in ihm weggeschafft habe; eben so denken Die, welche die Seele reinigen, daß sie nicht eher von den ihr beigebrachten Kenntnissen Vor-

theil haben könne, als bis man sie durch Zurechtweisung zur Scham bringe, ihr die Meinungen benehme, welche den Kenntnissen im Wege stehen und sie rein darstelle, so daß sie nur Das, was sie wirklich weiß, zu wissen glaubt. Dies ist die vorzüglichste und weiseste Gemüthsbeschaffenheit und deshalb möchte wohl auch die prüfende Zurechtweisung die herrlichste und vortrefflichste Reinigung zu nennen sein.

Die positive Seite der sokratischen Methode ist die Mäeutik (Hebammenkunst) — die Methode der Induction, die Hinüberleitung der Vorstellung zum Begriff, zur begriffsmäßigen Definition. Zwei Dinge, sagt Aristoteles, möchte man dem Sokrates gerechter Weise beilegen: die Beweise durch Induction oder die Auffindung höherer Begriffe von niederen aus, und die allgemeine Bestimmung der Begriffe. Indem er nämlich von einzelnen concreten Fällen ausging, das Einzelne unter sich verglich und damit das Zufällige vom Wesentlichen schied, brachte er eine allgemeine Wahrheit so zum Bewußtsein, daß er ihr Was, ihr Wesen und ihren Inhalt entwickelte und definirte. Um den Begriff der Gerechtigkeit zu finden, ward demnach von verschiedenen einzelnen Beispielen der Gerechtigkeit ausgegangen und aus ihnen das allgemeine Wesen derselben abgezogen und so definirt, daß das Gemeinsame, die logische Einheit der verschiedenen Erscheinungsweisen aufgestellt wurde. Und Sokrates ging deshalb auf den Begriff jeder einzelnen Tugend 2c. zurück, weil er glaubte, daß ein klares Erfassen des Begriffes der sicherste Wegweiser für jeden einzelnen Fall, für jedes einzelne sittliche Verhältniß sei, weil er überzeugt war, daß alles sittliche Handeln als ein bewußtes vom Begriffe ausgehen müsse. Die sokratische Methode besteht also in der Virtuosität, aus einer Summe gegebener gleichartiger Erscheinungen auf dem Wege der Induction den Begriff und die logische Definition zu finden, und hat zur Voraussetzung der Anerkenntniß, daß das Wesen der Gegenstände im Denken erfaßt wird, daß das Bewußtsein von der Wahrheit und von Gott als etwas Ursprüngliches in dem Menschen wohnt und in ihm gegenständliche Wahrheit hat, weil jede Seele schon vor der irdischen Geburt existirte und aus diesem vorzeitlichen Dasein wahre und richtige Begriffe besitzt, die nur von der großen Anzahl der zeitlichen Erscheinungen in den Hintergrund treten, durch geschicktes Fragen aber entwickelt werden können und also Jeder der ihm eingebornen Wahrheit sich wieder erinnert.

Durch diese großartige Methode, mit der Sokrates zugleich der Vater der Katechetik ist, sowie durch die Kraft seines Geistes wußte Sokrates einen so vielseitigen und universellen Eindruck auf seine Zuhörer zu machen, daß sich die verschiedensten Geister an ihn anschlossen,

daß Chärephon, dem das Orakel offenbart hatte, Sokrates sei der Weiseste, und dessen Bruder Chärekrates, daß der reiche Kaufmannssohn Aristipp und der arme Schuster Simon von ihm begeistert wurde, daß Jeder an seinen individuellen Seiten berührt ward und daher nach individueller Weise von Sokrates aus sein Geistessystem sich bildete, und daß Schüler vom Norden und vom Süden, vom schwarzen Meere und vom afrikanischen Kyrene zu ihm wallfahrteten. „Eigentlich bin ich nie — sagt er — irgend Jemandes Lehrer gewesen; wenn aber Jemand, wie ich redete und meinen Geschäften oblag, Lust hatte, zu hören, so habe ich es ihm nie, mochte er jung oder alt sein, mißgönnt. Auch nicht etwa nur, wenn ich Geld bekomme, unterrichte ich; sondern auf gleiche Weise bin ich dem Armen wie dem Reichen bereit zum Fragen, und wer da will, kann antworten und hören, was ich sage. Ob nun Jemand von Diesem besser wird oder nicht, dafür bin ich nicht verantwortlich, indem ich die Unterweisung weder Jemandem versprochen noch auch ertheilt habe. Wenn aber Einer behauptet, jemals Etwas von mir gehört oder gelernt zu haben, insbesondere, was nicht auch Alle gehört hätten, so wißt, daß er nicht die Wahrheit redet."

Doch nur dem männlichen Geschlechte ertheilte Sokrates diesen Unterricht, „weil es den Frauen, bei aller Aehnlichkeit mit den Männern, an Ueberlegung und Stärke fehle, während gerade besonnenes Nachdenken und ausdauernde Reflexion Haupterfordernisse zum erfolgreichen Treiben der Philosophie seien, so daß dieses Gebiet den Frauen am allerfernsten liege." Er selbst strebte stets nach möglichster Besonnenheit und klarem Bewußtsein, und wenn der Geist auf den Flügeln der Begeisterung seiner selbst unbewußt fortgetragen ward, so nannte er dies Wahnsinn, das Gegentheil der Weisheit. In jedem Lebensberufe — so verlangte er — befleißige man sich menschlicher Einsicht. „Das Wichtigste behalten die Götter für sich und entziehen es den Blicken der Menschen. Was sie aber den Menschen vergönnt haben zu lernen und hernach zu thun, das muß man lernen; und was für die Menschen nicht erkennbar ist, muß man durch die innere Stimme von den Göttern zu erforschen suchen, denn diese geben Denen Andeutungen, welchen sie gewogen sind. Wer die Zeichen kennt, durch welche sich die Götter den Menschen kund geben, der wird nie von ihrem Rathe lassen."

Unterricht und Erziehung sind dem Sokrates das Mittel, zur geistigen Klarheit und zur selbstthätigen Tugend zu gelangen. Zur freien That führt allein freies Wissen, und zu diesem Unterricht und Erziehung. Der Unterricht war ihm ein göttlicher Beruf, und er glaubte, seinem Vaterlande nicht besser nützen

zu können, als wenn er die Jugend bilde und dafür sorge, daß immer Mehrere tüchtig würden, an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Erziehung, sagt er, ist schwierig, und die Berathung über sie die heiligste von allen, denn über nichts Göttlicheres kann wohl der Mensch einen Beschluß zu fassen haben, als über seine eigene und seiner Angehörigen Ausbildung. Im Gegensatz zu der bisherigen Stammeserziehung zielte er auf eine rein hellenische und menschliche Erziehung hin. Erziehung und Unterricht sollten ihren Zweck in sich selbst haben, und die Menschen, ohne Rücksicht auf äußere Vortheile, um ihrer selbst willen zur Tugend und dadurch zur Glückseligkeit geführt werden. Er stellte sich damit in Gegensatz zu den Sophisten, die Unterricht und Erziehung nur auf äußere Vortheile und Nützlichkeit im Leben und im Staate bezogen. Von einem Lehrer verlangte er mehr Lehrgeschick, als materielle Kenntnisse, ein gereiftes Alter und geistige Empfänglichkeit, damit er, wo und wann es Noth thue, durch den Zauber seines Wesens, durch die Macht der Liebe einwirke und wohl verstehe, woran er beim Unterrichte anzuknüpfen habe, was zu verbinden sei, besonders aber, daß er durch geschicktes Fragen die Idee nicht von Außen einpflanze, sondern aus dem Innern folgerichtig entwickle und die Selbstthätigkeit des Schülers auf jede Weise anrege. Er selbst gab zu diesen Forderungen das vollkommenste Beispiel. Nicht Jeden, der sich ihm anbot, nahm er als eigentlichen Schüler auf, sondern berücksichtigte bei der Aufnahme sowohl das äußere Wesen, als auch das Alter und die Fähigkeiten der Einzelnen. Die er aber aufgenommen hatte, unterrichtete er nicht bloß durch Worte, sondern bildete und besserte er wesentlich durch seinen Umgang und sein Leben. Denn von Allen glaubte er, daß sie sich durch Uebung vervollkommnen könnten, so sehr sie auch in allen Stücken von Natur unter einander verschieden seien. „Wer sich aber um die Erkenntniß des Guten keine Mühe gibt, der wird, je mehr er von Natur begabt ist, um so gefährlicher und schlimmer."

Von seinen Schülern forderte er zunächst Selbstbeherrschung, weil Der, welcher sich nicht selbst beherrschen könne, der schlimmste Sklav sei, und weil nichts so sehr das Fortschreiten in der Weisheit hemme, als die Genußsucht. Wer ein Knecht seiner Lüste sei, der sei zu aller Tugend unfähig.

Die Bildung bezieht sich bei Sokrates wesentlich auf den Charakter, auf vollkommne Selbsterkenntniß des geistigen und des sittlichen Menschen. Wie zu seiner Zeit — sagt Cramer — durch den peloponnesischen Krieg das schöne Gleichgewicht zwischen Aeußerem und Innerem, zwischen Körper und Geist im hellenischen Staatsleben getrübt war, so

gründete auch er nicht mehr seine Erziehung auf eine vollkommen gleichmäßige Ausbildung von Geist und Körper zu schöner, gegenseitiger Wechselwirkung, sondern Alles wendet sich mehr dem Innern zu.

Die körperlichen Uebungen treten deshalb mehr in den Hintergrund. Zwar soll auch die Ausbildung des Körpers nicht vernachlässigt werden. Wer den Körper übt, sagt Sokrates, ist gesund und stark, und Mancher hat dadurch sein Leben in Gefahren gerettet, seinen Freunden gedient, dem Vaterlande genützt, Ruhm und Ehre eingeerndtet und ein heiteres Leben geführt. Der Körper wird zu Allem, was die Menschen treiben, gebraucht, und muß hierbei aufs Beste geübt sein. Auch Vergeßlichkeit, Muthlosigkeit, schlechte Laune und selbst Wahnsinn fallen oft in Folge körperlicher Vernachlässigung mit solcher Macht über die Denkkraft her, daß sie selbst den Verlust der erworbenen Kenntnisse herbeiführen." Aber weil dem Sokrates doch wesentlich nur die Vernunft Werth hat, alles Unvernünftige aber nichtig ist; so hält er, wie er von den Bildhauern verlangt, daß sie mehr die Thätigkeit der Seele als die körperlichen Verhältnisse ausdrücken sollen, (— entgegen der griechischen Anschauung vom schönen Gleichgewicht zwischen Leib und Geist —) den Körper nur insofern beachtenswerth, als er das Werkzeug der Seele ist. Er selbst übte sich jedoch noch bis zum späten Alter in der Gymnastik und im Ringen, und härtete sich dadurch so ab, daß er mit Leichtigkeit Hunger und Durst, Hitze und Kälte ertrug.

Die Musik hielt Sokrates für ein so wichtiges Bildungsmittel, daß er noch im späten Alter beim Lyraspieler Konnos Unterricht nahm und zum Zitherspieler Lampon in die Schule ging, weil er der Ansicht war, es sei besser, die Musik spät, als gar nicht gelernt zu haben.

In der Mathematik und in den Naturwissenschaften erstrebte er mehr eine Befähigung für das practische Leben, als klare wissenschaftliche Einsicht. Er mißbilligte es, die Meßkunst weiter zu treiben, als zur Fähigkeit, ein Stück Land richtig vermessen zu können. Die Untersuchungen über die Entfernung und Bewegung der Gestirne hielt er für zwecklos, weil sie viel Zeit kosteten und von manchem Nützlichen abhielten. Ueberhaupt werde durch die gewöhnliche Naturphilosophie der Blick des Menschen nicht aufwärts, sondern abwärts, nicht auf das Göttliche, sondern auf das Sinnliche gerichtet, indem man über dem Einzelnen das Ganze vergesse.

Mehr als auf das Wissen, das die Naturwissenschaften geben, kam es ihm auf Das an, was für den Menschen Werth hat, und er untersuchte deshalb die Begriffe von Fromm und Gottlos, von Edel und Unedel, von Gerecht und Ungerecht, von Besonnenheit und Wahn-

sinn, von Tapferkeit und Feigheit ꝛc. Darüber besprach er sich mit seinen Schülern, sowie er mit ihnen auch Schriftsteller las und sie erklärte. Die Schätze der alten Weisen, die sie in ihren Schriften niedergelegt haben, — sagt er — durchsuche ich gemeinschaftlich mit meinen Freunden, und wenn wir etwas Gutes finden, so nehmen wir es in uns auf und achten es für einen großen Gewinn, wenn wir einander nützlich werden.

Zu den Gegenständen, über die er sich vorzüglich mit seinen Schülern besprach, gehört die Religion, von der er jedoch ganz andere Begriffe hatte, als der große Haufe. Die Volksreligion, lehrte er, besteht aus Bräuchen und aus Erzählungen von Göttern und Heroen. Die Bräuche sind von den Vorfahren löblich angeordnet, und es knüpfen sich daran nicht allein, als an ehrfurcht-fördernde Sitte, der Ruhm und der Glaube der Stadt, und Erinnerungen an frühere Geschicke, sondern es lassen sich auch gute und der Gottheit wohlgefällige Gedanken und Gebete damit verbinden. Jeder gute Bürger wird also an den öffentlichen Feiern des Volkes Theil nehmen, und bei den feierlichen Ereignissen des Lebens der gesetzlichen Sitte nach Kräften Genüge thun. Vergebliche Mühe und eines unglücklichen Mannes Unternehmen aber scheint es zu sein, jene Legenden vernünftig oder geschichtlich erklären zu wollen, denn wenn es auch hier und da gelingt, so bleiben doch sehr viele phantastische und wunderliche Gestalten und Mythen übrig, mit welchen sich durchaus auf diesem Wege nichts anfangen läßt. Wem es ernst mit dem Leben und mit der Erkenntniß des Wahren ist, der gehe in seine eigene Brust und verschaffe sich hier durch ernstes Nachdenken Klarheit über das Gute und Wahre, das nicht subjective Vorstellung, sondern ewige göttliche Wahrheit ist. Die volle Erkenntniß dieser Wahrheit ist jedoch allein in Gott, indeß des Menschen höchste Weisheit ist, zu wissen, daß er diese Erkenntniß nicht hat, denn dafür, sagt Sokrates, hat mich der Gott in Delphi den Weisesten der Hellenen genannt. In der eigenen Brust offenbart sich die Gottheit als eine allgegenwärtige, die Alles weislich geordnet, die nach dem Gesetze des Guten überall waltet, und die dem Menschen das Bewußtsein ihrer Allmacht eingepflanzt hat, so daß der Mensch, je mehr er an Verstand zunimmt, um so mehr die Götter achtet und ihre Wirkungen in seiner Brust fühlt. Dieses innere Bewußtsein von der Gottheit aber und durch dieselbe, (— ein Wissen, das zugleich mit Bewußtlosigkeit verbunden war —) die religiöse Begeisterung nennt Sokrates das Dämonische, d. i. das persönlich bis zur Weissagung gesteigerte Gewissen für den sittlich vernünftigen Lebenszweck, die innere Stimme, die er als ein von Gott

ihm gegebenes Zeichen erkennt und die stets, wenn sie sich vernehmen läßt, ihm von Dem, was er unternehmen will, abräth, doch nie zu Etwas ihn antreibt.

Wie Sokrates überall das göttliche Walten in den menschlichen Angelegenheiten erkennt; so auch in den Staatsgesetzen, die ihm Offenbarungen des göttlichen Geistes mittelst der menschlichen Vernunft sind. Er will lieber sterben und den Gesetzen treu bleiben, als leben und sie übertreten. „Gerecht" und „Gesetzlich" ist ihm identisch. Darum verlangt er Gehorsam der Bürger gegen den Staat, wie Gehorsam der Kinder gegen die Aeltern. Ueber den geschriebenen Gesetzen aber stehen ihm noch die ungeschriebenen, die überall gelten und welche die Götter den Menschen eingepflanzt haben, deren Uebertreter deshalb auf keinen Fall der Strafe entgehen können. Solche ungeschriebenen Gesetze sind ihm, daß man die Götter ehrt, daß man die Aeltern hoch achtet, daß man empfangene Wohlthaten vergilt und daß weder die Aeltern mit den Kindern, noch die Kinder mit den Aeltern sich vermischen.

Das positive Philosophiren des Sokrates ist demnach entschieden ethisch, — Untersuchung über die Tugend, um ein Bewußtsein und dadurch das wahre Wissen von ihr zu erlangen. Darum blickt er auch mit entschiedener Verachtung auf die Naturphilosophie und Mathematik, und darum geht er nicht einmal in der freien Natur spazieren, weil er von Bäumen und Gegenden Nichts lernen könne. Das Ziel seines Philosophirens ist die Selbsterkenntniß: sich nicht zu erkennen und von Dem, was man nicht weiß, zu glauben, daß man es wisse, kommt dem Wahnsinn am nächsten. Die Menschen zur Klarheit über sich selbst zu führen: das hat er sich selbst zur Lebensaufgabe gestellt, wie er das „Erkenne Dich selbst" als Lebensaufgabe jedes Einzelmenschen hinstellt. Sokrates sucht das begriffliche Wissen und erkennt nur solches als das wahre Wissen an. Sein großer Gedanke ist die Umgestaltung und Wiederherstellung des sittlichen Lebens durch die Wissenschaft. Das Wissen hat keinen anderen Gegenstand als das menschliche Leben, und für das Leben gibt's kein Heil außer dem Wissen. Darum kann und darf nichts den Autoritäten, Alles nur den Gründen geglaubt werden. Nichts aber steht der wahren Weisheit mehr im Wege, als wenn man zu wissen glaubt, was man nicht weiß; nichts ist so dringend nothwendig, als die Selbstprüfung, welche uns zeigt, was wir wirklich wissen und was wir nur zu wissen meinen; nichts ist auch für unser practisches Verhalten unerläßlicher, als daß wir uns mit dem Zustande unseres Innern, mit dem Umfange unseres

Wissens und Vermögens bekannt machen. Dahin muß deshalb auch das Ziel der Erziehung gehen. Die Erziehung zielt auf wahrhafte Selbsterkenntniß und auf die aus derselben fließende Einsicht und Glückseligkeit. Darum ist sie auch nichts Aeußerliches und Scheinbares, wie die Erziehung der Sophistik, sondern eine von Innen herausgewachsene, organische — die bleibende Grundlage aller weiteren Pädagogik. Die Pädagogik des Sokrates ist das Erzeugniß eines tiefen, aber spiegelklaren Geistes, der allen Schein, alles Halbdunkel, alle Halbwisserei verwarf, — voll plastischer Anschaulichkeit und objectiver Klarheit — das Product des ächten Sohnes eines plastischen Künstlers.

In diesem Streben nach klarem Bewußtsein gründet der Lehrsatz des Sokrates, daß die Tugend ein Wissen und folglich Nichts gut sei, was ohne Einsicht geschehe, die Schlechten aber wider ihren Willen schlecht seien. Wissen und Thun, Wissen und Sittlichkeit gehören für ihn zusammen. Das Wahre ist das Gute und das Gute das Wahre. Die Tugend ist Wissen; sie ist darum auch lehrbar. Der Erkenntniß des Guten folgt nothwendig das Thun des Guten. Wer das Schöne und Gute kennt, wendet es auch auf's Leben an: wer weiß, was unedel ist, flieht es; wer nicht recht handelt, ist eben so wenig weise als sittlich. Das Gute allein macht weise und glücklich. Es besteht in der Gesinnung und zeigt sich in der guten That, wie in der wahrhaftigen Rede. Die Seele ist nothwendig unsterblich, weil die sittliche, denkende und wollende Persönlichkeit nicht aus der immer wechselnden Natur erklärt werden kann, sondern weil sie diese denkend wollende Persönlichkeit selbst, das Gesetz des Weltalls, als eines sittlichen, also den Entstehungsgrund des Weltalls in sich trägt. In diesem Leben ist zwar die Erkenntniß der Seele schwach, denn sie wird beständig von dem Leibe, mit dem sie eng verbunden ist, zur Erde herabgezogen und kann das volle göttliche Licht gar nicht vertragen. Wenn wir aber einmal frei von den Fesseln dieser Hülle emporschweben, dann werden wir das Licht und die Wahrheit selbst schauen, und das gegenwärtige Leben wird uns in der Erinnerung als ein dunkler Zustand erscheinen, in welchen wir niemals wieder zurückzukehren wünschen, wie Euripides sagt: Wer weiß, ob nicht das Leben Todtsein, und Sterben Leben ist? —

Mit diesen Lehren hat Sokrates die Grundsteine zu einer wissenschaftlichen Behandlung der Sittenlehre gelegt und die Philosophie vom Himmel auf die Erde gezo-

gen, d. i. von den Speculationen der Naturphilosophen hinweg in die Erforschung der eigenen Brust geführt. —

Sokrates lehrte diese Philosophie nicht allein; er lebte sie auch. Wie er nichts als Lehre gab, was er nicht in seinem Selbstbewußtsein fand und was sich ihm nicht durch Vernunft und Nachdenken als wahr kund gab; so lehrte er auch nichts, was er nicht selbst gethan und geübt hätte. Er war eine plastische Natur, — Einheit von Kopf und Herz, von Einsicht und Handeln — ein wahrhafter practischer Weiser. So fromm war er, — sagt Xenophon — daß er Nichts ohne den Rath der Götter that, so gerecht, daß er nie Jemanden auch nur im Geringsten verletzte, so Herr seiner selbst, daß er nie das Angenehme statt des Guten wählte, so verständig, daß er in der Entscheidung über das Bessere und Schlechtere nie fehlging. Mit unwiderstehlichem Zauber zog seine aus einer glücklichen Mischung und harmonischen Verknüpfung sämmtlicher Charakterzüge bestehende Persönlichkeit an. Als solch' vollendetes Original charakterisirt ihn Alkibiades im platonischen Gastmahl am treffendsten. Er sagt: Ich erkläre, Sokrates sei äußerlich ähnlich jenen Silenen in den Werkstätten der Bildhauer, welche die Künstler mit Pfeifen und Flöten darstellen, in denen man aber, wenn man die eine Hälfte wegnimmt, hinter der äußerlich rohen Hülle Bildsäulen von Göttern erblickt. Auch ist er dem Satyr Marsyas zu vergleichen, indem er nicht nur äußerlich wie ein Satyr aussieht, sondern auch die Menschen und zwar nicht nur wie dieser mit gewissen musikalischen Instrumenten, sondern ohne alle Instrumente der Kunst bloß durch seine Reden bezaubert. Wenn wir von einem Anderen Reden hören, so macht sich Keiner sonderlich viel daraus. Sobald wir hingegen ihn hören, oder auch nur seine Reden aus eines Anderen Munde, so wird Jeder dadurch entzückt und hingerissen, er sei Mann oder Weib oder Knabe. Mir wenigstens pocht weit heftiger als dem vom Korybantentanze Ergriffenen das Herz, wenn ich ihn höre, und Thränen werden mir ausgepreßt von seinen Reden; auch sehe ich, daß es vielen Anderen so ergeht. Wenn ich den Perikles oder andere vortreffliche Redner gehört habe, so ist mir zwar die Schönheit und Stärke ihrer Reden aufgefallen; aber nie ist meine Seele dadurch so in ihrem Innern erschüttert worden, daß sie, ganz unwillig über sich selbst, ihre sclavische Gesinnung sich vorgeworfen hätte. Von diesem unseren Marsyas aber bin ich oft so bewegt worden, daß ich glaubte, es lohne sich nicht zu leben, wenn ich so bliebe, wie ich wäre, weil er mich so weit brachte, einzugestehen, daß mir selbst gar noch Vieles mangelt und ich, mich selbst vernachlässigend, der Athener Angelegenheiten besorge. Gleich

den Zaubertönen der Sirenen muß ich ihn fliehen und meine Ohren verstopfen, damit ich mich nicht ganz bei ihm in Ruhe setze und zum Greise werde, ohne mein Glück zu versuchen. Auch ist er der Einzigste von allen Menschen, der es über mich vermag, daß ich mich vor irgend Jemandem schäme. Vor ihm allein schäme ich mich, denn ich fühle in meinem tiefsten Innern, daß ich nicht im Stande bin, ihm zu widersprechen, als ob man Das nicht thun müsse, was er anräth, sondern daß ich nur, wenn ich von ihm gegangen bin, durch die Ehrenbezeugungen des Volkes bezwungen werde und seiner Lehren uneingedenk bin. Daher gehe ich ihm aus dem Wege und meide ihn, so viel ich kann. Kommt er mir aber doch entgegen, so schäme ich mich, weil ich meinen eigenen Zusagen und Bekenntnissen so zuwider lebe. Oft denke ich: Wenn er doch todt wäre! Und doch weiß ich wohl, daß, wenn der Fall käme, ich mich viel mehr betrüben würde, als wenn er mir die bittersten Vorwürfe macht. Weder äußere Schönheit, noch Ansehen, noch Macht, noch irgend etwas von den Vorzügen, warum das Volk die Menschen glücklich preist, scheint ihm im Geringsten der Aufmerksamkeit würdig; vielmehr hält er all' diese Herrlichkeit ganz und gar für nichts, und uns auch für nichts, die wir sie schätzen. Sein täglicher Verkehr mit den Menschen ist ewiger Scherz und Spott. Aber sein Ernst liegt in ihm — man öffne diesen Silen und sehe die Bilder davon. Vielleicht hat Keiner von euch sie je gesehen; aber ich weiß wohl Zeiten, wo ich sie gesehen habe. Ihr Goldglanz, ihre unvergleichliche und wunderbare Schönheit wirkt mit solcher Gewalt, daß man sich augenblicklich entschließt, Alles zu thun, was er von Einem verlangt. In der Schlacht bei Potidäa war er einem Jeden beim ganzen Heere an Stärke und Duldsamkeit in Strapazen überlegen. Er machte sich nichts aus dem Hungern, und wenn wir Ueberfluß hatten, so war er der Einzige, der recht zu genießen und Maß zu halten wußte. Wenn er zu trinken genöthigt wurde, konnte es ihm Niemand gleich thun; aber nie doch hat Jemand den Sokrates trunken gesehen. Die Strenge des Winters schreckte ihn nicht und, als Niemand hinauszugehen wagte, ging er barfuß über das Eis leichter, als Andere in ihren Schuhen. Einst traf es sich, daß ihm früh Morgens Etwas in Gedanken kam, worüber er nachzudenken anfing und dabei unbeweglich auf derselben Stelle stehen blieb. Nun wurde es Mittag und die Leute wunderten sich schon über ihn, so daß sie zu einander sagten: Sokrates steht in tiefsinnigen Gedanken und hat schon vom frühen Morgen an bis jetzt die Stelle nicht verlassen. Endlich am Abend trugen einige Jonier ihre Schlafdecken hinaus, um Acht zu geben, ob Sokrates auch die Nacht über da stehen bleiben

würde. Und er blieb stehen, bis es Morgen ward und die Sonne aufging. Dann grüßte er noch die Sonne und ging weg. Achill war ein großer Held: aber eben diesen Heldenmuth könnte Jemand auch beim Brasidas finden; sowie Perikles als Redner am Nestor, Antenor und Anderen wohl seines Gleichen haben möchte. Eben dieses gilt von anderen Vortrefflichkeiten, die sich bei Einigen so gut als bei Anderen finden. Sokrates dagegen hat sowohl in seinem ganzen Wesen, als besonders in seinen Reden etwas so ganz Eigenes, daß es schwer halten würde, Einen zu finden, der ihm hierin gleich käme. Gemeinen Ohren scheinen die Reden des Sokrates anfangs lächerlich: seine Wörter und Ausdrücke geben ihm von Außen das Ansehen eines schalkhaften und schmähsüchtigen Satyrs in seiner äußeren Tracht. Er redet von nichts als von lasttragenden Eseln, Schmieden, Schustern, Gerbern und wiederholt immer Dasselbe von Demselben, so daß er ewig Einerlei zu sagen scheint. Einem Unkundigen und Unverständigen müssen daher solche Reden eben so lächerlich scheinen, wie der äußere Anblick eines Satyrs. So bald hingegen Jemand die äußere Schale seiner Reden aufthut und ihren inneren Sinn betrachtet, so findet er, wenn er anders dazu gemacht ist, daß die Reden des Sokrates tiefere Wahrheiten in sich halten, als Alles was die Menschen gewöhnlich zu reden pflegen; und bei noch näherer Betrachtung findet er ihren Sinn überaus göttlich, einen Sinn, der die schönsten Bilder der Tugend enthält, einen Verstand, der sehr weit um sich greift, der Alles in sich schließt, woranf Jeder, der ein edler und tugendhafter Mann werden will, vor allen Dingen sehen muß.

Durch diese von Alkibiades charakterisirte Persönlichkeit erregte Sokrates zu Athen allgemeines Aufsehen. Für den feinen, ästhetisch gebildeten, plastischen Griechen mußten diese hochgewölbte Stirn, diese eingebogene, aufgestülpte Nase, dieses hervortretende Auge, diese buschigen Braunen, dieser große Mund mit den dicken Lippen, diese kahle Platte, dieser dicke, hängende Bauch; — mußte der ärmliche Aufzug, die Unbeschuhtheit, die Haltung des Körpers, das öftere Stehenbleiben und Herumwerfen der Augen; — mußte die Fülle des Gefühls, die Ueberschwänglichkeit des Wesens, die Frische des Denkens und daneben und dabei seine Selbstbeherrschung, seine Freundes- und Ueberzeugungstreue, seine Charakterfestigkeit, sein Gleichmuth auch, womit er die Heftigkeit und Launenhaftigkeit seiner Gattin Xanthippe ertrug, sein Sichzurückziehen von Staatsgeschäften, zu denen er keinen Beruf in sich fühlte, sein Kosmopolitismus, dem gemäß er sich nicht einen Athener, auch nicht einen Hellenen, sondern einen Weltbürger nannte, indeß er andrerseits darin ganz Grieche war, daß er sich mit Vorliebe als den eifrigsten

Erotiker bezeichnete, und daß bei ihm, gegenüber diesen freien Freundschaftsverhältnissen, das Familienleben ganz zurücktrat; — mußte die unverzagte Zudringlichkeit, mit der er auf Erkenntniß des Schönen und Guten durch die Vernunft drang, das Ueberwiegen des inneren Lebens über das äußere, was in einem einseitigen Verstandesinteresse zu Tage kam und ihn gegen die äußere Form und bestehende Sitte gleichgültig machte; — mußte endlich seine Geistesabwesenheit und Verzückung, in welche er durch tiefes Nachdenken bisweilen gerieth, Anstoß und Aufsehen erregen, weil es eine räthselhafte Erscheinung war und blieb. Es ist daher nicht befremdend, daß sich Aristophanes, von dem zwar Platon sagt, daß sich die Grazien seinen Geist zur Wohnung ausersehen hätten, der aber in seiner eigenen Person nicht die gute alte Zeit, die er gegen die neue in Kampf schickt, repräsentirt, sondern in seiner Brust die Gegensätze, die in seiner Zeit mit einander streiten, neben einander liegen hat und das Alte eben so mit dem Neuen wie das Neue mit dem Alten niedermacht, das Recht mit der eingebrochenen Gesetzlosigkeit zusammenbringt, die Throne im Himmel und auf Erden niederreißt und die Verkehrtheiten und Tollheiten eines Volkes aufführt, das in des Dichters Stücken sich selbst verlacht, — der Person des Sokrates bemächtigte, und ihn als Repräsentanten der nutzlosen, müßiggängerischen, jugendverderbenden, Zucht und Sitte untergrabenden sophistischen Scheinweisheit dem Spott und dem Gelächter der Athener preisgab.

Dem Aristophanes glich das ganze athenische Volk jener Zeit, auch im Urtheil über Sokrates, das für denselben verurtheilend war und deshalb auch äußerlich in Verurtheilung überging. Von Melitos, einem jungen Dichter, von Anytos, einem Demagogen und von Lykon, einem Redner, ward Sokrates im 70. Jahre seines Alters der Nichtanerkennung der Staatsgötter, der Einführung neuer Gottheiten und der Jugendverführung angeklagt. Diese Anklagepunkte sind ganz die gleichen, durch welche Aristophanes in der Person des Sokrates die Sophisten kennzeichnet. Und allerdings theilte Sokrates dem Scheine nach den Standpunkt der Sophistik, — und zwar nicht nur in manchen Zügen ihrer äußeren Erscheinung (sokratische Ironie), sondern auch in dem höheren Grundgedanken, daß alles sittliche Handeln ein bewußtes Thun sein müsse. Daneben gab man das Aufbringen einer neuen Sitte, sowie einer neumodischen Bildungs- und Erziehungsweise und die Leugnung der Volksgötter vorzugsweise den Sophisten Schuld. Daß jedoch Sokrates nicht, wie die Sophisten, durch subjectives Räsonnement alle festen Bestimmungen verwirrte und auflöste, sondern das vernünftige Denken zum Maß aller Dinge aufstellte und also auch das sittliche Thun nicht

dem Meinen und Belieben des Einzelnen anheimgab, vielmehr auf das Wesen des Geistes zurückführte: das konnten und wollten seine Ankläger und Richter von ihrem leidenschaftlichen und gehässigen Parteistandpunkte aus um so weniger begreifen, als sie ihn wie für einen Sophisten, so für einen Aristokraten hielten, der nicht nur mit Aristokraten befreundet war, sondern auch bei jeder Veranlassung die athenienſische Demokratie, namentlich die demokratische Einrichtung der Wahl durch's Loos, getadelt hatte. Sie glaubten demnach im Interesse der Demokratie zu handeln, als sie ihn — im Jahre 399 v. Chr. — zum Schierlingsbecher verdammten, und sie thaten es um so bereitwilliger, als ihnen Sokrates nicht allein durch seine politische Gesinnung und durch seine Lehre, sondern auch durch seine Methode persönlich verhaßt geworden war. Denn die Anklagen gegen seine Lehre allein mußten den Athenern nur als ein Vorwand erscheinen, weil sie selbst im Wesentlichen nicht mehr an Das glaubten, dessen Leugnung die Ankläger dem Sokrates zum Verbrechen anrechneten, und weil Freunde und Feinde wohl wußten, daß Sokrates Recht hatte, als er den Melitos aufforderte, ihm Einen zu nennen, der durch ihn aus einem Verehrer der Götter ein Verächter derselben, aus einem besonnenen Weisen ein muthwilliger Frevler, aus einem Haushalter ein Verschwender, aus einem Mäßigen ein Schlemmer, aus einem Freunde der Anstrengung ein Weichling oder ein Sclav einer verwerflichen Lust geworden sei. Auch hatten ihn ja die Athener immer an den gemeinschaftlichen Altären opfern sehen. Die Methode aber, mit der er Staatsmännern, Dichtern und Künstlern, die sich auf ihre Weisheit Viel einbildeten, nachwies, daß sie Nichts wüßten und mit der er auch seine Schüler ausrüstete, so daß sie alle Aufgeblasenheit in ihrer Blöße hinstellten: sie war eines seiner wesentlichsten Verbrechen. Sokrates verschmähte es, dem ihm dictirten Tode durch Appellation an das souveräne athenienſische Volk oder durch die Flucht aus dem Kerker zu entgehen und ward ein Opfer der von ihm beleidigten, weil in ihrer Nichtigkeit erkannten demokratischen Reaction, — zugleich wegen einer Geistesrichtung verdammt und gemordet, von der Alle, seine Ankläger eben so sehr wie seine Richter, beherrscht wurden, nur daß sie nicht wie Sokrates ihr Handeln von dem wahren, göttlichen Wissen abhängig machten, sondern wie die Sophisten ihre Individualität in practischer Willkür befriedigten. Er starb, der größte Grieche und edelste Heide, indem er den Tod als eine Schickung der rettenden Gottheit betrachtete — getrost in das Geisterreich eintretend. „Denn — spricht er — Das, was mir widerfährt, ist kein Werk des Zufalls; sondern es ist mir klar, es war für mich besser, jetzt schon zu sterben und von des Lebens Noth

befreit zu werden.“ „Derhalben daß ich durch Unrecht sterbe, darf ich nicht von mir selbst geringer denken; es gereicht ja nicht mir, sondern Denen zur Schande, die mich verdammen. Ich weiß, daß die Zukunft und die vergangene Zeit mir das Zeugniß geben wird, daß ich niemals einen Menschen beleidigte, daß ich auch Keinen schlimmer machte, sondern Denen, die mit mir umgingen, wohlthat, umsonst sie nach Vermögen unterrichtend im Guten.“ Er machte — erzählt Xenophon — sich auf und ging von dannen, als er Das gesagt hatte. Alles an ihm entsprach seinen Worten. Heiter war sein Blick, seine Gebehrde, sein Gang. Als er seine Begleiter weinen sah, sprach er: „Was ist das? Warum weinet ihr? Wußtet ihr nicht vorlängst schon, daß seit ich geboren ward, mir die Natur den Tod zuerkannt hatte? Ja, wofern ich vor meiner Zeit stürbe, so möchten sich freilich meine Freunde und ich mich darüber härmen. Da ich aber jetzt bei bevorstehender Beschwerde das Leben verlasse, so solltet ihr, dünkt mich, wohlgemuth sein, als bei einem Glücke, das mir widerfährt.“ —

Sokrates war ein Revolutionär gegen den griechischen Geist der Schönheit, und doch das reale Bild der griechischen Cultur, wie sie durch das Denken geworden war, nämlich die harmonische Veredelung aller geistigen Kräfte. Er war schuldig vor dem orthodoxen Griechenthum, mit dem die Demokratie zu ihrer Stütze Hand in Hand zu gehen heuchelte. Aber ob des innerlichen sittlichen Princips, wegen dessen er verdammt ward, steht er in der Geschichte ewig als eine der Angeln da, um die das Bewußtsein der Welt sich dreht. —

Ein Schüler des Sokrates und als Erbe von diesem mit philosophischem Ernste erfüllt, indeß Lysias, Gorgias, Prodikos und Theramenes ihn mit sophistischer Popularität und rhetorischer Darstellung begabt hatten, suchte

Isokrates

(435—338 v. Ch.) die Grundsätze des Schönen und Sittlichen in rhetorische Form zu kleiden. Er legte besonderen Werth auf einen gebildeten Stil und auf eine harmonische Rundung der Periode. Da ihn seine schwache Stimme und angeborne Furchtsamkeit abhielten, öffentlich als Redner aufzutreten, so beschäftigte er sich vorzüglich mit dem Unterricht in der Redekunst und mit Abfassung von Reden für Andere, worin er bald einen solchen Ruf erhielt, daß er für eine Rede, die er Nikokles, dem Könige von Kypern zueignete, von demselben 20 Talente

(27,000 Thlr.) und für die Ausarbeitung eines Schreibens an die Athener 1 Talent als Geschenk empfing. In seiner Schule lehrte er die ganze Rhetorik für 10 Minen, den gewöhnlichen Preis für den Unterricht eines Schülers zu seiner Zeit. Er suchte die Gegensätze, die damals in Athen herrschten und die auf der einen Seite von den Sophisten, auf der anderen von Sokrates repräsentirt wurden, zu vermitteln und auszugleichen. Dazu begnügte er sich nicht mit den eigenen Declamationen und einer practisch abgefaßten Rhetorik; er entzündete zugleich unter seinen Schülern einen regen Wetteifer mittelst monatlicher Preise und zweckmäßiger Lobsprüche, sowie dadurch, daß er ihre Studien auf ihren Kräften entsprechende Objecte, besonders auf historische Arbeiten lenkte. Sein Bestreben hatte die Tendenz, durch einleuchtende Gründe die Gemüther für das Gute zu gewinnen und gegen das Böse zu stimmen, und demnach nicht nur einflußreiche Redner, sondern auch sittlich brave Männer und nützliche Bürger zu bilden. Er empfahl das Streben nach Bildung als einem höchst wichtigen Gute. Mit dem Körper soll man arbeitsliebend, mit dem Geiste weisheitsliebend sein, damit man mit dem einen Das, was gut dünkt, vollenden kann, mit dem anderen das Nützlichste vorauszusehen versteht. Weisheit allein ist ein unsterbliches Besitzthum. Wer gern lernt, wird auch viel lernen. Dieses Lernen soll aber nur im Aneignen von nützlichen Dingen bestehen, denn es ist besser, in solchen eine mäßige Einsicht zu haben, als unnütze Dinge aus dem Grunde zu verstehen. „Nenne nicht Die weise, welche sich über kleine Dinge mit großer Gewandtheit streiten können, sondern Die, welche über das Wichtigste gut zu reden vermögen; nicht Die, welche Anderen Glück verheißen, selbst aber immer in Ungewißheit und Verlegenheit gerathen, sondern Diejenigen, die, ohne viele Worte von sich zu machen, sich in die Verhältnisse der Menschen schicken können und nicht durch Veränderungen im Leben außer Fassung gebracht werden, sondern Glück und Unglück schön und mäßig zu ertragen wissen." Zu solcher Weisheit aber kann nur Der gelangen, der gute Lehren eingesogen hat, denn wie der Körper durch angemessene Arbeit, so wird der Geist durch gute Unterweisung gekräftigt und gestärkt. Edle Nachahmung, um würdiger Vorfahren würdig zu leben, ist darum vor allen Dingen nöthig zur Weisheit. Darum soll die Jugend in die Schicksale und Denkweise der Vorwelt eingeweiht und in der Lectüre der heimischen Schriftsteller und Dichter unterwiesen werden. Sie soll das Beste von den Dichtern auswendig lernen und auch die Werke Anderer, selbst der Sophisten, wenn sie etwas Nützliches gesagt haben, lesen. Wie die Biene aus allen Pflanzen das Beste zieht, so darf Der, welcher nach

Bildung strebt, Nichts unbeachtet lassen, sondern er muß überall einen Schatz von nützlichen Kenntnissen zu sammeln suchen. — Isokrates verlangt von der Pädagogik, daß sie soviel als möglich die sinkende Zucht der Gegenwart durch Hinweis auf die Vergangenheit aufrichtet, den Freiheitstaumel mäßigt und zum Patriotismus wie zur Einfalt der Vorzeit ermuntert. Wenn schon Diejenigen, sagt er, welche Freunden helfend zur Seite stehen, Treffliches thun; so stehen noch weit höher und nützen weit mehr Die, welche den Jünglingen nicht gerade Redefertigkeit und Beredtsamkeit beibringen und einschärfen, sondern das natürliche Gefühl der Sittlichkeit zu läutern und die Bildung des Charakters zu fördern suchen. —

20.
Platon.

Die Persönlichkeit des Sokrates hatte so mächtig auf Alle, die in ihre Brennweite traten, gewirkt, daß sie nach dem Tode desselben der urbildliche Typus ward, in dem die verschiedensten Individualitäten mit den mannigfaltigsten Richtungen ihren Mittelpunkt fanden. Daß ein allgemeiner, in sich selbst wahrer Zweck den Menschen bestimmen müsse: das war der sokratische Grundgedanke, von dem alle sokratischen Schüler ausgingen. Worin aber dieser Zweck bestehe: darauf gab allein das Leben des Sokrates die Antwort, und die Frage ward deshalb jetzt nach der individuellen Auffassung dieses Lebens individuell beantwortet. Antisthenes — der Stifter der Kyniker — faßte mit Sokrates die Tugend als letzten Endzweck des Menschen auf und definirte diese Tugend als Einsicht, also als lehrbar. Aber das Tugendideal, wie es ihm von der Person des Sokrates vorschwebte, bestand ihm nur in der Bedürfnißlosigkeit, die Tugend war allein auf die Vermeidung des Bösen gerichtet und bedurfte deshalb nicht dialectischer Beweisführung, sondern nur sokratischer Stärke. Der Weise ist sich selbst genug, von Allem unabhängig, gleichgültig gegen Reichthum, Ehre und Genuß, gegen Ehe, Familie und staatliches Gemeinleben. Die Tugend fordert demnach keinen besonderen Unterricht, ja Lesen und Schreibenlernen ist insofern und dadurch verwerflich, weil es kein wesentliches Bedürfniß ist; Geo-

metrie und Musik sind zu verachten, weil nicht durch Gesänge und Töne, sondern nur durch gute Grundsätze Staaten und Häuser wohl verwaltet werden. Auf Abhärtung des Körpers hingegen ist zu sehen, und darum ist kaltes Baden, Wassertrinken, Schlafen auf der bloßen Erde ꝛc. zu fordern. Das Extrem dieser Forderungen stellt der rasende Sokrates, Diogenes auf, der mit ungeschornem Barte, einen Quersack auf der Schulter, barfuß, in der Tonne bellt: „Göttlich ist's, Nichts zu bedürfen." — Aristipp und die Kyrenaiker haben von der Tugend und Glückseligkeit, welche Sokrates zum Princip erhoben hatte, die Lust allein als höchsten Lebenszweck erfaßt, und zwar die einzelne, gegenwärtige, körperliche Lustempfindung, zu deren Erreichung und Bewahrung jedoch Geistesbildung, Einsicht, Selbstbeherrschung und Mäßigung gefordert werden. Die Erziehung soll nach Aristipp den Menschen frei und fähig zu jedem Genusse machen, da ohne Bildung der Mensch ein Sclav ist. Erziehung und Unterricht sind ihm das einzige Mittel, das Leben zu genießen, und darum ist dabei auch nur die Ethik von Werth, weil es allein nützlich ist, zu untersuchen, was im Hause gut und böse ist. Auf die Frage: „Was schöne Kinder lernen müssen?" antwortet er: „Dasjenige, was sie gebrauchen werden, wenn sie Männer geworden!" — Euklides (— der Stifter der Megariker —) endlich nimmt die Ethik in den Dienst der Dialektik und stellt das Gute als das Eine, Sichselbstgleiche, als das reine Sein und das Nichtgute als das Nichtseiende auf. Um die Pädagogik hat er sich hinsichts der Methode, besonders um die Dialektik, die Kunst des Disputirens, der Sophismen und der Trugschlüsse verdient gemacht. Jedoch wurden die Trug- und Fangschlüsse der Megariker sehr bald nur Wort- und Witzspiele, wie sie auch, immer mehr nur die formal logische Argumentationsweise ausbildend, den sittlichen Gedanken des Sokrates zuletzt gänzlich verloren.

Die Kyniker, Kyrenaiker und Megariker hatten, gleich einseitig, nur Eine Seite aus dem Wesen ihres großen Meisters herausgenommen und waren, diese consequent ausbildend, in einer Sackgasse angekommen. Einen in der Weltgeschichte auftretenden Genius vermögen nicht gemeine Naturen, und wenn sie noch so talentvoll mit Mühe und Arbeit aus dem Ganzen herausarbeiten möchten, — vermag nur wiederum ein Genius in seiner Fülle zu erfassen und darzustellen. **Platon** heißt dieser Genius, der den ganzen Sokrates in sich aufgenommen, und von dessen Idee des Wissens ausgehend, die beim Meister wie bei den vorhergehenden Philosophen zerstreuten Strahlen der Wahrheit in einen Brennpunkt gesammelt, die Philosophie zum System ausgebildet hat. Er ist der objectiv gewordene Sokrates in schönster Form, der Poet in der

Philosophie, der ästhetische Philosoph, der philosophische Apollon, die schönste Geistesblüthe Griechenlands, in der die Sinnlichkeit sich zur Idee aufhebt und das Ideal in die Sinnlichkeit steigt und sie verklärt. Jede Philosophie trägt die unverkennbaren Spuren der unmittelbar vor und neben ihr vorzugsweise betriebenen Studien an sich, und das Bleibende in jeder philosophischen Epoche ist der Grundton der herrschenden Gedankenströmung, der in der Regel eine nationale Färbung hat. Die Griechen hielten vermöge ihrer Organisation das richtige Verhältniß zwischen Inhalt und Form für das Wichtigste und Wünschenswertheste. Das Ebenmaß ist ihnen der Inbegriff der Wahrheit. Platon hat hierin das Höchste geleistet. Sein ganzes Dasein hatte, wie seine Rede, etwas Allgewaltiges, Bezauberndes, Göttliches. Haben doch — so erzählt sinnig die Sage, — als Platon's Aeltern wegen seiner Geburt den Göttern dankten, während des Opfers Bienen in den Mund des schlafenden Kindes Honig eingetragen, — in den Mund, der nachher von der süßesten Wohlberedtheit überfloß. Und erschien doch Platon, kurz vorher ehe er, der von Natur geistig hochbegabte Jüngling, an der Hand seines Vaters vor Sokrates trat und sein Schüler zu werden begehrte, dem Sokrates im Traume als ein junger Schwan, der vom Altare des Eros in seinen Schooß flog, hier Federn bekam und dann unter entzückendem Gesange zum Himmel sich emporschwang.

Im Todesjahre des Perikles, 429 v. Chr., den 21. oder 22. Mai (— Olymp. 87,3 den 7 Thargelion —) ward Platon zu Athen, nach Einigen zu Aegina, geboren. Der Sohn des Ariston und der Periktione, aus altem und edlem Geschlecht und ursprünglich „Aristokles“ geheißen, später aber wegen seiner breiten Stirn oder Brust „Platon“ genannt, — erhielt er im Mittelpunkte der griechischen Cultur und Industrie eine seiner Ahnen und Aeltern würdige Erziehung und mit ihr zugleich dem entarteten demagogischen Treiben jener Zeit gegenüber einen aristokratischen Geist. In den Elementen wurde er vom Grammatiker Dionysios, der zu Athen eine Schule hatte, unterrichtet. In der Gymnastik war Ariston von Argos sein Lehrer, bei dem er sich so große körperliche Gewandtheit erwarb, daß er in den isthmischen und pythischen Kampfspielen um den Preis rang. In der Musik wurde er theoretisch und practisch von Drakon und von Metellos aus Agrigent unterwiesen und früh schon zum hohen Ernst und zur majestätischen Würde der dorischen Weise hingezogen. Auch mit der Malerei beschäftigte er sich vielfach; in der Poesie aber dichtete er selbst zuerst epische Gedichte, dann Dithyramben und Oden und endlich Tragödien. Nachdem er jedoch in seinem 20. Lebensjahre Sokrates kennen gelernt hatte, entsagte

er den poetischen Versuchen, um sich gänzlich dem Studium der Philosophie zu widmen. Bei Sokrates, in dem er die vollendete Darstellung eines Weisen erkannte, verlebte er 8 Jahre. Nach dem Tode des Sokrates begab er sich von Athen nach Megara in die philosophische Schule des Euklides, um von da aus Kyrene, Aegypten, Großgriechenland und Sizilien zu bereisen und mit der pythagoräischen Schule bekannt zu werden, durch die er an wissenschaftlichen Anregungen, wie an practischem Sinn und an Interesse für's Leben gewann. Im 40. Lebensjahre kehrte er nach Athen zurück und versammelte in der Akademie einen Kreis von Schülern, die mit innigster Liebe (— selbst Frauen in Männertracht waren unter den Schülern —) an ihm hingen und die er bis zum 81. Jahre zurückgezogen von dem Treiben der öffentlichen Welt, unterrichtete: — ein stilles Philosophenleben, dessen Ruhe nur einige Mal durch den Aufenthalt am syrakusanischen Hofe unterbrochen ward, wo sein moralisches und staatliches Ideal verwirklicht und durch philosophische Erziehung des neuen Herrschers Philosophie und Herrscherthum in einer Hand vereinigt werden sollten. Mit Schreiben beschäftigt, nach Anderen bei einem Hochzeitmahle, ward er 348 v. Chr. vom Tode wie von einem sanften Schlafe berührt und, nicht weit von der Akademie, im Kerameikos, bestattet.

Die Grundlage aller Philosophie ist dem Platon die Dialektik oder Logik, welche das Wissen von Dem ist, was verknüpft werden kann und nicht, und von Dem, wie getheilt oder zusammengesetzt werden kann. Zum Wissen, zur Erkenntniß gibt es eine doppelte Quelle: Empfindung mit Vorstellung, und vernünftiges Denken. Die Empfindung bezieht sich auf Das, was im beständigen Werden ist, auf das rein Augenblickliche: sie ist also eine Quelle trüber, ungewisser Erkenntniß. Das Denken bezieht sich auf das Beharrliche, welches weder wird, noch vergeht: es erblickt die Dinge in ihrem ewigen Wesen, es schaut die Ideen. Die Ideen sind das Gemeinsame im Mannigfaltigen, das Allgemeine im Einzelnen, das Eine im Vielen, das Beharrende im Wechselnden. In subjectiver Beziehung sind sie die aus der Erfahrung nicht abzuleitenden, an sich gewissen Principien des Wissens; in objectiver die unveränderlichen Principien des Seins und der Erscheinungswelt. Eine Idee ist überall, wo ein allgemeiner Art- und Gattungsbegriff stattfindet: jede Klasse des Seienden hat eine Idee; die Idee des Tisches, der Stärke, der Gesundheit rc. Alle Dinge sind Abbilder und Abschattungen von den Ideen, den Urbildern. Unter sich bilden die Ideen einen gegliederten Organismus, in welchem jede niedrigere Idee die Voraussetzung und Grundlage der jedesmal höheren, und die

Mittelpunktsidee die Idee des Guten ist. Wie die Sonne Ursache des Gesichts ist und Ursache nicht nur, daß die Dinge im Lichte gesehen werden, sondern auch, daß sie wachsen und werden: so ist das Gute von solcher Kraft und Schönheit, daß es nicht nur für die Seele Ursache wird der Wissenschaft, sondern auch Wahrheit und Wesen Allem gewährt, was Gegenstand der Wissenschaft ist; — und wie die Sonne nicht selbst das Gesicht und das Gesehene ist, sondern über diesen steht, so ist auch das Gute nicht die Wissenschaft und die Wahrheit, sondern es ist über beiden und beide sind nicht das Gute, sondern nur gutartig. Gott ist dem Platon das absolute Gute, die Quelle alles Guten und die Quelle der Ideen, welche allen lebendigen Einzelwesen zu Grunde liegen, ihre Urbilder und die letzten Triebkräfte ihrer Entfaltung sind. Die Welt ist ein sichtbares Lebewesen, ein einziges, alle Lebenwesen in sich schließendes, die mit ihm in natürlicher Verbindung stehen.

Der Mensch besteht aus Leib und Seele. Weil die Seele mit dem Leibe verbunden ist, ist sie dem Vergänglichen zugewandt; sofern sie aber der Erkenntniß des Ewigen oder der Vernunft theilhaftig ist, lebt etwas Göttliches, die Vernunft, in ihr. Die Seele enthält also Göttliches und Sterbliches, die Vernunft und die Begierde: beider vermittelndes Glied ist der Muth, welcher der Vernunft gegen die Begehrung Hülfe leistet, aber, wenn es die Vernunft verlangt, auch die Begehrung unterstützt. Das Wesen und der Begriff der unsterblichen Seele ist Selbstbewegung; darum hat auch alles Das, was Seele ist, das Unbeseelte in seiner Obhut und durchdringt den ganzen Himmel, bald in dieser bald in jener Gestalt sich zeigend. Damit in der Welt außer der Weltseele noch andere Gott ähnliche Wesen leben möchten, schuf Gott die Seelen, welche er mit Ideen befruchtete. Er wies ihnen ursprünglich ihren Aufenthalt in den Gestirnen an, wo sie als selige Geister lebten. Zur Strafe wurden einige auf diese Erde und in menschliche Körper verwiesen, woraus die doppelsinnige Natur des Menschen entstand, der seinem Geiste nach durch den Tod wieder in jenen seligen Zustand zurückkehrt, wenn er der Tugend gelebt hat, im entgegengesetzten Falle aber tiefer in die thierische Natur versinkt und in derselben untergeht. Denn die vollkommne Seele wird emporgetragen und waltet durch die ganze Welt; die unvollkommne aber bewegt sich umher, bis sie auf etwas Starres trifft, wo sie wohnt, einen erdigen Leib annehmend, der nun durch ihre Kraft sich selbst zu bewegen scheint, und dieses Ganze in der Zusammenfügung von Seele und Körper wird ein sterbliches lebendes Wesen genannt, weil es das Bewegtwerden von

Innen und aus sich selbst hat. Es gleicht der Mensch einem beflügelten Gespann mit Einem Führer. Das eine Roß ist von Natur edel, von Farbe weiß und schön von Gestalt; das andere schlecht, schwarz und häßlich. Nun kommt es darauf an, welchem der beiden Rosse der Führer (der menschliche Wille) den Vorzug gibt, und hiernach zeigt sich die menschliche Seele gut oder schlecht, je nachdem sie der Vernunft oder der Sinnlichkeit dient. Droben durchzog sie den Himmel, und was sie dort geschaut, das ist hienieden ihre Liebe. Daher die göttliche Begeisterung. Wenn nämlich die Seele ein Ebenbild des Dortigen sieht, so wird sie entzückt, die Flügel gewinnen wieder Kraft und sie erinnert sich ihres ehemaligen Zustandes, in welchem sie nicht etwas Schönes und Gerechtes erblickte, sondern die Schönheit und Gerechtigkeit selbst. Durch Erinnerung an jenes Göttliche, was sie einst gesehen, gelangt der Mann hier zur Vollkommenheit. Er strebt dann der Idee des Guten nach. Da diese jedoch in ihrer reinen Wesenheit für die menschliche Vernunft unerreichbar und nur in ihren verschiedenen Erscheinungsweisen erkennbar ist; so können auch nur die verschiedenen Erscheinungsweisen des höchsten Gutes, welche nicht das Gute selbst, sondern nur das Gute im Werden darstellen, Wissenschaft, Wahrheit, Schönheit und Tugend, von dem Menschen erstrebt werden. Die Tugend ist der gesunde Zustand der Seele, welcher auf dem vollkommenen Einklange der drei Hauptvermögen der Seele, des Denkvermögens, des Muthes und Zornes, und des sinnlichen Begehrungsvermögens beruht. Sie ist Wissenschaft und darum lehrbar. Sie ist die Tugend der Vernunft als die Weisheit: die leitende und maßgebende Tugend, ohne deren Wirksamkeit die Tapferkeit zum thierischen Triebe, die Mäßigkeit zum Stumpfsinn herabsinkt. Die Tugend des Muthes ist die Tapferkeit, die Helferin der Vernunft, die sich im Kampfe gegen Lust und Unlust, gegen Begierde und Furcht bewährt. Die Tugend der Begehrungen, welche dieselben auf ihr richtiges Maß zurückführt, ist die Mäßigkeit. Und die Tugend endlich, welche die Ordnerin der Seele und das Band und die Einheit aller anderen Tugenden ist, ist die Gerechtigkeit. Sie ist die Tugend aller Tugenden, und keine Handlung kann tugendhaft sein, wenn sie nicht gerecht ist.

Die Gerechtigkeit „in großen Buchstaben" ist der Staat. Der Staat ist, wie der einzelne Mensch, aber im Großen, ein sittliches Individuum, durch welches die Idee des Guten soweit als möglich im wirklichen Leben zur Erscheinung gebracht wird. Analog dem Seelenleben des Menschen finden sich deshalb auch in ihm die 3 Elemente

oder Handlungsweisen des Einzelnen: der Vernunft entsprechend der Stand der Herrscher, denen die Gesetzgebung zukommt; dem Muthe entsprechend der Stand der Wächter oder Krieger, deren Function die Vertheidigung des Gemeinwesens nach Außen gegen Feinde ist; dem sinnlichen Begehren entsprechend der Stand der Handwerker, dem die Sorge für das Einzelne, das Bedürfniß, wie Ackerbau, Viehzucht, Häuserbau 2c. überwiesen ist. Aus der richtigen Verbindung dieser drei Stände und der durch sie repräsentirten Tugenden, der Weisheit, Tapferkeit und Mäßigkeit, geht die Gerechtigkeit des Staates hervor, nach der jedem Einzelnen die Glückseligkeit zu Theil wird, die er als Bestandtheil des Staates beanspruchen kann. An den Staat als an das sittlich Allgemeine muß sich das Individuelle ausschließlich hingeben, — der Eigenwille und Eigenzweck im Gesammtwillen und Gesammtzweck untergehen. Es ist im Staate Allen Alles gemein, Freude und Leid, selbst Augen, Ohren und Hände, damit nicht Jeder für sich und sein Eigenes, sondern Alle zusammen die gemeinschaftlichen Angelegenheiten sehen, hören und thun, und daß Alle Dasselbe, wie aus einem Munde, loben und tadeln, und sich über Dasselbe auf dieselbe Weise freuen oder betrüben. In der Hand des Staates liegt deshalb Familienleben, Erziehung und Unterricht, die Wahl des Standes und Lebensberufes, alle Thätigkeiten selbst in Kunst und Wissenschaft. Tüchtige Erziehung und tüchtigen Unterricht aufrecht erhalten, bildet gute Naturen, und wiederum tüchtige Naturen, von solcher Erziehung unterstützt, gedeihen vortrefflich. Die Erziehung der Bürger ist in den Staatsgesetzen begründet: wer von den Gesetzen abweicht, den züchtigt der Staat, und diese Züchtigung heißt, weil gleichsam die Strafe den Menschen wieder weise macht, eine Weisung.

Zuerst hat der Staat anzuordnen, daß Niemand einen eigenen Tempel in seinem Hause haben darf, sondern seine Opfer in den öffentlichen Tempel bringen und daselbst seine Gebete verrichten muß, denn der den Gesetzen gemäße Glaube, daß Götter seien, bewirkt, daß man weder mit Willen eine gottlose Handlung begeht, noch eine gesetzwidrige Rede vorbringt; solches thun aber Diejenigen, welche meinen, daß es entweder gar keine Götter gebe, oder daß sie sich gar nicht um die Menschen bekümmern, oder durch bloße Opfer und Gebete besänftigt und gewonnen werden können — Irrthümer, welche vor allen Dingen der Gesetzgeber vertilgen muß. Die Vergehungen in Worten und Werken gegen die Götter sollen bestraft werden, und wer gegen sie frevelt, soll hart dafür büßen; er lebe in unterirdischen Gefängnissen

gefesselt und kein Freier soll sich ihm nahen, wenn er aber stirbt, wird er außerhalb der Landesgrenzen begraben.

Die Vorsteher im Staate müssen sodann darauf sehen, daß Nichts in der Gymnastik und Musik gegen die bestehende Einrichtung geneuert werde, denn eine Gesetzwidrigkeit, besonders in der Musik, fließt, nach und nach sich fortsetzend, allmählich ein in die Sitten und Gewohnheiten; aus diesen versteigt sie sich dann weiter in die wechselseitigen Geschäfte der Bürger, und von diesen Geschäften kommt sie hierauf in großem Uebermuthe und großer Ueppigkeit an die Gesetze und an die Verfassung, bis sie endlich Alles, das öffentliche und das besondere Leben, umgekehrt hat. Auf welche Weise Einer von seiner Erziehung her anfängt, eben so folgt auch das Andere, indem Aehnliches das Aehnliche hervorruft; und so gestaltet es sich am Ende zu einer Vollständigkeit und Ausgebildetheit, es sei im Guten oder im Gegentheil.

Ein wesentliches Staatserziehungsmittel ist die Männerliebe. Wir wüßten nichts namhaft zu machen, was für die Menschen von früher Jugend an ein größeres Gut wäre, als ein edler Liebhaber, und für die Liebhaber ein Liebling. Was einen Menschen, der ein schönes Leben führen will, immerdar leiten muß, das sind weder Verwandtschaften, noch Ehrenstellen, noch Reichthum, — es ist die Liebe, die nichts anderes als die Scham vor dem Schändlichen und das Streben nach dem Schönen ist. Liebhaber aber und Liebling müssen sich vereinen, Jeder seinem Grundsatze nachlebend, der Eine: was für Dienste er immer dem Lieblinge, der sich ihm ergeben, erweise, daran handle er recht; und der Andere: es sei recht, Demjenigen, der Ihn weise und gut mache, alles Mögliche zu Liebe zu thun. Der Erste muß im Stande sein, Wachsthum in Einsicht und jeder Trefflichkeit zu befördern; der Letztere das Bedürfniß fühlen, von jenem an Bildung und Weisheit zu gewinnen. Das ist der Eros der himmlischen Göttin; er selbst ist himmlisch, von hohem Werthe für den Staat und die Einzelnen, indem er den Liebenden wie den Geliebten anhält, viele Sorgfalt auf sich selber zu verwenden, um tugendhaft zu werden. — Um aber zu verhüten, daß sich junge Leute des männlichen und weiblichen Geschlechts ihrem eigenen Geschlechte als Weibmänner oder Mannweiber hingeben, muß die Volksstimme geheiligt werden, daß Sclaven und Freie, Kinder und Weiber, daß die ganze Stadt über diesen Punkt die gleiche Sprache führt. Dann wird dem Gesetze Kraft und Leben verschafft, welches gebietet, daß der zweckmäßige Beischlaf um des Kinderzeugens willen geschieht und hiermit Männern verbietet, Männern beizuwohnen, sowie

untersagt, die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes vorsätzlich zu vereiteln und auf Stein und Felsen zu säen, wo nichts Wurzel fassen, nichts aufkeimen kann.

Der Gesetzgeber muß ferner seine Bürger in der Ertragung des Schmerzes wie der Vergnügungen erziehen. Da die Erziehung, die in der zweckmäßigen Ordnung der Empfindungen des Vergnügens und Schmerzes besteht, im Verlauf des Lebens sehr häufig in Unordnung geräth und verdorben wird; so haben uns die Götter aus Mitleid für das menschliche Geschlecht, das zur Arbeit geschaffen ist, zur Erholung von unseren Arbeiten in den Festen, die wir ihnen zu Ehren feiern, gewisse Zeiten der Ruhe bestimmt; insbesondere aber hat die Jugend, weil die Seelen derselben noch keinen völligen Ernst ertragen können, Spiele und Gesänge erhalten, um durch deren Zauberkraft zur Tugend geführt zu werden, gleichwie den Kranken und Schwächlichen in angenehmen Speisen und Getränken die ihnen heilsame Arznei beigebracht wird. Darum sind auch die Trinkgelage, wenn sie so geleitet werden, als es die Gesetze der Ordnung fordern, nicht zu verdammen. Sie haben vielmehr auf die Erziehung der Jugend großen Einfluß und sind eine Schule der Mäßigung. Vorzüglich sind sie Erprober der Gemüther, indem beim Spiele eines Freudenmahls die Scham, überhaupt die Art und Beschaffenheit des menschlichen Gemüthes in seinen Höhen und Tiefen, sowie die verschiedenen Weisen, nach denen die Besserung versucht werden kann, erkannt werden. Es ist eines Jeden Pflicht, sich immer ohne Falsch, aufrichtig und wahrhaftig zu beweisen und darauf zu sehen, daß er von keinem Anderen durch List und Falschheit hintergangen wird. Zugleich lernen sich die Einzelnen beim Trinkgelage einander kennen. In dieser Absicht müssen die Bürger überhaupt öfter zusammenkommen, und es seien deshalb die Haine und Tempel auch zu bestimmten Zeiten die Versammlungsplätze der Bürger, sowie die gemeinschaftlichen Opferfeste zu freundschaftlicher Unterhaltung und gegenseitiger Bekanntschaft benutzt werden sollen. Wenn die Bürger in Absicht ihres Charakters sich nicht einander beleuchten, wenn Jeder gegen Jeden im Finstern ist und bleibt, so kann man weder nach Verdienst ehren und Jedem Gerechtigkeit widerfahren lassen, noch in Vertheilung der obrigkeitlichen Aemter auf Diejenigen sehen, die ihrer am würdigsten sind. Die rechte Menschenkunde verhindert endlich allein auch, daß wir Menschenfeinde werden, denn sie lehrt, daß es der sehr guten wie der sehr schlechten Menschen nur wenige gibt, der mittelmäßigen aber am meisten, ohne welche Erfahrung man leicht einem Menschen zu sehr vertraut und Einen für durchaus

wahr, gesund und zuverlässig hält, bald aber darauf denselben als schlecht und unzuverlässig erfindet und so getäuscht endlich Alle haßt. Unter einander aber dürfen keine Schmähungen stattfinden, und so soll es auch keinem komischen, jambischen oder lyrischen Dichter erlaubt sein, sei es in Worten oder in Bildern, sei es aus Leidenschaft oder ohne Leidenschaft, einen Bürger lächerlich zu machen.

Die Staatserziehung muß endlich auch das Leben der Stände ordnen. Sie hat deshalb darauf zu sehen, daß die Sclaven gestraft werden, wenn sie es verdient haben, damit es bei ihnen nicht wie bei Freigebornen bei bloßen Ermahnungen bleibt, was sie übermüthig machen würde. Auch soll man mit Sclaven nur im befehlenden Tone reden und auf keine Weise mit ihnen scherzen oder spielen, mögen es Weiber oder Männer sein. — Im Stande der Handwerker soll kein einheimischer Bürger sein. Denn ein solcher hat schon eine Kunst zu betreiben, welche vieler Uebung und vieler Wissenschaft bedarf, nämlich gute Ordnung im Staate zu erhalten und zu befestigen, eine Kunst, die sich wahrhaftig nicht als ein Nebenwerk behandeln läßt. — Von den Kriegern darf keiner irgend eigenes Vermögen besitzen, keiner eine solche Wohnung oder Vorrathskammer haben, wohin nicht Jeder gehen könnte, der nur Lust hat. Gemeinsame Speisungen besuchend, sollen sie, wie im Felde stehende, zusammen leben. Und ihnen allein von Allen in der Stadt sei es verboten, mit Gold und Silber zu schaffen zu haben und es zu berühren oder auch unter demselben Dache damit zu sein, oder es an der Kleidung zu haben, oder daraus zu trinken. Ihre Frauen aber müssen, gleich ihnen selbst musikalisch und gymnastisch gebildet werden: die zur Vertheidigung und Bewachung der Stadt geeigneten Weiber muß man auswählen, daß sie mit den Vertheidigern zusammenwohnen und das Geschäft der Wache und der Vertheidigung gemeinschaftlich mit ihnen besorgen. Hiermit hängt zusammen, daß all' diese Weiber all' diesen Männern gemein seien, keine irgend einem eigenthümlich beiwohne, und so auch die Kinder gemein, so daß weder ein Vater sein Kind, noch auch ein Kind seinen Vater kenne. Die Gemeinschaft der Weiber und Kinder, sowie die Gemeinschaft alles Besitzthums macht sie zu wahren Hütern und verursacht, daß sie den Staat nicht durch Absonderung der Einzelnen in besondere eigene Häuser und besonderes Besitzthum zerreißen, sondern daß sie in allen diesen Rücksichten nur ein Streben, eine Lust und Unlust haben. Die Hüter unter einander aber stehen ganz nahe, weil der Einzelne in Jedem, den er nur antrifft, entweder einen Bruder oder eine Schwester oder einen Vater oder eine Mutter oder deren Nachkommen oder Voreltern anzu-

treffen glaubt. Endlich aber wird kein Jüngerer einem Aelteren Gewalt anthun — aus Scham nicht, weil sie ihn zurückhält, sich an dem Erzeuger zu vergreifen; aus Furcht nicht, weil dem Leidenden die Anderen helfen würden, einige als Söhne, andere als Brüder. Und wie? wird nicht Rechtsstreit und Klage unter ihnen ganz verschwunden sein, weil keiner außer seinem Leibe etwas Eigenes hat, alles Andere aber gemeinsam ist? — Unter den Wächtern des Staates haben die Philosophen zu gebieten. Die Philosophen sollen die Herrscher sein. Denn wenn die Philosophen nicht in den Staaten Herrscher oder die jetzt sogenannten Könige und Herrscher nicht in Wahrheit und genügend Philosophen sind, und wenn diese beiden Kräfte, die Staatsgewalt und die Philosophie nicht zusammenkommen, endlich wenn die meisten von denjenigen Naturen, welche jetzt getrennt einer von diesen beiden Kräften sich widmen, nicht nothwendig davon abgehalten werden; so werden die Staaten nicht vom Uebel befreit, ja auch nicht das Menschengeschlecht. Also müssen Herrscher des Staates Diejenigen sein, welche das ewig wahre Wesen der Dinge zu erkennen vermögen, und das sind die Philosophen, — Denen entgegengesetzt, welche in den vielfachen, alle Gestalten annehmenden Dingen herumirren, keine klare Idee im Innern tragend, nach der sie, wie die Maler auf die wahrste Gestalt so genau als möglich hinblicken und darauf Alles beziehen, so auch hier die Gesetze vom Schönen, Gerechten und Guten geben, bewahren und erhalten können. Jene dagegen werden wir zu Wächtern des Staates bestellen, welche reine Erkenntnisse vom Wesen aller Dinge besitzen, den Uebrigen aber auch nicht in der Erfahrung, sowie in keiner anderen Tugend nachstehen. —

So die Staatspädagogik Platon's. Ihre Grundlage ist das Urbild eines griechischen Staates und zwar wie es sich annähernd im Dorismus, besonders in Sparta dargestellt hat. Im Angesicht der entarteten atheniensischen Demokratie neigte sich Platon von Jugend auf mehr dem Dorismus und der Aristokratie, als der Demokratie und besonders der Praxis des athenischen Staatslebens zu, und deshalb fand er bei Darstellung des griechischen Idealstaates für sich die Grundlinien in Sparta vorgezeichnet. Der platonische Staat ist also nichts als das in die Idee erhobene griechische Staatsleben, und die Institutionen desselben sind nichts, als die mit unerbittlicher Strenge gezogenen Consequenzen des Griechenthums. Die Grundlage dieses Staates ist die Nichtigkeit der Individualität vor dem Staatsganzen: die Vorsorge für den Staat läßt den Platon keine Rücksicht auf den Menschen an sich und auf dessen sittliche Freiheit nehmen. Nach der im Alterthum

allgemein verbreiteten Ansicht von der ursprünglichen leiblichen und geistigen Verschiedenheit sondert auch Platon die Menschen in seinem Staate, ohne daß er einen wirklichen Kastenunterschied verlangt: alle Menschen — von diesem Gedanken geht er aus — sind zwar Brüder, der bildende Gott aber hat Denen, welche geschickt sind zu herrschen, bei ihrer Geburt Gold beigemischt, ihren Gehülfen, den Wächtern, Silber, Eisen aber und Erz den Ackerbauern und übrigen Bürgern, so jedoch, daß, wenn auch die Kinder gewöhnlich den Aeltern ähnlich sind, doch aus Gold ein silberner Sprößling 2c. erzeugt werden kann und die Herrscher darum auf nichts so, als auf das jüngere Geschlecht ihr Augenmerk richten müssen, um, wenn einer von ihren eigenen Nachkommen ehern oder eisenhaltig wäre, ihn ohne Mitleid, gemäß seiner Natur, unter die Arbeiter und Ackerbauer zu versetzen. Wegen dieser Verschiedenheit schließt Platon die Sclaven und Handwerker von aller Bildung in seinem Staate aus. Er verlangt zwar für die Sclaven Gerechtigkeit und will, daß man sie gut nähre und halte, nicht bloß ihres, sondern des eigenen Vortheils willen, gesteht ihnen jedoch nicht einmal älterliche Rechte zu, denn ihre Kinder werden dem Herrn übergeben. Der Stand der Handwerker, der nach ihm aus Fremden besteht, ist dem platonischen Staate nur Mittel, jedoch ist er wegen des Nutzens, den er dem Staate bringt, hoher Achtung werth. Mit der Gütergemeinschaft, die er für die Krieger fordert, mußte er consequent auch Weiber- und Kindergemeinschaft verlangen, und indem er dies thut, greift er in das innerste Heiligthum der individuellen Freiheit ein, führt jedoch auch hier nur die griechische Anschauung, nach welcher der Einzelne dem Staate gegenüber nichts gilt, consequent durch. Im Widerwillen gegen die Ausschweifungen der attischen Demokratie zieht er das unbeschränkte Königthum allen anderen Verfassungen vor, aber ein solches, an dessen Spitze ein vollkommner Herrscher, ein vollendeter Philosoph steht: das oft bespöttelte Ideal des Platon, welches er jedoch dadurch begründet, daß er von seinem Herrscher mit der philosophischen zugleich practische Ausbildung fordert, und welches im Laufe der Weltgeschichte oft und da schon verwirklicht ward, wo ein Weiser auf dem Throne saß, oder ein großer Staatsmann die Geschicke der Völker nach den tiefsten Einsichten leitete. — Die nothwendige Grundlage dieses Staates, der in Wahrheit nur eine große Erziehungsanstalt ist, ist Erziehung und Unterricht, die jedoch stets in Beziehung auf den Staat und sein Interesse betrachtet werden. Auch hier folgt Platon gänzlich der griechischen, vorzüglich der dorischen Anschauung und zieht nur die Consequenz aus derselben. Dem Dorismus entsprechend, verlangt er nicht besondere

Bildung der Lehrer und Erzieher, denn diese werden aus den besten Bürgern genommen, denen an sich schon die Beaufsichtigung und Unterweisung der Jugend zukommt, — setzt er die Symposien als pädagogische Institute ein, — will er zum Wohle des Staates die öffentliche Geselligkeit gefördert wissen, — sucht er überhaupt nicht die Einzelnen, noch einen Stand, sondern den Staat glücklich zu machen. Als ächter Hellene endlich sieht er in der Männerliebe ein Mittel für die Volkserziehung und die Erfüllung eines tief im Griechenthum liegenden Bedürfnisses: die höhere eheliche Liebe in Griechenland von der Männerliebe vertreten, welche in und vor der Oeffentlichkeit die Seele des Griechen in Bewegung setzt. — Platon entwickelt ganz im griechischen Geiste und zwar wesentlich im Sinne des Dorismus seinen Staat wie die Erziehungsgesetze in diesem Staate, so daß Schwarz Recht hat, wenn er sagt, daß in ihm der Geist des Pythagoras seine Flügel völlig entfaltete. —

Die Construction des platonischen Idealstaates bleibt nicht bei den allgemeinen Grundrissen stehen, sondern steigt auch in die einzelnen Gebiete der Erziehung ein und gibt die genauesten Anweisungen und Vorschriften über die beiden Bildungsmittel der höheren Stände, Gymnastik und Musik, über das Studium der Mathematik und Philosophie, über die Wahl der Saiteninstrumente und Versmaße, über die Leibesübungen und den Kriegsdienst des weiblichen Geschlechtes, über die Ehestiftung, über das Alter, in welchem ein Jeder Dialektik studiren, heirathen und Kinder zeugen darf 2c.

Erziehung definirt Platon als die Leitung und Führung der Jugend zu der von dem Gesetze vorgeschriebenen und von den ältesten und trefflichsten Männern gutgeheißenen Lebensweise, die als solche in der Jugend Gesinnungen erzeugt, welche von ihr, wenn sie erwachsen ist, gebilligt werden können, indem sie einsieht, daß sie, noch ehe ihre Vernunft gebildet war, Dasjenige zu hassen und zu lieben gewöhnt worden ist, was sie hassen und lieben soll. Die Erziehung ist das vornehmste von allen Geschäften. Denn obgleich der Mensch von Natur zahm ist, so wird er doch nur durch die Erziehung das beste aller Thiere, dasjenige, welches der Gottheit am nächsten kommt. Wächst er aber ohne Erziehung auf, oder bekommt er nur eine schlimme, so wird er das wildeste aller Thiere, welches die Erde hervorbringt. Bei Ausführung der Erziehungsidee treten jedoch fortwährend Hindernisse entgegen, welche in den Krankheiten der Seele, am Ende jedoch nur in der schlechten Beschaffenheit des Körpers (wodurch nicht allein die Krankheiten in körperlicher, sondern auch in geistiger Hinsicht erzeugt werden)

ihren Grund haben. Der Körper nämlich bringt durch übermäßige Kraft sowohl den allzugroßen Hang nach sinnlichen Genüssen, als auch nach Schmerz und Traurigkeit hervor, und unterwirft so die Seele der Krankheit, die sich in zwei Arten zusammenfassen läßt: — in Bösartigkeit, d. i. ein Aufruhr oder eine unter dem von Natur Verwandten durch irgend ein Verderben entstandene Zwietracht, indem das Urtheil mit den Begierden, das Gemüth mit den Lüsten, die Vernunft mit der Unlust und dies Alles unter sich in Zwist ist, — und in Unwissenheit, welche aus der Ungemessenheit entsteht, daß nämlich die nach Wahrheit strebende Seele die Einsicht, das vorgesteckte Ziel verfehlt. Zu diesen Krankheiten der Seele, die, im Körper wurzelnd, durch denselben fortgepflanzt werden, kommt der Einfluß schlechter Staatsverfassungen, schlechter Reden, die öffentlich und privatim vorgetragen werden, und außerdem noch ein Unterricht, der dem Uebel nicht abhilft, so daß der Mensch unfreiwillig sich verschlimmert, abhängig von der Zeugung und einer schlechten Erziehung. Die Mittel, diesen Krankheiten des Körpers und der Seele zu begegnen, bestehen im Allgemeinen — weil die Natur des Menschen Bewegung ist — in Bewegung für Seele und Leib, da sowohl der Zustand des letzteren durch Ruhe und Trägheit zerrüttet, durch Leibesübungen und Bewegungen hingegen möglichst lange erhalten wird, als auch die Seele in ihrem Zustande durch Lernen und Fleiß, welches gleichfalls Bewegungen sind, Kenntnisse sich aneignet, festhält und so besser wird, durch die Ruhe aber, d. h. durch Gedankenlosigkeit und Unlust zum Lernen nicht nur nichts lernt, sondern auch Das, was sie gelernt hat, vergißt. Die Bewegungen des Körpers und der Seele sind jedoch als Heilmittel von der Ansicht aus vorzunehmen, daß weder das Wesen der Seele ohne das Wesen des Ganzen, noch das des Körpers ohne Berücksichtigung der Seele richtig begriffen werden könne, und daß beide, den Charakter der Gemäßheit annehmend, in ein ebenmäßiges Verhältniß zu einander treten müssen. Wenn der Geist kräftiger als der Leib ist und übermächtig wird, beständig mit wissenschaftlichen Untersuchungen oder mit öffentlichen und Privatbelehrungen und Streitigkeiten beschäftigt, so löst er endlich den Körper auf und macht ihn in seiner Gereiztheit krankhaften Zuständen geneigt; wenn hingegen ein großer und allzukräftiger Körper mit einem schwachen Geiste verbunden ist und die Bestrebungen seiner übermächtigen, der Nahrung ergebenen Natur die höheren der Denkvermögen unterdrücken, so wird der Geist ungelehrig, stumpf, vergeßlich und unterliegt er der größten Krankheit, der Unwissenheit. Darum muß die Erziehung Gymnastik auf der einen Seite und Musenkunst nebst aller Wissenschaft auf der anderen gleich-

mäßig und dann wieder jeden der beiden Unterrichtsgegenstände für sich selbst harmonisch bilden. Denn der Zweck der Gymnastik ist, daß alle Theile des Körpers, in Eintracht sich verhaltend, nach ihrer Verwandtschaft in Ordnung gesetzt werden und der Leib demnach Gesundheit genießt und stark und schön ist. Hinsichts der Seele ist zu sorgen, daß ihre drei Hauptvermögen unter einander verhältnißmäßige und zwar dreifach verschiedene Bewegung haben, nach dem Gesetz, daß das Vermögen nothwendig das schwächste wird, das ohne Thätigkeit seine eigenthümlichen Bewegungen ruhen läßt, das stärkste hingegen, welches in Uebung gehalten wird. Die drei Geistesvermögen erhalten aber ihre besondere Bestimmung und Thätigkeit, wenn das Begehrungsvermögen, nur nach dem Rechten und Erlaubten strebend, sich auf seiner niedrigen Stufe, nach welcher es auch seinen Sitz im unteren Theile des Leibes, zwischen dem Zwergfell und Nabel, erhielt, dem höchsten, der Vernunft, unterwirft, das eiferartige Vermögen aber mit seinem männlich-sittlichen Muthe und allen seinen Affecten bestrebt ist, die Begierden zu zügeln und der Vernunft Raum zu verschaffen, weswegen ihm auch seine Wohnung zwischen dem Kopfe, dem Sitze der Vernunft und der der Geistigkeit durch Wahrnehmung dienenden Sinne, und zwischen dem Zwergfell angewiesen ist. Vor Allem aber muß das Vermögen, das in dem obersten Theile unseres Körpers wohnt und uns wegen seiner Verwandtschaft mit dem Himmel von der Erde wegzieht, das sich mit den Wissenschaften beschäftigt, göttliche Gedanken erweckt und uns an der Unsterblichkeit Theil nehmen läßt, vor den übrigen beachtet werden, wiewohl auch diese ihre Rechte haben. Geschieht dies, so entsteht im Menschen jene Haltung, welche Gerechtigkeit heißt, die der Inbegriff aller Tugenden und der Zweck aller geistigen Erziehung ist.

Die Erziehung beginnt vor der Geburt, denn schon beim ersten Keime und Ursprunge kann auf den Menschen eingewirkt werden. Darum muß vor Allem die Ehe auf die Liebe basirt sein. Alle Menschen nämlich sind sowohl hinsichtlich des Leibes als auch der Seele fruchtbar, und wenn sie zu einem gewissen Alter gelangt sind, so strebt unsere Natur zu erzeugen. Erzeugen aber kann sie in dem Häßlichen nicht, sondern nur in dem Schönen. Des Mannes und Weibes Gemeinschaft ist Erzeugung. Dies aber ist eine göttliche Sache, und dies ist eben in dem sterblichen Wesen das Unsterbliche, die Empfängniß und die Erzeugung. Eine anknüpfende und geburtshelfende Göttin dazu aber ist die Schönheit. Darum beeifert sich, wer von Zeugungsstoff und Lust erfüllt ist, so sehr um das Schöne, weil es ihn großer Wehen entledigt; denn die Liebe geht eigentlich nicht auf das Schöne, sondern

auf die Erzeugung und Geburt im Schönen, weil die Erzeugung das Ewige und Unsterbliche ist, wie es im Sterblichen zu sein vermag. Die Liebe ist also auch das Streben nach Unsterblichkeit und durch sie wird die sterbliche Natur, ob sie gleich nicht stets dieselbe, wie die göttlichen Naturen, zu bleiben vermag, doch der Unsterblichkeit theilhaftig. Daher sollen sich bloß solche junge Leute verehelichen und Kinder zeugen, welche durch Liebe und passenden Charakter, sowie durch schickliches Alter und angemessene Vermögensumstände zur ehelichen Verbindung Beruf haben. Damit sich die Jünglinge und Jungfrauen kennen lernen, müssen für sie Spiele des Vergnügens und Tänze, und zwar unter Aufsicht angeordnet werden, welches ihnen schicklichen Anlaß gibt und sie ihres Alters wegen berechtigt, sich unverhüllt einander zu sehen und zu zeigen, soweit es Zucht und Ehrbarkeit erlaubt. Bei der Wahl aber suche der junge Mann, wenn er feurigen und heftigen Charakters ist, Schwiegersohn sanfter und mäßiger Aeltern zu werden; dagegen Schwiegersohn rascher und feuriger Aeltern, wenn er sich bewußt ist, zu sanft und zu bescheiden zu sein, so daß Ergänzung des beiderseitigen Charakters entsteht. Das muthige Element pflegt nämlich, im Falle es viele Geschlechter hindurch ohne Vermischung mit der besonnenen Natur von Neuem erzeugt wird, im Anfange zwar an Kraft sich hervorzuthun, schlägt am Ende jedoch ganz in Tollheiten aus; desgleichen wird die mit Scham ganz erfüllte Seele, insofern sie unvermischt mit männlicher Kühnheit viele Geschlechter hindurch erzeugt worden, schwächer werden, als Recht ist, und endlich ganz verkümmern. Die Säfte müssen sich in einem Staate eben so mischen, wie die Flüssigkeiten in einem Trinkbecher. — Was das Alter der sich Verehelichenden betrifft, so sind für den Mann die Jahre vom 30. bis 55., für das Weib vom 20. bis 40. die besten, weil beide gerade während dieser Lebensjahre körperlich und geistig am kräftigsten sich zur Zeugung verhalten. Außerdem wird für eine passende Ehe gefordert, daß der Mann bei seiner Wahl nicht auf Reichthum Rücksicht nehme, denn sollte der Reiche und Mächtige nur eine Frau aus einer reichen und mächtigen Familie heirathen wollen, so wäre das ja eben so viel, als die Armen nöthigen, alt zu werden, ohne daß sie weder für sich eine Frau, noch für ihre Töchter Männer fänden, weil sie kein Geld hätten. Die Zahl der Verheirathungen wird vom Staate bestimmt, damit die Bevölkerung weder zu sehr steige, noch zu sehr falle: an festlichen Tagen werden die in die Urne geworfenen Namen so unter einander gemischt, daß die Verbindung der Besten mit den Besten zufällig zu sein scheint, in der That aber absichtlich so eingerichtet ist. Vor der Verheirathung ist aller fleischliche

Umgang untersagt. Diejenigen, welche sich verheirathen, müssen mit aller Besonnenheit, ohne bis zur Berauschung getrunken zu haben, in einen Stand treten, der sie in ein ganz neues Verhältniß des Lebens führt. Denn wollen sie das Werk der Zeugung beginnen, so darf der Körper nicht durch Trunkenheit in einen Zustand der Auflösung versetzt sein, indem die Empfängniß fest, stetig und ruhig erfolgen muß. Im Zustande der Unbesonnenheit ist Jeder ein unglücklicher Erzeuger und seine Kinder sind daher, wie natürlich, nur ungestaltet, unfest und ohne Geradheit an Körper und an Seele: die Gebrechen der Zeugenden gehen in die Seele und Körper der Erzeugten über, drücken sich darin ab und bringen noch ärgere hervor. Bei den Menschen läßt der Anfang und die Gottheit Alles gelingen, wenn Jeder bei Dem, was er beginnt, diese ehrt, wie sich gebührt. Durch die Zeugung bewirkt man es, daß man das eigene Leben gleichsam als eine Fackel Anderen überliefert und so der Unsterblichkeit theilhaftig wird, die Götter immer nach den Gesetzen verehrend. Sich dieses Antheils an der Unsterblichkeit freiwillig berauben, kann niemals recht sein. Wer sich deshalb zur rechten Zeit nicht verheirathet, erlegt jährlich eine bestimmte Summe, damit es nicht scheine, als ob Ehelosigkeit Vortheil und Bequemlichkeit mit sich führe; er ist von den Ehren ausgeschlossen, welche die jüngeren Bürger den älteren erweisen; es braucht ihm kein Jüngerer zu gehorchen; und wollte ein solcher Hagestolz es sich einfallen lassen, einen Jüngeren zu züchtigen, so ist jeder Anwesende befugt und verpflichtet, dem Angegriffenen beizustehen. — Während der Schwangerschaft muß das Kind im Mutterleibe Bewegung erhalten, die Schwangere also häufig herumgehen; hingegen darf sie sich weder vielen Vergnügungen, noch vielen Verdrießlichkeiten hingeben; sie soll vielmehr eine gefällige, wohlwollende und sanfte Haltung bewahren, damit von Guten immer Bessere, von Brauchbaren immer Brauchbarere erzeugt werden. —

Weil die Kinder Theile und Fortsetzungen der Aeltern sind, darum sind sie ihnen alle Ehrfurcht schuldig. Alles was sie besitzen und was sie sind, gehört Denen, die sie erzeugt haben, und darum müssen sie ihr Vermögen, wie die Kräfte ihres Leibes und die ihrer Seele zu deren Dienste anwenden. Hiermit bezahlen sie ihnen das Darlehen wieder, was die Aeltern, als sie jung waren, durch ihre zärtliche Fürsorge und durch so manche weh- und kummervollen Tage und Nächte gegeben haben. Nemesis, die Dienerin der Gerechtigkeit, ist dazu bestellt, über alle Vernachlässigungen der Kinder gegen die Aeltern zu wachen. Aeltern und Großältern sollen in unsern Häusern Heiligthümer sein von ungleich höherem Werthe, als die leblosen Götter-

bildsäulen; ihr Gebet für ihre Kinder und ihren Fluch erhören ja auch die Götter. — Andrerseits müssen die Alten der Jugend schamvolle Achtung beweisen und vor allen Dingen verhüten, daß ein Jüngling einen Alten Etwas thun sieht oder reden hört, wodurch Anstand und Sittsamkeit verletzt werden. Denn wo die Alten schamlos sind, da ist die Zügellosigkeit der Jungen um so größer. Die gute Erziehung sowohl in der Jugend als im Alter besteht nicht darin, daß man Verweise gibt, sondern selbst thut, was man von Anderen in einem tadelnden Tone verlangen würde. — Je edlere und bessere Sitten deshalb unter den Bürgern herrschen, desto größere Ehre wird den Aeltern erwiesen werden. Aber auch Diejenigen, welche 20 Jahre älter sind, als wir, sollen durch Wort und That wie Aeltern geehrt werden, die sie sein könnten, — durch Schweigen in ihrer Gegenwart, durch Ausweichen aus dem Wege, durch Aufstehen vom Sitze. Jeder ältere Mann soll verpflichtet sein, bei eigener Strafe und Verachtung den Jüngling zu züchtigen, welchen er seine Aeltern oder ältere Personen schmähen hört. Betreffs der Beleidigungen gegen Aeltern soll ein aus 60jähr. Greisen, welche alle leibliche Kinder gehabt haben, zusammengesetzter Gerichtshof zur Beurtheilung eingesetzt werden, und die Vergehen sollen je nachdem sie aus jugendlichem Unverstande, oder aus verdorbenem Herzen, oder aus eingewurzelter Rohheit, oder endlich aus Mangel an Bildung hervorgegangen sind, verschiedene Strafen erhalten: Unfolgsamkeit und Ungehorsam soll bei Männern bis zum 30., bei Frauen bis zum 40. Jahre durch Fesseln und Schläge seine Strafe finden. —

Das Kind muß sogleich nach seiner Geburt hinsichtlich seiner körperlichen und geistigen Ausbildung in Beachtung genommen werden. Vornehmlich und zuerst aber in körperlicher Hinsicht, denn der erste Wuchs eines jeden Geschöpfes ist am größesten und bedeutendsten. Hierbei müssen alle Theile des Körpers sorgfältig vervollkommnet und ausgebildet werden. Die Mutter bilde das Kind, so lange es zart ist, gleich wie Wachs und wickle es 2 Jahre lang in Windeln ein. Das Herumtragen dauert 3 Jahre hindurch. Das Pflegen und Bewegen der Kinder, die sich dann nicht anders verhalten, als wenn sie in einem Schiffe wären, findet bei Tag und Nacht statt. Mäßige Bewegung in freier Luft ist besonders stärkend. — Die geistige Behandlung muß um so sorgfältiger sein, als die Kinder in dieser ersten Zeit alle Eindrücke tief aufnehmen. Verzärtelung macht sie mürrisch, zornmüthig und über jede Kleinigkeit empfindlich; zu großer Zwang kleinmüthig, sclavisch und zum Umgange mit Menschen untauglich. Vorzüglich sollen

sie vor Schmerz, schreckhaften Vorstellungen und aller Betrübniß bewahrt bleiben, damit ihr Gemüth munter und sanft werde. Durch Freiheit von Affecten wird Freiheit des Körpers und der Seele befördert. --

Vom dritten bis zum sechsten Jahre erlaube man den Knaben und Mädchen Spiele, die für dieses Alter natürlich sind und von den Kindern, wenn sie zusammenkommen, von selbst wohl erfunden werden; vermeide aber auch fernerhin Verhätschelung, ohne gerade beschimpfende und verhöhnende Strafen anzuwenden; denn es entsteht sonst Erbitterung, sowie auf der anderen Seite Straflosigkeit nur Verzärtlung hervorbringen würde. Die Spiele bieten übrigens den Vortheil, daß man durch sie den Neigungen der Kinder eine bestimmte Richtung auf ihren künftigen ernsten Beruf geben kann: der künftige Baumeister muß schon als Knabe Häuser bauen, der künftige Zimmermeister die Meßkunst ꝛc. spielend treiben. Erziehe darum die Knaben mehr im freien Spiel; dann kannst Du auch besser beobachten, wozu ein Jeder Anlage hat. Ueberhaupt ist bei dem Lernen die freie Lust möglichst früh zu wecken, was gerade dadurch geschieht, daß spielend gelernt wird: das Kind lernt beim Spiel und es können ihm dabei allerlei Kenntnisse und Fertigkeiten, namentlich solche, die sich auf Krieg und Geometrie beziehen, beigebracht werden. Endlich aber wird durch das Spiel auch der Charakter gebildet, wenn nämlich dieselben Spiele unverändert beibehalten werden: wo aber dies nicht geschieht, da finden die Kinder, besonders wenn sie später auch in Sitten, im Anzuge und in ihren häuslichen Einrichtungen die Veränderung lieben, alles Alte unpassend, indem sie gegen alles Bestehende nur nach Neuem streben. Nur wo die Spiele der Kinder gesetzlich sind, da werden aus den Kindern gesetzliche Männer. — Der Ort der Zusammenkunft für die Kinder dieses Lebensalters ist in jedem Stadtquartier ein Tempel, wo sie rücksichtlich ihres Betragens von den Wärterinnen, die wieder von Frauen beaufsichtigt sind, beachtet werden. — Die Bildung durch Musenkunst besteht für die Kinder zuerst im Erzählen von Mährchen, aber nur von solchen, in welchen Gott so vorgestellt wird wie er wirklich ist, sei es nun von epischen oder lyrischen oder dramatischen Dichtern. In der Vorstellung von Gott ist enthalten, daß er gut ist, und da nun alles Gute nichts Schädliches in sich hat, so kann man von Gott nicht sagen, daß er die Ursache vom Bösen sei: wenn aber Homeros und Aeschylos das Gegentheil sagen, so wollen wir es nicht annehmen und die Jugend nicht hören lassen. Zur richtigen Vorstellung von Gott gehört ferner, daß wir ihn nicht für einen

Zauberer halten, der bald in dieser bald in jener Gestalt erscheint, sondern vielmehr für ein einfaches Wesen, das unter allen Wesen am wenigsten aus seiner Gestalt heraustritt und sich verändert: wenn daher Homeros und Aeschylos hiervon das Gegentheil sagen, so wollen wir ihnen nicht glauben 2c. Auch müssen wir die Kinder von der Todesfurcht frei halten, wenn sie einst tapfer werden sollen, und so dürfen wir den Dichtern nicht gestatten, daß sie der Jugend von der Unterwelt furchtbare Schilderungen vorsingen: wir werden demnach den Homeros und die anderen Dichter bitten, uns nicht zu zürnen, wenn wir ihre so beschaffenen Beschreibungen der Unterwelt zwar für poetisch und angenehm für das Ohr der Menge erachten, aber je poetischer sie sind, dieselben desto weniger geeignet halten, von der Jugend gehört zu werden, welche frei gesinnt sein und die Knechtschaft mehr fürchten soll, als den Tod 2c. Eben so sollen die Dichter nicht singen und erzählen, daß die Menschen ungerecht und doch der Mehrzahl nach glücklich sind, die Gerechten dagegen unglücklich; daß es fromme, ungerecht zu sein, wenn es nur verborgen bleibe; daß die Gerechtigkeit nur ein Gut sei für Andere, nämlich für Ungerechte, dagegen Strafe für Den, der sie besitzt 2c. — Die ethische Erziehung beruht in diesem Alter besonders auf der Autorität, dem persönlichen, auf geistige und sittliche Ueberlegenheit gegründeten Ansehen der Lehrenden. Dadurch müssen sie sich ein Uebergewicht über ihre Schüler sichern. Schläge sind nur gestattet bei Nichtachtung des Alters und Uebertretung eines Erziehungsgesetzes. Das Scham- und Ehrgefühl hingegen soll so zeitig als möglich geweckt werden: die Aeltern sollen den Kindern nicht Haufen Geldes, sondern einen tiefen Grund tugendhafter Scham hinterlassen. Vorzügliche Beachtung verdienen noch diejenigen Kinder, welche durch Geist und Schönheit hervorragen, da sie durch eine schlechte Erziehung am leichtesten verdorben werden, indeß sie sich, wenn zu einer guten Ausstattung durch die Natur noch die Läuterung durch Kenntnisse kommt, vor allen Anderen auszeichnen werden. Nach vollbrachtem sechsten Jahre theilen sich die beiden Geschlechter und jedes Geschlecht geht zu seinen bestimmten Unterrichtsgegenständen über. —

Die Unterrichtsgegenstände, die jetzt folgen, sind Gymnastik und Musenkunst nebst aller Wissenschaft, welche die Seele ausbildet. Für beide Arten des Unterrichts sind besoldete Lehrer angestellt, welchen in den mitten in der Stadt liegenden Gymnasien und Schulen sowohl Unterweisung als Uebung anvertraut ist. Die Gymnasien und Schulen werden von allen Knaben und Jünglingen in der Art besucht, daß den Vätern nicht frei steht, einen ihrer Söhne vom

Besuch zurückzuhalten, noch an der Dauer des Cursus Etwas zu ändern. Hin und zurück werden die Knaben von Knabenführern begleitet, da sie, noch nicht mit der gehörigen Quelle der Einsicht begabt, unter allen lebendigen Geschöpfen am schwersten zu behandeln sind.

Gymnastik und Musik müssen im Unterricht verbunden werden, um einen tapferen und besonnenen Geist zu erzeugen. Wer sich ganz der Musik hingibt und durch das Ohr seiner Seele beständig süße, weiche und klagende Harmonien einflößen läßt, wird zwar zuerst, wenn er von heftiger Gemüthsart ist, wie das Eisen weich werden und seine Härte auf eine nützliche Art mildern; wenn er aber länger dabei bleibt, wird er seinen Muth zerschmelzen und die Sehnen aus seiner Seele heraus schneiden. Wenn er aber viel und eifrig Gymnastik ohne Musik treibt, so wird er muthig und männlich werden, aber seine Seele wird schwach, stumpf und blind bleiben. Darum sind Gymnastik und Musik nicht für den Leib und die Seele für sich, sondern dazu bestimmt, daß sie mit einander verbunden und in einander gefügt und gemischt werden.

Der erste Unterricht in der Gymnastik geht vom siebenten bis zum zehnten Jahre. Bei der Bildung des Leibes durch die Gymnastik muß von dem Gesichtspunkte ausgegangen werden, daß der Körper, wenn er in gutem Zustande ist, durch seine Trefflichkeit nicht sowohl auch die Seele vervollkommnet, sondern daß vielmehr eine treffliche Seele durch ihre Vorzüglichkeit soviel als möglich auch den Körper vorzüglich macht, da ja die Seele eher als der Körper und dieser, später erschaffen, seiner Natur nach unter der Herrschaft der Seele steht. Darum können wir für unsere Jugend nicht die körperliche Uebung der Athleten billigen. Die beste Gymnastik ist einfach und will, daß man sich den Uebungen und Mühen mehr unterziehe, um den Muth zu wecken, als die Stärke. Die Gymnastik und die Musenkunst sind nicht sowohl für den Körper und die Seele, sondern zur Entwicklung des Muthes und der geistigen Thätigkeit bestimmt und haben also, wenn sie sich unterstützen und heben, im Ganzen mehr die Ausbildung der Seele zum Zweck. Darum muß auch die Lebensart der Jünglinge einfach sein, und wir verwerfen daher allen Luxus, die syrakusische Tafel, die sizilische Mannigfaltigkeit der Speisen, das wohlschmeckende attische Backwerk, und verlangen, daß sie sich bis zum 18. Jahre des Weines enthalten, weil sonst ja Feuer zu Feuer gegossen würde. Wie schon die Veränderungen der Jahreszeiten und der Winde nachtheilig einwirken, so ist die Abwechslung für die Lebensart des Körpers, wie für den Charakter und das Innere schädlich. — Die Gymnastik

zerfällt in Ringen und Tanz. Das Ringen, mit dem die anderen elementarischen Uebungen der Gymnasien, Laufen, Springen, Werfen und Faustkampf verbunden sind, bedingt die eigentliche Gymnastik und soll Hals, Gliedmaßen und Hüften für die gute Haltung, die Stärke und Gesundheit üben, indeß die Tanzkunst, deren Ursprung in der Nachahmung liegt, womit die Gebehrden Das, was man vorträgt, begleiten, den Anstand, die Gewandtheit und Schönheit der Glieder und Theile des Körpers, also den Ausdruck des Ebenmaßes in allen Bewegungen bewirkt. Außerdem wird noch die Taktik gelehrt, die alle kriegerischen Uebungen mit dem Bogen und allen Wurfwaffen, das Fechten in ganzer Rüstung, das Reiten ꝛc. umfaßt, — sowie die Jagd, die, wenn sie Fischfang und Jagd auf Vögel ausschließt, wo sie eines Freien unwürdig ist, nicht bloß Vergnügen und Nutzen, sondern auch Kenntniß des eigenen Landes verschafft. Immer muß die Gymnastik von dem Gedanken ausgehen, daß weder Schönheit, noch Stärke, noch Schnelligkeit, noch Größe, selbst Gesundheit nicht den eigentlichen Werth des Lebens ausmacht, sowenig als die jenen entgegengesetzten Eigenschaften; vielmehr ein Zustand desselben, der in der Mitte von diesem Allen liegt und so am sichersten zur Mäßigung führt. Und wenn die Gymnastik von diesem Gedanken ausgeht, so wird sie Muth, edle Haltung, freie Kraftentwicklung, Beherrschung der Begierden, Festigkeit des Charakters erzeugen, vor Unbesonnenheit und Leidenschaftlichkeit bewahren und unnatürliche Neigung und den Geschlechtstrieb unterdrücken.

Der zweite Hauptbestandtheil aller Erziehung ist die Musenkunst, die sich auf alle Seiten des Innern, auf Kunst und Wissenschaft bezieht. Der erste Unterricht in ihr hat von der Sprache und deren Elementen auszugehen. Er beginnt mit dem 10. Jahre und zwar mit Kennenlernen der Buchstaben mittelst des Gesichts und Gehöres, damit nicht ihre Zusammenfügung verwirre. Bei diesen Leseübungen soll zugleich das Vergleichungsvermögen entwickelt werden, indem man, von den kürzeren zu längeren Silben fortschreitend, bei den letzteren immer auf die ersten zurückkommt, das Gleiche in beiden zeigt, das Unbekannte an das Bekannte hält, und durch diese Vergleichung die Gleichheit derselben Buchstaben, wie die Verschiedenheit der anderen erkennt. Beim Schreibenlernen, das nach dem Lesen folgt, schreibt der Sprachlehrer mit dem Griffel vor und gibt dem Schüler dann die Tafel mit dem Bedeuten hin, diese Züge der Vorzeichnung gemäß nachzuahmen.

Wenn die Knaben lesen gelernt haben und das Geschriebene verstehen können, so pflegt man ihnen bei uns Dichter zum Lesen zu geben,

die ihnen erklärt werden und die sie zum Theil auswendig lernen müssen. Wir mißbilligen aber, daß unsere Bürger, wenn sie nämlich ihrem Berufe, für den Staat zu wirken, getreu bleiben sollen, der mannigfaltigen Darstellung in der Dichtkunst obliegen, da ein Jeder nur Einer Bestrebung sich widmen soll und auch nur kann, wenn er geschickt darin werden will. Wir sagen auch, daß die tragischen Dichter und Homeros, ihr Anführer, die Kenntniß aller Künste und alles Menschlichen, die Tugend und Schlechtigkeit Betreffenden, sowie alles Göttliche, nicht besitzen; denn wenn Einer Beides machen könnte, die Sache, welche nachgebildet wird und ihr Bild, und er in der That Einsicht in Das hätte, was er nachbildet, so würde er sich bei weitem eher den Werken als ihren Nachbildungen widmen und vieles Denkwürdige von sich hinterlassen, darnach strebend, daß er lieber der Gefeierte als der Feiernde wäre. Wir werden demnach Diejenigen, welche sagen, Homeros habe Hellas gebildet und sei hinsichtlich der Anordnung und Förderung der menschlichen Angelegenheiten werth, daß man ihn durch wiederholte Lectüre auswendig lerne und nach ihm sein ganzes Leben einrichte und durchführe, zwar schätzen und lieben als recht treffliche Menschen, ihnen zugestehend, daß Homeros der größte Dichter und erste Tragiker sei; müssen es aber als eine ausgemachte Sache betrachten, daß wir in unsern Staat von der Dichtkunst nur Hymnen auf die Götter und Lobpreisungen guter Menschen aufzunehmen haben, da sonst, gesetzt wir lassen die süße, angenehme Muse, nämlich die lyrische oder epische, zu, Vergnügen und Schmerz statt des Gesetzes und der allgemein gültigen Grundsätze in Staate herrschen würden. Denn überall müssen wir nach klarer Einsicht und besonnener Erkenntniß streben; der Dichter aber wird seiner unbewußt durch die ihm inwohnende göttliche Begeisterung getragen und geht oft in der Verschiedenheit der Lagen und Zustände auf, die er darstellt, ohne mit freiem Bewußtsein über der Mannigfaltigkeit zu stehen und zu erkennen, was darin Wahrheit und was ihr gemäß sei. Darum bleibt die Nachahmung, mag sie nun auf's Gesicht oder auf's Gehör wirken, Malerei oder Dichtkunst sein, nicht allein weit hinter der Wahrheit zurück, sondern täuscht auch durch ihren Eindruck oft und verhindert, daß die Thätigkeit des Verstandes sich im gehörigen Grade geltend machen kann. Die Abfassung der gestatteten Gedichte soll nach Entscheidung des Erziehungsdirectors und der übrigen Gesetzeswächter nur Männern zugestanden werden, welche für die Gedichte zum Lobe der Götter nicht unter fünfzig Jahren sind, für die Gedichte zum Lobe oder Tadel der Mitbürger nur solchen, welche als wackere Bürger, weil sie treffliche Werke vollbracht haben, von der

Stadt hochgeschätzt werden, also nicht etwa bloß die Dichtkunst zu üben vermögen, selbst aber noch nie eine schöne und rühmliche That haben von sich ausgehen lassen. Keiner soll sich unterstehen, eine Composition hören zu lassen, überträfe sie selbst die Hymnen des Thamyras oder Orpheus, bevor sie der Censur der Gesetzeswächter unterworfen und von denselben gut geheißen ist.

Die eigentliche Musik ist vom vierzehnten bis sechszehnten Jahre ein nothwendiger Erziehungs- und Unterrichtsgegenstand, und zwar unter der Leitung eines besonderen Aufsehers. Der Zweck derselben ist nicht das Vergnügen, sondern die richtige Nachahmung des Guten und Schönen, und diejenige Musik ist die beste, welche den besten Mann erfreut. Da sie menschliche Charaktere nachahmend darstellen soll, so ist auf alle Weise dahin zu arbeiten, daß sich unsere Jugend nur der besseren Nachahmung befleißige. Ausgeschlossen ist darum die klagende Tonart, weil sie zur Weichlichkeit und Trägheit geneigt macht; aufgenommen die dorische, welche durch ihren Ernst die leidenschaftslose Ruhe des Mannes in allen seinen Verrichtungen und Thaten nachahmt, und die phrygische, welche zu friedlicher, gemächlicher Thätigkeit stimmt. Das Zeitmaß soll nicht nach Mannigfaltigkeit streben, sondern die Bewegungen eines tapferen und sittlichen Lebens darstellen. Gesang soll nicht allein, sondern in Verbindung mit Instrumenten getrieben werden. Von den Instrumenten finden wir nicht die, welche viele Tonarten geben, wie die Flöte, die Harfe, das Kymbalon xc., sondern nur die Lyra und die Kithara für die Stadt, für das Land aber die Hirtenflöte nöthig: da die Instrumentalbegleitung nicht zu sehr vom Gesange abweichen soll. So aber ist die Musik die wahre Grundlage in der Erziehung, indem sie, insbesondere mit Hülfe des Zeitmaßes und des Wohlklanges, am meisten in das Innere der Seele eindringt, indem sie am kräftigsten ergreift und, Wohlanständigkeit mit sich führend, Den, welcher recht erzogen wird, wohlanständig macht, und indem sie das ästhetische Urtheil schärft, so daß man, durch sie gebildet, am schnellsten bemerkt, was verfehlt und nicht schön durch Kunst gearbeitet und von Natur geartet ist, darum nur das Schöne lobt, das Häßliche hingegen gehörig tadelt und haßt. Außerdem wird der Einfluß der Musik auf Erziehung noch sichtbarer, wenn der Gesang mit Tanz verbunden ist. Deshalb, und weil Vieles von Dem, was die moralische Erziehung fordert, im Leben sinkt und sich verschlimmert, haben uns die Götter aus Erbarmen den festlichen Tanz mit Musik d. h. Chöre, unter Leitung der Musen und des Apollon, verliehen. In der Verbindung der Musik mit dem Tanze liegt im höchsten Grade die Erziehung zum Schönen

oder Anständigen, welches sich in der Geberde, in der Melodie, in dem Gesange und Tanze so ausdrückt, daß es besonders in Hinsicht auf die Geberde und Melodie als Eigenschaft einer männlichen Seele erscheint und sich überhaupt auf die Güte der Seele oder des Körpers bezieht, während das Häßliche nur den Sinnen schmeichelt. Und weil jede Kunstäußerung sich auf Charaktergüte gründen soll, so müssen nicht nur die Dichter gezwungen werden, gute Charaktere darzustellen, sondern auch die übrigen Künstler sind davon zurückzuhalten, schlechte Sitten, ein ausgelassenes, unedles und unanständiges Wesen in Bildern belebter Geschöpfe, oder in Gebäuden, oder in irgend einem Kunstproducte auszudrücken, damit aus Allem der Geist des Schönen und des Verständigen die Jugend anwehe und ihr Nahrung gewähre. Leben so namentlich im Tonkünstler Besonnenheit, Tapferkeit und edle, erhabne Gesinnung; so wird seine Musik der Jugend die ersten edlen Triebe einflößen und durch ihren milden Zauber an das Schöne und Gute gewöhnen, während die Belehrung durch Vernunftgründe erst später eintreten kann, wo sich der Verstand mehr geltend macht.

Bei der geistigen Bildung ist festzuhalten, daß Unwissenheit nicht das größte Uebel, sondern Kunde von Vielem und Vielwisserei mit schlechter Erziehung viel schädlicher als Unwissenheit ist. Darum soll die Jugend nicht mit zu vielen Kenntnissen überhäuft werden und soll man sich in Allem großer Klarheit und lebendiger Anschaulichkeit befleißigen, sowie an Ordnung und gehörige Benutzung der Zeit gewöhnen.

Die ersten Wissenschaften zur geistigen Bildung sind Mathematik und Astronomie. Die Theile der Mathematik, Arithmetik und Geometrie, sind wegen ihres materiellen Nutzens, den sie durch ihre mannigfache Anwendung auf das Leben und die Verhältnisse der Menschen bieten, wichtig. Zugleich sind sie zur formalen und späteren philosophischen Bildung das beste Vorbereitungsmittel. Denn die Gymnastik gibt sich mit etwas Werdendem und Vergänglichem, dem Körper, ab; die Musenkunst hat die sittlichen Charaktere zu bilden, indem sie mittelst des Wohlklanges eine gewisse Wohlgestimmtheit und mittelst des Zeitmaßes die Wohlgemessenheit erzeugt; Arithmetik, Geometrie und Astronomie hingegen sind Wissenschaften, welche vom Sinnlichen auf das Geistige hinführen. Die Arithmetik ist ihrer Natur nach theoretisch, producirt nichts durch Handeln, lehrt bloß erkennen, wobei sie den Unterschied in den Zahlen beurtheilt und sucht, die wievielste Zahl eine jede ist. Sie muß von jeder anderen Kunst und Wissenschaft in ihrer Anwendung benutzt werden, besonders auch von der Musik und Kriegskunst; in ihrem höheren Theile aber führt sie von der Erscheinungswelt auf

zur Wahrheit und zur Idee. Nähme man dem menschlichen Wesen den Begriff der Zahl, wir würden nie zur Weisheit und Tugend gelangen, denn ein Wesen, das weder Zwei noch Drei, noch Gerades und Ungerades verstände und überhaupt nicht fähig wäre, zu berechnen, würde niemals den Zusammenhang und die Verhältnisse der sinnlichen Empfindungen und Vorstellungen angeben können. Zwar könnte dasselbe sich die übrigen Tugenden, Muth und Mäßigung, erwerben; es würde jedoch ohne Einsicht in das Wesen der Dinge nie weise werden; wem aber Weisheit, das Höchste von allem Edlen, mangelt, der kann weder vollkommen gut, noch glücklich sein. Der größte Nutzen der Arithmetik endlich besteht darin, daß sie einen von Natur schläfrigen und ungelehrigen Geist aufweckt und macht, daß er, wie vermittelst einer göttlichen Kraft, trotz seiner Schwerfälligkeit leicht faßt, gut behält und scharfsinnig wird. Daher müssen diejenigen Jünglinge, die im Staate die höchsten Stellen bekleiden wollen, gesetzlich dieser Wissenschaft obliegen. Der erste Unterricht in derselben geht vom Himmel und seinen Gestirnen selbst aus, indem er uns die mit ihren regelmäßigen Erscheinungen in uns die Fähigkeit entwickeln, mit Zahlen zu rechnen. Bei den Kindern beginnt die Unterweisung spielend, indem sie Aepfel und Kränze bald unter mehrere, bald unter wenigere ihrer Spielgenossen austheilen und Jeder gleichviel erhält ꝛc. — Die Geometrie gibt sich mit den Messungen alles Dessen ab, was Länge, Breite und Tiefe hat; insbesondere aber ist sie die Lehre von den Flächen oder Ebenen, und es schließt sich dann an sie an die Lehre, welche sich auf die Ausdehnung des Würfels und auf Alles, was Tiefe hat, bezieht. Die niedere Geometrie dient den Baukünstlern und Handelsleuten, sowie dem Kriegswesen, die höhere zieht den Geist zur Wahrheit und dorthin, wo das Seligste von allem Sein sich befindet. Dieses ihres Nutzens und Wesens wegen müssen die künftigen Bürger unseres Staates durchaus derselben obliegen. Bei dem Unterrichte in derselben wird es deshalb nicht schwer, unbekannte Wahrheiten aufzufinden, weil das Forschen und Begreifen nur ein bloßes Erinnern ist und der Seele von Natur Erkenntniß und richtige Begriffe in der Art einwohnen, daß, wenn man sie nur geschickt zu fragen versteht, sie Alles sagt, wie es sich verhält. Der Unterricht in den Elementen beginnt auch hier mit Spielen. Was meßbar und nicht meßbar ist, muß von den Schülern in seiner Natur betrachtet, bestimmt und unterschieden werden, wobei sie einander Sätze aufgeben und so in Unterhaltungen dieser Art mit einander wetteifern. — Die Astronomie betrachtet die kugelartigen Körper in ihrem Umschwunge, beschäftigt sich, als niedere, mit den Fixsternen und Planeten, sowie mit

deren Bewegungen, ihren wechselseitigen Annäherungen rc. und lehrt zugleich, daß die Gottheit, indem sie ein bewegliches Bild des Ewigen schuf und den Himmel ausschmückte, die Absicht hatte, von der Ewigkeit, welche eine innere, ungetheilte, unendliche Einheit ist, ein nach einem Zahlenverhältnisse sich bewegendes ewiges Abbild hervorzubringen, nämlich die Zeit, und daß demnach Sonne, Mond und die fünf anderen Gestirne zur Bestimmung und Beachtung der Zahlenverhältnisse der Zeit geschaffen seien. Die höhere Astronomie sieht auf das wahre Weltganze und beschäftigt sich mit der Idee an sich und mit dem Uebersinnlichen. Die Astronomie ist dem Staate nützlich, denn auf ihr beruht die Zeitrechnung. Sie ist aber in ihrer Wahrheit auch den himmlischen Göttern angenehm, weil durch sie eine wahre Erkenntniß und somit auch eine reinere Verehrung derselben, ohne falsche Vorstellung, hervorgerufen wird, denn es ist ein nicht zu billigendes Vorurtheil, daß es unheilig wäre, den höchsten Gott und die ganze Welt erforschen und wißbegierig ihre Ursachen ergründen zu wollen.

Arithmetik, Geometrie und Astronomie sind das Vorspiel zur höchsten Wissenschaft, zur Dialektik, deren Methode darin besteht, einestheils die Gattungen abgesondert zu betrachten, so daß man also einen Begriff nicht mit einem anderen verwechselt, anderntheils die Begriffe deutlich zu entwickeln, sowie das Wesen und die inneren Verhältnisse der Dinge anzugeben. Diejenigen Naturen, welche der philosophischen Bildung fähig sind, werden nach der Weisheit in ihrem gesammten Umfange, nicht nach einem Theile derselben streben, in ihrer Lust zu lernen unersättlich sein, und zwar um so mehr, weil sie leicht auffassen und ein gutes Gedächtniß haben müssen, und in der Größe ihrer Denkungsart und in der Anschauung des Wesens der ewigen Dinge das zeitliche Leben des Menschen für nichts Großes, den Tod also für nichts Schreckliches halten, wozu endlich noch eine von dem Sinne für Wahrheit und Erkenntniß des Wesens der Dinge nicht trennbare ebenmäßige und anmuthige Haltung kommen soll. Diese Eigenschaften sind durch einander bedingt und für die Seele durchaus nothwendig, welche das Wahre gehörig und vollständig ergreifen will. Solche also begabten Naturen können dann auch in die Kunst eingeführt werden, welche es damit zu thun hat, wie sich das geistige Auge am leichtesten und erfolgreichsten umwenden läßt. Denn ein Jeder hat ja ein eigenthümliches Vermögen in seinem Geiste und das Organ, womit er geistesthätig ist; sowie nun das Auge nicht anders als mit dem ganzen Körper sich aus der Finsterniß zum Lichte zu wenden vermag, eben so muß er jenes Organ und Vermögen mit dem gesammten Geiste aus der Welt der

Erscheinungen herumwenden zum wahrhaft Seienden und zu dessen Glanzvollstem, der Idee des Guten, bis er es zu schauen und zu ertragen im Stande ist. In den gewöhnlichen Wissenschaften träumt man nur von der Wahrheit, ohne sie in Wahrheit schauen zu können, indem man sich auf Voraussetzungen stützt; die Philosophie aber hebt diese alle auf, wendet sich zum absoluten Principe selbst, damit dies vor allen Dingen feststehe, und schlägt eine solche Bahn ein, die in der Erkenntniß des Wesens aller Dinge Ruhe und Ziel für den forschenden Geist findet. Das Studium dieser Kunst jedoch sollen und können nicht Knaben treiben; Knaben sollen sich vielmehr in den jugendlichen Spielen und Kenntnissen üben und auf den Körper, so lange er noch wächst, vorzüglich Sorge verwenden, um der Philosophie eine dienstbare Hülfe zu erwerben. Bei vorrückendem Alter aber, wo des Geistes Vervollkommnung beginnt, sollen die philosophischen Uebungen in Thätigkeit treten und endlich, wenn die Körperkräfte nachlassen und man der Staats- und Kriegsdienste entbunden ist, müßte man sich, frei und ledig, bloß nur noch der Philosophie hingeben, alles Andere als Nebensache betrachtend, falls man glücklich leben und nach dem Tode ein dem so verbrachten Leben angemessenes Loos gewinnen will.

Die ethische Bildung umfaßt die Gesammterziehung des ganzen Menschen und stellt die Gerechtigkeit als höchstes Ziel des Einzelnen auf. Denn das höchste Princip der Sittenlehre ist, daß wir Gott, dem Schöpfer aller Dinge, dem heiligsten, weisesten und vollkommensten Wesen, soviel als möglich ähnlich werden. Indem Gott nun wollte, daß, sowie die Welt, insonderheit die Menschen als sterbliche Wesen, vollkommen wären oder würden, hat er den Seelen derselben vor ihrer Vereinigung mit den Körpern die Urbilder, nach denen auf der Erde Alles geschaffen ist, vor Allem aber die höchste Idee vom Gerechten und Guten, mitgetheilt. Mit dem Falle jedoch zur Körperwelt verdunkelten sich den Seelen dieselben, so daß sie hier in ihnen schlafen. Sie nun aufzuwecken und sie in sich zur Klarheit zu bringen, müssen die Seelen unablässig bemüht sein, denn nur, wenn sie zur Erkenntniß der höchsten Idee, der des Guten, aufsteigen, werden sie Gott, der das Gute an sich selbst ist, immer ähnlicher werden. Um dahin zu gelangen, müssen wir den göttlichen Antheil in uns, die Vernunft, recht frei und zum vollkommen herrschenden Vermögen in uns machen; wer aber dies vollbracht hat, der übt die höchste Sittlichkeit oder die Gerechtigkeit, welche im Leben das höchste Gut ist, weil wir nach ihr sowohl um ihrer selbst willen, als wegen ihrer Folgen streben müssen, insofern wir nämlich glückselig sein wollen. Gerecht ist Einer, wenn ein jedes der seiner

Seele inwohnenden Vermögen das Seinige verrichtet, wenn nämlich die Vernunft herrscht, weil sie weise ist und für die gesammte Seele Fürsorge zu tragen hat, — wenn der Muth oder das sittliche Gefühl mit der Vernunft im Bunde ist und ihr dient, welches Verhältniß dadurch Einklang erhält, daß bei der rechten Mischung der Musik und Gymnastik das eine Vermögen durch schöne Reden und Wissenschaften angespornt und genährt, das andere aber durch Melodie und Tact besänftigt, beruhigt und gemildert wird, — und wenn endlich diese beiden so erzogenen und in Wahrheit in dem Ihrigen unterrichteten und gebildeten Vermögen der Begehrung vorstehen und diese in ihrem Uebergewicht und ihrer Unersättlichkeit beschränken, damit sie nicht, durch Anfüllung der Lust des Leibes groß und stark geworden, aufhöre, das Ihrige zu thun, also zu dienen und nicht die anderen unterjoche. Die Gerechtigkeit besteht demnach nicht in den äußeren Handlungen, die von dem Menschen zu verrichten sind, sondern in seiner wahrhaft inneren Thätigkeit in Bezug auf ihn selbst und das Seinige, indem er nicht zuläßt, daß eines der Vermögen in ihm Fremdartiges verrichtet, oder daß sich die Vermögen gegenseitig in ihre Bestimmung einmischen, sondern indem er jegliches auf seine Bestimmung anweist, sich selbst beherrscht und ordnet, sein selbst Freund ist, die drei aber vollkommen eben so in Zusammenstimmung bringt, wie die Hauptglieder des harmonischen Dreiklangs, den Grundton, den dritten und fünften, und wenn noch Etwas zwischen diesen liegt, auch dieses Alles verbindet. Die Gerechtigkeit ist an und für sich das Beste und Jeder muß darum das Gerechte thun. Zugleich auch ist das Gerechte der Gottheit lieb, das Ungerechte aber verhaßt; darum wird auch wohl Der nie von den Göttern vernachlässigt, der sich beeifert, gerecht, und indem er die Tugend übt, soweit es dem Menschen möglich ist, Gott ähnlich zu werden. Die rechten Laufkünstler, die bis zu Ende aushalten, erlangen den Preis und werden bekränzt. Einen solchen Ausgang hat es oft auch mit den Gerechten: am Ende jedes Geschäftes und Verhältnisses und des Lebens selbst werden sie gepriesen und tragen auch bei den Menschen den Preis davon. Dieses Alles ist aber nichts, in Menge und Größe mit Demjenigen verglichen, was Jeglichen nach dem Tode erwartet, sowie wir aus den heiligen Mythen über das Leben in der anderen Welt lernen können. Denn diese ganze Zeit von der Kindheit bis zum Alter ist doch gegen die Ewigkeit gar kurz, ja so gut wohl als gar nichts, und das Wagniß zeigt sich nun erst recht furchtbar, wenn Jemand die Seele vernachlässigen wollte, für die es nach dem Tode keine Sicherheit und kein Heil geben kann, als nur wenn sie so gut und vernünftig als

möglich ist. Deshalb ist vorzüglich dafür zu sorgen, daß Jeder von uns mit Hintansetzung aller anderen Kenntnisse nur dieser Kenntniß nachspüre und ihr Lehrling werde, um die schlechtere und die bessere Lebensweise scheiden zu können, die schlechtere diejenige nennend, welche die Seele dahin bringt, ungerecht zu werden, die bessere aber, welche sie gerecht macht. —

Vom vollbrachten sechsten Lebensjahre ab kommen, wie die Knaben nur mit Knaben, so auch die Mädchen nur mit ihres Gleichen zusammen. Die letzteren müssen gleichfalls in den herkömmlichen Gegenständen unterwiesen werden. Denn wenn auch das männliche Geschlecht nach Gottes Willen vorzüglicher als das weibliche geschaffen ist, das erstere ferner berufen ist, den Staat wohl zu verwalten, das letztere aber zunächst das Hauswesen: so können wir die Frauen von der Mitsorge für das öffentliche Wohl doch nicht entbinden und müssen ihnen deshalb auch die gymnische und musische Erziehung, sowie die Kriegsübungen zu Theil werden lassen. Die Mädchen sollen demnach bei den Tänzen ihre besonderen Lehrerinnen haben, daneben aber in den schweren Leibesübungen, im Waffentanz, im Fechten, im Laufen ꝛc. geübt werden. Sie haben diese Uebungen nicht anders, wie die Knaben mitzumachen. Auch mögen sich die Weiber der Wächter immerhin unter den Männern nackt üben. Sie werden ja, wenn sie sich entkleiden, statt des Gewandes Tugend überwerfen. Denn für immer wird wahr bleiben, daß das Nützliche schön und das Schädliche häßlich ist. — In der musischen Bildung schickt sich für das weibliche Geschlecht die Musik, welche der Mäßigung, der Sanftmuth und Bescheidenheit näher kommt. Die Herrscherinnen müssen besonders philosophisch gebildet werden, weil sie auf die innigste Weise die Genossen der Männer beim Unterricht, in der Kindererzeugung und in der Obhut über die übrigen Bürger sein sollen. Es gibt überhaupt im Staate kein Geschäft, welches dem Weibe als Weib oder dem Manne als Mann gehörte, sondern die natürlichen Anlagen sind auf ähnliche Weise in beiden vertheilt, und an allen Geschäften kann das Weib Theil nehmen, sowie auch an allen der Mann; in Allem aber ist das Weib schwächer, als der Mann. Darum bemerken wir, daß die natürlichen Anlagen der Frau nicht minder als die der Männer verschieden sind, daß nämlich die eine Frau von Natur ärztlich ist, die andere aber nicht, die eine tonkünstlerisch, die andere unkünstlerisch, die eine gymnastisch und kriegerisch, die andere unkriegerisch und ohne Liebe zur Gymnastik, die eine weisheitliebend, die andere weisheithassend, die eine muthartig, die andere muthlos ꝛc. —

Auch die Männer haben noch Bildung nöthig. Die erste Forderung an sie ist Selbsterkenntniß. Wer ein großer Mann werden will, der soll weder sich selbst noch das Seinige, sondern allein Das, was recht ist, finde er es nun in sich, oder in Anderen wirksamer, lieben. Aus der Selbstliebe kommt, daß wir die eigene Unwissenheit für Weisheit halten. Aber nur Derjenige erkennt sich selbst, der in seine Seele blickt und zwar am meisten in den Theil derselben, in welchem ihre edelste Kraft und das eigentlich Göttliche, die Vernünftigkeit und Weisheit, wohnt. Daher vermag nur Der, welcher sich selbst kennt, zu wissen, was für ihn gut und übel ist, sowie was überhaupt auf ihn Bezug hat, und so durch Besonnenheit und Tugend zur Glückseligkeit zu gelangen. Es strebe also ein Jeder zuerst nach Wahrheit, dem wichtigsten aller Güter für Götter und Menschen: nur der nach Wahrheit strebende Mensch ist zuverlässig und hat Freunde. Das Zweite ist dann die Liebe zur Gerechtigkeit, worauf Mäßigung, Weisheit und all' die Vollkommenheiten folgen, die Jemand sowohl für sich besitzen, als auch Anderen mittheilen kann. Ferner muß er dienen und herrschen können, denn wer nie gedient hat, kann auch nie ein des Lobes würdiger Herrscher werden, und Jeder muß sich lieber seiner guten Dienste, namentlich gegen die Gesetze — denn in diesen gehorchen wir zugleich den Göttern — und gegen ältere Personen, die mit Ehren gelebt haben, als einer guten Herrschaft rühmen. Zugleich muß er daran denken, daß, sowie alle Theile des All nur zur Erhaltung und Vollkommenheit desselben bestimmt sind, eben so auch er, obgleich unendlich klein, seine nothwendige Bestimmung zum Ganzen habe, also dem Ganzen seine Dienste weihen und demnach in einer der Berufsarten, in der Gymnastik und Heilkunst, oder in der Gesetzgebung und Rechtspflege zum Glück des Staates beitragen müsse. — Die Gymnastik steht in demselben Grade wichtiger da, als die Heilkunst, wie die Gesetzgebung der Rechtspflege vorgeht, denn die Gymnastik soll die Heilkunst unnöthig machen. Die Unterweisung in ihr ist besonders für die Krieger wichtig, die außerdem scharfsichtig, rasch zur Verfolgung des Bemerkten und stark zur Ergreifung und Bekämpfung desselben sowie tapfer und feurig, trotzig gegen die Feinde und sanft gegen die Mitbürger sein sollen, vor Allem aber, ihre eigene Persönlichkeit aufgebend, nur dem Ganzen leben müssen und nichts für sich ohne die Anderen thun dürfen, damit die vollkommenste Gemeinschaft und Uebereinstimmung herrsche, wodurch am ersten Rettung und Sieg erworben werden können. — Was nun die Aerzte betrifft, so könnten dieselben wohl am vortrefflichsten werden, wenn sie von Jugend an, außerdem daß sie sich die Kunst selbst aneignen, auch

mit möglichst vielen Körpern von der schlechtesten Beschaffenheit Bekanntschaft gemacht, ja selbst an allen Krankheiten gelitten hätten und gar nicht von besonders gesundem Körperbau wären. Denn nicht mit dem Leibe besorgen sie den Leib, sonst dürfte freilich der ihrige auch niemals schlecht sein oder gewesen sein, sondern mit der Seele, welche nicht vermögend ist, wenn sie selbst schlecht ist oder gewesen ist, Etwas gut zu besorgen. — Den geistigen Zeugungsberuf wählt der Lehrer. Wie Die, welche dem Leibe nach zeugungslustig sind, sich mehr zu den Weibern wenden, um durch Kinderzeugung Unsterblichkeit, Andenken und Glückseligkeit für alle Zukunft zu erlangen: so suchen die Lehrer, weil sie mehr Zeugungskraft in der Seele als im Körper haben, geistig zu erzeugen, und zwar Weisheit und jede Tugend, vornehmlich aber die Tugenden, welche sich auf die Regierung des Staates und des Hauswesens beziehen, die Besonnenheit und Gerechtigkeit. — Der Staatsmann soll theoretisch in Kunst und Schriftstellerei gebildet sein, damit er gute und gerechte Gesinnungen in das Volk pflanzt. Zu seiner Kunst gehört also Erkenntniß des zu behandelnden Gegenstandes, die richtige Denk- und Sprachmethode, natürliche rednerische Anlage, sowie Wissenschaft und Uebung. Und eignen ihm diese Erfordernisse, so wird er nach den Vorschriften der dialectischen Kunst in die passenden Seelen mit Einsicht Reden säen und pflanzen, welche nicht unfruchtbar sind, sondern, Samen tragend, in andere Seelen übergepflanzt werden und dadurch unsterbliches Leben gewinnen. In Hinsicht auf die Rechtspflege muß es der Staatsmann wie der Arzt machen, denn sein Werth liegt darin, die Gelüste des Staates umzustimmen und ihm nicht nachzusehen, sondern durch Ueberredung und Gewalt ihn zu Dem zu bestimmen, wodurch die Bürger besser werden können. — Der höchste Beruf ist der der Gesetzgeber und Regenten. Für sie muß deshalb auch als Naturanlage Festigkeit, Muth, Wohlgestaltetheit, sowie ein edler und strenger Charakter und die einer solchen Bildung günstigen angebornen Eigenschaften, wie Scharfblick, viele Fassungskraft, gutes Gedächtniß, Unermüdlichkeit und außerordentliche Arbeitslust gefordert werden. Wenn die künftigen Herrscher zuerst in leiblicher Hinsicht gebildet sind, sollen sie vom 20. Jahre ab die bisher unsystematisch vorgetragenen Lehrgegenstände systematisch und wissenschaftlich begründet erhalten, damit sie zur klaren Anschauung und zum hellen Bewußtsein gebracht werden. Nach einem fünfjährigen ununterbrochenen Studium der Dialektik sollen sie sodann wieder in das Leben, in die Erfahrung selbst, herabsteigen und an den Staats- und Kriegsangelegenheiten Theil nehmen, damit sie von den Uebrigen an Erfahrung nicht übertroffen werden und die Festig-

keit ihrer Grundsätze geprüft werden kann. Wer sich bis zum funfzigsten Jahre in jeder Beziehung ausgezeichnet hat, dessen geistiges Auge lasse man sich auf Das richten, was Allem sein Licht verleiht, nämlich auf das Gute selbst. Dann aber müssen auch Herrscher und Gesetzgeber als wackere Lehrer ihrer Mitbürger, nach dem Muster ihrer eigenen Bildung, in Besonnenheit, Gerechtigkeit und jeglicher Volkstugend unterrichten. Denn als Zweck muß ihnen immer vorschweben, daß jeder Stand möglichst gleichen Antheil an dem allgemeinen Wohle des Staates nehme und alle Bürger es für ihre Pflicht erachten, Jeder nach seinen Kräften, zum Zwecke des Staatsganzen mitzuwirken. —

Das die Pädagogik Platon's und zugleich die erste systematische Pädagogik in der Weltgeschichte. Sie zieht, wie das platonische philosophische System überhaupt, die Consequenz des Griechenthums, — aber innerhalb der griechischen Anschauung selbst. Darum geht dem Platon alle moralisch-religiöse Bildung in der Kunst auf, — ist ihm, dem wahren Griechen, das Nützliche schön und das Schädliche häßlich. Darum sieht er in der Nacktheit das reine Bild der reinen vollkommen menschlichen Körpernatur. Darum auch steht ihm einerseits das Weib tiefer als der Mann, indeß er andrerseits im dorischen Geiste dasselbe an allen Geschäften Theil nehmen, den Syssitien beiwohnen und für den Staat abhärten läßt. Tief in das Wesen des Hellenen und damit des Menschen hineinbohrend, hat Niemand stärker als er betont und Niemand anmuthiger dargestellt, daß das Gute das Wahre und das Wahre das Gute und zwar auf göttlichem Grunde ist, sowie daß sich die Ethik im Staate, die Politik in der Seele spiegeln muß, indem dieselben Vermögen und Kräfte in der Seele wie im Staate sind, und dieselben Tugenden das Leben des Volkes wie des Einzelmenschen zieren. In ihm lebte das Bewußtsein der wesenhaften Einheit des Göttlichen und Menschlichen. Als solcher Genius, vor dem die Vernunft von dem Bewußtsein und der Kraft des sittlichen Wollens nicht zu trennen, und nach dem die Schönheit auf's Engste mit der Tugend und moralischen Vervollkommnung verknüpft ist, opponirt er gegen Homer und die Tragiker, die ihm, weil er die Kunst nur als Nachbildung, als Darstellung des Scheins, als Abbild von etwas Wirklichem auffaßt, mit der Schönheit nicht zugleich die Sittlichkeit geben. Als ächter Hellene auch hat er die Principien der Erziehung aufgestellt, die Idee derselben klar erfaßt, ihren Zweck scharf bestimmt und genau die Mittel zur Erreichung desselben angegeben. Und weil er also wie als Philosoph, so als Pädagog der wahre und unverfälschte Repräsentant eines historisch großen Volkes ist, darum hat auch der Geist der Weltgeschichte, und

wenn nicht der christliche Geist unmittelbar, so doch zugleich dieser Geist im prophetischen Wort, das im „Menschen Sohne" seine Erfüllung erhielt, aus ihm gesprochen, wenn er in seinem Timäos sagt: „Indem dieses Weltganze sterbliche und unsterbliche Bewohner erhielt und davon erfüllt ward, wurde es zu einem sichtbaren, das Sichtbare umfassenden Beseelten, ein sinnlich wahrnehmbarer Gott, das Abbild des nur der Vernunft zugänglichen Gottes, der größte und beste, der schönste und vollkommenste der Götter, dieser einzige Himmel, der ein Eingeborner ist." Zu dieser Tiefe der theoretischen Anschauung fügt er die gleich tiefen sittlichen Auforderungen: „Durch Sittlichkeit soll der Mensch, so weit es ihm gegeben ist, sich Gott ähnlich machen. Sittlichkeit aber besteht in der Gerechtigkeit, in der Mäßigung der Begierden, in der Heiligkeit." „Gott ist der Gerechteste und Niemand unter uns naht sich ihm mehr, als wer unter uns die letzte Stufe der Gerechtigkeit erreicht hat." Dahin zielt daher auch die Erziehung. „Nicht verdient den Namen Erziehung die Anweisung zum Geldgewinne, oder zur Körperstärke, oder zu irgend einer handwerksmäßigen und unfreien Kenntniß, ohne Geist und Rechtssinn. So kann Einer zur Schifffahrt oder zum Weinhandel erzogen sein, und er hat doch keine wahre Erziehung. Nur die Gezogenen werden die Guten; nur durch Zucht wird man ein trefflicher Mann." — Platon ist der Repräsentant des Griechenthums auf seiner höchsten Höhe, — als Philosoph und als Pädagog. —

21.
Aristoteles.

Aristoteles ist der geistige Alexander. Reich an Erfahrung und tief in Speculation durchdringt er alle Seiten des Universums und sucht er alle Realität auf den Begriff zu bringen. Er ist der umfassendste und tiefsinnigste Denker der vorchristlichen Welt, — der Hegel des klassischen Altertbums, indem er, gleich diesem, die größte Masse des Wissens in sich vereinigt, das zerstreut Vorhandene zu einem geregelten System ausbaut, idealrealistisch, den physischen und psychischen Kosmos, die Welt und Gott in einen wunderbaren Geistesdom hineinbaut, das Absterben einer früheren Kulturepoche ankündigt und Wellen in das Meer der Geschichte schlägt, die Jahrhunderte hindurch das geistige

Leben erzittern machen. Aristoteles tritt mit einem realistischen Sinn auf, wie kein anderer griechischer Denker, und mit einer Universalität des Wissens, wie es bis zu ihm hin Keinem eigen gewesen war. Von ihm ab datiren in Wahrheit erst die meisten philosophischen Wissenschaften. Mit der Vernunft bekämpft er den rohen Empirismus, und mit epischer Ruhe wie mit größtmöglichster Objectivität der Anschauung und Betrachtung zieht er das Große wie das Kleine vor sein Gedankenforum. Mit bewunderuswürdigem Tiefsinn geht er den philosophischen Speculationen nach, und mit mikrologischem Sammlerfleiße sucht er historische und antiquarische Notizen, um alle gefundenen Gedanken in sein philosophisches System einzureihen, welches das erste Zeugniß systematisirender Gelehrsamkeit ist. Aristoteles ist die höchste wissenschaftliche Höhe in der alten Zeit, — die Brücke zur Verbindung der griechischen mit der modernen Welt, — das philosophische Sprachrohr und der geistige Herrscher zweier Jahrtausende.

Aristoteles war 384 v. Chr. zu Stageira, einer griechischen Kolonie in Thrakien, geboren. Sein Vater war Nikomachos, der Freund des makedonischen Königs Amyntas II., der sein Geschlecht von Asklepios ableitete und dessen Beruf den genialen Sohn zu den Naturwissenschaften hinleitete. Früh seiner Aeltern beraubt, kam er im 17. Lebensjahre zu Platon nach Athen und blieb in dessen Umgange 20 Jahre. Platon gewann ihn wegen seines Fleißes und wegen seines eifrigen Studiums früherer und gleichzeitiger Philosophen so lieb, daß er ihn den „Philosophen der Wahrheit“ und „die Seele seiner Schule“ genannt haben soll. Später jedoch trat zwischen den beiden größten Philosophen ein entschiedener Bruch hervor, der seinen Grund nur zum geringsten Theile in der Unfreundlichkeit und Rücksichtslosigkeit des Aristoteles gegen den Platon findet, der vielmehr durch die verschiedenen Geistesrichtungen, die beide Philosophen einschlugen, entstehen mußte. Der Weg des Aristoteles, der sich im Realen bewegte, war dem des Platon, der nach dem Idealen strebte, diametral entgegengesetzt. Platon flog über die Natur hinaus in den Himmel hinein; Aristoteles durchspähte mit seinem forschenden Geiste Welt und Natur, um von dem Einzelnen zum Allgemeinen aufzusteigen. Platon streckte — wie Rafael in der „Schule von Athen“ sinnig darstellt — seine Hand zum Himmel, dem Reiche der Ideen, empor, indeß Aristoteles auf die Erde als auf den Schauplatz seines Denkens und seiner Thätigkeit hinweist. An die Stelle des platonischen intuitiven Schauens setzt Aristoteles das discursive Denken, an die Stelle der Poesie Platon's die Prosa, an die Stelle des Mythos

die nüchterne Forschung, an die Stelle der volksthümlichen platonischen Philosophie den Universalismus seines Systems und seiner Forschung.

Der Ruf des Philosophen und der Scharfblick des Königs Philipp waren der Grund, daß Aristoteles der Erzieher des 13jährigen Alexander ward und es ungefähr 4 Jahre lang blieb. Hatte doch Philipp schon 356 v. Chr. an Aristoteles geschrieben: „Wisse, daß mir ein Sohn geboren worden. Ich danke den Göttern nicht sowohl, daß sie ihn mir gegeben, als daß sie ihn zur Zeit des Aristoteles haben geboren werden lassen. Ich hoffe, Du werdest einen König aus ihm bilden, würdig, mir zu folgen und den Makedoniern zu gebieten." Aristoteles hat die Aufgabe, die ihm gestellt wurde, gelöst. Nie hat ein größerer Lehrer einen größeren Schüler gehabt: wie der Lehrer die geistige Welt eroberte, so unterwarf sich der Schüler die wirkliche Welt durch seine Eroberungen. Aristoteles hat eine großangelegte Individualität groß gezogen, ausgebildet und zur selbstbewußten Selbstständigkeit erhoben, so daß Alexander in vollkommner Gewißheit seiner selbst und in Unabhängigkeit von engen, beschränkten Planen, zu dem Gedanken emporstieg, die Welt zu einem gemeinschaftlichen, gesellschaftlichen Leben und Verkehr zu einen, und daß in ihm das Streben lebendig ward, den Unterschied zwischen Griechen und Barbaren aufzuheben, wie er auch den weltbürgerlichen allgemeinen Ausspruch that, Gott sei zwar der gemeinsame Vater aller Menschen, die besten derselben aber seien ganz besonders seine Kinder. Es hat Aristoteles, wie Hegel sagt, diese große Natur so unbefangen gelassen, als sie war, ihr aber das tiefe Bewußtsein von Dem, was das Wahrhafte ist, eingeprägt, und den genievollen Geist, der er war, zu einem plastischen, gleichwie eine frei in ihrem Aether schwebende Kugel, gebildet. Aristoteles unterrichtete seinen Zögling, nachdem dieser schon den charakterfesten Leonidas und den sorgsamen Lysimachos zu Lehrern gehabt hatte, nach griechischer Weise. In einer eigens dazu veranstalteten Bearbeitung führte er ihn in die Iliade ein und begeisterte ihn so glühend für das homerische Epos, daß es Alexander auf allen seinen Zügen in einem goldenen Kästchen mit sich führte. Ueberhaupt ward so lebendige Achtung für die Dichtkunst in ihm erweckt, daß er bei der Zerstörung Thebens die Wohnung Pindars, des Sängers festlicher Sieger, zu schonen befahl. In der Musik verstand sich Alexander trefflich auf das Saitenspiel mit Gesang: auch bezeugte er musikalischen Künstlern große Verehrung und veranstaltete musische Wettkämpfe. Daß sich Alexander in der Gymnastik übte, beweist die symmetrische Ausbildung und edle Haltung seines kräftigen Körpers, seine Schnelligkeit im Lauf und seine Ausdauer in anstrengenden Bewegungen. In der Graphik

ward er vermuthlich unterrichtet: machte er doch als Mann mit dem größten Maler seiner Zeit, mit dem Apelles, die genaueste Bekanntschaft. Gewiß ist, daß Aristoteles wesentliches Gewicht auf die Uebung in der Beredtsamkeit bei Alexander legte, damit er dadurch innerlich an Geistesklarheit gewinne und äußerlich durch seine Rede überzeuge und siege. Die Geometrie soll Alexander nur getrieben haben, um zu wissen, wie klein die Erde sei, von der er nur den kleinsten Theil beherrsche. Dagegen hat ihn Aristoteles in der Politik unterwiesen und mit dieser Unterweisung für den zum Könige berufenen Alexander von seinem Grundsatze, daß die Politik kein Studium für Jünglinge sei, entweder eine Ausnahme gemacht, oder diesen Satz erst in Folge der an Alexander gemachten trüben Erfahrungen ausgesprochen. In die Ethik endlich und in die tiefen Geheimnisse der Metaphysik ward Alexander von Aristoteles gleichfalls eingeführt, und jener war so stolz auf diese Einweihung in die Tiefen der Wissenschaft, daß er, als er mitten auf seinen Eroberungszügen in Asien hörte, Aristoteles habe die akroamatischen Schriften herausgegeben, an diesen schrieb: „Du hast Unrecht daran gethan. Denn wodurch werden wir uns denn vor den Anderen hervorthun, wenn unsere Kenntnisse allgemein werden? Ich wenigstens will mich lieber durch Einsicht in den besten und wichtigsten Dingen, als durch Gewalt auszeichnen." Für die Naturgeschichte interessirte er sich im höchsten Grade, und Plinius berichtet, daß er auf seinen Zügen durch Asien und Griechenland einige tausend Menschen, welche von der Jagd, dem Fisch- und Vogelfang lebten, die Aufseher der Thiergärten, Vogelhäuser und Teiche des persischen Reichs ꝛc. angewiesen habe, von allen Orten Alles, was merkwürdig war, zu sammeln und es dem Aristoteles zu überschicken. Das Vermächtniß des Aristoteles an seinen Schüler ist in dem Briefe zu finden, den ihm dieser bei der Thronbesteigung sandte: „Indem ich mich an Dich wende, weiß ich nicht, wo oder wie ich zunächst anfangen soll; denn wohin ich sehe, erscheint mir Alles groß und ausgezeichnet und Nichts der Vergessenheit werth, sondern vielmehr werth solcher Ermahnungen und Erinnerungen von meiner Seite, die den Wechsel aller Zeiten aushalten können. Denn auf wirklich gute Belehrungen und Ermahnungen Derer, welche unterrichten, achtet die ganze folgende Zeit. So bemühe Dich denn also, Deine Regierung mit Wohlthun und nicht mit Stolz anzufangen, denn Wohlthun ist das Schönste im Leben. Dies ist es auch, welches unserer sterblichen Natur, selbst wenn sie, dem Laufe des Schicksals nach, sich aufgelöst hat, dennoch ein durch innere Größe unsterbliches Andenken verschafft. Daran denke stets. Du bist ja auch nicht ohne vernünftige Bildung

aufgewachsen, wie Andere Deines Gleichen, die deswegen in verkehrten Ansichten befangen sind. Ehrenvolle Abstammung, ererbte Herrschaft, Erziehung nach festen Grundsätzen, ausgezeichneten Ruhm, das Alles hast Du erhalten. So hoch Du nun durch das Glück gestellt bist, so sehr mußt Du unter den Guten hervorragen. Schließlich wünsche ich Dir, daß Du nur Ersprießliches unternehmen mögest und dann Vollbringen Deiner Entschließungen." — So lange Alexander in diesen Grundsätzen lebte, war er groß und zugleich Verehrer und Freund des Aristoteles. Je länger aber beide von einander getrennt waren und je mehr sich Alexander in die Sinnlichkeit hineinstürzte, um so mehr entfernte er sich von Aristoteles und um so mehr erkaltete der Freundschaftsbund, indem sich das Wort der nikomachischen Ethik auch hier bewährte: „Oertliche Trennung löst die Freundschaft nicht an sich auf, aber ihre Wirksamkeit und Thätigkeit. Wenn nun die Entfernung lange dauert, so scheint sie auch Vergessenheit der Freundschaft zu bewirken. Daher pflegt man zu sagen, Mangel an Unterredung und Umgang pflegt viele Freundschaften aufzulösen." —

Nachdem Aristoteles die Erziehung Alexanders vollendet hatte, begab er sich nach Athen und lehrte im Lykeion, unter den Schattengängen (*περίπατοι* — Peripatetiker) hin und her wandelnd. Er hielt hier täglich zwei Mal Vorlesungen, in denen er des Morgens die schon gereifteren Schüler tiefer in die Wissenschaft und ihren Zusammenhang einführte, (akroamatische oder esoterische Untersuchungen), und des Abends vor einer größeren Anzahl von Zuhörern mehr gelegentlich über wissenschaftliche Gegenstände und vorzüglich über die auf allgemeine Bildung abzweckenden Wissenschaften (exoterische Vorträge) sprach.

Als Aristoteles dreizehn Jahre auf diese Weise gewirkt und dabei seine wichtigsten philosophischen und naturwissenschaftlichen Schriften verfaßt hatte, wurde er der Gottlosigkeit angeklagt, indem ein angesehener athenienfischer Bürger, Demophilos, ihn beschuldigte, daß er seinem ermordeten Freunde Hermias in einem Gedichte göttliche Verehrung erweise. Er floh deshalb nach Chalkis auf Euböa und starb daselbst an einem erblichen chronischen Magenleiden, welches seine schwächliche Constitution untergrub, in einem Alter von 62 Jahren, im 3. Jahre der 114. Olymp., im Jahre 322 vor Christi Geburt. —

Die Methode des aristotelischen Philosophirens ist analytisch: Aristoteles schreitet vom Concreten rückwärts zu dessen letzten Gründen. Mitten in das Gegebene sich hineinstellend, sucht er durch Induction d. i. durch Ableitung allgemeiner Sätze aus einer Summe gegebener Thatsachen und Erscheinungen, die Idee zu finden und auf-

zuzeigen. Ihm ist Philosophie Erkenntniß aus Gründen, Versicherung des Wissens, gestützt auf Erfahrung, — eine Wahrscheinlichkeitsrechnung. Das Werkzeug dieser Erkenntniß ist ihm die Logik, die der Form nach das Organ der Wissenschaft ist und Begriffe und Schlüsse bildet und beurtheilt, um durch Schlüsse beweisen zu können. Die Metaphysik, die sich auf die Logik stützt, macht Dasjenige, was die anderen Wissenschaften aus der Erfahrung oder hypothetisch aufnehmen, selbst wiederum zum Gegenstande der Untersuchung: sie ist die Wissenschaft des Seins und seiner ersten Gründe. Die Physik, welche den größten Theil der aristotelischen Schriften umfaßt, verfolgt die Stufenreihen, auf welchen die lebendige Natur zur individuellen Seele aufsteigt. Alles Werden nämlich hat einen Zweck, Zweck aber ist Form, die absolute Form ist der Geist, — der Mittelpunkt der irdischen Natur, die realisirte Form, der männliche Mensch. Die allgemeinen Bedingungen alles natürlichen Daseins sind Bewegung, Materie, Raum und Zeit. Der Grund von Allem ist der erste Beweger, und je näher ein Wesen diesem steht, um so mehr ist es des Göttlichen theilhaftig. Der erste Beweger, Gott, ist in der Welt gegenwärtig, und des Menschen Geist erkennt ihn als die Ursache alles Seins. Und diese Erkenntniß sowohl, als der Beruf des Menschen, dadurch gottähnlich zu werden, daß er, wie Gott als das höchste Gut Alles zum Guten führt, also das Gute in sich und um sich anstrebt und fördert, — gibt dem Menschen seine bevorzugte Stellung zum Weltall. — Auf denselben Gesetzen, wie das Weltall, ruhen auch Staat und Ethik, mit denen Aristoteles die Pädagogik auf das Engste verbindet. Die Pädagogik betrachtet er als die schwierigste Aufgabe, die gestellt werden, aber auch als die höchste, deren Lösung versucht werden kann. Wichtig erscheint seine Lehre über das höchste Gut. Sie läßt sich kurz also zusammenfassen: Jede bewußte menschliche Thätigkeit, jede Kraft und wissenschaftliche Untersuchung, jede Handlung, jeder Vorsatz ist auf Erreichung eines Zweckes gerichtet, und dieser kann natürlich nur etwas Gutes, wirkliches oder scheinbares sein (Zweck und Gutes sind oft bei Aristoteles Wechselbegriffe). Nothwendigerweise muß es aber unter den vielfachen Zwecken, die vorhanden sind, einen solchen geben, den wir um seiner selbst willen erstreben und um dessentwillen wir alles Uebrige wollen, da sonst all unser Streben ins Unendliche verlaufen und damit leer und eitel sein würde, und dieser Zweck, der allen unsern Bestrebungen und Handlungen als letztes Ziel vorgesteckt ist, muß offenbar das Gute, ja das höchste Gut sein. Wer die Kenntniß dieses Zieles besitzt, ist gleich einem Bogenschützen, der nur dann, wenn er das Ziel kennt, dasselbe zu treffen vermag.

Das Gute ist die Glückseligkeit; denn während wir Ehre, Lust, Vernunft und jede Tugend theils zwar auch um ihrer selbst willen begehren, theils sie aber auch um der Glückseligkeit willen suchen, da wir durch ihren Besitz glückselig zu werden glauben, streben wir nach der Glückseligkeit nur um ihrer selbst und nie um eines Andern willen: sie ist also Endzweck, d. i. das, was immer nur um seiner selbst und nie um eines Andern willen erstrebt wird. Das höchste Gut oder die Glückseligkeit ist also das Ziel des gesammten menschlichen Handelns, etwas Vollkommenes (Endzweck), an sich Genügendes, als das Wünschenswertheste von Allem. Worin aber besteht die Glückseligkeit? In der Lösung der dem Menschen gestellten Aufgabe, welche aus dem dem Menschen eigenthümlichen und ihn von allen andern Geschöpfen unterscheidenden Wesen erkannt wird. Das bloße Leben kann dieses nicht sein, denn dieses kommt auch der Pflanze zu; auch nicht das bloß sinnlich wahrnehmende Wesen, das der Mensch mit den Thieren gemeinsam hat. So bleibt also nur das handelnde Leben des Menschen als eines mit Vernunft begabten Wesens übrig; es besteht demnach die Aufgabe des Menschen in einer der Vernunft gemäßen oder ihr nicht widersprechenden Thätigkeit der Seele. Nun hat aber die Gattung und der einzelne Tüchtige in ihr dieselbe Aufgabe, und für den Letzteren tritt zu seiner Aufgabe nur der Vorzug der Tüchtigkeit und Vollkommenheit hinzu (so hat z. B. der Zitherspieler überhaupt und der tüchtige Zitherspieler die nämliche Aufgabe, die des Zitherspielens, und der Tüchtige unterscheidet sich nur dadurch, daß er gut spielt); daher muß, wenn die Aufgabe des Menschen in einer mit Vernunft verbundenen Thätigkeit der Seele besteht, diese Thätigkeit bei dem tüchtigen Menschen gut und trefflich beschaffen sein, und wenn das gut beschaffen ist, was in der ihm eigenen Vollkommenheit vollbracht wird, so besteht das menschliche Gut in derjenigen Thätigkeit der Seele, welche ihrer Vollkommenheit oder Tugend gemäß ist, und wenn es mehrere solcher Tugenden gibt, in der der besten und vollkommensten Tugend entsprechenden Thätigkeit. Dazu muß jedoch noch hinzukommen, daß dies eine ganze Lebenszeit hindurch dauert; denn ein Tag oder eine kurze Zeit macht noch keinen Glückseligen. Derjenige also ist der Glückselige, welcher der vollkommenen Tugend entsprechend thätig und mit äußeren Gütern hinlänglich ausgerüstet ist, und zwar nicht bloß auf eine kurze Zeit, sondern eine ganze Lebenszeit lang. — Die Glückseligkeit ist eine der Tugend entsprechende und zwar eine der vorzüglichsten Tugend entsprechende Thätigkeit. Diese Thätigkeit aber ist die denkende Betrachtung oder philosophische Erkenntniß; denn diese ist die vorzüglichste Thätigkeit, weil nicht nur die

Vernunft in uns das Vorzüglichste ist, sondern auch die Gegenstände der Erkenntniß, mit der es die Vernunft zu thun hat, die vorzüglichsten sind. Zugleich ist diese intellectuelle Thätigkeit die anhaltendste, die größte Lust gewährend, selbst genügsam. Daß aber die vollkommene Glückseligkeit in der denkenden Betrachtung besteht, erhellt auch daraus, daß die Götter, die wir doch im höchsten Grade für selig und glückselig halten, dies nur durch jene Thätigkeit sein können, weil alle anderen Handlungen als zu gering und unwürdig für dieselben erscheinen. Die Gottheit ist ohne Bewegung, ohne Leiden und Veränderung; ihr Wesen ist die reine, absolute, ununterbrochene Actualität des Denkens, dessen Inhalt nur der beste sein und das deshalb nur sich selbst zum Gegenstande haben kann. Von den Thätigkeiten des Menschen muß diejenige am glückseligsten sein, welche der göttlichen am meisten verwandt ist. Und wiederum müssen die Götter, die Freude haben an dem Besten und ihnen am meisten Verwandten, nämlich der Vernunft, denjenigen am meisten lieben, welcher die Vernunft am meisten liebt und schätzt. —

Wie in der Philosophie überhaupt, so tritt Aristoteles auch in den Ansichten über die Erziehungskunst mit Platon entschieden in Gegensatz. Platon schaute die Idee der Erziehung in ihrer idealen Höhe; Aristoteles faßt sie in ihrer practischen Tiefe. In der idealen Anschauung Platon's erhält die Individualität nicht die gehörige Berücksichtigung; Aristoteles erkennt auf seinem analytischen Wege ihre Berechtigung vollständig an. Und wie im Fundament, so im Ausbau. In Behandlung der Sclaven ist Aristoteles weniger streng, als Platon, indem er für deren sittliche und geistige Erziehung zu sorgen befiehlt. Platon erklärt die mathematischen Wissenschaften für hochwichtig beim Unterricht, indem sie vom Sinnlichen zum Geistigen hinführen; Aristoteles stellt sie für den Unterricht sehr tief, weil in ihnen die Sittlichkeit keine Nahrung fände. Aristoteles opponirt nicht wie Platon gegen die Dichter und Künstler, weil sie uns nur den wesenlosen Schein, statt Wahrheit darböten und darum der Jugend Gefahr brächten und der Vielwisserei Vorschub leisteten, sondern er findet die psychologische Erklärung des Ursprungs der höheren Kunstthätigkeit und sieht, daß nicht bloß das Aeußere, sondern auch die Gemüthsstimmung und das innere Geistige nachgeahmt wird. Im Gegensatz zu Platon hebt Aristoteles die Geschichte und historische Kenntniß als besondere Disciplin zur Bildung des Geistes hervor, und versucht er Anleitung zu geben, den Stoff durch methodische Mittel leichter zu erfassen. Als Repräsentant des Griechenthums hält Platon die Knabenliebe für ein wesentliches Volkserziehungsmittel; Aristoteles der Ver-

treter der Weltwahrheit hingegen weist sie aus seinem Staate aus. Wesentlich unterscheidet sich endlich Aristoteles von Platon in Betracht der sittlichen Jugendbildung, indem Platon über das Gute in den menschlichen Angelegenheiten nicht reden kann, ohne dabei an die Idee des Guten an sich anzuknüpfen, die Tugend auch nicht durch Unterricht mitzutheilen weiß, weil sie ein Geschenk des Himmels für Den ist, der darnach strebt, Aristoteles hingegen nur das Sittliche im Leben der Menschen, nicht das Gute im Großen der Welt für den Gegenstand der Ethik erklärt und die Tugendbildung auf klare Verstandesbegriffe zurückzuführen sucht. Platon verlangt, daß der Mensch zu den Göttern sich emporrichte und an derjenigen Gottesverehrung festhalte, welche durch die öffentlichen Gesetze sanctionirt ist. Bei Aristoteles tritt die Gottesverehrung im Herzen zurück und die Mythologie ist ihm nur allegorische Hülle. „Von den Verfahren, sagt er, ist uns im mythischen Gewande überliefert worden, daß die Himmel, Planeten, Sonne und Mond, Gottheiten seien, und daß das Göttliche die ganze Natur umfasse. Das Uebrige ist mythisch, hinzugefügt zur Ueberredung der Menge, und der Gesetze und anderer Zwecke wegen. Sie nennen nämlich die Götter menschenähnlich und legen ihnen Aehnlichkeit mit anderen lebenden Wesen bei. Wenn man nun dieses ausscheidet und bloß auffaßt, daß sie die ersten Wesenheiten für Götter nahmen, so wird man diese Lehre für eine göttliche halten und wohl glauben müssen, daß, da wahrscheinlich eine jede Kunst und Philosophie, so weit es möglich war, oft gefunden ward und wieder verschwand, sich diese Meinungen als Trümmer von jenen Annahmen bis jetzt erhalten haben. Nur in so weit ist uns die Vorstellung unserer Väter und der Männer der ersten Vorzeit verständlich.“ —

Die Pädagogik gründet Aristoteles auf das sichere Fundament der Menschenerkenntniß.

Der Mensch ist das sinnenbegabteste aller Wesen. Er hat mit der Pflanze und dem Thiere das vegetative, mit dem Thiere das animale, empfindende Leben gemein. Während aber die Thiere den Leidenschaften fröhnen und nur einigen Gedächtniß verliehen ist, besitzt er vor allen anderen Wesen Vernunft, sowie Sprache, um sich über das Nützliche und Schädliche zu äußern, und Gefühl für das Gute und Böse, des Rechtes und Unrechtes. Das Begehrungsvermögen ist vernunftlos, wenn es in der Begierde der Vernunft widerstreitet, wohingegen es auf gewisse Weise an der Vernunft Theil hat, sofern es dieser folgt und gehorcht. Das von der Vernunft geleitete Begehren nennt Aristoteles mit Platon im engeren Sinne den Willen, das vernunftlose die Be-

gierde. Das Vernünftige ist wieder in doppelter Hinsicht zu unterscheiden: einmal als das, was die Vernunft außer sich hat, ihr aber gehorcht, und zweitens als das, was die Vernunft eigentlich nur in sich selbst hat. Diesem Unterschiede entsprechend zerfällt auch die Tugend in eine doppelte: in geistige, wie Weisheit, Einsicht, Verstand, — und sittliche, wie z. B. Freigebigkeit und Besonnenheit. Den sittlichen Tugenden verdanken die geistigen ihren Ursprung, und ihr Wachsthum größtentheils der Belehrung und bedürfen daher der Erfahrung und der Zeit; die sittlichen hingegen entstehen aus Gewöhnung. Das sind die Thätigkeiten der Seele, nur daß das Denken oder die Vernunft nicht reines Product der niederen Seelenvermögen ist und sich zu ihnen nicht bloß als höhere Entwicklungsstufe verhält, sondern als reine intellectuelle Thätigkeit vom Leibe nicht abhängig ist und darum auch als allgemeine Vernunft ewig und unsterblich fortbesteht. Die Seele ist die Energie des Körpers, der ganze, lebendige Organismus, der, indem er sich selbst erzeugt, die Gliederung des Körpers ist: man darf deswegen nicht fragen, ob Seele und Leib Eins seien, wie man nicht fragt, ob das Wachs und seine Form, überhaupt die Materie und ihre Form Eins sind. Das Ziel, welches sich der Mensch steckt und welches ihm gesteckt ist, ist die Glückseligkeit d. i. eine vollkommne practische Thätigkeit in einem vollkommnen Leben. Diese Glückseligkeit gründet sich wesentlich auf die Tugend, die durch Uebung im sittlichen Handeln erlangt wird, wie durch Uebung in der Musik und Baukunst der Musiker und Baukünstler entsteht. Wie nun aber jede Handlung insofern unvollkommen ist, als an ihr entweder zu wenig oder zu viel geschieht, ihre Vollkommenheit also darin besteht, daß in ihr das rechte Maß, die Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig innegehalten wird: so ist auch die Tugend die richtige Mitte im Handeln, — nicht die Mitte an sich, sondern die Mitte für uns, da das, was für einen Menschen genug ist, es noch nicht für den andern ist, und demnach ein Anderes die Tugend eines Mannes, ein Anderes die des Weibes, ein Anderes die des Kindes rc. ist. Es gibt also so viele verschiedene Tugenden, als Lebensbeziehungen vorhanden sind.

Die Ausbildung der Tugend im Allgemeinen hängt vom politischen Leben ab. Der Staat ist früher als der Einzelne, wie das Ganze früher als der Theil, also auch die Vernünftigkeit und Sittlichkeit des Staates früher, als die des Einzelnen ist. Nothwendig müssen Die ursprünglich gepaart sein, die ohne einander nicht sein können, wie Weibliches und Männliches der Erzeugung wegen; so auch Herr und Knecht. Aus diesen beiden natürlichen Gesellschaften

entsteht das erste Haus; aus mehreren Hauswesen die Ortschaft; und so aus der Familie erwachsen, entsteht die Königsherrschaft aus der Herrschaft des Familienoberhauptes. Der Mensch ist ein von Natur zum Staatsleben bestimmtes lebendiges Wesen, und der durch Natur und nicht durch Zufall zum Staatsleben nicht Geeignete ist entweder schlechter oder besser, als ein Mensch. Der Staat ist der Inbegriff aller Verbindungen unter den Menschen und die naturgemäße Vollendung derselben. Der Zweck des Staates ist die Begründung eines vollkommenen, sich selbst genügenden, glückseligen Lebens der Familien und Gemeinden. Das Wichtigste zur Erhaltung des Staates ist eine den Gesetzen und der Verfassung gemäße Erziehung. Jede Verfassung muß sich nach der jedesmaligen Erziehung gestalten, denn durch den eigenthümlichen Charakter von dieser erhält jene ihre ursprüngliche Entstehung, sowie ihre Fortdauer. Immer aber ist der bessere Charakter auch Quell der besseren Verfassung. Eben so muß zur Erhaltung der Verfassung die Jugenderziehung nach dem Charakter derselben eingerichtet sein. Nichts können die weisesten Gesetze nützen, wenn nicht die Menschen selbst durch Gewöhnung und Erziehung eine der Verfassung angemessene Bildung erhalten haben. Wenn sich bei einem Einzelnen Unsittlichkeit findet, so findet sie sich auch im Staate. Diese jeder Staatsverfassung angemessene Erziehung aber geht nicht dahin, daß Jeder in der Oligarchie oder in der Demokratie thue, was den Oligarchen oder Demokraten wohlgefällt; sondern dahin, daß Jeder das thue, wobei die Oligarchie oder die Demokratie bestehen kann. Und wenn überhaupt die Aeußerungen jeder Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit einige vorläufige Anweisung und Gewöhnung fordern, so offenbar auch die Handlungen der Tugend.

Durch dieselbe Erziehung entstehen unter ähnlichen Verhältnissen noch nicht dieselben Tugenden, denn diese sind nach Verschiedenheit der Anlagen sehr verschieden, wie dies besonders bei Männern, Weibern, Kindern und Sclaven sich zeigt. Der Sclav ist von Natur nicht seiner selbst, sondern eines Anderen: er hat an der Vernunft nur so viel Antheil, um sie vernehmen zu können, ohne sie zu besitzen. Die Frau hat eine unfeste Natur, aber als freie Person hat sie dem Manne gegenüber eine bestimmte Berechtigung und Selbstständigkeit, und die Leitung der Frau durch den Mann gleicht der obrigkeitlichen Regierung, in der Regierende und Regierte ihren wesentlichen Rechten nach einander gleichstehen. Das Kind hat eine unreife Vernunft: die Herrschaft der Aeltern über die

Kinder ist monarchisch; denn das Erzeugende herrscht sowohl hinsichtlich seiner Liebe, als auch hinsichtlich seines Alters. Aber nicht allein nach der Standes- und Geschlechtsverschiedenheit der Menschen überhaupt, sondern auch nach der Verschiedenheit der Seelenkräfte im Einzelnen sind die Tugenden verschieden. Immer aber und in Jedem muß die Empfindung durch den Verstand geläutert werden und dieser die Bestrebungen und Triebe regeln und ordnen. Der praktische Verstand bezieht sich auf diese Harmonie zwischen Wollen und Denken, so daß im Vorsatze die richtige Einsicht und die rechte Begierde ist, während der theoretische allein auf Irrthum und Wahrheit seine Thätigkeit richtet. Die sittlichen Tugenden sind von Natur uns weder angeboren, noch auch unserer Natur zuwider, sonst wäre es unmöglich, uns an sie zu gewöhnen; sondern wir haben natürliche Anlage dazu, erlangen aber erst durch Angewöhnung Vollkraft darin, wie durch Unterricht in den Verstandestugenden. Die Gewöhnung ist die allein feste Grundlage für alle späteren Einwirkungen der Erziehung, die, wenn sie auch mehr auf dem Wege der Lehre und des Unterrichts stattfinden, doch nie die Gewöhnung gänzlich ausschließen, sondern mit derselben in steter Wechselwirkung bleiben müssen.

Der Mensch wird Das, was er wird, durch Natur, Gewöhnung und Belehrung. Gewöhnung und Belehrung machen die Erziehung, und sie müssen immer beisammen sein, aber nur so, daß die Gewöhnung am frühesten eintritt. Die Belehrung hat einen innern Zweck, denn es ziemt sich nicht für edle und freie Gemüther, nach dem Nutzen Dessen zu fragen, was man lernt. Die Erziehung soll die Seele für die Lehren des Sittlichen vorbereiten, wie man das Land zubereitet, ehe man den Samen hineinstreut. Erst wenn das Gemüth zum Guten geneigt ist, kann mit Nutzen die Lehre des Sittlichen folgen und dann erst, wenn gute Gewöhnung da ist, haben die Grundsätze veredelnden Einfluß. Immer aber muß das letzte Ziel der Natur, vernünftige Ausbildung, im Auge behalten werden, und immer nur darf die Erziehung Ergänzung der Natur sein.

Um zu ermitteln, worauf die Erziehung sich zu richten hat und welcher Mittel sie sich zur Erreichung ihres Zieles bedient, muß dreierlei in's Auge gefaßt werden, das Nothwendige und zum Leben Nützliche, Das, was zur ethischen Tugend leitet und Das, was über diese hinaus den höchsten, d. i. den theoretischen Bestrebungen dient. In dem zum Leben Nothwendigen ist aber die Jugend nur insoweit zu unterrichten, als die Beschäftigung mit dem-

selben den Freien geziemt; namentlich ist alles Handwerk, alle Lohnarbeit, oder gar was den Körper beeinträchtigen könnte, zu vermeiden. Daher sind auch die eigentlichen Künste nur mit Rücksicht auf die Gesammtbildung, keineswegs aber bis zur Virtuosität zu treiben, weil ein solcher Betrieb eines Freien unwürdig wäre. Betreffs der ethischen Tugenden sind die Kinder besonders zur Besonnenheit und Mäßigkeit gesetzlich anzuhalten, damit die anfängliche Ueberwindung durch Gewohnheit das Unangenehme verliere. Endlich dienen zur ethischen wie zur theoretischen Bildung bestimmte, allgemein übliche Bildungsmittel, nämlich die Grammatik, die Gymnastik, die Musik und die Graphik. Graphik und Grammatik sind für das praktische Leben nützlich und vielfach anwendbar, während die Gymnastik als Bildungsmittel zur Tapferkeit wichtig ist. —

Perioden der Erziehung. Man muß der Abtheilung, welche die Natur selbst gemacht hat, folgen, indem aller Kunst und Erziehung nichts Anderes obliegt, als das von der Natur Gegebene ergänzend zu entwickeln. Die Natur aber hat der Erziehung in einer zweifachen Stufe eine nothwendige Begrenzung gegeben. Die erste geht vom 7. Jahre bis zur Mannbarkeit und die zweite von da bis zum ein und zwanzigsten; Samen trägt der Mensch ungefähr vom 14. Jahre an bei sich, allein fruchtbar ist derselbe erst gegen das 21. Jahr.

In Wahrheit fängt jedoch die Erziehung schon vor der Geburt an. Denn da zuerst zu sorgen ist, daß der Körper der zu Erziehenden so vollkommen als möglich werde, so muß auch gleich anfangs für die Ehe gesorgt und bestimmt werden, von welcher Beschaffenheit und welchem Alter Diejenigen sein müssen, welche sich verehelichen wollen, damit sie in ihrem Verhältnisse zusammen älter werden und ihre Kräfte mit einander übereinstimmen, auf daß nicht ein Mann, der noch im Stande wäre, Kinder zu zeugen, mit einer Frau, die nicht mehr gebären kann, zusammenlebe oder umgekehrt. Weil nun hinsichtlich der Zeugung im Durchschnitt für den Mann das 70. Lebensjahr, für die Frau aber das 50. als äußerste Grenze fest steht: so muß keine Verehelichung erlaubt sein, als zwischen solchen, die von diesem Zeitpunkte ungefähr gleich weit entfernt sind. Aber außerdem dürfen beide Theile auch überhaupt nicht zu jung in die Ehe treten, denn in allen Thiergeschlechtern sind die Geburten von zu jungen Thieren unvollkommen, meistentheils Weibchen; von geringem Wuchse; und wiederum sind die Kinder der zu sehr Bejahrten an Leib und Seele unvollkommen und schwächlich. Das zur Fortpflanzung taugliche Alter muß also bis auf die Zeit beschränkt werden, in welcher der Verstand seine höchste Stufe

erreicht hat: das ist bei den Meisten in dem fünfzigsten Jahre. Daneben ist, wie zu einem guten Verhalten in bürgerlichen und Staatsgeschäften oder zu einer guten Gesundheit, so auch zum Kinderzeugen weder die Beschaffenheit der Athleten nützlich, noch Derer, welche einen von ärztlicher Pflege allzu abhängigen und vom Arbeiten zu sehr entwöhnten Körper besitzen, sondern nur eine solche, welche zwischen beiden liegt. — Die Schwangeren müssen für ihren Körper Sorge tragen, indem sie keine magere Kost genießen und sich keiner trägen Ruhe überlassen. Das Gemüth hingegen müssen Schwangere weit ruhiger zu erhalten suchen, als den Körper; denn es kann nicht geleugnet werden, daß die Mutter auf die Frucht, welche ja von der Empfängniß an einem beständigen, obgleich im Schlafe stattfindenden Wachsen unterworfen ist, eben so Einfluß habe, wie der Boden auf die Pflanzen.

Ist das Kind geboren, so sei es Gesetz, daß kein durch Naturfehler entstelltes Kind auferzogen werde. In Rücksicht der Menge der Kinder soll, wenn die angenommenen Gewohnheiten und Gebräuche bestimmten Aeltern nur eine bestimmte Zahl gestatten, kein gebornes Kind ausgesetzt, vielmehr in solchem Falle der Zeugung selbst eine Schranke gesetzt werden, und wenn es dessenungeachtet unter den Eheleuten vorfiele, daß eine Frau, die schon die gesetzmäßige Zahl der Kinder hat, schwanger würde, muß man die Frucht, ehe sie Empfindung und Leben hat, von ihr abtreiben lassen; denn nach dem Leben und dem Gefühle der Frucht wird allein bestimmt, was gegen sie dem Recht und Gewissen nach erlaubt ist. Sonst gehört Gedeihen und Fülle des Nachwuchses mit zur Glückseligkeit des Einzelnen. Denn die Aeltern lieben die Kinder als Theile ihres eigenen Wesens und die Kinder wiederum die Aeltern als die Urheber ihres Daseins. Die Liebe der Erzeuger zu dem Erzeugten ist aber noch größer, als die der Erzeugten zu den Erzeugern, weil sowohl die Vorstellung der Erzeuger, daß die erzeugten Wesen von ihnen sind, lebhafter ist, als auch die Erinnerungen und Hoffnungen der Aeltern Vieles dazu beitragen, sowie die größere Länge der Zeit, indem die Aeltern die Kinder mit ihrem Dasein, letztere aber die ersteren erst dann, wann sie zum Selbstbewußtsein und zur Vernunft kommen, zu lieben beginnen. Besonders hegen die Mütter gegen die Kinder eine solche Zuneigung, daß sie das Sein und Leben der Kinder um dieser selbst willen, nicht um ihretwillen wünschen und an allen Vergnügungen und Schmerzen der Kinder Theil nehmen: sie zeigen, daß es möglich ist, an dem Lieben allein Freude zu haben, wenn es auch von dem Geliebtwerden getrennt ist; und sie lieben die Kinder mehr als die Väter, weil es ihnen mehr kostete, die Kinder zur Welt

zu bringen. Die Verbindung zwischen Vater und Kindern ist ein Bild der königlichen Regierung, denn es liegt dem Vater an dem Wohle seiner Kinder, wie dem Könige an dem seiner Unterthanen. Die väterliche Herrschaft ist aber von der des Königs noch durch die Größe der Wohlthaten unterschieden; denn der Vater ist der Urheber des Daseins, des kostbarsten unter den Gütern, zugleich aber auch der Ernährer und Erzieher des Kindes. Die Fürsorge der Aeltern für ihre Kinder ist nicht bloß eine Pflicht, welche ihnen die Natur auferlegt hat, sondern sie ist für sie auch vortheilhaft. Denn was die Aeltern in der Zeit, in welcher sie es vermögen, den Kindern, die es noch nicht vermögen, erweisen, das erhalten sie von ihnen wieder, wenn diese in den Stand kommen, es zu leisten, und jene im Alter einer Hülfe bedürfen. Der Kinder vornehmste Pflicht scheint es also zu sein, den Aeltern Unterhalt zu reichen, als Erstattung einer Schuld; und für die Urheber des Daseins auf diese Weise zu sorgen, ist schöner, als auf seine eigene Erhaltung bedacht zu sein. Ferner sind wir den Aeltern, sowie den Göttern, Ehrenbezeugungen schuldig, obschon Niemand durch die ihnen erwiesene Ehre dem Werthe der von ihnen empfangenen Wohlthaten gleich kommen kann. Am wenigsten können Aeltern, wie auch Lehrer, durch Geld und Ehre bezahlt werden.

So lange das Kind in dem Mutterschoße verschlossen war, glich sein Leben ganz dem der Pflanze. In der ersten Zeit nach der Geburt schon unterscheidet sich aber seine Seele in der Hinsicht von der Seele der Thiere, daß sich in derselben Spuren der künftigen hohen Anlagen entdecken lassen, wenn gleich die Neugebornen und die Kinder überhaupt nicht einmal in den ersten Jahren träumen. Gleich den Thieren streben auch die Kinder nach Genuß, und wenn sie auch später eine gewisse Ueberlegung erlangen, so ist diese doch nur unvollkommen. Zorn, Begehrungsvermögen, Begierde treten hervor; aber vollendeter Verstand und Vernunft entwickeln sich erst in den späteren Jahren. Auch die freiwilligen Handlungen der Kinder sind, wie bei den Thieren, ohne eigentlichen Vorsatz. Deshalb können sie nicht an sich tugendhaft sein, sondern nur in Rücksicht auf ihren, schon zur Vollendung gelangten Führer und Leiter. Diese Führer und Leiter nun haben zu sorgen, daß die Kinder, wenn sie geboren sind, milchige Speise, mit Vermeidung des Weines, bekommen. Auch sind körperliche Bewegungen und Gewöhnung an Kälte, soviel es dem Alter angemessen ist, nothwendig; denn zu Allem, wozu man durch Gewöhnung gebildet werden kann, ist es besser, gleich von der Geburt an und so nach und nach immer mehr geübt zu werden. In dem nun folgenden Alter bis

zum fünften Jahre — während welcher Zeit es Vortheil bringt, die Kinder weder mit Lernen, noch mit harter Arbeit zu beschäftigen, weil dadurch ihr Wachsthum aufgehalten wird — müssen sie dessen ungeachtet in soweit Bewegung erhalten, daß sie vor Unthätigkeit bewahrt bleiben; und diese Bewegung kann man ihnen durch Spiel und andere Beschäftigungen geben. Die Spiele müssen größtentheils Nachahmungen Dessen sein, was späterhin mit Ernst getrieben wird. Eben so sei Sorgfalt auf die Erzählungen und Mährchen zu wenden, die dieses Alter zu hören bekommt. Und wie der Gesetzgeber überhaupt aus dem Staate sittlich häßliche Reden verbannen soll, weil aus der Leichtigkeit, irgend etwas Häßliches zu reden, das Thun desselben folgt; so muß aus dem Kreise der Jugend alles Dergleichen entfernt werden, damit sie es weder sage, noch höre. Es ist daher auch darauf zu sehen, daß die Kinder so wenig wie möglich unter Sclaven sind, damit sie, so klein sie auch noch sind, nichts sehen noch hören, was einem Freien unanständig ist: das Nachahmen ist dem Menschen von Jugend auf angeboren, und hierin unterscheidet sich der Mensch von allen anderen Wesen, daß er das nachahmungsliebendste Geschöpf ist. Wenn wir aber sittlich-häßliche Reden verbieten, so ist klar, daß wir auch das Kennenlernen unzüchtiger Gemälde und dergleichen Schriften wegweisen; und es sei die Sorge der Obrigkeit, daß weder eine Bildsäule, noch ein Gemälde solche Scenen darstelle. Und wie einerseits vom Kinde alles Anstößige und Schändliche fern zu halten ist; so ist es andrerseits jetzt wie später anzuleiten, daß es Freude empfinde an Dem, was tugendgemäß Lust erregen soll, und umgekehrt auch in richtiger Weise Schmerz habe, denn ein zur Gewohnheit gewordener Affect wird schwer weggeschafft, die richtige Lust ist aber von der Tugend untrennbar. — Nach Verlauf des fünften Jahres müssen die Kinder in den beiden folgenden Jahren Zuschauer und Zuhörer Dessen sein, was sie nachher zu lernen haben. In der ganzen Behandlung der Kinder aber ist auch die natürliche Verschiedenheit der beiden Geschlechter zu berücksichtigen, denn das Weib ist namentlich in Hinsicht der Tugenden schwächer und wegen seiner Furchtsamkeit mehr zum Hüten, der Mann aber stärker und wegen seiner Tapferkeit zum Abwehren bestimmt. Das Weib muß sich deshalb besonders Schönheit und Größe des Körpers, wie in Bezug auf die Seele Mäßigkeit und Arbeitsliebe ohne Niedrigkeit angewöhnen. —

Vom siebenten Jahre an beginnt der eigentliche Unterricht. Von hier ab bis zur Mannbarkeit wird gelernt und werden Leibesübungen getrieben; dann die nächsten 3 Jahre nur musikalischer

und wissenschaftlicher Unterricht; nachher bis zum 21. Jahre schwere Uebungen und bestimmte Diät, theils um den Verirrungen des Geschlechtstriebes vorzubeugen, theils um die Jünglinge für den Krieg und andere körperliche Anstrengungen fähig zu machen.

Die Aufgabe des Unterrichts, wie die der Erziehung ist es, die Kinder als unvollendete Wesen zu vollendeten Bürgern zu erziehen, weil sie einst an der bürgerlichen Gesellschaft Theil nehmen sollen, und weil der Staat ohne die Bildung des Einzelnen nicht zu seiner Vollendung gelangen kann. Das Ziel der Erziehung ist, die Kinder und überhaupt die Altersstufen, die der Erziehung bedürfen, so zu bilden, daß sie Alles können, am meisten aber das Schöne, — im Kriege leben, friedliche Geschäfte führen, die Muße genießen und Jegliches, was nothwendig und nützlich ist, thun. Diese Bildung muß in einem wohleingerichteten Staate für Alle sein, weil Alle einen gemeinschaftlichen Zweck, Bürger zu werden haben. Auch muß sie vom Staate, nicht von Einzelnen ausgehen, und muß die Uebung in den gemeinsamen Lehrgegenständen gemeinsam sein, da jeder Bürger ein Theil des Staates ist, und es naturgemäß ist, daß die Sorge für den Einzelnen und Besonderen der des Ganzen untergeordnet ist.

Gemäß der Verschiedenheit der menschlichen Seele und der sich hierauf stützenden Tugenden ist die Erziehung eine intellectuelle durch Unterricht und eine sittliche Angewöhnung.

A. **Die intellectuelle Erziehung.** Da alle Vermögen theils angeboren z. B. die sinnliche Wahrnehmung, theils durch Gewöhnung erworben, wie das Flötenspiel, theils durch Erlernung, wie die Künste, erlangt werden: so müssen die durch Gewohnheit und Vernunft erworbenen Vermögen im Besitze Derer sein, welche vorher thätig gewesen sind; wogegen bei den angebornen Vermögen vorhergehende Thätigkeit nicht nothwendig ist. Die Erlernung also ist eine Bewegung und zwar als solche unvollendet; denn man kann ja nicht zugleich lernen und gelernt haben oder belehrt werden und belehrt haben, sondern ein Verschiedenes belehrt und wird belehrt. Das Lernen ist aber, wie das Bewundern, in den meisten Fällen angenehm; denn sowie das Bewundern ein Verlangen enthält zu erkennen, wodurch das Bewunderte ein Gegenstand des Begehrens wird, so liegt in dem Lernen eine Versetzung in den natürlichen Zustand der Thätigkeit. Besonders ist auf leichte Art lernen von Natur Jedem angenehm, und diese Freude am Lernen,

besonders am leichten Lernen, besteht in der Wahrheit der Uebereinstimmung zwischen zwei verschiedenen Dingen, dem Abbilde und dem Urbilde, denn die damit verbundene Uebung des Verstandes verursacht uns so den höchsten Genuß. Die Erlernung wird durch Gewohnheit bestimmt: welche Gewalt die Gewohnheit habe, zeigen die Gesetze, bei welchen in Bezug auf das Fabelhafte und Kindische die Gewohnheit mehr Gewalt hat, als die Erkenntniß der Dinge. Auch ist ein Unterschied zwischen der Methode, welche die Untersuchungen von den Principien ausgehen, und der, welche dieselben auf die Principien zurückgehen läßt. Man muß nämlich bei jeder Untersuchung von bekannten Wahrheiten ausgehen; diese sind aber doppelter Art, entweder allgemeine Vernunftbegriffe, oder Thatsachen unserer individuellen Erfahrung. —

Da der Körper vor dem Geiste zu bilden ist, indem die geistige Bildung auf der körperlichen ruht; so muß die Jugend offenbar zuerst in der Gymnastik und Pädotribik unterrichtet werden, denn jene ertheilt dem Körper eine gewisse Beschaffenheit — Gesundheit und Schönheit, — diese macht ihn zu seinen Verrichtungen im bürgerlichen Leben und im Kriege geschickt. Hierbei ist nun nicht dahin zu streben, daß der Körper die athletische Beschaffenheit erhalte, denn weder bei den Thieren noch bei den Völkern sehen wir die Tapferkeit als Begleiterin der wildesten, sondern der besonnenen und löwenartigen Charaktere. Dem Schönen, nicht dem thierisch Wilden gebührt der Kampfpreis. Die gymnastischen Uebungen sind nothwendig, da sie Gesundheit, Stärke und mannhaften Muth befördern. In Hinsicht auf das Maß schwächen zu viele den Körper eben so, als zu wenige. — Eins ist man auch über die Beschaffenheit derselben. Bis zum mannbaren Alter müssen nur leichtere Uebungen vorgenommen, sowie die Zwangsdiät und die gewaltsamen Anstrengungen entfernt werden, damit das Wachsthum kein Hinderniß finde. Wenn drei Jahre nach der Mannbarkeit auf die übrigen Fächer des Unterrichts gewandt sind, dann ist es rathsam, das folgende Alter auch zu schwereren Arbeiten und zu einer der athletischen ähnlichen Zwangsdiät anzuhalten. Denn mit Geist und Körper zugleich angestrengt arbeiten, ist nicht heilsam, weil jede dieser Anstrengungen nothwendig eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringt: die Anstrengung des Körpers hindert den Geist und die des Geistes den Körper. Richtig angewandte Leibesübungen machen den Körper schön, und eines Jünglings Schönheit besteht darin, daß sein Körper zu Anstrengungen sowohl des Laufens, als des Ringens tauglich ist, während er zugleich den Genuß eines angenehmen Anblicks gewährt.

Die Schönheit erscheint jedoch für jedes Alter als eine andere; und so ist die des Mannes Tüchtigkeit zu kriegerischen Anstrengungen und Annehmlichkeit des Aeußern mit Furchtbarkeit verbunden; die des Greises hingegen ist Bestehen in den nothwendigen Anstrengungen ohne Verkümmerung, wenn der Mensch Nichts von Dem zu leiden hat, was des Alters Plage ist. Die gymnastische Tüchtigkeit des Körpers besteht aus Größe, Stärke und Behendigkeit. — Der Lehrer der Gymnastik hat zu untersuchen, welche Art von Leibesübung dem bestimmten Körper zukommt und also auch, welche die an sich beste Art der Leibesübungen ist, denn das ist die, welche dem am schönsten gebauten und am besten unterhaltenen und gepflegten Körper zukommen muß. Auch muß er wissen, welches diejenige Gymnastik ist, welche sich im Durchschnitt für die meisten Körper schickt. — Die Gymnasien müssen für die verschiedenen Alter von einander abgesondert sein. Die für die älteren Personen könnte man am schicklichsten auf einem Marktplatze anlegen, der rein von Kaufwaaren gehalten wird und auf dem kein Bauer oder Handwerksmann sich sehen lassen darf, wenn er nicht von den Magistratspersonen gerufen wird. Bei den Gymnasien, in welchen sich junge Leute üben, müssen einige Magistratspersonen wohnen, und die, welche für die älteren bestimmt sind, müssen den Wohnungen der Magistratspersonen nahe sein. Denn die Gegenwart solcher Männer bringt am meisten ächte Scham und eine Freien geziemende Furcht hervor.

a) Die Musik. Es gibt 3 Arten von Künsten: solche, die durch Farben und Gestalt, durch Stimme und durch Wort, durch Harmonie und Rhythmus nachahmen. Unter allen Künsten stehen die oben an, die das durch Gehör Wahrnehmbare darstellen, weil sie vorzugsweise einen ethischen Charakter haben und ein unmittelbarer Ausdruck vom innern Gefühlsleben sind, und weil Rhythmen und Melodien wirkliche Aehnlichkeit mit den Gemüthsstimmungen und Gemüthsbewegungen, mit Zorn und Sanftmuth, mit Tapferkeit und Besonnenheit haben. Es scheint Verwandtschaft der Seele mit den Harmonien und Rhythmen statt zu finden, weswegen es Viele gibt, von denen ein Theil behauptet, die Seele sei eine Harmonie, der andere, es liege in ihr eine Harmonie. Die Musik ist die am vollkommensten nachahmende Kunst, weil sie nicht allein das geistige Innere, sondern auch Handlungen in der lebendigsten Nachahmung vor die Seele führt. Und weil wir uns von Natur an naturgemäßer Bewegung erfreuen, darum finden Alle an Rhythmus, Melodie und Symphonie Gefallen. Der Rhythmus ergötzt uns, weil er Jedem erkennbare und durch Regeln bestimmte Verhältnisse hat und uns selbst auf eine regelmäßige Weise mitbewegt. Die Alten rech-

neten die Musik zur öffentlichen Erziehung als eine anständige, schöne Unterhaltung für Freie in den Augenblicken der Muße. Sie hat aber auch noch den Nutzen, daß sie dem Charakter, ebenso wie die Gymnastik dem Körper, eine gewisse Beschaffenheit ertheilt, und daß sie uns gewöhnt, uns auf eine richtige Weise freuen zu können. Darum muß man mit der Musik auf die Jugend wirken und sie darin unterrichten, — ein Unterricht, welcher auch der Natur nach für dieses Alter paßt. Denn junge Leute dauern von freien Stücken bei nichts Reizlosem aus; die Musik aber besitzt von Natur der Reize genug. Natürlich muß man im Musikunterricht nur so weit gehen als nöthig ist, um an schönen Melodien und Rhythmen Wohlgefallen zu empfinden. Darum sollen auch weder Flöte, noch andere Instrumente musikalischen Wettstreits, wie die Kithara, gebraucht werden, sondern nur solche, wodurch zur richtigen Beurtheilung der Musik und anderer Gegenstände des Unterrichts gebildet wird. Die Flöte ist keineswegs geeignet, eine sittliche Stimmung in der Seele hervorzubringen, sondern sie versetzt vielmehr in orgische Begeisterung, so daß man ihren Gebrauch auf die Gelegenheit versparen muß, wo es bei öffentlichen Schauspielen mehr auf Reinigung der Leidenschaften, als auf Belehrung abgesehen ist. Auch ist dem Zwecke des Unterrichts im Flötenspiel besonders entgegen, daß es die Begleitung mit Gesang nicht gestattet, weshalb auch die Alten dasselbe mit Recht bei Jünglingen und Freien verwarfen. Es ist also der eigentlich künstlerische Unterricht sowohl der Instrumente als der Beschäftigung mit Musik zu verwerfen; künstlerisch aber nennen wir denjenigen, welcher erforderlich ist, um in öffentlichen Wettstreiten auftreten zu können, und dieser ziemt sich keineswegs für einen Freien, sondern für Löhnlinge.

Wir nehmen die Eintheilung der Gesänge an, welche einige Philosophen getroffen haben, nämlich in sittlich bildende und zum Handeln bewegende und begeisternde, wonach auch die Harmonien, jede ihrer Natur gemäß, sich richten. Wir behaupten ferner, nicht bloß eines einzigen Vortheils, sondern mehrerer wegen müsse man sich der Musik bedienen, zur Bildung, zur Reinigung der Leidenschaften, zu edler Unterhaltung, zur Abspannung und Erholung von anstrengenden Geschäften. Hieraus folgt, daß man sich sämmtlicher Harmonien zu bedienen habe, aber nicht aller auf die nämliche Weise, sondern zur Bildung nur der sittlichsten, zum bloßen Anhören dagegen, wobei Andere sie vortragen, der zum Handeln bewegenden und begeisternden. Beim Unterricht also bediene man sich der ethischen Melodien und solcher Harmonien. Es eignet sich aber dazu besonders die dorische Tonweise, da sie die stätigste

ist, am meisten einen männlichen Charakter hat und ohnehin die Mitte zwischen den übrigen Tonweisen hält. Natürlich muß hierbei auch, wie auf das Schickliche, auf das Mögliche Rücksicht genommen werden. Denn wie es z. B. den alternden Männern nicht leicht fällt, die angespannteren Harmonien zu singen, sondern ihnen die Natur selbst die weicheren vorlegt, so wählt man für die Knaben die lydische Tonweise. Hieraus geht hervor, daß man beim Jugendunterricht, besonders beim musikalischen, drei Hauptbestimmungen zu beobachten hat: das Mittlere, das Mögliche und das Schickliche.

b) Grammatik und Rhetorik. Die Grammatik ist zum Erwerbe, zur Oekonomie und zu vielen bürgerlichen Geschäften nützlich. Doch soll sie nicht bloß um solcher Vortheile willen gelernt werden, sondern auch, weil sie die Grundlage zu vielen anderen Kenntnissen ist. Die Grammatik hat es mit der Sprache zu thun, und weil die Begriffe und Vorstellungen und Das, wovon sie Abbilder sind, überall gleich, aber die Bezeichnungen und Worte verschieden sind, so kann man von der äußeren Mannigfaltigkeit auf innere Gleichheit zurückgehen, und von der Sprache als einem verschiedenartigen Ausdrucke läßt sich auf die innere Einheit der Rede und der Worte schließen. An die Grammatik schließt sich die Rhetorik an, die Kunst, über jeden Gegenstand das jedesmal Ueberredungsfähige zu betrachten und durch allgemein verständliche Sätze in der Volksversammlung Ueberredung zu bewirken. Es gibt eine berathschlagende, eine gerichtliche und eine demonstrative Rede, wovon die berathschlagende Rede Finanzen, Krieg und Frieden, Beschützung des Landes, Ein- und Ausfuhr und Gesetzgebung umfaßt, weshalb auch Kenntniß der Geschichte, besonders der Geschichte des Krieges und des eigenen Landes, sowie Einsicht in die Gesetzgebung gefordert wird. Um aber die Vielheit der Gegenstände und Künste, die namentlich vom Redner verlangt wird, zu bewältigen, ist die Mnemonik zu empfehlen, die an eine zweifache Thätigkeit, an das empfangende Gedächtniß und die productive Erinnerung anknüpft, so daß sich der Proceß durch die zweifache Kraft, die Aufstellung einer Topik und die Verknüpfung derselben mit einer lebendigen, leicht übersichtlichen Bilderwelt vermittelt und erleichtert.

Um die Jugend in der Grammatik zu unterrichten, muß sie vorzugsweise die Dichter lesen. Denn sie stellen die Begebenheiten dar, wie sie auf eine bestimmte Art geschehen sein könnten. Darum unterscheiden sich die Dichter von den Historikern nicht durch die gebundene und ungebundene Rede, in der sie sprechen; sondern darin

unterscheiden sie sich, daß der Eine das Geschehene schildert, der Andere aber die Begebenheiten darstellt, wie sie nach einer bestimmten Beschaffenheit hätten geschehen können. Daher ist auch die Poesie philosophischer und ernstbetrachtender, als die Geschichte. Was aber den declamatorischen Vortrag in der Poesie und auch in der Rhetorik betrifft, so ist es dreierlei, worauf man sehen muß: Stärke, Harmonie und Rhythmus. Männer, die Stärke, Harmonie und Rhythmus üben und haben, tragen gewöhnlich den Preis davon. Und da die ganze rhetorische Anleitung dem Scheine zugewandt ist, so muß man für sie, nicht als für eine rechtmäßige, sondern als für eine nothwendige Sache, Sorge tragen und zwar wegen des schlechten Zustandes der Zuhörer.

c) Die Graphik. Die Graphik oder Zeichenkunst scheint nützlich, um die Werke der Künstler richtig beurtheilen zu lernen, und die Jugend wird darin nicht allein des unmittelbar practischen Nutzens wegen unterrichtet, sondern vielmehr weil durch diese Kunst der Sinn für körperliche Schönheit gebildet und geschärft wird. Ueberall nur das Nützliche zu suchen, ziemt sich durchaus nicht für hochsinnige, edle Gemüther. Obwohl der sittlich wohlthätige Einfluß der Graphik niemals so groß sein kann, als derjenige der Musik, so bleibt es dennoch im Mindesten nicht gleichgültig, auf welche Gemälde und Statuen der Blick junger Leute fällt. Das Anschauen unanständiger Gemälde und Bildsäulen darf bei ihnen nicht zugelassen werden. Auch sollen sie nicht die Kunstwerke des Pauson, sondern des Polygnotos oder eines anderen der Maler und Bildhauer, welche das sittlich Schöne ausdrücken, betrachten, denn Polygnotos stellte die Menschen besser, als sie sich im gemeinen Leben finden, Pauson schlechter, und Dionysios der Wirklichkeit gemäß dar.

d) Die Wissenschaften. Bei den Künsten und sogar bei den Handwerken, wie bei dem Zimmer- und Schusterhandwerk, kommt immer in Betracht, ob Etwas besser oder schlechter ist; die Mathematik hingegen nimmt gar keine Rücksicht auf Gutes und Böses, weil im Unbeweglichen das Gute an sich nicht enthalten ist und alle Handlung mit Bewegung verbunden ist. Auch gibt es in der Wirklichkeit nichts so Gerades und Rundes, wie der Geometer annimmt, wie auch die Mathematik das Schöne nicht besonders hervorhebt und bestimmt. Dennoch ist das Schöne in den Gegenständen selbst und in den inneren Verhältnissen enthalten, und so zeigt denn die Mathematik die vorzüglichsten Arten des Schönen — Ordnung, Gleichmaß und das in sich Begrenzte. Uebrigens können junge Leute eben deshalb gute Geometer und Mathematiker werden, weil dazu keine Erfahrung gehört, wie bei

den Weisen, indem die Mathematik sich nur abstracter Begriffe bedient, wovon bei der Jugend eine gewisse Einsicht viel eher möglich ist.

Die Dialektik lehrt, wie man über jedes vorgelegte Problem aus dem der Meinung Gemäßen folgern und schließen kann, ohne daß dabei ein Widerspruch vorkommt. Sie ist zu dreierlei nützlich: zur eigenen Verstandesübung, zum Umgange mit Anderen, um sie zu überzeugen, und zur Erlernung der philosophischen Wissenschaften, um leichter das Wahre und Falsche zu unterscheiden. Sie bahnt den Weg zur höheren Speculation und hilft uns zur Erkenntniß der Principien jedes Faches. Dadurch aber, daß sie in die Ansichten Anderer eingeht, die verschiedenen Seiten von einem Gegenstande betrachtet und die Widersprüche in demselben aufdeckt, ist sie der Weg von der niederen zur höheren Erkenntniß. Die Dialektik ist forschend und prüfend, geschickt, Schwierigkeiten zu entdecken, die eigene Ansicht geltend zu machen und durch Widerlegung das Wahre darzuthun. Zur Wahrheit selbst aber führen fünf Wege: Kunst, Wissenschaft, Klugheit, Weisheit, Denken.

Die Philosophie ist das Mittel zur höchsten menschlich-politischen Bildung und zur Glückseligkeit. Wir nehmen an, daß der Weise soviel wie möglich Alles wisse, ohne im Einzelnen Wissenschaft davon zu besitzen. Ferner halten wir Denjenigen für weise, der das Schwere und dem Menschen nicht leicht Erkennbare zu erkennen vermag; denn die sinnliche Wahrnehmung ist Allen gemein, daher leicht und nichts Weises. Endlich glauben wir, daß Einer um so viel weiser sei in jeder Wissenschaft, je genauer er ist und je fähiger, die Ursachen zu lehren, und daß von den Wissenschaften diejenige, die ihrer selbst und des Wissens wegen anzustreben ist, mehr Weisheit sei, als die nur des Erfolgs wegen, und die befehlende mehr, als die dienende, denn der Weise muß sich nicht befehlen lassen, sondern befehlen, und er selber nicht einem Anderen gehorchen, sondern ihm der weniger Weise. Diese Eigenschaften aber kommen Demjenigen zu, der am meisten die allgemeine Wissenschaft besitzt, die Wissenschaft, die sich mit dem von den Sinneswahrnehmungen am Entferntesten, mit dem Ersten beschäftigt, welche die Ursachen betrachtet und die das Wissen um ihrer selbst willen sucht. Die gebietendste der Wissenschaften endlich und mehr gebietend, als die dienende, ist diejenige, welche erkennt, weswegen ein Jedes geschehen muß, und dies ist denn in Jedem das Gute, überhaupt aber das Beste in der ganzen Natur.

Da die Staatswissenschaft die höchste aller practischen Wissenschaften ist, sofern ihr Zweck in dem höchsten Gute, der Glückseligkeit, besteht: so ist sie kein Studium für Jünglinge. Denn diese sind noch

unerfahren in den Handlungen des Lebens, und doch geht die Staatswissenschaft von diesen aus, und stellt darüber Untersuchungen an. Da dieselben überdies von Leidenschaften beherrscht werden, so würden sie umsonst und ohne Nutzen die Lehren dieser Wissenschaft vernehmen, eben weil ihr Endzweck nicht Erkenntniß, sondern Ausübung ist. Auch müssen dabei ohne Zweifel die Untersuchungen mit Sätzen anfangen, welche uns bekannt sind, und deshalb muß eine sittliche Bildung schon bei Demjenigen vorhanden sein, der über Tugend und Recht, mit einem Worte über Gegenstände der politischen Wissenschaft den Unterricht gehörig fassen soll. Denn hier ist der Anfang der Erkenntniß die sittliche Haltung.

B. **Die sittliche Erziehung.** Ohne sittliche Bildung ist der Mensch das verruchteste und wildeste aller Geschöpfe, weil er bei seiner Unsittlichkeit von Natur die Waffen der Klugheit und des Geistes besitzt, deren er sich gerade recht zu dem Entgegengesetzten bedienen kann. Darum ist die sittliche Ausbildung von der größten Wichtigkeit. Sie wird dadurch leicht, daß sie an die Vernunft im Menschen anknüpfen kann. Die einzige Richtschnur des Wahren und Guten liegt im Urtheile des gut geschaffenen Menschen, wie denn überhaupt der Mensch an nichts Anderem messen und prüfen kann, als an Menschen. Es läßt sich nicht mit Worten, durch Zergliederungen und Vernunftschlüsse über das Eigentliche der Tugend und ihre erste Quelle Etwas ausmachen: die Tugenden entspringen mit ihren Gesetzen aus sich selber und beziehen sich alle, abgesondert und vereinigt, auf einen dem Menschen eigenthümlichen, besonderen Sinn und einen ihm eigenthümlichen besonderen unmittelbaren Trieb. Es hat uns die Natur ein unmittelbares Wissen und Gewissen eingepflanzt, nach welchem wir in unserem Innersten über Sein und Nichtsein, über Thun und Lassen ursprünglich unmittelbar und schlechterdings mit Ja und Nein, ohne anderen Beweis, entscheiden. — Die Tugenden theilen sich in Verstandestugenden, wie die Einsicht, die Klugheit, der Scharfsinn, die Weisheit, die leichte Fassungskraft, das Gedächtniß &c. und eigentlich sittliche Tugenden, wie Freigebigkeit, Mäßigung, Gerechtigkeit, Tapferkeit &c. Die ersteren sind ein Gegenstand des Lehrens und Lernens; sie nehmen durch Unterricht ihren Anfang und wachsen durch denselben; weshalb sie der Erfahrung und der Zeit bedürfen. Die sittliche Tugend aber wird durch Angewöhnung erlangt. Daher auch Sitte und Gewohnheit, Sittlich und Sittig, nur um ein Geringes von einander abweichen. Durch Handlungen der Gerechtigkeit wird man gerecht, durch Handlungen der Mäßigung mäßig, durch

Handlungen der Tapferkeit tapfer. Aehnliche Handlungen erzeugen ähnliche Fertigkeiten. Daher muß man, um gute Fertigkeiten zu erlangen, sich zu guten Handlungen gewöhnen; denn jene sind gut und böse, je nachdem diese es sind. Ob sich daher ein Mensch so oder anders sogleich von Jugend auf gewöhnt, daran liegt nicht Wenig, sondern sehr Viel, oder vielmehr Alles. Die Tugend ist also kein Affect, noch eine Fähigkeit, denn die Affecte sind unfreiwillig: sie ist ein stetiges Verhalten, welches stets mit Vorsatz nach der wahren Mitte strebt, weil Uebermaß wie Mangel das Wohlverhalten und Wohlbefinden aufhebt. Dieses stetige Verhalten entsteht aber durch gleichartige Thätigkeit, und insofern trägt die Gewöhnung zur Sitte bei. Wenn also die Tugend ein vernunftgemäßes durch die Gewöhnung befestigtes Verhalten ist, welches zugleich der Natur nicht widerspricht, so ergiebt sich, daß drei Bedingungen nöthig sind, um uns zu guten Menschen zu machen: Naturanlage, Gewöhnung oder Sitte und Unterweisung. Es gehören also zur Tugend natürliche Anlage, Gewöhnung und Geistesbildung wesentlich zusammen. Die natürliche Anlage ist etwas Gegebenes; das Uebrige fällt der Erziehung anheim. Manche Menschen aber sind von Natur so unvernünftig und gefühllos, daß sie nur der Empfindung leben, ganz thierisch, wie einige Geschlechter der fernen Barbaren.

Um die Kinder sittlich zu erziehen, muß man vor allen Dingen verhüten, daß sie nicht eines Freien Unwürdiges hören oder sehen, und nichts hat der Gesetzgeber mehr zu verbannen, als schändliche Reden, denn diese führen zu ähnlichen Handlungen. Eben so halte man die Jugend von unanständigen Gemälden und Schauspielen entfernt und lasse nur Bejahrtere an dem Gottesdienste Theil nehmen, der gegen die allgemeine Vorstellung von Anstand und Schicklichkeit verstößt. Erst in dem Alter, wo die Jünglinge sich beim Mahl lagern und dem Trunke nach dem Schmause ferner beiwohnen können, dürfen sie Possenspiele und Komödien besuchen, denn dann werden sie durch die genossene Erziehung gegen alle daraus entstehenden Nachtheile gesichert werden. Die Tugenden aber, worin die Jugend besonders geübt werden muß, sind Tapferkeit und Mäßigung, — sowohl körperliche als geistige, wodurch man vor dem diesen entgegengesetzten Laster, der Zügellosigkeit, gehütet wird. Wird die jugendliche Unmäßigkeit nicht in Schranken gehalten, so dehnt sie sich immer weiter aus, denn unermeßlich ist das Streben nach Vergnügen, und der Unverständige wird überall davon ergriffen. In der Jugendperiode ist man seinem Wesen nach begehrlich und in der Verfassung, daß man vollführt, was man begehrt. Und

unter den sinnlichen Begehrungen hängt man am meisten der Geschlechtslust nach und ist unmäßig darin. Was die jungen Mädchen betrifft, so bedürfen sie zur Zeit der Menstruation ganz besonders der Aufsicht, weil sie mit dem Anfange jener Periode den stärksten Trieb zur Liebe fühlen. Wenn sie nun in dieser Zeit ihren Körper zu sehr reizen, so pflegt Dieses auch in das reifere Alter mit überzugehen und sie werden immer geiler; eben so geschieht Dieses mit den Jünglingen, wenn man sie nicht hütet. Das Hauptmittel gegen Unmäßigkeit ist die gehörige Bildung und Erziehung, denn ohne diese können selbst die edleren Anlagen des Menschen ausarten, z. B. Freigebigkeit in Verschwendung, Großmuth in Eitelkeit ꝛc. — Dem jugendlichen Alter eigenthümlich ist die Scham, — mehr ein Affect, als eine Fertigkeit. Der Jugend ist sie um so nothwendiger, weil sie, von Leidenschaften beherrscht, zwar oft ausschweift, durch die Scham aber davon zurückgehalten wird. — Gehorsam ist eine nothwendige Eigenschaft der Jugend, denn die ganz uneingeschränkte Freiheit macht, daß die Vernunft weniger vermag, den in Jedem liegenden Hang zum Schlechten zu bemeistern. Der, welcher herrschen soll, muß zuvor gehorchen gelernt haben. Man hat daher auf die unbewiesenen Aussprüche der Erfahrenen, der Aeltern und der Verständigen eben so sehr, als auf Beweise zu achten. — Eine Tugend oder Begleiterin der Tugend ist die Freundschaft. Sie ist außerdem das höchste Bedürfniß des Lebens, weil ohne Freunde Niemand, auch bei dem Besitze aller übrigen Güter, gern leben wird, wenn er diese nicht in Wohlthaten anwenden kann, und weil in Dürftigkeit und in den übrigen Drangsalen Freunde die einzige Zuflucht ausmachen. Auch der Jugend, um nicht zu straucheln, und dem Alter zur Pflege für die Unbehülflichkeit und Schwäche pflegt sie hülfreich zu sein, sowie dem Alter reifer Kraft zu ruhmvollen Handlungen. Und sie ist nicht bloß Bedürfniß, sondern auch etwas Ehrenvolles. Recht viele Freunde haben, scheint eines der rühmlichen Dinge zu sein, und manche Menschen hegen den Glauben, daß Freunde auch rechtschaffene Männer sind. Nämlich Das, was im höchsten Grade gerecht ist, scheint Freundschaft zu sein. Die Gerechtigkeit aber ist die vollständigste Tugend, weil sie den Gebrauch aller Tugenden anzeigt; sie ist deswegen vollständig, weil Derjenige, welcher sie besitzt, die Tugenden nicht bloß für sich selbst, sondern auch in Rücksicht auf Andere gebrauchen kann. Junge Leute werden durch edle Freundschaften, oder durch den Umgang mit guten Menschen — welches eine der wirksamsten Tugendübungen ist — vor Ausschweifungen und Fehlern bewahrt. Die wahre Freundschaft findet nur dann statt, wo Jeder des Andern wegen

Freund ist. Die Knabenliebe gehört zu den thierischen und unnatürlichen Gelüsten und entsteht aus körperlicher Kränklichkeit und aus Wahnsinn. — -

Die Jugenderziehung ist nur ein Glied der Erziehung des ganzen Volkes. Die Erziehung des Einzelnen ist dem Staate und seinem Zwecke untergeordnet, und sie hat nur soweit und insofern Geltung, als sie mit den Zwecken des Staates in Harmonie steht. Wie die Erziehung des Einzelnen die Voraussetzung für das Wohl des Staates ist; so ist wiederum die Zucht und Bildung des ganzen Volkes und damit die Pädagogik im Staatsganzen die Voraussetzung und Bedingung für die naturgemäße Entwicklung, für die Erziehung und den Unterricht des Einzelmenschen. Nur da ist das rechte Leben, wo die Glückseligkeit des Einzelmenschen und die des Staates einerlei ist, und das beste Leben sowohl des Einzelmenschen als der vereinten Staatsgesellschaft ist dasjenige, welches mit der Tugend soweit übereinstimmt, daß in ihm tugendhafte Handlungen geübt werden können. Da aber die Glückseligkeit eine in vollendeter Tugend bestehende Thätigkeit der Seele ist, so hat der wahre Staatsmann mit nichts so sehr als mit der Tugend zu thun, indem es seine Bestimmung ist, die Bürger gesittet, zu tugendhaften Handlungen geschickt und gehorsam gegen die Gesetze zu machen. Er hat demnach darauf zu sehen, daß die Leidenschaften der Bürger in ein gewisses Ebenmaß gebracht werden; und dies ist einzig nur möglich, wenn diese durch die Gesetze und durch die Philosophie, welche in uns die wahre Quelle der Glückseligkeit suchen läßt, gehörig erzogen werden. Der Gesetzgeber hat dazu die Gleichheit des Vermögens zu erhalten, oder der Ungleichheit desselben Grenzen zu setzen. Deshalb hat er hinsichtlich der Zahl der Kinder, die Jeder haben darf, Etwas festzusetzen. Denn wenn die Zahl der Kinder das Maß des Vermögens übersteigt, so kann jenes Gesetz der Gleichheit nicht beibehalten werden; oder es wird doch beibehalten, so ist die daraus entstehende Folge, daß alsdann viele Reiche in Armuth fallen müssen. — Insbesondere müssen die Gesetze auf den Nutzen des ganzen Staates und aller seiner Bürger abzielen, ohne daß dadurch eine abstracte Gleichheit erzielt werden kann und soll. Denn wie beim lebendigen Geschöpfe die Seele ein wesentlicherer Bestandtheil ist, als der Körper: so müssen auch in dem Staate Die, welche denselben vertheidigen, Die, welche in demselben die Gerechtigkeit üben und Die, welche, gleich dem Verstande im Menschen, für die übrigen rathschlagen, für wesentlicher angesehen werden, als Die, welche bloß für die körperlichen Bedürfnisse sorgen. — Vor-

züglich soll sodann der Staat für die Leitung des weiblichen Geschlechtes Sorge tragen, denn wie Mann und Weib die Bestandtheile der Familie sind, eben so ist auch der Staat in zwei gleiche Theile zerfallend anzusehen, in die männliche und weibliche Bevölkerung, so daß in allen Staatsverfassungen, wo die Verhältnisse der Weiber übel geordnet sind, die Hälfte des Staates als gesetzlos anzusehen ist. — Damit aber der Staat allen diesen Anforderungen genüge, ist es nöthig, daß die Bürger nicht nur in der Jugend eine gehörige Erziehung und Bildung erhalten, sondern auch zum Mann geworden, hat man sich noch solchen Uebungen und Angewöhnungen hinzugeben, und deshalb sind auch hier, wie überhaupt in dem ganzen Leben, Gesetze nöthig. Der größere Theil der Menschen gehorcht mehr der Nothwendigkeit, als der Vernunft, und der Strafe mehr, als den Gründen des sittlichen Schönen. Das Gesetz aber hat eine zwingende Gewalt, weil es eine aus Klugheit und Vernunft hervorgegangene Regel ist. —

Mit Aristoteles schließt die productive Geschichte, das Mannesalter Griechenlands. Das originelle Leben des originellsten Volkes war von seiner Höhe herabgestiegen und neigte sich zum Untergange: es trieb von jetzt ab keine neuen Blüthen mehr. Der Baum der griechischen Kunst hatte bereits all' seine Früchte getragen, und die Formen des politischen Lebens waren vollendet. Die Periode des in sich reflectirenden Greisenthums war da. Die geistigen Errungenschaften, die sich das Griechenvolk in der süßen Gewohnheit seines Daseins erobert hatte, sollten und mußten nun zum Bewußtsein gebracht werden. „Aristoteles" heißt dieses Bewußtsein des Hellenenthums über sich selbst. In ihm, dem Manne von der kleinen und schmächtigen Gestalt, mit den kleinen Augen, mit dem spöttischen Zuge um den Mund und mit der anstoßenden Aussprache, ist Alles, was in der griechischen Nation Hohes und Herrliches gelebt hatte, bewußtes Eigenthum, Erkenntniß, geworden. — Und wie das griechische Leben überhaupt, so auch die griechische Erziehung. Aristoteles hat in seiner Erziehungslehre Alles ausgesprochen, was der griechische Geist in der Erziehung geübt und erstrebt hat, zugleich aber, weil er darstellte, was der Hellenismus wollte, aber nicht konnte, über denselben hinausgewiesen. Gegen Platon ist er ein entschiedener Fortschritt, indem er die ethischen und psychologischen Voraussetzungen in sein System aufgenommen und das Recht des Einzelnen anerkannt hat. Ueberhaupt ist er nur noch nach einer Seite hin Grieche und begrenzt durch die Weltanschauung seines Volkes und seiner Zeit, indeß er nach der andern Seite der Heros ist, aus dem der Weltgeist redet und der

deshalb Wahrheiten für alle Zeiten auszusprechen beauftragt ist. Wenn Platon noch als Repräsentant des ächten Griechenthums die Weisheit in der höchsten Liebe zum Schönen findet und die Philosophie Musik nennt, so geht Aristoteles wissenschaftlich über das griechische Princip hinaus, wenn er die Weisheit und die Philosophie als Wissenschaft des Wirklichen bezeichnet. Der Grundform des hellenischen Staatslebens treu bleibend, beschränkt er die Tugend in voller Ausübung zwar auf ein bevorrechtetes Bürgerthum und bezieht deshalb auch nur die Erziehung auf den freigebornen Knaben mit Hintansetzung des weiblichen Geschlechtes und der arbeitenden Klassen, und mit geringer Berücksichtigung der Sclaven; zugleich aber geht seine Forderung bereits, im Gegensatz zur bürgerlichen, auf die rein menschliche Tugend. Der gesammten Menschenbildung hat er in der Gottähnlichkeit das höchste Ziel gesetzt, und durch seine Erziehung des Menschen zum Familiengliede, zum Staatsbürger und zum vernünftig-sittlichen Wesen mittelst gleichmäßiger, stufenweiser Entwicklung der physischen und psychischen Anlagen die ewigen Grundlagen zur naturgemäßen Pädagogik gegeben. Damit hat Aristoteles in der Pädagogik eben so das Höchste im Alterthum erreicht und geleistet, wie er über das Wesen Gottes die hellsten Lichtblicke in der ganzen vorchristlichen Zeit gethan hat, wenn er sagt: „Sich selbst erkennt der Geist, da er das Mächtigste ist, und das Denken ist das Denken des Denkens. Die philosophische Betrachtung ist das Süßeste und Beste. Wenn sich nun Gott immer so wohl befindet, wie wir bisweilen, so ist es bewundernswürdig, und wenn mehr, dann noch bewundernswürdiger. Und so ist es. Er hat das Leben. Denn des Geistes Thätigkeit ist Leben und jener ist Thätigkeit. Seine auf sich selbst bezogene Thätigkeit ist sein bestes, ewiges Leben. Wir sagen nun, daß Gott sei ewig und auf's Herrlichste lebendig, daß Leben und unvergängliches ewiges Wesen ihm zukommt: denn Das ist Gott." —

4) Das Greisenalter Griechenlands.

22.

Das Charakteristische des bei einem Volke eingetretenen Greisenalters ist in der Kunst Glätte ohne Hoheit, Form ohne Inhalt, — in der Religion Cultus des Vergangenen

und Verspottung desselben zugleich, oft in einer Person, — in der Wissenschaft Compilation und zunftmäßiges Gelehrtenthum, — im staatlichen Leben Despotismus, indeß das Volk in Sonderinteressen zerläuft, — auf dem Felde der Sittlichkeit Aeußerlichkeit und Sinnlichkeit. —

Auf diesem Standpunkte war das Griechenthum angekommen. Der Gegensatz, den es harmlos sein Leben hindurch geeint hatte, war zum Widerspruch geworden. Es hatte die Idee des rein Göttlichen erfaßt und doch dasselbe in eine unendliche Vielheit ideal-menschlicher Wesen zerstreut; es hatte das allgemein menschliche ergriffen und doch nur den hellenischen Gemeindebürger anerkannt; es hatte ein wahres, ideal-vollendetes Kunstleben geschaffen, aber kein Bewußtsein von der Bedeutung dieser Kunst gewonnen; es hatte die erste Philosophie gezeugt und doch nicht den Kampf der äußeren Erscheinungswelt mit der Welt des reinen Seins durchkämpft; es hatte eine freie allseitige Geistesbildung erstrebt und doch seine geistige Erziehung ununterscheidbar mit der leiblichen verschmolzen. Mit Jugendlust hatte Hellas diese Gegensätze in harmonische Einheit gestellt. Aber weil diese Einheit nur eine äußerliche, — innerlich nur ein reines unfreies Naturproduct war, so verfiel es mit Nothwendigkeit in die bloß äußerliche Sinnlichkeit und zersetzte sich dadurch auch innerlich. Es war darum bereits im Innern unselbstständig, als es äußerlich seiner Selbstständigkeit beraubt ward, und kein Gott mehr konnte es deshalb seinem Untergange entreißen. Der Tag des Verhängnisses war erschienen. Die Schlacht bei Chäroneia war geschlagen und — verloren. Wenn auch die Thebaner noch einmal rangen, — es war nur das letzte Röcheln eines untergehenden Staates: Alexander zog als Sieger durch Griechenland. Und wenn auch nachher noch einmal das griechische Freiheitsgefühl aufflackerte; Antipater kam, um ihm den Todesstoß zu geben, wie es selbst sich seinen Todtenschein ausstellte, als es den unerschrockenen Vertheidiger seiner Freiheit, den großen Demosthenes, verurtheilte, so daß sich dieser, um nicht in Feindes Hand zu fallen, in einem Tempel des Poseidon auf der Insel Kalauria durch Gift den Tod geben mußte.

Wie leiblich, so lag Griechenland geistig im Tode. Ueberall leere Form ohne wesenhaften Inhalt, Feinheit und Glätte neben Abgeschmacktheit und Rohheit der Gesinnung, Luxus und Weichlichkeit und doch Grausamkeit und Herabwürdigung aller menschlichen Verhältnisse mehr als bei den ungebildetsten Barbaren. Die Religion war entweder Aberglaube oder Unglaube: hier Mysticismus, da Orthodoxie, dort Pantheismus; auch Glaube an Wunder, an Zauberei, an Mantik,

an die Macht der Constellation 2c. Die Kunst arbeitete durch Chares den Koloß von Rhodos und erbot sich in Deinokrates, dem Erbauer von Alexandria, den Berg Athos zu einem Bildniß Alexanders zu gestalten. Die Bildung war Verstandesbildung mit allen Vortheilen und Nachtheilen der Nüchternheit desselben. Athen blieb noch der Heerd der Wissenschaft und Kunst; auch blühte neben ihm Alexandria, der Vereinigungsort von griechischer und orientalischer Bildung. Nach Athen und Alexandria strömten die Jünglinge aus den entlegensten Gegenden zusammen. Aber selbst zu Athen war es nicht mehr die freie, schöne Form des Lebens und Umgangs zwischen Jünger und Meister, wie in der Blüthe Griechenlands, und nicht mehr die Bildung, die aus innerem Drange und freiem Bedürfnisse des Geistes erzeugt ward. Athen war zum Studienorte geworden, in dem die Gelehrten ihre Vorlesungen hielten, und das Schöne war vom Nützlichen verdrängt. Die Poesie ward immer gelehrter und prosaischer. Die praktischen Wissenschaften, Mathematik, Astronomie, Medizin, Grammatik, Geschichte und Philosophie hingegen traten in den Vordergrund. Die Gymnastik ging aus einer bildenden freien Uebung in eine Kunst um Geldgewinn über und artete dadurch in Kunststückmacherei, in Seiltänzerei und blutiges Gladiatorenthum aus. Der Genius Griechenlands entfloh, — und zwar um so mehr, je mehr Boden und Klima, in dem er sich weiter entfalten sollte, nicht mit dem hineingepflanzten Keime correspondirte, je härtere Kämpfe er mit den barbarischen Sitten der Völker, zu denen er auswanderte, zu kämpfen hatte, je mehr also griechische Cultur in fremden, feindlichen Boden ihre Saaten ausstreuen und unter fremden, feindlichen Verhältnissen Wurzel schlagen sollte.

Wissenschaft und Studien waren heimathlos geworden und wurden nicht mehr als ein allgemeines geistiges Bedürfniß empfunden. Sie hatten sich in die engen Grenzen von Lesung und Unterricht zusammengezogen. Sie hatten nicht mehr in sich selbst Kraft und mußten deshalb jetzt zum ersten Male um die Gunst der Könige betteln. Zufällig und von Launen abhängig, fanden sie bei den syrischen und makedonischen Regenten Aufnahme; mit Erfolg wurden sie von Behörden und berühmten Schulhäuptern in Antiochia, Sidon, Tarsos, Ephesos betrieben; große Verdienste um sie erwarben sich die Könige von Pergamum; in das Verständniß und den praktischen Gebrauch derselben aber haben die Ptolomäer eingeführt und sie mit einem Zuwachs an großartiger Wissenschaft der Nachwelt überliefert, indem unter ihrem Schutze die ewigen, unzerstörbaren Keime der geistigen Macht, die in der Gegenwart an der Weltherrschaft Theil

nehmen will, die wissenschaftlichen Elemente der exacten Naturwissenschaften, gepflanzt und gepflegt wurden. Zugleich haben die Ptolemäer, da die Wissenschaft in Buchgelehrsamkeit zusammenschrumpfte, auch diesem Bedürfniß genügt und die vollkommenste Bibliothek des Alterthums gestiftet. Schon der atheniſche Tyrann Peisistratos und Polykrates, der Tyrann von Samos, werden als Gründer von Bibliotheken aufgeführt. Außerdem werden Privatmänner, wie Euklides, Euripides, Aristoteles — er kaufte die Schriften des Speusippos für 3 Talente (4000 Thlr.) — als Besitzer ansehnlicher Bibliotheken genannt. Alexandria, die nunmehrige Metropole Griechenlands, war in jeder Beziehung der Gegensatz von Athen. Es bildete den Vereinigungspunkt zwischen Orient und Occident. Der Genius des Morgenlandes und der Genius des Abendlandes vereinigten, vermischten und verdarben sich daselbst gegenseitig. Es hatte die Repräsentanten aller Religionen in seinen Mauern.

Die Weisheit der Naturwissenschaft, welche die Griechen früherhin aus Aegypten geholt und die sie sich selbst erobert hatten, war ein Minimum gewesen. Konnte doch der Pöbel den Anaxagoras noch für einen Atheisten erklären, weil er die Sonne, die doch ein Gott sein sollte, für ein erhitztes Meteor erklärte, von gleichem Stoffe wie der Aërolith im Ziegenflusse: für beide Parteien charakteristisch. Sokrates sogar blickte mit Unwillen auf die Neuerer und erklärte es für einen Hochmuth, daß Anaxagoras die Thätigkeit der Götter durch reine mechanische Gesetze habe entbehrlich machen wollen. — Der erste wissenschaftliche Astronom des Alterthums war Eudoxus aus Knidos: er ist als der selbstständige Schöpfer des Sphärenhimmels zu betrachten. Die Pythagoräer Hiketas aus Syrakus (älter als Theophrast), Herakleides aus Herakleia am Pontus (410—340 v. Chr.) und Ekphatus dachten sich die Erde im Mittelpunkte der Welt, aber in Bewegung um ihre Achse und erklärten damit die scheinbare tägliche Bewegung des Firmaments. Ein Astronom von Fach, Aristarch von Samos (zwischen 320 und 250) lehrte: 1) daß der Fixsternhimmel feststehe, 2) daß die Sonne feststehe, 3) daß die Erde im Kreise um die Sonne von einer Sphäre bewegt werde. Das aristarchische System wurde aber wieder verworfen von den größten Astronomen des Alterthums, von Archimedes und Hipparch. Es fehlte den Alten die nöthige Fülle sinnlicher Erkenntniß. Sie konnte erst geliefert werden, als das Fernrohr erfunden war; auch fehlten Instrumente zum Messen der Zeit. Claudius Ptolomäus (100—170 n. Chr.) hat uns die Summe des astronomischen Wissens im Alterthum überliefert. — Trotz aller alexandrinischen

Gelehrsamkeit ging die Wissenschaft mit raschem Schritte ihrem Verfalle entgegen.

Die Lehrer der Wissenschaft glichen der verfallenden Wissenschaft und trugen deshalb selbst noch zum weiteren Verfall bei. Sie exercirten die Wissenschaft nur für einen bestimmten Ehrensold, und suchten darum durch alle möglichen Kunstgriffe so viel Zuhörer als möglich zu erlangen. Nicht allein durch einen blumenreichen Vortrag, sondern auch durch auffallende Gesticulationen und witzige Einfälle strebten sie die Zuhörer anzuziehen und zu fesseln. So wird von Theophrast berichtet, daß er nie anders als in möglichst prachtvoller Kleidung vor seinen Zuhörern erschien, daß er, um die Sitten eines Gefräßigen lebhaft zu schildern, im Vortrage die Zunge herausgestreckt und die Lippen beleckt und daß er durch diese Künste wirklich 2000 Zuhörer an sich gezogen habe.

Die Schüler waren natürlich Dem angemessen und verlangten solche Speise. Sie wollten nicht in die Tiefen der Wissenschaft hinabsteigen, sondern an ihren Oberflächen spielen, und fanden deshalb an geistreichen Wendungen, an rhetorischem Pathos und an rauschendem Pomp ihr Ergötzen. Sie begrüßten den Mangel an Ideen und die Possenreißereien ihrer Lehrer mit wildem Jubel und mit den Prädicaten: „Göttlich!" „Unvergleichlich!" 2c. „Die Anstellung eines Lehrers in Athen — bemerkt Cramer — galt für die höchste Angelegenheit. Die Bewerbungen und Wettstreite veranlaßten vielfache Parteiungen unter Lehrern und Zuhörern. Die Lehrer aber suchten namentlich deshalb durch allerlei schlecht gewählte Mittel sich großen Anhang unter ihren Zuhörern zu verschaffen, weil sie nicht auf Lebenszeit, sondern nur auf so lange angestellt wurden, als sie mit Beifall auftraten. Im 4. Jahrhundert n. Ch. wetteiferten in Athen der berühmte Sophist Julianus mit dem Lakedämonier Apsines, der weniger Fülle, aber mehr Gedrängtheit und Kunst der Rede besaß. Beide lasen in eigenen offenen Hörsälen, die wie die öffentlichen Theater eingerichtet und mit den Statuen der berühmtesten Sophisten und Philosophen ausgeschmückt waren. In einem öffentlichen Gebäude glaubte man sich nicht sicher genug gegen das Zischen und Toben der Schüler von der Gegenpartei, welche leicht das Beifallklatschen der eigenen Anhänger übertönen mochte. Zwischen den Schülern beider Lehrer kam es sogar zu Faustschlägen." „In Folge des Parteigeistes bildeten sich auf den griechischen Universitäten besondere Verbindungen, die vornehmlich darauf gerichtet waren, für ihre Lehrer zu werben. Schon in ihrer Vaterstadt wurden die Jünglinge für diesen oder jenen Lehrer gewonnen. So wurde Libanius

(314—386) aus Antiochien gleich im Hafen zu Athen aufgefangen und gehindert, Den zu hören, um deßwillen er eigentlich gekommen war, ja den folgenden Tag von einer anderen Verbindung zu anderen Sophisten geschleppt. Das Geschäft der Senioren dieser Verbindungen bestand darin, an der Spitze der gerüsteten Brüderschaft in den Peiräeus oder auf das Vorgebirge Sunium zu gehen, um die ankommenden Studirenden, im Kampfe mit anderen Verbindungen, für ihre Lehrer zu gewinnen."

Außer den Hörsälen hatten Lehrer und Studirende noch besondere Versammlungsorte, wo sie über ihre Angelegenheiten verhandelten. Nach den Studien, welche sie trieben, nach den Vorlesungen, welche sie hörten und nach den Ländern, aus welchen sie stammten, schlossen sich die Studirenden einander an und feierten ihre Feste. An ihrem Bacchusfeste wurden die Fässer des neuen Weines geöffnet und ein lustiger Wettstreit im Trinken angestellt, wobei Derjenige, welcher den ihm vorgelegten Schlauch zuerst leerte, unter allgemeinem Jubel als Sieger einen Laubkranz erhielt. Auch bei den Lehrern waren Studentenzusammenkünfte. Von einem solchen Symposion bei dem Philosophen Tauros meldet Gellius: „Nicht Speisen, sondern spitzfindige Fragen brachten wir mit z. B. Ob der Sterbende sterbe, dieweil er im Tode oder im Leben? Ob der Aufstehende aufstehe, dieweil er schon steht oder sitzt? Was Asphodelos für ein Gewächs sei. Ueber den Vers des Hesiod, daß die Hälfte besser sei, als das Ganze."

Die Studienanstalten waren jedoch allein für die reicheren und höheren Stände, während aus den ärmeren Volksklassen nur höher begabte Geister bis dahin sich Bahn brachen, die übrigen aber des öffentlichen Unterrichts entbehrten und der häuslichen, in der damaligen Zeit höchst mangelhaften Erziehung überlassen waren.

Der eigentliche Schulunterricht der männlichen Jugend gestaltete sich seit Alexander dem Großen zu einem encyclopädischen Lehrcursus, der in Alexandria auf folgende sieben Wissenschaften festgestellt ward: 1) Grammatik, 2) Rhetorik, 3) Philosophie oder Dialektik, 4) Arithmetik, 5) Musik, 6) Geometrie, 7) Astronomie. Diese sieben Wissenschaften mußten von Allen gelernt werden, die auf höhere Bildung Anspruch machten. Bei dem angehäuften Material konnten die einzelnen Wissenschaften natürlich nur flüchtig erlernt werden, und nur auf die Philosophie legte man einen besonderen Ton, weil man durch sie formelle Bildung erstrebte. — Für die Unterrichtsmethoden wurden neue Erleichterungsmittel ersonnen. Von den Aegyptern

soll das Rechenbrett entlehnt worden sein, das mit Parallellinien versehen war, welche man mit Steinchen belegte, um so die Einer, die Zehner und die Hunderte zu bezeichnen. —

Für das Studium der erwachsenen Jünglinge nahmen Grammatik, Rhetorik und Philosophie die ersten Stellen ein. Fremde Sprachen wurden auch jetzt nicht in den regelmäßigen Schulcursus aufgenommen: mit ihnen beschäftigten sich nur, wie Krause bemerkt, Männer von ausgezeichneter Polymathie, oder sie wurden für besondere Fälle und Zwecke erlernt, z. B. um Reisen in ein fremdes Land zu machen, auch um als Gesandter oder Redner sich in einen fremden Staat, zu einem auswärtigen Machthaber, zu begeben oder auch als Dollmetscher gebraucht zu werden. Die altgriechischen klassischen Werke wurden sorgfältig gelesen und interpretirt: an die Stelle der Poeten und Philosophen traten die Philologen. — Besonders hoch stand die Rhetorik und mit ihr die Rhetorenschule, die jedoch nicht mehr die frühere einfache, männliche Beredtsamkeit übte, sondern in eine weichliche, kraft- und kernlose Redeweise ausgeartet war, welche die Zuhörer nicht zu Entschlüssen fortreißen, sondern angenehme Eindrücke auf ihre Gemüther machen sollte. Die rhetorischen Studien gingen deshalb auch mehr auf Aneignung technischer Schulformen, als auf Erzielung einer lebendigen Beredtsamkeit. — Die Gymnastik wurde als nothwendiger Cursus der Jugendbildung jenes Alters betrachtet, und jede Stadt hatte noch zur Kaiserzeit ihr Gymnasium, ihre Paläſtra. — Die sittliche Ausbildung ward oft gänzlich vernachlässigt und Cicero durfte deshalb von den Griechen sagen: „Auf die Gewissenhaftigkeit der Zeugnisse und die Zuverlässigkeit derselben hat jenes Volk niemals viel gehalten und es weiß überhaupt nicht, welche sittliche Macht, welches Ansehen, welches Gewicht hierin liegt." —

Das Ideal eines jungen griechischen Mannes zur Zeit des Redners Aristeides gibt das Gemälde in dessen Leichenrede auf den früh dahingeschiedenen stattlichen Jüngling Eteneus. In ihr heißt es: „Er war schön, groß und als ein vollendeter Jüngling unter seinen Jugendgenossen zu schauen, und brachte auf den ihn Betrachtenden den angenehmsten Eindruck hervor. In seinem Benehmen war er der bescheidenste und unbefangenste, durch eine edle Großartigkeit eben so wie durch Einfachheit ausgezeichnet, so daß es schwer war, zu errathen, ob er noch Knabe oder Jüngling sei oder im gereiften Mannesalter stehe. Er hatte noch das Natürliche des Knaben, die volle Blüthe des Jünglings, die Einsicht des Greises. Man konnte es bewundern, daß bei

seiner Klugheit in seinem Innern nichts Trotziges, Keckes, Hochfahrendes zu finden war, sondern stets nur ruhige Haltung und Besonnenheit, nichts Träges, nichts Linkisches, nichts Starres und Unbeholfenes in seinem Wesen, sondern wie die milde Frühlingsluft, das Scharfe, Lebendige, Rasche mit dem Sanften verschmolzen, so daß weder die Besonnenheit von der Anmuth, noch diese von jener beeinträchtigt wurde." —

Der Praxis entspricht die Theorie: beide bedingen sich gegenseitig. In der Wirklichkeit war zwischen dem Individuum und der objectiven Welt des Staates und der Religion ein entschiedener Bruch eingetreten. Die unbefangene Hingabe des Einzelnen an die objectiven Mächte war gänzlich zu Ende. Das von der allgemeinen Welt losgerissene Subject allein nun forderte Befriedigung. Diese Befriedigung ward ihm practisch in der Speisung mit der Gelehrsamkeit jener Zeit, theoretisch in den Philosophien der Stoiker, Epikuräer und Skeptiker gegeben. Und auch die Erziehungstheorie dieser Philosophen sucht diese subjective Freiheit, die Selbstständigkeit der einzelnen Person, zu fördern.

Die Stoiker (— als deren Stifter Zenon genannt wird, der seine Schule in einer Säulenhalle zu Athen hielt, welche von den Malereien des Polygnotos, mit denen sie geschmückt war, die „bunte Halle", Stoa Pökile, hieß —) setzen die Philosophie in unmittelbare Verbindung mit dem praktischen Leben und definiren sie als eine Weisheitslehre im practischen Interesse, als Uebung der Tugend. Gott ist ihnen die thätige und bildende Kraft der Materie, ihr inwohnend und wesentlich mit ihr verbunden: die Welt der Leib Gottes, Gott die Seele der Welt. Das Weltganze ist eine vernünftige, durch das göttliche Denken bestehende Ordnung. Dieser allgemeinen Ordnung, dem Weltgesetz und der Weltharmonie, muß sich das Leben anpassen. „Folge der Natur" oder „lebe in Uebereinstimmung mit der Natur": das ist demgemäß die höchste ethische Forderung. Der Tugend gemäß leben ist dasselbe, als leben gemäß der Erfahrung Dessen, was mit der Natur übereinstimmt, denn unsere Naturen sind Theile der Natur des All. Diese naturgemäße Thätigkeit, die Tugend, ist das Gut, allein hinreichend zur Glückseligkeit; die äußeren Güter sind etwas sittlich Gleichgültiges und können deshalb nicht Gegenstände unseres Strebens, Zwecke unseres sittlichen Handelns sein. Nur die Handlung, die That ist gut, nicht Dasjenige, worauf die Handlung ausgeht, und die besonderen Zwecke und Güter, Gesundheit, Reichthum ꝛc. sind etwas an sich Werthloses und Gleichgültiges, das zum Guten und zum Bösen ausschlagen kann und dessen Beraubung die Glückseligkeit des Tugendhaften nicht aufhebt. Die Tugend hat keine Grade, sowenig als die Wahrheit: alle guten Hand-

lungen, weil Ausflüsse der vollen Freiheit der Vernunft, sind gleich gut und alle bösen Handlungen, weil aus dem unvernünftigen Triebe hervorgegangen, sind gleich böse. Das Ideal der Tugend ist der wahrhaft Weise: er ist frei, auch in Fesseln, denn er handelt aus sich selbst, unbestochen durch Furcht oder Begierde, — er ist der wahre Reiche, Priester, Wahrsager und Dichter.

Das Gute ist ein Ausfluß der vernünftigen Einsicht und mit der Erkenntniß des Guten ist auch die Ausübung desselben verbunden. Das Gute, die Tugend ist lehrbar. Darum soll sich der Mensch, wie Epiktet sagt, durch den Unterricht zur Gottgefälligkeit und wahren Freiheit erheben. Für den wahrhaft Gebildeten sind die schönsten und angenehmsten Früchte: Leidenschaftslosigkeit, Furchtlosigkeit, Freiheit. Nur Die aber, welche Erziehung und Unterricht genossen haben, sind wahrhaft frei. Um zu diesem Ziele zu gelangen, muß sich ein Jeder besonders fragen: Welche Meinung habe ich von mir selbst? Bin ich frei von der Einbildung, schon hinlänglich gebildet zu sein? Erkenne ich meine Unwissenheit und suche ich dieselbe zu überwinden? Gehe ich zu diesem Zwecke in die Schule der Philosophie wie zu einem Orakel? — Die Gymnastik ist nur ein untergeordnetes Bildungsmittel. Nur die Weisen, selbst wenn grundhäßlich, sind wahrhaft schön. Die encyclopädische Bildung ist unnütz und nur die philosophische Erkenntniß ist wahr. Chrysipp verlangt, daß die Jugend Logik, Ethik und Physik höre und daß die Lehre von den Göttern und die Religion zuletzt behandelt werde. Grammatik und Rhetorik werden in die Logik hineingezogen; im Unterrichte der Logik sind nicht nur Jünglinge, sondern auch Knaben — in der Auflösung der Syllogismen — zu üben. Nicht die Gewohnheit, sondern das eigene Urtheil soll sich in allen Verhältnissen geltend machen. Die Philosophie ist ein Mittel gegen die Gewohnheit, die vielfach ein Hinderniß des sittlichen Lebens ist. — Aber doch fordert Musonius Rufus gleichzeitig Uebung in der Tugend, da die Wissenschaft des Guten nicht mächtig genug sei, ohne Beihülfe der Uebung zur Sittlichkeit hinzuleiten. Derselbe empfiehlt auch nicht nur Uebung des Verstandes im Nachdenken und des Gedächtnisses in der Aufnahme guter Lehren, sondern zugleich Uebung im Tragen körperlicher Beschwerden. Die Ehe betrachtet er als den Grund der Familie, des Staates, der Gesellschaft, des Menschengeschlechtes, und verdammt deshalb das Aussetzen der Kinder. Chrysipp verlangt für die Kinder kluge und die besten Ammen, welche die Kleinen durch Lieder und Gedichte besänftigen sollen und in den ersten drei Jahren den Geist schon mit trefflichen Lehren befruchten können. Und Antonin stellt als Grundsatz

der Erziehung auf: Jeder, der aus Unwissenheit oder Irrthum handelt, verdient Mitleid, Hülfe und Belehrung. Die Zurechtweisung aber geschehe nicht in der Hitze, nicht mit Spott, nicht im Tone der Ueberlegenheit, sondern zur rechten Zeit, in der Stille und mit einem liebevollen Herzen. „Hemme die Leidenschaft, dämpfe die Begierde; aber die königliche Vernunft erhalte bei ihrer Macht über Dich selbst!" Nur Der, welcher also ist und handelt, ist der wahre Lehrer. Unterricht, Gesetzgebung und Schriftstellerei dürfen nur dem Weisen anvertraut werden.

Die stoische Philosophie sucht ihre Anhänger gegen die äußeren Lebensverhältnisse gleichgültig zu machen, indem sie dieselben aus der zerfallenen politischen und bürgerlichen Welt in ihr eigenes Innere hineinretten will. Ihre Erziehungsgrundsätze gehen deshalb nicht auf Entwicklung des Menschen zum Gliede der Familie, des Staates und der Gesellschaft, sondern zur Ausbildung eines einseitigen Rigorismus und einer völligen Apathie, die — wie es bei mehreren Anhängern in Wirklichkeit geschah — in letzter Instanz zum Selbstmorde führt, welchen der Stoicismus grundsätzlich vertheidigte. —

Gleichzeitig mit der Stoa entstand zu Athen **die epikuräische Schule** — von Epikur 342—271 v. Chr. begründet. Nach ihr ist die Philosophie die Thätigkeit, welche durch Begriffe und Beweise ein glückliches Leben bewirkt. Sie ist deshalb wesentlich Ethik, die lehrt, wie vom Menschen ein glückseliges Leben erreicht werden kann. Die Glückseligkeit und das höchste Gut aber ist die Lust, doch nicht die Lust des Schwelgers und des Genußsüchtigen, denn solcher Lebensgenüsse kann der Weise entbehren, wenn er es auch nicht soll, weil er in sich selbst den höchsten Schatz der Glückseligkeit, die Ruhe der Seele, hat. Die Lust des Geistes besteht in der unerschütterlichen Gemüthsruhe des Weisen, im Gefühl seines Werthes und seiner Erhabenheit über die Schläge des Schicksals. Der Weise lebt auch noch unter Martern glücklich, und manche Lust wird er verschmähen, weil sie Unlust bereiten kann, und manchen Schmerz sich gefallen lassen, weil ihm größere Lust folgt. Der Weise fürchtet auch den Tod nicht, vor welchem die Menschen am meisten schaudern: denn sind wir, so ist er nicht, ist aber er, so sind wir nicht; wenn er gegenwärtig ist, so empfinden wir ihn nicht, denn er ist das Ende aller Empfindung, und was uns, wenn er gegenwärtig ist, keine Unlust bereiten kann, das darf uns, als Zukünftiges gedacht, auch nicht betrüben.

Das höchste Gut der Lust fordert der Epikuräismus auch als Frucht der Erziehung. Da dieses aber nur durch Klugheit, Tugend, Gerechtigkeit und Freiheit von Furcht erreicht werden kann und diese nur durch

wissenschaftliche Erkenntniß, namentlich in der Natur erlangt werden, so ist die Naturwissenschaft nebst der Philosophie der nothwendigste Unterrichtsgegenstand für die Jugend. Die Kenntniß der Natur bewahrt vor Aberglauben und den Täuschungen desselben, sowie vor thörichten Einbildungen. Mit Philosophie aber beschäftige sich der Jüngling, um für die Jugend, wie für das Alter Furchtlosigkeit wegen der Zukunft zu erlangen, der Greis, um in seinen späteren Jahren jung zu bleiben.

Weil dem Epikuräismus die Bildung nicht an und für sich, sondern nur als Mittel zur Glückseligkeit Werth hat; darum verwirft er die encyclopädische Unterweisung, indeß er in der Musik und Poesie Künste sieht, welche das Leben verschönern und heitern Genuß bereiten. Einseitig aufgefaßt, mußte das Princip gegen Weckung und Nährung des Schamgefühls, weil dieses nicht die Lust als ein Gut betrachte, sondern den Genuß störe, — und gegen die Liebe der Kinder zu den Aeltern auftreten. Gegen solche Einseitigkeiten geht der Ausruf Arrian's: „Man denke sich einen epikuräischen Staat; da findet man keine Ehe, keinen Beruf zum Kinderzeugen und keine Regierung, wonach die Bürger von Erziehern und Gymnasiarchen unterwiesen und gebildet werden, und da ist nicht von Schließen eines Ehebündnisses und dem Streben nach öffentlicher Wirksamkeit die Rede." Aber auch dem nicht extremen epikuräischen System gilt der Tadel der Alten, daß es keinen bejahenden Zweck des Lebens kenne, sondern das Streben seines Weisen nur Gefühllosigkeit sei. —

Die Vollendung dieser Richtung der Subjectivität ist **der Skeptizismus**, dessen ältestes Haupt Pyrrhon von Elis (um 340 v. Chr.) war. Er lehrt: Weder unsere Sinne, noch unsere Meinung über die Dinge lehren uns etwas Wahres. Jedem Lehrsatze, jeder Aussage läßt sich das Gegentheil entgegenstellen. Darum ist das wahre Verhältniß des Philosophen zu den Dingen gänzliche Zurückhaltung des Urtheils und seine gewöhnliche Antwort muß deshalb sein: „Was ihr sagt, kann wahr oder nicht wahr sein; ich entscheide nicht." Dieser Zurückhaltung des Urtheils folgt dann gleichsam als Gabe des Glücks wie ein Schatten die Unerschütterlichkeit des Gemüthes — die Glückseligkeit. — Auf diese Grundlagen consequent fortbauend, läugnet der Stifter der „neueren Akademie", Arkesilaos (316—241), indem er sich auf Platon zu stützen sucht, das Vorhandensein eines Kriteriums, durch welches die Wahrheit unserer Erkenntnisse für uns gewiß werde und behauptet dann, daß man Nichts zu wissen vermöge, nicht einmal Das, daß man Nichts wisse.

Mit diesen Grundsätzen ist alle objective Wahrheit, alle Erkenntniß der Wissenschaft zu Grabe getragen. Damit aber auch jeder Zweck und jedes Ziel der Erziehung, das es nur da geben kann, wo es Erkenntniß gibt. Mit der Möglichkeit einer Erkenntnißtheorie läugnete der Skeptizismus auch die Erziehungstheorie. Es bildete sich darum die Pädagogik des Nützlichen, welche die Dialektik als eine unnütze Kunst verwirft und Alles, was über die Wahrheit der Erscheinung hinausgeht, als müßiges Forschen betrachtet. „Practische Anwendbarkeit" ist das Motto der Pädagogik geworden.

Die practischen Wissenschaften, vor Allem die Arzneikunst, werden gepflegt, und ein Arzt auch ist es, der nun noch die Pädagogik vertritt. Galen, unter dem Kaiser Marc Aurel, betrachtet die Forschungen über Gott und sein Verhältniß zur Welt für unnütze Grübelei und hält nur die dem Leben nützlichen Künste für solche. Natürliche Anlage, Unterweisung und Uebung oder Gewöhnung sind für das Jugendleben von größter Wichtigkeit, weil hier die Charaktere, Anlagen, Leidenschaften am meisten auseinander gehen und die verschiedensten Extreme bilden. Darum müssen schon die Ammen mit der größten Vorsicht gewählt werden und die Kinder vor heftigen geistigen und leiblichen Erregungen, sowie vor schlechten Gewohnheiten in Essen, Trinken, Hören, Sehen 2c. bewahrt bleiben. Essen und Trinken sind sehr wichtig für die Eukrasie, für die schöne Mischung des Körpers und Geistes. Gymnastik und Medizin sind innig verbunden, wie im Körper Schönheit und gute Haltung. Vom siebenten Jahre ab beginnt die Bildung des Geistes, wobei vorzüglich auf Gewöhnung und edle Kenntnisse zu sehen ist, wodurch das Schicklichkeitsgefühl geweckt wird. Vom 14.—21. Jahre soll vorzüglich die sittliche Veredlung gepflegt werden — die Tugend, die, obschon sie Manchem von Natur eigen ist, doch wesentlich durch Erziehung, Unterricht und Gewöhnung erworben wird. —

Durch Galen so gut, wie durch die Skeptiker ward Leben und Kunst von jeder höheren Auffassung losgelöst. Jedoch hat der Skeptizismus das Verdienst, seine Anhänger bei ihrer Verzweiflung an aller wissenschaftlichen Erkenntniß in das praktische Leben gedrängt zu haben, um da den Trost zu suchen und zu finden, den die Wissenschaft nicht geben konnte. Damit aber bahnt der Skeptizismus den Uebergang der philosophischen Auffassung der Pädagogik zu der praktischen Behandlung derselben bei den Römern. —

Rom.

Die Erziehung der praktischen Individualität.

23.

Rom, Römer und römische Erziehung.

Im Norden und Nordwesten von den Alpen, im Osten von dem adriatischen und jonischen, im Westen vom tyrrhenischen Meere begrenzt und von den 6000 Fuß hohen Apenninen mit ihren Nebenketten durchschnitten, theilt sich **Italien**, die lang hingezogene, weniger als Griechenland eingeschnittene Halbinsel, in einen oberen, mittleren und unteren Theil. Es besteht aus mehr oder weniger rauhen Gebirgsstrecken und aus Ebenen, welche, wie die campanische, fruchtbare Landstriche, — oder Moräste und feuchte Niederungen, wie die pontinischen Sümpfe und die Maremmen, — auch wasserarme, öde Steppen, wie die apulische und römische Campagna bilden. Im Innern war das Land wesentlich geeignet, durch seinen Wechsel von Unfruchtbarkeit und Fruchtbarkeit seine Bewohner zu höherer Bildung und zu regem Aufstreben anzustacheln. Durch seine geographisch-politische Lage aber entsprach es dem charaktervollen Heldenwesen des Römers, und entwickelte das diesem eigenthümliche Gepräge von Innen heraus.

Ursprünglich gab es kein gemeinsames italisches Volk. Unter den verschiedenen vorrömischen Völkerschaften treten mit vorherrschender Bedeutung die Etrusker, Latiner und, als Repräsentanten des sabellischen Stammes, die Samniter in das Licht der Geschichte ein. Die Sabeller waren ein einfaches, ackerbauendes Volk, welches mit treuer Anhänglichkeit die väterlichen Sitten bewahrte und Jahrhunderte lang seine Freiheit mit ausdauernder Tapferkeit vertheidigte: ihre Verfassung

war aristokratisch-patriarchalisch — die Masse des Volkes freie Bauern, denen die Wehrhaftigkeit mit Schwert und Lanze ein mannhaftes Selbstgefühl gab. Die Latiner waren ein Bundesvolk, aus dreißig selbstständigen Städten bestehend, kamen jährlich am ferentinischen Quell zusammen und brachten hier der obersten Bundesgottheit, dem Jupiter Latiaris, gemeinschaftliche Opfer: Alba Longa hatte im Kriege die Anführung; sonst war jede Stadt mit eigenem Senate in ihren Angelegenheiten vollkommen selbstständig. Die Etrusker endlich waren schon Jahrhunderte vor Rom's Gründung ein blühendes, zu Lande und zu Wasser mächtiges Volk. Bei ihnen hatte der Priesteradel alle Gewalt, dem die Uebrigen als Leibeigene dienten und dessen Geschlechter — die Lucumonen — im ausschließlichen Besitz aller religiösen, astronomischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse waren. Ihre Religion war, wie ihr Charakter, voll tiefen Ernstes, dunkler Ahnungen, träumerischer Schwermuth: ihre Gottheiten waren im Allgemeinen den griechischen ähnlich, doch traten von ihnen wesentlich die Familiengötter (— entsprechend dem hohen Werthe, den man dem Familienleben beilegte —) in den Vordergrund und jede Familie, jedes Haus, jeder Mensch hatte seine besonderen Schutzgötter. Durch sorgfältigen Opferdienst suchte man den Zorn dieser drohenden Gottheiten abzuwenden; die Priester aber verstanden, nach Anweisung des aus der Erde gestiegenen Tages, die Kunst, aus dem Blitze, dem Vogelfluge und den Eingeweiden der Opferthiere den Willen der Götter zu erforschen. Ihre Vasen in Thon und Erz, sowie die großen Baudenkmale, deren Ruinen noch gefunden werden, die riesenmäßigen Mauern von Volaterrä, die philistinischen Gräben, Dämme und Kanäle zeigen von der großen Kunstfertigkeit und Betriebsamkeit des Volkes. Die Familie stand bei ihm in großer Achtung und den Aeltern wurde hohe Ehrfurcht erwiesen: die Etrusker rechneten die Vorfahren zu ihren Göttern, und diese Familiengötter, die Laren, waren die unsichtbaren Beschützer und Erhalter der Familien. Die Sclaven erfreuten sich einer gewissen Humanität: ihre Kinder waren nicht von Erziehung und Unterricht ausgeschlossen, und die Erwachsenen wurden nicht nur mild behandelt, sondern es wurden auch von ihnen die meisten künstlerischen Arbeiten ausgeführt. Mutter und Gattin hatten im Hause eine hohe Bedeutung und übten wesentlichen Einfluß besonders auch auf die Erziehung der Kinder aus. Der Erstgeborne ward das jedesmalige anerkannte Oberhaupt der Familie. Die Knaben der höheren Familien (— ausnahmsweise auch der geringeren Stände, wenn vorzüglich besondere Wunder bei der Geburt dazu aufforderten: die der etruskischen Divination kundige Tanaquil widmete dem Servius

Tullius besondere Sorgfalt, weil sowohl das brennende Haupt seine höhere Bestimmung andeutete, als auch seine königlichen Anlagen zeigten, daß er nicht der Sohn einer Sclavin sein könne —) wurden in der Religion, in der Divinationsgabe, in der Wissenschaft der Blitze, in der Auslegung des göttlichen Willens, in dem Ritual- und Ceremonialwesen unterwiesen, wobei nicht auf eine allseitige Entwicklung der Geistesvermögen, sondern auf eine feste Gesinnung und auf eine dem Charakter der Staatsverfassung und des religiösen Lebens entsprechende Gesittung hingezielt ward, die ihre Begründung und Befestigung schon in der Familie durch den Anblick der Bildnisse der zu Familiengöttern erhöhten Vorfahren erhielt. Auch Unterricht in der Musik fand bei den Etruskern statt, namentlich war bei ihnen das Flötenspiel sehr beliebt, das vorzüglich zu dem Ritual der Opferfeierlichkeiten diente, und unter dessen Begleitung die Etrusker den Faustkampf übten. Die Salpinx, das Kriegsinstrument, sollen sie erfunden haben, und im Kriege, bei Aufzügen, Opfern und Festspielen diente die Trompete zu Signalen. Mit der Musik verband sich der Tanz, der gleichfalls mehr dem religiösen Cultus, als dem Kriege diente. „Aber alle Künste wurzelten nicht, wie bei den Griechen, in einem freien Leben des Geistes, sondern waren mehr Dienerinnen des Aberglaubens und der Priester." Die Etrusker standen auf einer geistig hohen Culturstufe, die jedoch deshalb bald sinken mußte, weil die Bildung des Geistes nur ein Eigenthum und Privilegium der herrschenden Familien war, weil das eigentliche Volk, unter strengen Frohndienst niedergedrückt, zu einer geistigen Freiheit sich nicht zu erheben vermochte, weil kein freier Bürger- und Bauernstand auf den hierarchischen Adel einwirken und seine sittliche Entartung aufheben konnte.

Samniter und Latiner als einfache, ackerbauende und vorherrschend demokratische Völker einerseits, und die über den größten Theil der Halbinsel verbreiteten Etrusker mit ihrer Priesteraristokratie und ihrer vorgeschrittenen Kunst andrerseits waren die Hauptvölker, inmitten derer, da wo ihre Grenzen zusammenstießen, Rom entstand, dessen Bewohner, wie sie sich selbst aus den verschiedenen Volksangehörigen mischten, auch in ihrem Staate die Nationaleigenthümlichkeiten der verschiedenen Bürger in sich vereinigten, — von den Etruskern die fein ausgebildete aristokratische und hierarchische Staatskunst, von den Samniten aber die rauhe kriegerische Tapferkeit, das patricische und plebejische Element annahmen und zu ihrer individuellen Eigenthümlichkeit verarbeiteten. Dem römischen Volke lag keine natürliche Einheit zu Grunde; es war ohne naturwüchsige Nationalität und bestand von Anfang an aus ver-

tragsmäßig verbundenen Individuen; Livius nennt die erste Bevölkerung Roms eine colluvies. Rom wurde durch die Gleichgiltigsetzung und durch die Aufhebung der natürlichen Volksunterschiede zum Staat: Negation der Volksthümlichkeiten gründete es, und Negation der Volksthümlichkeiten in ihrer Naturbestimmtheit und Abgeschlossenheit war seine Bestimmung und sein weltgeschichtlicher Beruf.

Thatkraft, Energie, Tapferkeit, ungebeugter Muth im ernsten Kampf: das war die Grundlage im Charakter des Römers. An diese männliche Tüchtigkeit im Kampf und im Staatsleben reihte sich größte Vaterlandsliebe, treue Pflichterfüllung gegen Götter und Menschen, unerschütterliche Gerechtigkeit und Mäßigung in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens, Treue und Gewissenhaftigkeit auch gegen den Feind. Diese Tugenden gaben dem römischen Charakter eine Großartigkeit, welche Bewunderung erheischt. Oder wer wollte nicht voll Achtung vor dem Ernste und der Besonnenheit stehen, die sich in allen Einrichtungen und Unternehmungen der Römer nie verläugneten, — vor der sicheren Planmäßigkeit, mit der sie die verwickeltsten Verhältnisse behandelten, — vor der Strenge der Sitten und der Einfachheit in der Lebensweise, die auf dem Höhepunkte Rom's die Römer vor allen Völkern auszeichneten, — vor der Hochherzigkeit und dem Edelmuthe auch, die alles Unwürdige und Unedle verschmähten? — Doch war mit dieser Hoheit im römischen Charakter zugleich ein zur Selbstsucht und zum Stolz erregtes Selbstgefühl verbunden, das in maßlose Härte überging und kein Mittel scheute, welches zum Zwecke zu führen versprach — zum Zwecke, der in der Weltherrschaft des Kriegerstaates bestand. Nicht umsonst erzählt die Sage, daß Romulus von einer Wölfin gesäugt ward. Der Raub und ein Räuber: so heißen die Väter des römischen Geistes. Auf Gewaltsamkeit war der Staat gegründet, und selbst die Natur hat nach Napoleons Ausspruch in Italien nirgends einen Ort zum Mittelpunkt geschaffen: er mußte dazu gemacht werden. Daher ist die Geschichte des römischen Staates ein fortlaufender Krieg — sind Gewalt und Eroberung die innersten Motive des römischen Volkes. Daher fehlt dem Römer auch die hohe Idee sittlicher Vollkommenheit: die römische humanitas ist nur Bildung des Geistes und der Geselligkeit, vir bonus nur der Mann, der die Gesetze des Staates achtet und disciplina nur die Zucht und Ordnung im häuslichen und öffentlichen Leben.

Wie das römische Volk nach Außen die Kritik der Volksthümlichkeiten ist, so repräsentirt es nach Innen die Kritik der Staatsformen. Die Form ist dem römischen Geiste, dessen Natur verständige Zweckmäßigkeit ist, das Wesentliche: die Anordnung und Verarbeitung eines gegebenen Stoffes zur Brauchbarkeit und Anwendbarkeit oder die verständige Form ist das Ziel des römischen Geistes. So auch ist ihm die Staatsform das Wesenhafte; und nicht die Verwirklichung eines bestimmten Staates als der natürlichen Gestaltung einer bestimmten Volksthümlichkeit, sondern der Staat im Allgemeinen ist seine Aufgabe. Und weil dem Römer die verständige Form Alles ist, darum gilt auch in seinem Staate nicht die Eigenthümlichkeit und Besonderheit des Individuums, sondern die abstracte Individualität, die Persönlichkeit. Der römische Staat ist der Rechtsstaat *κατ᾽ἐξοχήν*, und mit seinem scharfen Rechtsverstande hat er die Grundsteine für das Recht im Allgemeinen gelegt. Der Gedanke des Rechts ist der weltgeschichtliche Gedanke des Römervolkes: das römische Volk ist das ordnende Rechtsvolk der Welt. Das Recht, das, wie Bunsen sagt, die Prosa der Gerechtigkeit, der Leviticus des Gesetzes ist, war die Grundlage des römischen Staatslebens, und bewunderswürdig bleibt für immer die unübertroffene Systematik und logische Gliederung im römischen Rechtsorganismus — das Zeugniß von dem nüchternen Verstande und dem aus diesem folgenden practischen Organisationstalente, — obschon andrerseits auch dieser abstracte Verstand, als alleiniger Regent eingesetzt, viel äußerlichen Formalismus, der die Legalität des Handelns sichern sollte, zeugte und, wo es der eigene Vortheil verlangte, den Grundsatz adoptirte, daß der Zweck das Mittel heiligt. Das Recht ist, sagt Bunsen, der Ruhm und die Tragödie des politischen Gottesbewußtseins der Welt: „der Ruhm und der Fortschritt in der Weltgeschichte, denn es wurde ausgesprochen, daß durch gesetzliche Bestimmungen und deren begriffliche Ausführung und richterliche Anwendung die Idee der Gerechtigkeit und des Guten in die Wirklichkeit eingreifen soll; — die Tragödie, denn alle gesetzlichen Bestimmungen werden eine Fessel und ein Fluch, wenn sie geltend gemacht werden sollen losgetrennt vom Gewissensrecht und von der Anerkennung der göttlichen Oberherrlichkeit der im Gewissen der Gemeinde liegenden Ergänzung und Fortbildung, und der durch gesetzliche Freiheit im Staate gehaltenen Lebensthätigkeit der ethischen Idee.“ — Auf dieser Rechtsidee ruht auch der Begriff von Besitz und Eigenthum. Das Römerthum hat zuerst den Begriff des Eigenthums consequent in die Weltgeschichte ein-

geführt. Der Römer kann nicht ohne Eigenthum, sowie nicht ohne die das Eigenthum schützenden rechtlichen Bestimmungen gedacht werden.

Auf dem practischen Verstande des Römers, dessen Princip der Nutzen ist, ruht das innere Staatsleben, ruhen alle Einrichtungen, Sitten und Gebräuche, die insgesammt scharfe Bestimmtheit und praktische Begrenzung mit vorherrschender Verständigkeit zeigen, — ruhet vor Allem auch die römische Politik mit ihren beiden Grundgesetzen: „Rom darf nie anders, denn als Sieger Frieden schließen", und „Rom darf nie Krieg anfangen, ohne in demselben die Mittel zu neuem Kriege zu schöpfen." Das ist mit dem Princip Roms zugleich das Princip jedes Römers, denn der Römer kennt nichts Anderes, als den Römerstaat und gilt sich selbst nur so viel, wie viel er sich an diesem Staate betheiligt und bethätigt: die Römertugend ist der kalte Patriotismus, der sich der Sache der Herrschaft opfert, nicht seine freie, lebendige Individualität in einem sittlichen Staatsorganismus genießt.

So tritt denn in Rom das in sich selbst selige Jugendleben der Menschheit aus sich heraus in die Welt der Aeußerlichkeit. In Griechenland lebte der in schöner Harmonie des Leibes und Geistes sich entfaltende Menschheitsjüngling, dem selbst die Götterwelt nur eine Schönheitswelt war. Des Römers Streben geht nicht auf innere Selbstvollendung, sondern auf Erwerben und Besitzen, auf Krieg und Macht: das römische Volk repräsentirt in der Entwicklung der Menschheit den Jüngling, der seine Ideale zu verwerthen und zu verwirklichen, darum mit dem Verstande zu beschränken strebt; die Schönheit der Form wird dem Verstandeszwecke untergeordnet; das Individuum ist sich selbst nicht mehr der Zweck, sondern es hat einen Zweck. Des Griechen Verdienst war seine Schönheit; des Römers Verdienst ist seine That für Rom. Der Grieche stellte überall sich selbst dar und hielt es für die größte Ehre, in den Nationalspielen persönlich um den höchsten Preis sich zu bewerben; die Römer sind bei ihren Nationalschauspielen, die sie von Sclaven zu ihrer Unterhaltung aufführen ließen, nur stolze Zuschauer. Der Grieche war der in der Geisterwelt lebende jugendliche Idealist; der Römer ist der in der Wirklichkeit arbeitende verständige Realist. An die Stelle der griechischen Idealität ist in Rom der praktisch-politische Sinn, der Begriff der Zweckmäßigkeit, das berechnende Erwerben des klügelnden Verstandes getreten, und kein Volk in der Welt hat einen so praktischen Blick besessen, um fremdes Gut aufzunehmen und seinen Zwecken anzupassen, als das Volk zu Rom. Es repräsentiren Römer und Griechen in der Menschheit zwei verschiedene, entschieden ausgeprägte Temperamente. Der Grieche ist sanguinisch-nervösen Temperaments.

Er ist leicht beweglich, reizbar, heiter, lustig und hoffnungsvoll, den wechselnden Eindrücken der Außenwelt offen, gesellig, bis zur Unbesonnenheit unbefangen, — der Mensch des Heute. Darum findet er auch seine Welt in der Kunst, im innern Leben des Geistes, indeß er die äußere Welt mit Frohsinn und Heiterkeit erfaßt. Das römische Volk hingegen ist der Choleriker in der Menschheit. Es ist lebendig, beharrlich, leidenschaftlich und rastlos thätig, von rascher Entschlossenheit, von kräftigem Willen, von hohem Muth, voll neuer Entwürfe, für die Zukunft wirkend, großmüthig und freigebig, aber auch anmaßend, absprechend und einseitig. Das römische Volk ist deshalb das Volk der That, des Kampfes, der Politik.

In solchem Volke hat die Kunst kein Terrain. Mit dem zunehmenden Reichthume der herrschenden Kaste wurde zwar der griechische Geist nach Rom eingeladen. Doch er fand in dem römischen Innern keine Heimath, und das materielle Rom behängte sich nur mit dem fremden Schmucke künstlerischer Pracht. Beim Römer kam — er war in Nichts productiv, überall nur receptiv — die Kunst nicht von Innen heraus; sie kam nur von Außen an ihn heran. Der überall nur auf die Praxis gerichtete Verstand ließ den Sinn für Schönheit so wenig aufkommen, als er den Blick für die Natur und ihre Wissenschaft öffnete. Die Römer hatten keine Naturwissenschaft. Auch in der Philosophie waren sie nicht schöpferisch, und selbst als sie sich zur griechischen Philosophie wandten, nahmen sie nicht die griechischen Genien, sondern diejenigen Systeme auf, von denen sie sich practischen Nutzen für die Beredtsamkeiten versprachen. Nur in Geschichtsschreibung und Beredtsamkeit offenbart sich der römische Geist durch Klarheit, Einfachheit, Gedrängtheit und Kräftigkeit. Die Wissenschaft hat gleichfalls ihren Mittelpunkt in der politischen Idee. Und eben so die Sprache: ihr eignen Kraft und Würde, männlicher Charakter und Begriffsmäßigkeit. Die römische Sprache ist die Sprache der Prosa und führt deshalb zur Prosa.

Wie in menschlichen, so ward von den Römern auch in göttlichen Dingen der politische Zweck zur Regel erhoben. Schon der Name religio — vom Bande, das die Individuen verknüpft — deutet auf das Wesen der römischen Religion, deren Götter vereinzelt neben einander stehen und nichts als die Attribute des politischen Gedankens und der Geschichte Rom's sind. Die ganze Härte des prosaisch berechnenden Verstandes, die Richtung des Willens auf endliche Zweckmäßigkeit und beschränkte Nützlichkeit, dieser Grundzug des römischen Wesens, drückt sich auch in der römischen Götterwelt wie in der

praktischen Religiosität aus. Die römischen Göttergestalten sind wesentlich personifizirte Begriffe, allegorische Wesen, nüchterne Verstandesgötter, ohne allen eigentlichen mythischen und mystischen Gehalt. Das Wohl und Gedeihen des öffentlichen Gemeinwesens, die weltliche Herrschermacht Roms, die göttliche Einheit der weltlichen Zweckbeziehungen ist in dem capitolinischen Jupiter personifizirt, und neben diesem obersten Verstandeszwecke ist das ganze Reich von den endlichen Zwecken in den einzelnen Göttern repräsentirt. Die Götter vertreten die Interessen des täglichen Lebens und werden von den einzelnen Menschen als Mittel zur Verwirklichung ihrer Interessen gebraucht, wie der Staat selbst in seinem Interesse mit der Unterwerfung der verschiedenen Völkerindividualitäten auch die Götter der eroberten Länder nach Rom schleppt und sie im römischen Pantheon dem leeren Jupiter Capitolinus unterwirft. Das Verhältniß des Einzelnen zu den Göttern ist nicht, wie bei den Griechen, ideale Erhebung, sondern durch Selbstsucht, Noth, Bedürfniß herbeigeführte Abhängigkeit, — Gebundenheit. Die religiöse Gesinnung ist nur ein prosaisches Nützlichkeitsverhältniß. Auch der Cultus wurzelt in endlichen Bedürfnissen und Zwecken und dient rein nur den politischen Interessen des Staates. Der Selbstgenuß der Macht ist der Zweck des Cultus, und der äußere Pomp von Schauspielen, Gladiatorengefechten und Thierhetzen sind das Interesse der Festfeier. —

Diesem geistigen Leben des Römers mußte natürlich auch seine Erziehung entsprechen. Die Familie war die Grundlage der Erziehung: die Familie und deren wahrhaftes Leben ward von den Römern zuerst in die Geschichte eingeführt. Die Frau steht bei ihnen in einer Achtung, wie sie die bisdahinige Entwicklung der Menschheit noch nicht aufzuweisen hat, wenn sie auch vom juristischen Standpunkte aus die unmündige, mit dem Manne nicht gleichberechtigte Person ist, so daß sie — mit Ausnahme der Vestalinnen — nicht über ihr Vermögen verfügen, auch nicht ein Testament machen kann, sondern unter der Aufsicht eines Vormundes steht. Das schöne Lob, welches Tacit. Agr. 4 der Mutter des Agricola gibt (Mater Julia Procilla fuit rarae castitatis. In hujus sinu indulgentia educatus per omnem honestarum artium cultum pueritiam adulescentiamque transegit) läßt sich auf die älteste und bessere Zeit der Republik übertragen. Im Kreise der Familie hat die Frau ihre Rechte: hier ist sie das versöhnende Element. Unter ihrem Einflusse — die Sabinerinnen — werden Bündnisse und Frieden geschlossen. Unter allen Staaten des Alterthums, sagt Cramer, konnte es nur in Rom geschehen, daß eine königliche Familie vertrieben und mit ihr das Königthum selbst abgeschafft wurde — wegen Ver-

letzung weiblicher Keuschheit, nach dem allgemeinen Volksglauben. „In der gleichzeitigen Vertreibung der Tyrannen aus Athen läßt sich deutlich die Verschiedenheit griechischer und römischer Volksweise auch in dem einen Zuge erkennen, daß in Athen Knabenliebe, in Rom Frauenliebe die Tyrannei vernichtet.“ Bei den Römern findet sich deshalb auch, als sich von selbst verstehend, ohne von einem ausdrücklichen Gesetz eingeführt zu sein, — Monogamie. Und weil die Frau wahrhaft anerkannt war, weil sie die Ehre der Familie und mit ihrem Manne die volle Würde älterlicher Allgewalt vertrat, weil das eheliche Band zwischen Mann und Frau als das innigste und unauflöslichste Lebensband gehalten ward: darum entwickelte sich in Rom Frauentugend und weibliche Hoheit zum Muster aller Zeiten — darum traten unter den Römern auch Frauen als Erzieherinnen auf, — darum ward in Rom mehr als in Griechenland für die Erziehung der Töchter gesorgt und bei denselben neben der Ausbildung des Verstandes auf die Bildung des Gemüthes und der rechten Weiblichkeit gesehen, — darum ging von der Mutter und von dem auf der Geltung der Frauen und der Würde der Ehe beruhenden Hause eine dauernde Einwirkung auf die Erziehung der Kinder aus. Die Vesta, die bei den Griechen eine öffentliche Gottheit war, war bei den Römern eine häusliche, deren Bild unter den Hausgöttern stand. Und die Vestalinnen — die Ideale des weiblichen Wesens — erhielten eine Verehrung und standen in einem Ansehen, wie es in der alten Geschichte nicht weiter gefunden wird, — sie waren frei und selbstständig: vor ihnen wich man ehrerbietig aus; vor ihnen wurden die Fasces gesenkt; ihre bloße Aussage galt an Eides Statt; dem Verbrecher, dem sie zufällig auf seinem Todeswege begegneten, wurde die Strafe erlassen. Besonders von den Sabinern scheint das patriarchalische Hausregiment, die Heiligung der Ehe, die Strenge des Familienrechts auf die Römer übergegangen zu sein. Die römische Sage aber schreibt die wachsende Achtung der Frau theils deren Verdienst um den Staat, theils der Weisheit der Gesetzgeber zu. — Eine begeisterte Lobrede auf das Weib, welches die römische Stimmung in diesem Punkte charakterisirt, finden wir bei Seneca: „Wer kann wohl sagen, daß die Natur stiefmütterlich mit den weiblichen Anlagen umgegangen sei und die Tugenden des Geschlechts auf enge Grenzen beschränkt habe? Glaube es mir, sie besitzen gleiche Regsamkeit, gleiche Befähigung zu sittlichen Handlungen; sie tragen Arbeit und Schmerz gleichermaßen, wenn sie sich daran gewöhnt haben. In welcher Stadt, gute Götter, sprechen wir hiervon? In derjenigen, wo Lucretia und Brutus das Königthum gestürzt haben; dem Brutus verdanken wir die Freiheit, der Lucretia

den Brutus; wo wir eine Clölia wegen ihrer außerordentlichen Kühnheit beinahe den Männern zugerechnet haben. In der heiligen Straße, der besuchtesten Gegend, hoch zu Rosse sitzend, wirft es Clölia unsern Jünglingen, die das Polster der Sänfte besteigen, vor, daß sie sich so in einer Stadt zu zeigen wagen, in der wir auch Weiber mit dem Rosse beschenkt haben." Die Römer hatten hohen Familiensinn: das atrium war der Einigungspunkt der Familie; hier empfing der Mann seine Clienten und ertheilte er Rath; hier verfertigte die Frau ihre Arbeiten; hier vergegenwärtigten die Ahnenbilder den Ruhm des Geschlechts.

Im Hause, wo die Frau die Familie als Mutter und der Mann zugleich als Staatsbürger vertrat, lernte der Knabe wie das Mädchen Besonnenheit, Rechtlichkeit, Bescheidenheit, Einfachheit und edle Haltung, — und das öffentliche Staatsleben, sowie die großen Erinnerungen der vaterländischen Geschichte prägten diese Tugenden dann im Jünglinge zu entschiedenen Charaktereigenschaften aus. „Im älterlichen Hause wurde der von einer keuschen Mutter geborne Sohn nicht im Zimmer einer gekauften Amme, sondern im Schoße und am Busen der Mutter auferzogen, deren vorzüglichstes Lob darin bestand, dem Hause vorzustehen und sich dem Dienste der Kinder zu widmen. Die Mutter leitete nicht bloß die ernsten Beschäftigungen, sondern auch die Erholungen und Spiele der Knaben durch ein gewisses hohes, Ehrfurcht gebietendes Wesen. So Cornelia, die Mutter der Gracchen, so Aurelia, Cäsars, so Atia, Augusts Mutter. Ihre Zucht und Strenge hatte besonders den Zweck, daß die wahre, ächte und noch durch keine Schlechtigkeit verführte Natur eines Jeden sich mit voller Seele sogleich den schönen Künsten weihe und dasjenige ganz und gar betreibe, wozu ihn seine Neigung hinführe, sei es das Kriegswesen oder die Rechtswissenschaft oder das Studium der Beredtsamkeit." „Bei den Griechen — sagt Cicero — wenden sich Einige mit ganzer Seele zu den Dichtern, Andere zu den Geometern, Andere zu den Musikern, Andere auch, wie die Dialektiker, eröffnen sich einen neuen Kreis der Thätigkeit und widmen ihre ganze Zeit und ihr ganzes Leben den Künsten, welche erfunden sind, um den Geist der Jugend zur Humanität und zur Tugend zu bilden." „Die Kinder der Römer aber werden auferzogen, damit sie einst dem Vaterlande nützen können und man muß sie daher in der Weise des Staates und in den Einrichtungen der Vorfahren unterrichten. Das Vaterland hat uns unter der Bedingung geboren und erzogen, damit wir seinem Nutzen die meisten und schönsten Kräfte unseres Geistes, Talentes und Verstandes widmen, — daher müssen wir die Künste erlernen, durch welche wir dem Staate zum Nutzen gereichen, denn das

halte ich für die höchste Weisheit und höchste Tugend." Die Erziehung bei den Römern war nicht Bildung in den schönen, sondern in den nützlichen Künsten: bonae, honestae, liberales, ingenuae artes, — nicht humanitas und doctrina, sondern eruditio und institutio.

Die römische Erziehung hatte ihre Kraft und ihren Hebel in der Familie, in der politischen Einheit des Gemeinwesens, und in der Stärke der Ueberlieferung und der Gesellschaft. Alles Wissen, das über die Förderung und Stärkung der ewigen Roma und der Verewigung des Nachruhms hinausging, galt als ein für den Römer nicht passendes Geschäft. Die Erziehung war nicht harmonische Ausbildung aller Leibes- und Geisteskräfte; sie war wesentlich auf äußere Zwecke, auf die Gegenstände des berechnenden Verstandes, auf die Bedürfnisse des Bürgers und des Staates gerichtet. Die Ausbildung des inneren Geisteslebens war Privatangelegenheit. Der Staat nahm hier eben so wenig, wie in Griechenland, Notiz von der Erziehung. Jedoch konnte später der Censor auch hier tadelnd eingreifen, indem der Staat durch allzugroße Nachsicht und Verweichlichung in der Erziehung Schaden leiden muß. Am wenigsten aber dachte der Staat daran, selbst für Unterrichtsanstalten zu sorgen. Cic. de rep. IV, 3: Principio disciplinam puerilem ingenuis, de qua Graeci multum frustra laborarunt et in qua uno Polybius noster hospes nostrorum institutorum negligentiam accusat, nullam certam aut destinatam legibus aut publice expositam, aut unam omnium esse voluerunt. — Als große Pflanzschule des Römergeistes erscheint neben der eigentlichen Erziehung das Forum, wo die Jugend durch Sehen, Hören und Thun zur politischen Meisterschaft herausgezogen ward. Und was Haus und Forum noch übrig ließen, das ergänzte die lebendige Kraft der historischen Erinnerung. Das Ziel, dem die Erziehung zustrebte, war practische und patriotische Thätigkeit.

Die Erziehungsmittel waren in ihren ersten Keimen und Anlagen denen ähnlich, aus welchen in Griechenland Kunst und Wissenschaft emporwuchsen. Der römische Knabe mußte Pferde und Wagen regieren, den Jagdspieß führen, als Soldat auftreten: die Urelemente der Gymnastik. Im Festlied, im Ahnenlied, in der Maskenposse waren die Grundlagen zu den verschiedenen Zweigen der Poesie und zur musischen Bildung gegeben. Aber diese Elemente gelangten nicht zur Entwicklung. Die körperliche Erziehung kam nicht bis zum Gedanken der künstlerischen Ausbildung des Leibes. Die Palästrik in griechischer Schönheit erhielt nie allgemeine und volksthümliche Geltung. Die musische Bildung reifte nie zu nationalen Blüthen und Früchten: das

musische Treiben der Hellenen erschien dem Römer unwürdig. Und nur erst, als der römische Charakter von seiner ursprünglichen Wesenheit abwich, drängte sich die griechische Wissenschaft ꝛc. ein, oder vielmehr der Einbruch des griechischen Wesens in das Römerthum war eine der vorzüglichsten Ursachen, die das römische Leben aus seinem Geleise brachten. Nun begann der Unterricht in der griechischen Sprache; später Uebungen im Stil und im Vortrage; am Ende der Republik die Bildung aus Büchern; im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft literarische Blüthezeit; von Hadrian ab berufsmäßiges Unterrichtswesen; zuletzt von den Provinzialen „allen Studien der Jugend ein scholastischer Stempel aufgedrückt." Ein wahres Verständniß der griechischen Erziehungsmittel haben die Römer nie gehabt, und konnte das Volk nicht haben, bei dem Alles wegfiel, was im Leben nicht anzuwenden war. Dem Römer kam es auf kräftige und wirksame Bethätigung, auf den Nutzen an — und auf die praktische That des Staatsbürgers zielte auch seine Erziehung, der Grieche wollte mit seinen Erziehungsmitteln Darstellung der schönen Individualität, ideale Vollendung des Menschen bezwecken. Bei den Griechen war es die Idee des Schönen und Guten, der die Erziehung zustrebte; bei den Römern war es das Practische und Nützliche, was man durch die Erziehung erreichen wollte. Dort war es das ästhetische, hier das wirkliche Leben, was man zu realisiren strebte. Das Ideal der griechischen Erziehung war auf die Schönheit, das der römischen auf das Ehrbare, auf die äußere würdevolle Erscheinung practischer Thätigkeit gerichtet. Der Hellene pflegte die geistigen Bestrebungen und Ziele, Kunst und Wissenschaft, um ihrer selbst willen, aus freiem Naturtriebe; des Römers Thätigkeit befriedigte sich in Dem, was dem Staate nützlich war. Die Erziehung der Griechen und Römer schließt sich gegenseitig aus. Und doch ergänzen sich Griechen und Römer, wie auf der großen Tabelle der Weltgeschichte im Allgemeinen, so auch in ihren Erziehungsidealen. Die Aufgabe der Erziehung ist harmonische Ausbildung des sinnlichen und geistigen Menschen, des Denkens und Thuns.

Damit ist zugleich die Einseitigkeit der römischen Erziehung angedeutet. Weil das Wollen und Thun des Römers nicht auf innere Entwicklung des Denkens und Fühlens, sondern nur auf Sitte und Gewohnheit gegründet ward, weil die Römer also der sicheren und unumstößlichen Basis ermangelten, die allein der aus dem Denken hervorgehende Grundsatz, der auf den Schluß gegründete Entschluß gewährt; darum waren sie der Gefahr ausgesetzt, von Innen und von Außen her aus ihrem Mittelpunkte getrieben zu werden. So ward in Wahr-

heit in Rom durch den Einfluß von Außen das Familien- und Staatsleben untergraben und damit correspondirend die Gewohnheitserziehung aus ihren Schranken gehoben: was in der Familie Schlemmerei und Wollust ward, das ward im Staate Bestechlichkeit und Erschlaffung aller physischen und moralischen Kräfte; von dem decorum et honestum blieb nur noch das decorum als Princip des Lebens und der Erziehung, sowie der Ruhm die alleinige virtus. Und zu diesem Ziele hatte wesentlich auch der innere Charakter des Römers hingedrängt. Wo Leidenschaften und egoistische Triebe ohne Zügelung durch die höheren Denk- und Gefühlsthätigkeiten in einem Charakter herrschen: da kann das Leben wohl eine Zeit hindurch, so lange die Außenwelt zu einem erhabenen Ziele zieht, über die Sinnlichkeit erheben; sobald aber die Spannung nachläßt, muß solcher Charakter dem sinnlichen Treiben anheim fallen. Rom's Egoismus wurde nur so lange zurückgedrängt, als es galt, im Innern den Staat zu schaffen und nach Außen den Staat zu erweitern. Sobald im Innern Alles entwickelt und nach Außen Alles erobert war, ließ die Spannkraft nach, welche die egoistischen Triebe auf große Ziele gelenkt hatte, und die Leidenschaften offenbarten ihr wahres Wesen in der gemeinen Sinnlichkeit. Und auf diesem Wege zur gemeinen Sinnlichkeit und Nützlichkeit konnte um so weniger Einhalt geboten werden, als die römische Religion nicht das Leben verklärte und die Erziehung zum Idealen emporhob. Rom hatte Tempel, heilige Tage, religiösen Pomp, Schaaren von Priestern und Priesterinnen; aber alles Das nur als Cultus der Staatsreligion, die der Hebel der Staatsverfassung war und deshalb eine Zeit lang wohl Muth und Vaterlandsliebe mit emportrieb, aber bald als bloßes Organ praktischer Nützlichkeit die Macht in den Gemüthern der Menschen und damit auch auf die Erziehung verlieren mußte. —

Den Weg des Römerthums und damit auch der römischen Erziehung gibt Seneca bei Lactanz an: „Das früheste Kindheitsalter Roms war unter Romulus, von dem Rom sein Dasein empfing. Sein Knabenalter lebte es unter den übrigen Königen, unter denen es größer wurde und durch Kenntnisse und Einrichtungen seine Bildung erhielt. Unter der Regierung des Tarquinius fing es schon an, in die Jünglingsjahre einzutreten. Sclavische Unterwerfung wurde ihm unerträglich. Es warf das Joch der Zwingherrschaft ab und wollte lieber Gesetzen, als Königen gehorchen. Und als seine Jünglingsperiode mit dem punischen Kriege geschlossen war, begann es mit erstarkten Kräften in das Mannesalter zu treten. Als nun alle Könige und Nationen unter das Joch gebracht waren und es an neuem Stoff zum

Kriege fehlte, mißbrauchte Rom seine Kraft und verzehrte mit derselben sich selbst. Sein Greisenalter begann, als es zur Regierungsform der Alleinherrschaft zurücksank: es wurde so altersschwach, daß es sich selber nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte, wenn es sich nicht auf die Stütze seiner Beherrscher lehnte." —

1. Das römische Kindheitsalter.

24.

Die Kindheitsgeschichte des Römerthums beginnt in und mit Mythen, welche zum Theil (— wie die Sage, daß Evander eine Stadt auf einem der sieben Hügel Roms gegründet und daß Hercules auf seinen Wanderungen in Latium seine griechischen Landsleute von dem feindseligen Riesen Kakus befreit habe —) den Zusammenhang Italiens mit Griechenland ausdrücken, zum Theil (— wie die Vermählung des Aeneas mit des Königs Latinus Tochter Lavinia und die Gründung von Alba Longa durch dessen Sohn Ascanius —) die Abstammung der Römer von den Trojanern nachweisen sollen. Seine erste Entwicklung erhält das römische Volk und der römische Staat unter Königen. Aus einem Verein von Räubern entsteht der Staat, und Romulus, der Stifter dieses Vereins, organisirt denselben zu einem Kriegsstaate, nachdem er die etruskisch-sabinische Volksthümlichkeit innerhalb der neugegründeten Stadt mit der latinischen vereint hat. In diesem Staate ist ein kastenartiger Unterschied zwischen den Freien, den Patriciern, die den drei verschiedenen Völkern, aus denen Rom entstand, angehörten und in den drei Tribus der Ramnenser (Latiner), Titienser (Sabiner) und Luceres (Etrusker) allein Antheil am Staate hatten, — zwischen den diesen Freien in Allem unterworfenen Leibeigenen, Hörigen, — und zwischen den aus freien Bürgern, die aus benachbarten Städten freiwillig oder durch Eroberung gezwungen nach Rom übersiedelten, gebildeten Plebejern, die zwar persönlich frei waren, aber nicht den geringsten Antheil an der Staatsverwaltung hatten. Die Macht des Königs war nichts als die von dem Senat durch die Person des von ihm Gewählten ausgeübte Executivgewalt, und die rechtlose Masse zog diese Herrschaft des Einen so sehr der Willkür der Vielen vor, daß sie nach dem wunderbaren Verschwinden des Romulus den Senat zu einer neuen Königs-

wahl drängte. Die Wahl fiel auf den Sabiner Numa Pompilius, der — wie Romulus durch Thatkraft und kriegerische Tapferkeit der leibliche Gründer — durch religiöse Einrichtungen, in denen er den väterlichen Glauben der drei Volksstämme vereinigte, sowie durch die Gestaltung des bürgerlichen und häuslichen Lebens der geistige Vater Rom's ward. Er wußte die Schwerter in Sicheln, die Lust zum Kriege in Liebe zum Landbau umzuwandeln und den Staat so zu ordnen, daß in Rom mehr Gerechtigkeit und Ordnung herrschte, als in einem aufs Beste eingerichteten Hause. Um in dem durch Gewaltthätigkeit entstandenen Gemeinwesen das Eigenthum zu sichern und zu heiligen, setzte er den Dienst des Grenzgottes Terminus ein. Gleich latinischen Ursprungs, wie der Dienst dieser Gottheit, war die Verehrung des Janus, der als Natur- und Jahresgott, als Schutzgott der Ein- und Ausgänge, darum auch des Kriegs und Friedens, später zur Gestalt des Jupiter, des höchsten Hortes der Stadt und des Staates, ausgebildet ward, — und eben so der Dienst der Vesta, der Göttin des Heerdes und der Häuslichkeit, deren heiliges Feuer von vier jungfräulichen Priesterinnen unterhalten ward. Jupiter, Mars und Quirinus, für die Numa die drei Hauptpriester, die Flamines, bestimmte, gehörten den Latinern und Sabinern gemeinsam an. Die Priesterschaft der Salier, welche die heiligen Schilde des Mars bewahrten, und die Fetialen oder Herolde, die beim Ausbruch eines Kriegs über die Beobachtung des religiösen und des Völkerrechts wachten, nahm er wahrscheinlich von den kriegerischen Sabellern. Von den Etruskern entlehnte er das äußere Ritual, das Wahrsagen aus den Eingeweiden der Opferthiere, aus dem Fraß der Vögel 2c., sowie das Collegium der Pontifices, das in der Hand des Senats der mächtigste Hebel des Staatsorganismus ward. Wesentliche Sorge wandte er dem Ackerbau zu, der im Verein mit der Viehzucht die Grundlage des ganzen Lebens und der dem alten Römer geziemende und ehrenvolle Erwerbszweig war: war doch Saturnus unter der Herrschaft des Janus nach Latium gekommen, um die bishin wild umherschweifenden Bewohner des Landes im Ackerbau zu unterrichten, sie an Ordnung und edle Sitte zu gewöhnen und dadurch das goldene Zeitalter zu begründen. Numa's höchste Sorge aber war die Heiligkeit der Altäre und die des häuslichen Heerdes. Darum erhob er die Ehre des weiblichen Geschlechtes durch den Heerd der Vesta, und seine Einsetzung der vestalischen Jungfrauen machte die Keuschheit und die Frauenwürde zur Nationalsitte. Die Priester unterrichtete er selbst aus Schriften, die er mit sich begraben ließ, damit nicht der todte Buchstabe herrsche, und er selbst war voll von religiöser Andacht und religiösem

Leben. Alle Lebensverhältnisse stellte er unter den Schutz der Götter und Alles, auch das Geringste, wurde als unter göttlicher Leitung geschehen betrachtet. Jedes Haus war ein Tempel, jeder Hausvater ein Priester. Jede Gemeinschaft, Städte und Staaten, Heere und Völker hatten ihren Genius und auch der Einzelne ward von einem solchen als von seinem unsichtbaren, warnenden und rathenden Freunde beständig begleitet, in seiner Eigenthümlichkeit bestimmt und in seinem Geschicke geführt. — So fing denn Rom sogleich mit dem individuellen Genius an, dessenwegen Sokrates von den Athenern verdammt war und an dem die Griechen zu Grunde gingen.

War durch Numa das religiöse Leben der Römer geordnet; so ward, nachdem vorher noch der Latiner Tullus Hostilius, der Sabiner Ancus Marcius und der Etrusker Tarquinius Priscus Rom nach Außen und Innen erweitert hatten, durch Servius Tullius, der dem wunderbar feurigen Glanze, der im Schlafe des Knaben Haupt umstrahlte, durch die That entsprach, mit seiner neuen politischen Eintheilung der ausschließende Einfluß der Patricier gebrochen, neben der Aristokratie der plebejische Besitz zur Geltung gebracht und dadurch das Königthum den Händen der Patricier entwunden. Er nahm nicht nur die Plebejer in die eigentliche Staatsgemeinschaft auf, indem er sie gleichfalls nach Tribus eintheilte, sondern gliederte auch das ganze Volk, abgesehen von den Standesunterschieden, in sechs Classen, von denen die erste alle die Bürger begriff, welche wenigstens hunderttausend As und die sechste diejenigen, welche unter 12000 As oder gar kein Vermögen hatten. Hiermit war den bisherigen bevorzugten Ständen der größte Theil ihrer Vorrechte gelassen, weil sie jetzt meist auch die Reichsten waren; aber mit dem Wechsel des Besitzes war auch jedem Anderen die Möglichkeit gegeben, zu derselben Macht zu gelangen. Die sämmtlichen Classen waren in 193 Centurien getheilt, von denen jedoch die erste Classe 99 enthielt: die Volksversammlung der Centurien war die souveräne Gewalt des Volkes; sie wählte die höchsten Beamten und entschied über Krieg und Frieden; in ihr war Rom unter der Form des Königthums bereits wesentlich republicanisch. Ehre und Auszeichnung waren also nicht mehr im ausschließlichen Besitze der Patricier, und Vermögen wie Leistungen für's gemeine Wesen waren gleichmäßiger vertheilt. Außerhalb des Rechtes standen allein die Sclaven, die, juristisch als rechtlos angesehen, nicht als Personen, sondern als Sachen betrachtet wurden und über die deshalb der Herr jede mögliche Strafe verhängen konnte. — Durch die Verfassung des Servius Tullius hatten die Römer ein Bewußtsein von sich erlangt. Als deshalb Tarquinius Superbus

das Volk wieder zur alten Knechtschaft und unter die Willkür der Patricier herabdrücken, aber auch das Ansehen der Senatoren herabsetzen und das Königthum von den Patriciern unabhängig machen wollte: trat eine Spannung zwischen König und Volk ein, die nur einer Veranlassung bedurfte, um zum Ausbruch zu kommen. Die Verletzung der Ehre einer Frau, das Eindringen in das innerste Heiligthum der Familie, das Antasten des Unantastbaren, des Princips der Innerlichkeit und Pietät, ward die Veranlassung zur Vertreibung der Könige, wie später der Decemvirn.

Damit war Rom den Kinderjahren entwachsen. Durch Krieg und Ackerbau, die wesentlichen Beschäftigungen der Römer, und bei einfacher und strenger Lebensweise hatte es die ersten Grundlagen seines Geistes, seinen practischen Verstand und seinen energischen Willen im religiösen und politischen Leben zu entwickeln begonnen und durch die That zu erproben versucht. In der Wissenschaft hatte es die ersten Elemente gelernt: Sprache und Schrift hatten die Römer bei der Gründung des römischen Staates als Erzeugnisse latinischer Gesittung beibehalten und sich daneben mit der Feldmeßkunst, mit der Divinationslehre, überhaupt mit den Wissenschaften, die mit Ackerbau und Religion zusammenhingen, beschäftigt. Die Gewerbe wurden im Gegensatz zum Ackerbau gering geschätzt und in den reicheren Familien von Sclaven, in den ärmeren von Clienten und Freigelassenen betrieben. Das erste Lallen der Poesie begann in den Gesängen der Salier und den Liedern der arvalischen Brüderschaft. Reich waren die Römer überhaupt von jeher an Volksliedern, die in unmittelbarem Zusammenhange mit den Begebenheiten des täglichen Lebens standen, und bei Festschmäusen ward unter Begleitung eines Flötenspielers in abwechselnder Rede das Lob berühmter Männer gesungen: was der günstige Geist im Haine flüsterte und flötete, das verkündete der Weise oder die kluge Frau den Menschen wieder zur Flöte und in rhythmisch gemessener Rede; und die Springer und andere Priesterschaften sangen und tanzten religiöse Litaneien. Im Festjubel überhaupt durchdrangen sich Lied, Tanz und Spiel; und bei keinem Opfer, bei keiner Hochzeit und bei keinem Begräbniß fehlen die Tänzer oder die Flötenbläser oder die Sänger.

Das Familienleben war von Anfang des römischen Staates an ein heiliges. Die Ehe war durch die Sitte Monogamie. Sie wurde schon durch die gegenseitige Einwilligung geschlossen; meist aber fanden bei ihrer Schließung, besonders bei der feierlichsten Art derselben, bei der confarreatio, die in Gegenwart von 10 Zeugen mit Waizenbrodopfern vom Pontifex Maximus geschlossen ward, Hochzeitsfeierlichkeiten

statt. Den Tag vor der Vermählung reichte die Braut, nachdem sie der Juno, der Stifterin der Ehen, geopfert, die abgelegte Toga prätexta der Fortuna virginalis. Am Vermählungstage war sie mit der Vitra recta, einem Blumenkranze, der Tunica der Frauen, einem wollenen Gürtel um den Leib, einem rothen Schleier und rothen Schuhen bekleidet. Nachdem der Juno Opfer gebracht, setzte sich das Brautpaar auf das Fließ des Opferthiers — Erinnerung an die älteste Kleidung der Frauen. Bei der Heimholung Abends trug die Neuvermählte Spindel, Rocken und Wolle, empfing darauf den Schlüssel des Hauses und berührte zum Zeichen der Keuschheit, Reinheit und genauen ehelichen Verbindung mit dem Bräutigam Wasser und Feuer. Schon Romulus soll die Ehe für unauflöslich erklärt und die Verstoßung, aus welchem Grunde es auch immer sei, nur den Ehebruch ausgenommen, verboten haben: Ehescheidungen waren in den alten Zeiten etwas Unerhörtes, und die erste fand 231 v. Chr. unter den Consuln M. Pomponius und Cajus Papirius und zwar mit allgemeiner Mißbilligung des Volkes statt. Die Ehe begründete eine Gemeinschaft aller Lebensverhältnisse und war in Beziehung auf die Stellung der Frau zu ihrem Manne eine doppelte: die strenge Ehe brachte die Frau ganz in die Familie des Mannes; sie war dem Manne untergeben wie eine Tochter; sie ward ein Glied des Hauses, Hausmutter für die Untergebenen; die Vergehen der Frau gegen die eheliche Treue und die weibliche Sitte, z. B. das Weintrinken, bestrafte der Mann kraft seiner eheherrlichen Gewalt; — die freie Ehe hingegen ließ die Frau in der Gewalt des Vaters, so daß sie dieser dem Ehemanne sogar wiedernehmen konnte. Der Mann gehörte dem öffentlichen Leben; der Frau hingegen eignete das Hauswesen. Die Hausfrau hatte die Aufsicht über den Haushalt. Im Atrium beschäftigte sie sich nebst ihren Sclavinnen mit Weben und Spinnen. Zugleich besorgte sie die Küche. Aber sie war auch zugegen, wenn der Hausherr als Patron seinen Clienten Auskunft über rechtliche Fragen ertheilte, sowie bei den Gesprächen, in denen sich ihr Gemahl mit seinen Freunden über die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes, über Recht und Gerechtigkeit, über Zucht und Sitte unterhielt: ihr Herz mußte also mit den edelsten Gesinnungen ꝛc. erfüllt werden. An den Gastmählern der Männer nahm sie mit schüchterner Sittsamkeit Theil. Oeffentlich wurde ihr die größte Achtung bewiesen. Der Mann mußte der ihm begegnenden Matrone ausweichen, und ungeziemende Reden wie schamlose Handlungen gegen Frauen wurden hart bestraft. Der Mann war der Herr, die Frau gleichfalls in ihrer Art die Herrin des Hauses.

Die Reinheit des ehelichen Verhältnisses war durch Sitte und Gesetz gesichert. Auf die Unkeuschheit hatte schon Romulus eine Strafe gesetzt, und unkeusche Frauen, die mit einem verheiratheten Manne zusammenlebten, durften, nach Numa, nicht heirathen, bis sie ein feierliches Sühnopfer gebracht hatten.

In einer rechtsgültigen Ehe hatte der Vater volle Gewalt über das Kind. Die patria potestas der Römer umfaßte das Recht über Leben und Freiheit der Kinder. Dieses angeblich romulische, jedenfalls uralte Gesetz ging in seiner ganzen Härte in die 12 Tafeln über. Es wurde nur dadurch gemildert, daß das Recht über Leben und Tod im Grunde nur zu dem vom Staate dem paterfamilias zugestandenen Zucht- und Strafrechte gehört, und daß der Vater in der Regel nicht nach eigenem Ermessen verfuhr, sondern der Sitte gemäß ein Familiengericht berufen mußte. Valer. Max. V. 8, 21: Cassius filium adhibito propinquorum et amicorum consilio affectati regni crimine domi damnavit verberibusque affectum necari jussit. Doch konnte der Vater bei offenbaren Kapitalverbrechen ohne Weiteres selbst richten, indem es schicklicher schien, daß der Vater den Sohn verurtheilte, als daß er als Ankläger des Sohnes vor Gericht auftrat. Sall. Cat. 39. Fuere tamen extra conjurationem complures, qui ad Catilinam initio profecti sunt; in his A. Fulvius senatoris filius, quem retractum ex itinere parens necari jussit. Kam ein Mißbrauch der patria potestas vor, so konnte in früherer Zeit der Censor rügen, Dionys. XX, 3; sogar von einer öffentlichen Anklage spricht Oros. V, 16; später wachten die Kaiser darüber, wie Trajan und Hadrian. Im 2. Jahrhundert der Kaiserzeit wurde dieses Recht des Vaters aufgehoben. — Auch das Verkaufsrecht wird in den 12 Tafeln anerkannt; aber es findet sich kein Beispiel, und man muß daher annehmen, daß es schon sehr früh abgekommen. — In der patria potestas blieb der Sohn bis zu dessen Tode, wenn nicht einer von beiden eine capitis deminutio erlitt, oder wenn nicht der Sohn Flamen Dialis wurde. Bei der Tochter hörte sie auf, wenn sie eine Ehe mit manus einging, oder wenn sie Virgo Vestalis wurde. — Von der patria potestas zu trennen, ist das Recht, die neugeborenen Kinder zu tödten oder auszusetzen. In Rom bestand es nicht in der vollen Ausdehnung wie anderwärts. Schon Romulus soll verboten haben, Söhne der erstgeborenen Töchter zu tödten. (Dionys. II. 16.) Doch kam die Aussetzung und Tödtung Neugeborener, selbst in angesehenen Familien nicht selten vor. Dio Cass. XLV, 1. — (tollere, suscipere liberos: Varro bei Non. XII, 36: Natus si erat vitalis ac sublatus ab obstetrice, statue-

batur in terra, ut auspicaretur rectus esse. Vorsteherin dieses Actes scheint nach August. de civit. dei IV, 11 die Gottheit Levana (levat infantes de terra) gewesen zu sein).

Der Besitz von Kindern berechtigte zu einer höheren Stellung im Staate. Nach Dionysius von Halikarnaß wählte schon Romulus die Tapfern und Reichen, die bereits Kinder hatten, vor dem gemeinen und unbekannten Haufen aus und nannte sie patres.

Das Abtreiben der Leibesfrucht war bei Strafe, aber nur aus dem Grunde verboten, um Eingriffen in die Befugnisse des Mannes und Vaters, der allein das Recht über Leben und Tod der Kinder haben sollte, zuvorzukommen. Das Aussetzen der Kinder war erlaubt, jedoch schon von Romulus so bestimmt, daß es nur unter Beistimmung von fünf als Zeugen hinzugezogenen Nachbarn innerhalb der ersten drei Lebensjahre und zwar mit von Natur entstellten Kindern geschehen durfte, während die Auferziehung der Knaben und der erstgebornen Töchter gesetzlich geboten war. Im Uebertretungsfalle durfte die Hälfte des Besitzthums gesetzlich als Strafgeld mit Beschlag belegt werden. Dennoch wurden zu Rom verhältnißmäßig viel Kinder ausgesetzt, und es gab daselbst einen besonderen Platz, die sogenannte Milchsäule vor dem Tempel der Pietas, (— das erste Findelhaus in der Geschichte —) wohin solche Kinder getragen und wohin von theilnehmenden Familien Milchspenden zur Ernährung derselben gebracht wurden, bis sich Jemand entschloß, das ausgesetzte Kind aufzunehmen und zu ernähren.

Das neugeborne Kind ward im Tempel der Juno Lucina angemeldet. Sobald es der Vater durch Aufheben vom Boden als das seine anerkannt und sich dadurch zugleich zur Erziehung desselben verpflichtet hatte, wurde ihm — dem Mädchen am achten, dem Knaben am neunten Tage nach der Geburt — der Name gegeben. Dieser Tag ward festlich gefeiert: die Verwandten und Freunde des Hauses wurden eingeladen, den Hausgöttern Opfer dargebracht, religiöse Ceremonien zur Beschützung des Kindes vor Zaubereien und Empfehlungen desselben an eine Gottheit vorgenommen. Religiöser Ritus und abergläubische Ceremonien empfingen das Kind schon bei seiner Geburt und begleiteten es durch seine ganze Erziehungszeit hindurch. Der Gott Vagitanus öffnete dem Kinde mit dem ersten Schrei den Mund. Levana hob das Kind von der Erde auf. Cunina schützte es in der Wiege. Rumina ließ es an der Mutterbrust gedeihen. Nundina waltete über den Ceremonien des neunten Tages, an dem der Knabe den Namen erhielt. Potina und Educa gewöhnten das Kind nach der Entwöhnung an Speise und Trank. Cube legte das Kind vor der Wiege in's Bett.

Ossipago ließ die Knochen fest werden und erstarken. Dem Statanus und Fabelinus dankte man das erste Stehen und Sprechen des Kindes. Bei jeder neuen Lebensthätigkeit wurde das Kind einer neuen schützenden Gottheit empfohlen. Zugleich trugen die Knaben der vornehmen Römer die aus Etrurien stammende goldene Bulle, — eine Kapsel zur Aufbewahrung von Mitteln gegen Zaubereien.

Nach dem Feste der Namengebung folgte die Einschreibung des Kindes in das Bürgerbuch im Tempel der Lucina, wobei ein Geldstück — bei Knaben ein Quadrans, bei Mädchen ein Sextans — gezahlt ward. Nach etwa 7 Monaten trat dann das Fest des Zahnens, nach $1\frac{1}{2}$ bis 2 Jahren das Fest der Entwöhnung ein. Mommsen hat darauf aufmerksam gemacht, daß die eigentliche rechtliche Namensfeststellung erst bei Ablegung der toga virilis erfolgt sei, daß also bis dahin der Name geändert werden konnte. Am dies lustricus, dies nominum wurden den Kindern Kleinigkeiten geschenkt, die sie zum Theil am Halse trugen, und diese Spielsachen waren von Metall und hießen a crepando, crepundia. Die Einschreibung der Kinder geschah gesetzlich und regelmäßig seit M. Anton. Philosophus. Der Zweck dieser ordentlichen Geburtsregister bestand darin, daß bei Streitigkeiten über Alter und Status einer Person sichere Beweismittel vorhanden wären, weshalb diese Einrichtung auf das ganze Reich ausgedehnt wurde.

Die Mutter nährte das Kind an ihrer Brust und leitete seine Spiele. Oft zog man für die Aufsicht desselben eine ältere Verwandte in das Haus, die dann in hoher Achtung stand. In der Wahl der Sclaven und Pflegerinnen, die zur Wartung und Bedienung nöthig waren, war man sehr vorsichtig. Die Pflegerinnen hießen wie die Ammen nutrices: sie reichten den Kleinen die Nahrung, sprachen und spielten mit ihnen, begleiteten sie beim Ausgehen. Die herangewachsenen Töchter wurden noch von der nutrix begleitet und behielten sie oft nach der Verheirathung bei sich. Die Knaben dagegen bekamen meistens frühzeitig aus der Reihe der Sclaven einen pedisequus (ad Her. IV, 52) als Begleiter, welcher auch custos (Horat. Lat. I, 61. 81), monitor (Senec. ep. 94), am gewöhnlichsten aber comes (Sueton. Claud. 35) und rector genannt wurde. Zur Beruhigung und zum Einschlafen wurden Wiegenlieder gesungen, — zur Unterhaltung und Beschwichtigung Klapper, Ammenmährchen, Drohungen mit dem Wolfe ꝛc. gebraucht.

Die eigentliche Erziehung blieb in den Schranken der engsten Häuslichkeit. Unter dem Walten der Mutter, als der natürlichen Erzieherin, und dem Gutachten des Vaters, als des natürlichen Lehrers, wuchs das Kind auf. Der Knabe befand sich überall an der Seite des

Vaters. Er begleitete ihn mit dem Pfluge und der Sichel auf's Feld, ging mit ihm zum Gastmahl des Freundes und in den Saal, wo der Vater zu Rathe saß. Auf diesem Wege ward er in Landbau und Krieg, in denen das ganze Leben des jugendlichen Volkes beschlossen war, unterrichtet und durch das Leben für das Leben entwickelt. Durch die Familie ward er zum praktischen Manne ausgebildet, bei dem es weder in der persönlichen Erscheinung noch in der Rede auf die äußere Form, bei dem aber Alles auf den Charakter, auf die Gesinnung, auf die Befähigung im Staatsdienst oder in Gewerbe und Ackerbau ankam.

Hatte die Familie ihren Zögling zur virtus romana, dem Inbegriffe aller männerwürdigen Eigenschaften, zur Ehrbarkeit, Besonnenheit, Rechtlichkeit, Mäßigung, zur Tapferkeit und zur Gewissenhaftigkeit in göttlichen und menschlichen Angelegenheiten erzogen: so hatte sie geleistet, was von ihr gefordert werden konnte und mußte, denn sie hatte dann ein Glied des Staates herangebildet, das mit den ächt römischen Tugenden des Jünglings, der modestia und dem pudor sowie später mit denen des civis und paterfamilias, mit der constantia, gravitas, honestas und virtus, „der ganzen männerwürdigen Haltung in allen Lagen des Lebens", geschmückt war. Dem zum Manne herangereiften Sohne wurde dann — und das war das letzte Erziehungsgeschäft — von der Mutter wie vom Vater gern die Tochter eines angesehenen Mannes aus einer alten ehrwürdigen Familie gegeben, und dem entsprechend erzogen die römischen Bürger ihre Töchter zart und liebreich, aber in strenger Ehrbarkeit, verständig, voll Gemüthes und edler Weiblichkeit, damit sie wiederum in ihren Söhnen Männer und Bürger, die recht zu leben und recht zu sterben wußten, erziehen konnten.

Die Erziehung der Familie umfaßte vorzüglich die ersten 15 Lebensjahre. Bis zum 16. Lebensjahre trug der römische Knabe die toga praetexta, die mit dem Purpurstreifen besetzte Toga, ein Ehrenzeichen der höheren Magistrate und eine Ermunterung für den Knaben, sich der höchsten Staatsämter würdig zu machen. Mit vollendetem 15. Lebensjahre ward ihm die gewöhnliche weiße Toga, die toga virilis auf dem Forum vom Präter mit vieler Feierlichkeit — tirocinium — angelegt. In der ältesten Zeit fand das tirocinium wahrscheinlich nach vollendetem sechzehnten Jahre statt. (Liv. XXIII, 57: Dictator ex autoritate patrum dictus M. Junius et Ti. Lempronius magister eq. delectu edicto juniores ab annis septemdecimo et quosdam praetextatos scribunt.) Am Ende der Republik finden sich viele Beispiele, daß die toga virilis in dem 15. Jahre genommen wurde; so A. Cicero, so Virgilius; so noch in späteren Zeiten Persius und

M. Aurelius. Wenn also in alter Zeit das vollendete 16. Jahr Regel war, so scheint nachher das begonnene 15. das gewöhnlichste gewesen zu sein. Der eigentliche dazu bestimmte Tag waren die Liberalia, der 16. März. Die Feierlichkeit begann wahrscheinlich mit einem häuslichen Opfer am Altare der Laren, wo der Knabe die insignia puertiae ablegte und namentlich die bulla den Laren weihte. Der Knabe trug dabei eine tunica recta oder regilla, ominis causa. Die Toga virilis, welche der bisherige Knabe erhielt, unterschied sich von der der Knaben dadurch, daß sie weiß ohne Purpurstreifen war. Der Knabe kam mit einer Menge Begleitender auf das Forum. Von da ging der Zug nach dem Kapitolium, um dort ein Opfer zu bringen. Mit dem tirocinium fand der Eintritt in das öffentliche Leben statt; jedoch war noch eine einjährige Uebungszeit üblich, gewissermaßen ein Probejahr, wo das sittliche Leben des adolescens genau beobachtet wurde, wo wenigstens in älterer Zeit als Zeichen bescheidenen Betragens ihm das cohibere brachium und Uebungen im Marsfelde vorgeschrieben waren. Dabei aber besuchte der junge Mann das Forum und wohnte den Gerichtsverhandlungen bei, um zuhörend sich für das öffentliche Leben zu bilden. Dies geschah oft unter Anleitung eines vom Vater gewählten, des Vertrauens besonders würdig befundenen Mannes, dem der Sohn gleichsam als Zögling übergeben wurde. (Dialog. de caus. corr. eloq. 34. Cicero de amic. 1.) Eben so wenig war mit dem tirocinium der Unterricht geschlossen, nur daß natürlich das Verhältniß zu den Lehrern von jetzt an mehr das eines Zuhörers als eines Schülers wurde und die Wahl der Rhetoren und Philosophen ganz von dem jungen Manne abhängen konnte.

Der Uebergang vom Knaben zum Jünglinge, des Jünglings zum Manne ꝛc. war an festgesetzte Zahlen geknüpft. Die Zahl 45 ward als der Höhepunkt rüstiger Kraft, die Zahl 30 als das Drittheil des Lebens, während welcher Zeit diese Kraft blühte, festgestellt. Der 15jährige Knabe ward als in diese Periode eintretend, der 45jährige Mann als aus derselben austretend erklärt. Bis zum Anfange des 16. Lebensjahres war demnach der Mensch puer; von da ab begann bis zum Anfang des 46. Jahres die juventa, die von der senecta abgelöst ward. Mit 46 Jahren wurden die Männer seniores; aber erst mit dem 60. Jahre, als senes, wurden sie von allen Staats- und Kriegsdiensten frei. Der senex decrepitus, das Alter in völliger Kraftabnahme, beschließt dann ein Menschenleben.

2. Rom's Jünglingsalter.

25.

In seiner Kindheitszeit hat das römische Volk die verschiedenen Volksthümlichkeiten in sich verschmolzen und sich zum Souverän über sich selbst emporgearbeitet. Als **Jüngling** hat es die Aufgabe gelöst, den Gegensatz der staatlich und der privatrechtlich Berechtigten, der Patricier und Plebejer, aufzuheben und Rom zur Demokratie, zu einem Staate mit römischen Bürgern zu machen. —

Der Gegensatz zwischen Patriciern und Plebejern trat mit der Republik in seiner ganzen Härte hervor. Die Patricier besaßen das Staatseigenthum, hatten den Nießbrauch der Staatsländereien, waren die eigentlichen activen Staatsbürger; die Plebejer hingegen waren Privateigenthümer und nahmen nur passiv, durch das Tragen der Staatslasten, am Staate Theil. Patricier waren die Consuln, bildeten den Senat, hatten alle obrigkeitliche und richterliche Gewalt in Händen. Die Plebejer hingegen, unaufhörlich vom Kriege fortgerissen, konnten friedliche Beschäftigungen nicht treiben und in Gewerben sich nicht beschäftigen: sie hatten nichts, als ihren Beuteantheil, und wurden durch die Schulden, die sie bei den Patriciern machen mußten, immer mehr deren Sclaven. Je schärfer der Gegensatz ward, je mehr die Plebejer zu bloßen Hörigen herabgedrückt wurden; um so mehr strebten sie nach positiver Theilnahme am Staat, nach gleichen politischen Rechten; und einmal ausgesprochen und ausgebrochen, konnte der Kampf nicht eher ruhen, als bis der Gegensatz zwischen privater und politischer Berechtigung aufgehoben war. Die Plebejer bekamen Grundbesitz und Schutz gegen die Mächtigen, Landassignaten und Volkstribunen: das die ersten Errungenschaften in dem Kriege, der zum Schluß gelangte, als die Plebejer das Recht erhielten, alle höheren Staatsämter bekleiden zu können, als durch den Antheil, den sie am Grund und Boden bekamen, ihre Subsistenz gesichert war, und als sie das gesetzliche Zugeständniß erlangt hatten, daß Patricier und Plebejer, ohne Nachtheil für die bürgerlichen Rechte der Kinder, Ehen mit einander eingehen durften. Von da ab gabs in Rom nicht mehr Patricier und Plebejer, sondern römische Bürger. Der Staat war nun zu innerer Consistenz gelangt, nachdem bereits durch die geschriebenen Gesetzesurkunden der Decemvirn eine Neuconstituirung desselben erzielt war, indem das Zwölftafelgesetz eine neue Eintheilung des gesammten Volkes in Tribus angeordnet und den neuen Tribuscomitien alle Gewalt der früheren Centuriatcomitien übertragen hatte: — die Grundlage zu einer demokratischen

Staatseinheit, die vor der Gefahr einer Ochlokratie dadurch geschützt werden sollte, daß von den nach und nach auf 35 vermehrten Tribus nur vier für die Massen der städtischen Proletarier, 31 aber für die ländlichen Güterbesitzer bestimmt waren.

Von nun ab entfaltet Rom seine siegreiche Kraft auch nach Außen. Die Sabiner werden gänzlich unterjocht, — die Aequer entscheidend geschlagen, — die Volsker durch Kolonien dem römischen Gebiet einverleibt, — die Vejenter niedergemacht, — die Latiner, Herniker und Etrusker besiegt und, wenn auch erst nach harter Demüthigung der Römer, die Gallier vertrieben. Mit der Unterjochung der Samniten endlich ist die Herrschaft der Römer über Italien entschieden. Innerlich und äußerlich groß steht Rom am Ende seines Jünglingsalters da. —

Das private Leben des Römers war in der Jünglingsperiode einfach — einfacher noch, als im Kindesalter, da jetzt das ackerbauende und kriegerisch sabinische Element mit dem Emporsteigen der Plebejer neben dem alten latinischen und etruskischen Adel das vorherrschende und das Leben mitbestimmende geworden war. Unerschüttert blieb die Achtung vor den väterlichen Sitten und Einrichtungen unter den fortwährenden Kämpfen mit den Völkern Italiens, und diese Ehrfurcht vor dem Alten gab dem Staate das Fundament seiner wachsenden Macht. Doch waren die Römer elastisch genug, um das Alte nicht verknöchern zu lassen, sondern neben ihm das Neue und Nützliche aufzunehmen und mit dem Bestehenden so zu vereinigen, daß ihre Zustände auf derselben Grundlage mit der Zeit, mit dem Volke selbst und mit den veränderten Verhältnissen weiter wuchsen. Daher die Trennung des Gerichtes von der Verwaltung, der Prätur von der Quästur zur rechten Zeit, d. h. als es das Bedürfniß erheischte; — daher die Besoldung des Bürgerheeres, als sich die Kriegsunternehmungen auf längere Dauer und mehr in die Ferne erstreckten; — daher die Beibehaltung des drei getheilten Kriegsheeres, doch nicht mehr auf die alten, geschwundenen Kasten- und Nationalitätsunterschiede basirt, sondern auf die verschiedenen Waffengattungen bezogen. Alles hatte in Rom eine organische Weiterentwicklung. Und nach diesem Gesetze des organischen Lebens wurden auch die unterworfenen Länder auf die mannigfaltigste Weise und mit vielfach abgestuften Rechten, durch Einräumungen und durch Niederhaltungen ꝛc. dem Ganzen des Staates einverleibt. Außeritalische Provinzen gab es noch nicht; die Kolonisten aber hatten eine der heimischen ganz ähnliche Verfassung, und waren nur von dem einen Streben erfüllt, — die römische Ehre und das römische Interesse zu vertreten und aufrecht zu erhalten.

So war Jeglichem bei dem Römer ein praktischer und politischer Charakter aufgeprägt. Auch die Kunstwerke dieser Zeit athmen diesen Geist, — den Geist der Zweckmäßigkeit und zugleich der Großartigkeit. Die appische Straße ward aus gehauenen und auf's Genaueste mit einander verbundenen Quadern von Rom nach Campanien und dann weiter bis zur Südspitze und östlich bis nach Brundusium am adriatischen Meer erbaut. Und gleich großartig waren die kühnen Viaducten und durch lange Tunnels geführten Wasserleitungen.

Unter den Wissenschaften erhielt die Jurisprudenz durch das Zwölftafelgesetz eine entschiedene Grundlage, dem sich die sogenannten königlichen Gesetze anschlossen, auf welchem Boden sodann die Grundrisse einer eigentlichen Rechtswissenschaft gezogen wurden, deren Inhaber, die Pontifices &c., dem Volke Rechtsweisung ertheilten. Auch begann jetzt die rationelle Behandlung der einheimischen Sprachen. Jurisprudenz und Grammatik steigerten sich in demselben Grade, in dem sich das innere Leben Roms entwickelte: sie gehörten zum Leben des Römers, weil sie die Werkzeuge zu seinem Staatsleben waren.

Wenn aber auch Alles zum Dienste der Oeffentlichkeit hinneigte und in diesen Dienst trat, so fand doch dabei ein inniges Familienleben statt. Nur wichtige Angelegenheiten riefen den Römer auf das Forum. In der übrigen Zeit lebte er auf seinem Landgute in ländlichen Beschäftigungen und umgeben von den Gliedern der Familie und von den Clienten. Dadurch war der Zusammenhang der Familienglieder fest und innig, und die Frauen hatten nicht selten wirklichen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, so daß neben den großen Männern Roms oft die Gattinnen oder Mütter genannt werden müssen, deren Umgange und deren Erziehung jene ihre Bildung zum größten Theil verdanken. Frauen erregen in Rom oft eben so sehr unsere Bewunderung als Männer. Die von Sextus Tarquinius geschändete Lucretia berichtet ihrem Gatten und Vater, dem Brutus und Valerius: „Ihr werdet sorgen, daß dem Ehebrecher sein Recht widerfährt! Mein Leib aber, obgleich ich mich frei fühle von jeder Schuld, ist der gesetzlichen Strafe verfallen, damit nie eine Römerin, auf mich sich berufend, ihren Fall überleben zu dürfen meine." Mit diesen Worten sticht sie sich einen verborgen gehaltenen Dolch in die Brust und sinkt entseelt zur Erde. Cornelia, die Mutter der Gracchen, weist nach dem Tode ihres Mannes alle Anträge der vornehmen Römer, selbst den des Königs Ptolemäus von Aegypten, um ihre Hand zurück und widmet sich mit aufopferndster Mutterliebe und Weisheit der Erziehung ihrer

12 Kinder. Als einst eine Freundin stolz und eitel derselben ihren Schmuck zeigt und dann bei einem Gegenbesuche bittet, auch ihre Juwelen sehen zu lassen, ruft sie ihre aus der Schule zurückgekehrten Kinder und spricht: „Siehe hier, meine Edelsteine und Kleinodien!" So die Repräsentantinnen ächten Römerthums. —

Die Erziehung bewahrt ihre alte Einfachheit und wurde nur geklärter. Ihre Princip war, wie Bernhardy sagt, auf ungeschriebener Ueberlieferung ruhend, auf Erweckung des Patriotismus und auf Fortdauer guter Sitte gerichtet; ihr Verfahren einfach und doch erschöpfend, indem man ununterbrochen in alle Verhältnisse der Jugend eingriff; ihr geheimstes Motiv lag aber in der Gegenseitigkeit der Achtung, indem man für Pflicht hielt, auch der Jugend mit zarter Scheu zu begegnen. Sie war und blieb eine private. Die Römer wollten, sagt Cicero, daß die Erziehung weder durch die Gesetze bestimmt, noch daß man sie öffentlich und einförmig für Alle gleich einrichte, obschon andrerseits und im Allgemeinen vom Staate aus durch die Censoren auf die Sitten und den Umgang der Jugend, besonders auf den Gehorsam gegen die Befehle der Aeltern und Magistratspersonen Einfluß geübt ward. Die leibliche Pflege der Erziehung ging von der Anordnung und Leitung der durch ihr Wesen Ehrfurcht gebietenden Mutter aus, der eine nutrix und in den reichen Häusern andere Dienerinnen zur Seite standen. Die Wärterin, mochte sie Dienerin oder Freundin des Hauses sein, vertrat die Stelle des Pädagogen und übte, besonders bei Erziehung der jungen Töchter, wesentlichen Einfluß auf das sittlich reine Verhalten und gegen schädliche Einwirkung von Außen. Die wichtigste Einwirkung jedoch auf die sittliche Richtung des Kindes, auch des Knaben, verblieb der Mutter: der ungestüme Coriolanus, den nichts zu beugen und mit seinem Verderben bringenden Heere von Rom's Grenzen zu entfernen vermochte, als der Anblick und die Worte der greisen Veturia, seiner Mutter, ist nicht das einzige Beispiel von dem nachhaltigen sittlichen Einflusse, den die Mutter auf den jungen Römer übte. Einfachheit, Enthaltsamkeit und Mäßigung waren die Grundtugenden, die im Aelternhause nicht mit Worten, sondern durch Thaten eingewöhnt wurden. Die häusliche Zucht war streng. In Gegenwart des Kindes sollte nichts Unrechtes weder geredet noch gethan werden. M. P. Cato stieß einst als Censor den Manlius aus dem Senate, weil er am hellen Tage in Gegenwart seiner Tochter seine Gattin geküßt hatte. Die Väter badeten nie mit den Söhnen, noch die Schwiegerväter mit den Schwiegersöhnen zusammen, um die Sittsamkeit und Schamhaftigkeit, die erste und die Krone aller Tugenden, nicht zu verletzen. Den Sclaven, den Frauen

und den freien Jünglingen war bis zum 30. Lebensjahre das Weintrinken untersagt, und die Uebertretung dieses Gesetzes ward bei dem weiblichen Geschlechte als hartes Vergehen bestraft. Die Väter speisten nicht ohne ihre Söhne außer dem Hause, damit sie sich wegen deren Gegenwart bescheidener und mäßiger betrügen. Bei solcher Scham des Alters vor der Jugend mußte natürlich auch die Scheu und Achtung der Jugend vor dem Alter groß sein. Nach den Gastmählern wurden die Aeltern von den Jüngern nach Hause begleitet. Vor einem grauen Haupte nicht aufzustehen, galt als ein todtwürdiges Verbrechen. Edle Scham war, wie bei den Spartanern, die erste und schönste Tugend bei der römischen Jugend und der Ausspruch Cato's: „Ich liebe mehr Die, welche erröthen, als Die, welche erbleichen, denn die Schamröthe ist die Farbe der Tugend" war der Ausspruch Rom's im Allgemeinen. — Neben dem sittlichen Einflusse, den das Haus unmittelbar durch das Leben auf den Geist des Knaben übte, waren es besonders die Erzählungen von der Einfachheit und der Tugend der Vorfahren, was die Jugend für das Edle und Gute begeisterte. Dann wurde, was auf dem Campus, im Lager, im Kampfe mit dem Feinde geschehen war, im Kreise der Familie durch- und besprochen und auch dadurch der Patriotismus in den jungen Familiengliedern geweckt und genährt. Bei den Gastmählern ward nach der Reihe nicht bloß von den Männern das Lob und die Tugend berühmter Vorfahren vorgetragen, sondern auch sittsame Knaben sangen entweder mit bloßer Stimme, oder unter Begleitung der Flöte deren Ruhm und entzündeten dadurch in ihrer und der Hörer Brust Bewunderung vor den Alten und den Entschluß, es ihnen gleich zu thun. In früheren Zeiten endlich nahmen die Väter ihre Söhne, so lange sie praetextati waren, mit in den Senat, in die Schule wahrhaft practischer Lebensweisheit, bis diese Sitte später auf eine besondere Veranlassung, zur Zeit des jungen Papirius, genannt praetextatus, abgeschafft ward, obschon dieser noch die Erlaubniß dazu hatte, „weil er durch sein Benehmen gegen seine neugierige Mutter, welche von ihm wissen wollte, was im Senate verhandelt sei, bewies, daß er so gut reden, als schweigen könne."

Mit der Ablegung der toga praetexta, womit dem Knaben zugleich das bis dahin getragene lange Haar abgeschnitten ward, und mit der Anlegung der toga virilis trat der Jüngling in ein Probejahr, in welchem er zu stärkeren Leibesübungen angehalten ward und mit Männern umgehen durfte. Zeichnete er sich in diesem Jahre, in welchem er zum Zeichen seiner Bescheidenheit den Arm in der Toga tragen mußte, durch Ernst und Mäßigkeit, durch häusliche Ordnung und

Sittlichkeit aus, so wurden über seinen Ruf und seine Schamhaftigkeit nicht viele Worte gemacht, wenn er in's Mannesalter trat, indeß Der, den diese Tugenden nicht zierten, einer förmlichen Schande nicht entgehen konnte.

Durch Gehorsam mußte sich hierauf der römische Jüngling zum Befehlen vorbereiten. Er wurde ins Lager gebracht und im Dienst geübt. Hier befand er sich im Prätorium, in der Umgebung des Feldherrn, um sich zum practischen Krieger und geschickten Heerführer zu bilden. Wenn er sich hiernach um Aemter bewarb, stand er entfernt von der Versammlung der Curie, und war erst Zuschauer, ehe er Theilnehmer wurde. Der Vater war hierbei sein Lehrer, und wenn er keinen Vater mehr hatte, standen ihm die ältesten Männer zur Seite und belehrten ihn durch Beispiele des täglichen Lebens auf dem Markte. Außerdem daß er fleißig das Forum besuchte, schloß er sich an berühmte Rechtskundige auf Spaziergängen rc. an, richtete Fragen an sie, bat um ihre Belehrung in einzelnen Fällen rc. Der usus, die Ausbildung auf practischem Wege, die Entwicklung des Geistes im Leben selbst, war beim Römer, auch beim Eintritt in seinen Beruf, das entscheidende Element. So wirkte der practisch ausgebildete und durch Erfahrung reif gewordene Vater auf den Sohn, selbst noch auf den Enkel ein. Der Römer lernte, gleich dem Spartaner, im und am Leben.

Dem Ziele der Erziehung in dieser Lebensperiode Roms — Bildung zum practischen Geschäfts- und Staatsleben — entspricht auch der eigentliche Unterricht. Er war wesentlich mit der Zucht verwachsen, ging zum Theil in derselben auf und kam lange nicht über nothdürftiges Lesen und Schreiben hinaus. Allmählich knüpfte sich Lesen und Erklären der älteren heimischen Schriftsteller und Dichterwerke an den Elementar-Unterricht. Körperliche Uebung lag außerhalb der Erziehung und ward auf andere Weise als durch Gymnastik, und zwar nur zur Erhaltung der Gesundheit, zur Kräftigung und Ausdauer des Leibes erzielt. Wenn dennoch einige Römer, wie Papirius Cursor, in einzelnen Zweigen der griechischen Gymnastik, vorzüglich im Wettlauf, wohlgeübt waren, so gelangten sie durch natürliche Anlage ohne schulmäßigen Unterricht, und ohne öffentlichen Gebrauch von ihrer Kunst zu machen, zu solcher Ausbildung. Mädchen nahmen nie an den gymnastischen Uebungen Theil, übten sich auch nicht unter einander. Ebenso exercirten auch nur die Knaben den Tanz, und zwar lediglich, um bescheidenen Anstand in der Stellung des Körpers zu lernen und das Decorum stets bewahren zu können. Das Singen wurde gelernt, weil es zur Erheiterung diente. Angehalten

wurden die Knaben, die Gesetze der zwölf Tafeln auswendig zu lernen, damit deren Inhalt den handelnden Männern gegenwärtig sei. Und neben dem Absingen von Versen wurden sie frühzeitig an Vorträge von Denkreden gewöhnt, in welchen die Thaten wackerer Männer gepriesen wurden.

Schulen hatten die Römer bereits bei den Etruskern kennen gelernt. Jetzt treten sie auch unter ihnen auf. Die älteste Erwähnung findet sich bei Gelegenheit der von App. Claudius an Virginia verübten Gewaltthat. Liv. III, 44. Virginie venienti in forum (ibi namque in tabernis literarum ludi erant) minister decemviri libidini smanum injecit. Ein Beispiel gemeinschaftlichen Unterrichts gibt der Verrath des Lehrers zu Valerii. Liv. V, 27. Mos erat Faliscis. eodem magistro liberorum et comite uti, simulque plures puerî, quod hodie quoque in Graecia manet, unius curae demandabantur, principum liberos, sicut fere fit, qui scientia videbatur praecellere, erudiebat. Gleichfalls wird berichtet, daß, als Camillus mit seinem Heere unerwartet in Tusculum einzog, (377 v. Ch.) die Bürger in ihrem friedlichen Verkehr begriffen waren und die Schulen von den Stimmen der anwesenden Zöglinge ertönten. — Im ludus publicus eröffnete den Unterricht, die prima literatura, der literator, ein mäßig unterrichteter Mann, der lange Zeit in einer dürftigen Dachwohnung gegen geringe Entschädigung lehrte. — Von der Gewohnheit, daß die Kinder auf offener Straße, in triviis, unterrichtet wurden, scheint die spätere Benennung „Trivialschulen" und der Name der drei gewöhnlichen Unterrichtszweige im Mittelalter, Grammatik, Dialektik und Rhetorik als „trivium" herzurühren, wie auch Quinctilian schon die gewöhnliche Schulkenntniß mit trivialis scientia bezeichnet. — Die Schulen selbst hießen ludi, um die Jugend durch den einschmeichelnden Namen anzulocken, sowie zugleich anzudeuten, daß die Beschäftigung mit der Wissenschaft und Kunst ein Spiel des Geistes und eine Erholung sei; die Lehrer waren ludi magistri. — Wie im Alterthum überhaupt, so herrschte auch in Rom hierbei der Grundsatz, daß die Schätze des Geistes nicht wie eine gewöhnliche Waare für Geld verkauft werden dürften. So verursachte es in Latium tiefen Unwillen, als die Priester die Ceremonien des Herculesdienstes um Geld lehrten und man hielt es für ein Strafgericht des Himmels, als sie bald nachher durch die Pest hinweggerafft wurden. Fälschlich ist die Behauptung ausgesprochen worden, daß Spurius Carvilius, der Freigelassene des Carvilius, bei dem die erste Scheidung in Rom vorkam, der Erste gewesen, welcher für Geld unterrichtet habe. Diese Behauptung stützt sich auf eine

Nachricht bei Plut. quaest. Rom. 59. Wenn sich Plutarch nicht überhaupt geirrt hat, so kann er nur eine höhere grammatische Schule gemeint haben, wie sie in dieser Zeit erst aufkommen. Elementarschulen gab es schon längst, und wer wollte glauben, daß darin die Lehrer umsonst unterrichtet hätten. Worin das Honorar bestanden, wissen wir nicht. Es war verschieden und in gewöhnlichen Elementarschulen jedenfalls sehr gering. Es wurde am Schlusse des Lehrjahres für das ganze Jahr geleistet. Das war jedoch nicht der Schluß des späteren bürgerlichen Jahres, sondern der Kursus begann wahrscheinlich im März nach den quinque tribus. Auf das frühe Vorhandensein von Unterrichtsanstalten in Rom weist auch ein im Jahr 93 v. Chr. gegen die lateinischen Rhetoren erlassenes Edict hin, in welchem sich folgende Worte finden: „Unsere Vorfahren haben Anordnungen darüber getroffen, was ihre Kinder lernen und in welche Schulen sie gehen sollen.“ Einen Aufschwung scheint das römische Schulwesen durch oben genannten Spurius Carvilius allerdings erhalten zu haben. Interessant ist es, daß unter ihm sich die homerischen Gedichte, wenigstens die Odyssee in der lateinischen Uebersetzung des Livius Andronicus in den römischen Schulen einbürgerten. Noch zur Zeit des Horaz pflegten manche Lehrer aus derselben ihren Schülern zu dictiren. Sonst wurde neben der Uebung in den allgemeinen Elementen auch das Auswendiglernen der Zwölftafelgesetze verlangt. (Cic. de leg. II, 23. Discebamus enim pueri XII, ut carmen necessarium, quas jam nemo discit). Die Knaben sangen auch in conviviis carmina antiqua in quibus erant laudes majorum. Varro bei Nom. II, 70.

Der Unterricht ging demselben Zwecke entgegen, dem die Zucht zusteuerte: Achtung gegen die Gesetze zu wecken und zu ehrenvollen Thaten im öffentlichen Leben anzuspornen. Man bezweckte — sagt Krause — auf alle Weise den um das Wohl des Staates besorgten, mit edlem Willen und Thatkraft ausgerüsteten civis, in welchem der feste Charakter, die gesetzliche Gesinnung und die staatsbürgerliche practische Befähigung natürlich höher angeschlagen wurden, als geistige Befähigung zur Wissenschaft, als Gelehrsamkeit, höher auch, als eine sentimentale Tiefe des Gemüthes, welches nur im Kreise der Familie seine Nahrung und Ausbildung fand. Die Loblieder und Lobreden auf die Vorfahren, die Leichenreden auf berühmte Männer und Frauen, die strenge Einheit und Gesetzlichkeit im Staatsorganismus, die in der Sitte wurzelnde Pietät gegen die Götter, sowie gegen Alter und Aeltern, die ernste Würde des Vaters und die stolze und reine Tugend der Mutter: das waren die Lehrer und Erzieher des jungen Römers.

Zucht und Unterricht waren practisch und gingen von practischen Anschauungen aus.

Darum hatten auch die Römer (— wie sie überhaupt ihrem Charakter gemäß nie zu einer philosophischen Erziehungs- und Unterrichtslehre hinneigten, sondern in ihren späteren Erziehungstheorien nur Ergebnisse practischer Erfahrungen und Lehren für's unmittelbare Leben aufstellten —) in der Jünglingsperiode ihres Lebens kein Bedürfniß zu einer Theorie der Erziehung. So lange der Römergeist und damit der Familiensinn in Rom herrschte, wurzelten Erziehung und Unterricht so fest im Leben, daß keine Reflexionen über das Wesen der Erziehung und damit keine Erziehungstheorien gefordert wurden, und allgemeine pädagogische Bemerkungen treten, je früher, um so vereinzelter und abgerissener auf. Ward doch das Streben nach einer tieferen geistigen Entwicklung überhaupt von da ab erst lebendig, als (304 v. Chr.) Cnejus Flavius die Fasten und Klagformulare, die bis dahin von den Priestern geheim gehalten waren, veröffentlichte und damit eine Art Rechtsencyclopädie herausgab. Zu derselben Zeit schrieb Appius Claudius Cäcus seine Sittensprüche, in denen er die Würde der Beredtsamkeit aufrecht zu erhalten suchte und verlangte, daß der Redner stets angemessene Sprache führe, in den gehörigen Schranken des Anstandes bleibe und den Mangel an Stoff nicht durch ungehörige Aeußerungen und Schmähungen zu verdecken suche.

---

3. Das Mannesalter der Römer.

26.

a. Die Praxis der Erziehung.

Rom war im Innern groß geworden: es wollte und mußte nun seine Größe nach Außen bewähren. In großartiger und unermüdlicher Thätigkeit vollbringt es darum seine Mission in der Negation der Volksthümlichkeiten. Makedonien wird besiegt. Antiochus, der König von Syrien, wird bei Magnesia geschlagen und gezwungen, den Römern Kleinasien bis an den Taurus abzutreten. Karthago wird in Asche gelegt. Korinth wird zerstört und Griechenland römische Provinz. Rom

ist auf dem Gipfel der Eroberung, der Beute, des Ruhmes angekommen, und keine auswärtige Macht steht ihm mehr gegenüber. Damit aber ist ihm die Spannkraft und Anspannung genommen, die das Einzelleben der römischen Bürger immer wieder im Allgemeinen untergehen ließ. Nachdem der Kampf nach Außen verstummt war, machte sich deshalb die egoistische Persönlichkeit in sich selbst frei, und der Kampf im Innern, der Kampf der particularen Interessen gegen die patriotische Gesinnung begann: auf die römischen Perserkriege folgte unmittelbar der römische peloponnesische Krieg. Und wie sich hinfort das römische Princip nach Außen hin immer mehr nur als die reine Selbstsucht des Willens gegen Andere darstellte, so begann die Selbstsucht auch im Innern ihren Rachen weit aufzusperren. Zwar ist der Grundsatz des römischen Staates, trotz aller inneren Leidenschaften und Kämpfe dem Feinde gegenüber sich um Rom, den Mittelpunkt der Welt, zu schaaren und mit Stolz und Aufopferung zu kämpfen und zu siegen, — noch nicht ganz vergessen, und mit diesem Geiste erscheinen auch im Innern Roms noch kolossale Individualitäten, welche die Heldenzeit wieder heraufbeschwören möchten. Doch sie treten bereits mit ihren Römergedanken gegen den von Rom sich losgesagten, aber Rom beherrschenden Geist auf und werden mit ihrem Thun Verbrecher, indeß ein anderer Theil von genialen Naturen nicht mehr im Staate aufgeht, sondern die eigene Persönlichkeit in den Vordergrund stellt, aber zugleich auf dem Forum und in den verschiedenen Provinzen seine Kenntnisse so erweitert, seinen Blick so schärft, überhaupt seinen Geist so sehr entwickelt, daß er in Bezug auf Geistesgröße der besten Zeit würdig gewesen wäre. Umsonst jedoch — dem Zeitalter der That folgt auch in Rom das Zeitalter der Reflexion, das für den Römer um so gefährlicher wird und ihn um so weiter von seinem Wesen entfernt, da er kein Centrum im Denken hat, sondern das Centrum des Einzelnen allein im Staatsganzen liegt. Und doch kann keine Gottheit auf diesem Wege Halt gebieten. Vergebens wollen die edlen Gracchen Italien, anstatt mit Sclaven, mit Bürgern bevölkern: die römische Verfassung konnte nicht mehr durch die Verfassung gerettet werden, denn Mithridates, Sertorius, Sclavenkrieg, Seeräuberei — Alles tritt gegen Rom auf, aber über Alles trägt die römische Militärmacht noch den Sieg davon, jedoch nur um mit Nothwendigkeit dem Despotismus, dem Willen eines Einzigen, anheimzufallen.

Diese äußere Entwicklung des römischen Staates war nothwendige Folge von der inneren Entwicklung des römischen Geistes. Die alte italische Eigenartigkeit, nach der es der Ruhm des Römers war, traurig

und schwer gelebt zu haben, und nach der der Einzelne nichts als ein Glied des Staates sein wollte, dadurch aber auch den Ruhm und die Macht des Vaterlandes von jedem einzelnen Bürger als persönlicher Besitz empfunden ward, ging um so mehr verloren, je mehr das römische Reich nach Westen und nach Osten übergriff. An seine Stelle setzte sich eine hellenisirende Civilisation, die bis zu den Gracchen noch mit dem römischen Alterthum kämpfte, von da ab aber den Römer ohne Streit in Besitz nahm.

Aus den eroberten Städten führten die Römer die Werke griechischer Kunst und Literatur in ihr Vaterland und erzeugten damit in dem edleren Theile der Nation Geschmack für Bildung und Geistescultur. Zwar konnten sie die griechischen Kunstdenkmäler lange nur, gleich ihrem Mummius, nach dem Materialwerth, wie altes Eisen, abschätzen. Auch suchten die Römer von altem Schrot und Korn, — Fabius Maximus, M. P. Cato — mit allen möglichen Mitteln das Griechenthum und seine Kunst und Wissenschaft von Rom fern zu halten. Eine mächtige Parthei aber — die Scipionen, die Aemilier und die Flaminine — wandte sich der neuen Bildung zu und begünstigte griechische Weisheit, Poesie und Kunst mit solchem Erfolge, daß Cato vergebens die griechischen Philosophen aus der Stadt vertrieb, daß er umsonst die Rednerschulen schließen und die Scipionen, die Gönner des Ennius, des Geschichtsschreibers Polybios und des stoischen Philosophen Panätios, als Sittenverderber bestrafte: keine Repressivmaßregeln konnten dem Siege des Neuen entgegentreten, und Cato selbst, der im hohen Alter noch griechische Sprache und Literatur studirte, bewies, daß das Alte dem Neuen mit Nothwendigkeit unterliegen muß. Da jedoch der Sinn der Römer im Practischen, im Kriegswesen und im Staatsleben sein Element hatte, so ward er in seiner Poesie nicht schöpferisch, und vermochte er dem beginnenden Verderben der Wirklichkeit gegenüber keine genialen Werke der Kunst und Wissenschaft hervorzubringen. Seine ältesten Schriftsteller, Livius Andronicus, Nävius und Ennius waren campanische oder tarentinische Griechen, und sein Plautus und Terentius konnten ihre Stücke nur nach dem Muster der neueren griechischen Komödie bilden. In das Volk aber drangen auch diese Darstellungen nicht einmal: es ergötzte sich an den mimischen Spielen (Atellanen), die durch Possen seine Lachlust reizten, sowie an den Gladiatoren- und Thierkämpfen, bei denen es nicht auf Kunstsinn, sondern auf die Menge und Seltenheit des zur Vorstellung Gebrachten ankam.

Wie aus Griechenland die geistigen Schätze nach Rom eindrangen, so kamen durch die punischen, makedonischen und syrischen Kriege uner-

meßliche Reichthümer in den auf Einfachheit gegründeten Staat und waren nicht weniger einflußreich auf die Umgestaltung des Lebens und der Sitten. Die mit der Leitung des Kriegs und der Staatsangelegenheiten betrauten Optimaten gelangten dadurch zu so fabelhaftem Reichthume, daß an die Stelle ihrer bisherigen kleinen Wohnhäuser stattliche Paläste traten, daß sie weitausgedehnte Ländereien mit prächtigen Villen erwarben, daß es nicht wenige Familien gab, die 10,000 Sclaven hatten, daß die Güter des Crassus, sowie die des Lentulus 10 Millionen Thaler werth waren, daß Pompejus jedem Soldaten seines an 100,000 Mann starken Heeres, das er gegen die Parther führte, über 100 Thaler versprechen konnte, daß Cicero mit seiner Million Thaler bei den Senatoren als ein wenig bemittelter Mann galt, daß Cäsar erklären mußte, er brauche 15 Millionen Thaler um Nichts zu haben. — Von den Vornehmen ging die Entartung auf's Volk über, das durch Fremde und Freigelassene zu einer ungeheueren Zahl angewachsen und durch die Vermögensaristokratie zu einem besitzlosen Haufen herabgedrückt (— selbst M. Brutus, der begeisterte Freund der Freiheit, verlieh sein Geld zu 48 Procent! —), im Solde des Reichthums stand und seine Stimme wie seine Fäuste für Geld feilbot. Mit dem freien Bürger zugleich trat auch der Ackerbauer zurück: der Krieg ward das Handwerk, das Lager das Vaterland, der Feldherr der Gebieter der Krieger, der durch Schmeicheleien ꝛc. den Willen derselben lenkte und in Rom, wo sie Bürger waren, durch sie seinen Willen eben so durchsetzte, wie er im Lager den unbeschränkten Herrn spielte.

Das Volk entartete. In den vornehmen Kreisen verband sich mit der schrankenlosesten Sinnlichkeit die höchste geistige Feinheit und mit vornehmem Egoismus Verachtung alles menschlichen Treibens. Und die Religion vermochte solchem Leben nicht Halt zu gebieten. Die Vertreter der Religion arbeiteten selbst am Untergange derselben. Die orthodoxe Theologie war bereits, wie Mommsen bemerkt, geschäftig, die ihr eigene beschwerliche Weitläufigkeit und feierliche Gedankenlosigkeit in den alten schlichten Landesglauben hinein und dessen Geist damit auszutreiben. Ein einzelnes Opfer mußte wegen wieder und wieder begangener Versehen bis dreißigmal hinter einander dargebracht werden, und waren in den Spielen von der Musik unrichtig Pausen ꝛc. gemacht, so mußte von vorn angefangen werden ꝛc. In dieser Uebertreibung der Gewissenhaftigkeit liegt an sich schon ihre Erstarrung, und die Reaction dagegen, Gleichgültigkeit und Unglaube, ließen nicht auf sich warten. Dazu kam, daß durch die Aufnahme der griechischen Mythologie und durch die Verschmelzung der griechischen Gottheiten mit den

römischen, die Begriffe derselben eine große Vieldeutigkeit erhielten und die nationalen religiösen Vorstellungen im Bewußtsein der Gebildeten verblaßten. Besonders aber zersetzte die griechische Philosophie den römischen Glauben: schon Ennius übersetzte das Werk des Messeniers Euemeros, worin alle Götter für Menschen, die sich durch Weisheit, Macht und Tapferkeit die Anbetung der Nachwelt erworben, erklärt und ihre Gräber beschrieben wurden. Durch alles Das verlor das Priesterthum seinen kirchlichen Charakter und der Cultus sein Ansehen. Von den Auspicien war in Ciceros Zeiten nur noch ein Scheinbild übrig, und die Lehre derselben war selbst den Auguren unbekannt geworden. In der letzten Zeit der Republik blieben mehrere hohe Priesterämter kürzere oder längere Zeit aus Mangel an Bewerbern unbesetzt. Tempel, Kapellen, heiliges Land und heilige Haine lagen wüst: die Tempel standen leer, die Götterbilder waren mit Rauch geschwärzt, die Wände mit Spinngeweben überzogen, der Boden mit Gras bewachsen. Die Vornehmen verfielen in Skeptizismus und in allerlei abergläubische Gebräuche, in Wahrsagerei und Zauberei, glaubten jedoch die Religion mit ihren Kunststücken als ein nothwendiges Stück zur Erhaltung der Staatsmaschinerie im Ansehen erhalten zu müssen. Schon ein Glied des scipionischen Kreises, Polybios, spricht es unverholen aus, daß das wunderliche römische Religionsceremoniell einzig der Menge wegen erfunden sei, die, weil die Vernunft nichts über sie vermöge, mit Zeichen und Wundern beherrscht werden müsse. In der folgenden Generation trug dann der Oberpontifex Quintus Scävola unbedenklich die Sätze vor, daß es eine verstandesmäßige philosophische und eine nicht verstandesmäßige traditionelle Religion gebe, jene aber sich deshalb nicht zur Staatsreligion eigne, weil sie Vieles enthalte, was dem Volke zu wissen unnütz oder sogar schädlich sei. Endlich erklärte man die Landesreligion offen als eine politische Institution: „die Hochkirche mit ihrem scheinheiligen Priester- und Levitenthum ohne gläubige Gemeinde war fertig."

Mit der Religion ging die Sittlichkeit zu Grunde, und mit den Reichthümern und der Literatur erbten die Sieger die Lüste und die Laster der unterjochten Völker. Wie Cicero und Cato in den letzten Zeiten der Republik die einzigen Männer waren, welche im Senate von Tugend und Vaterlandsliebe sprechen konnten, ohne ausgelacht oder für Heuchler gehalten zu werden: so wurden auch die Familien immer seltener, in denen Männer wie Frauen die Tugenden und die Reinheit alter Sitte bewahrten. Umsonst war vom Volkstribun Oppius ein Gesetz gegen den Luxus, namentlich gegen die übertriebene Pracht der

Frauen erlassen: nach dem zweiten punischen Kriege erregten die Frauen einen förmlichen Aufstand zur Aufhebung dieses Gesetzes, und sie erreichten, trotz Cato's Gegenanstrengungen, ihren Zweck. Die lex Orchia und Fannia, durch welche den immer mächtiger herandringenden Springfluthen der Verschwendung und des Sinnengenusses ein Damm gesetzt werden sollte, indem ersteres die Zahl der Gäste bei festlichen Mahlen, letzteres den Aufwand bei denselben zu dämpfen beabsichtigte, wurde promulgirt, aber weder beachtet noch gehandhabt. Zu Lucull's Zeiten mußten zu einem köstlichen Mahle die Pfauen aus Samos, die Hühner aus Phrygien, die Kraniche aus Melos, die Böckchen aus Aetolien, die Thunfische aus Chalcedon, die Muränen aus Tartessos, die Austern aus Tarent, die Muscheln aus Chios, die Datteln aus Aegypten &c. kommen. Vorzüglich traten die Frauen aus ihrer Einfachheit heraus. Mehr durch äußere Liebenswürdigkeit als durch die Vorzüge des Herzens suchten sie die Männer zu gewinnen, und schon Plautus mußte klagen, daß der Putztisch der römischen Damen zum Unglück der Männer eingerichtet sei. Funfzehn verschiedene Moden wechselten in einem Jahre, und dreißig Arbeiter wurden bei Verfertigung von den Kleidungsstücken einer Dame beschäftigt. Zu Sulla's Zeiten verstanden die römischen Frauen schon alle Künste der Koketterie: sie kannten die griechische und römische Literatur, machten Verse, wußten zur Zither zu singen und in der Gesellschaft bald einen scherzenden, bald einen empfindsamen, bald einen bescheidenen, bald einen muthwilligen Ton anzustimmen. Ueberdies wetteiferten sie mit den Männern in Unzucht und Sittenlosigkeit. Nicht bloß die Männer und unter ihnen Crassus, Pompejus, Cäsar, Antonius, waren freche Verführer der Frauen; auch die Frauen waren schamlose Verführerinnen von Jünglingen und schwelgten in den Armen Derer, die bei griechischen Buhldirnen die Kunst der Buhlerei gelernt hatten.

Bei so vielfacher Arbeit hatte natürlich die Römerin keine Zeit mehr zur Verwaltung des Hauswesens und noch weniger zur Erziehung ihrer Kinder. Wenn auch noch großartige Ausnahmen an die alte Römerzeit erinnerten und Aurelia, die Mutter des Cäsar, Attia, die Mutter des Octavianus Augustus, durch ihre Sorgfalt in der Erziehung gerühmt werden, sowie Porcia, die Gattin des Brutus, sich durch patriotischen Heroismus auszeichnete, — die Weibertugend und das Familienleben im Allgemeinen war doch dahin. Die Führung des Hauswesens ward Haushofmeistern übertragen, die Küche von theuer erkauften Köchen besorgt und die Erziehung der Kinder griechischen Sclaven übergeben. Das großartige Beispiel von Tugend, das in der alten Zeit den Kindern

von den Aeltern im Hause gegeben ward, war nicht nur verschwunden, sondern in das Gegentheil verkehrt. Auch die frühere Gewohnheit, daß der Knabe mit Kindern anderer bürgerlichen Familien, die nachher seine Waffengenossen und Freunde wurden, seine Spiele ausführte, war zu Grunde gegangen. Der junge Römer wuchs unter dem verächtlichen Hausgesinde roher und entarteter Sclaven auf, die seinen Lüsten dienten und das Spielzeug seiner Laune waren. Der Knabe verlebte zwar seine erste Bildungsperiode auch jetzt noch in der Umgebung der Mutter, unter Aufsicht der nutrix oder eines Hausverwandten. Von Sulla ab erschienen jedoch, obschon der Name noch nicht in Gebrauch war, in den Häusern der Gebildeten Pädagogen.

Der Pädagoge (custos, comes, paedagogus) stand im Gegensatz zu dem griechischen Pädagogen bei den Römern in großem Ansehen, war der moralische Hüter des Kindes und als solcher der stete Begleiter desselben auf dem Wege zur Schule und bei der Rückkehr, sein Aufseher im Theater, auch noch an der Seite des Jünglings auf Kriegszügen und Reisen, überall mit disciplinarischer Vollmacht ausgerüstet und dann durch Freilassung geehrt. Oft waren mehrere Knaben einem Pädagogen anvertraut; in vornehmen Familien scheint jedes Kind einen besonderen Pädagogen gehabt zu haben. Später wurde bei den reichen Römern aus dem Pädagogen ein ganzes Gefolge von Begleitern, da zu den kleinsten Geschäften des Knaben besondere Sclaven gehalten wurden, z. B. ein besonderer Sclav, der dem Kinde die Bücher zur Schule tragen mußte. Der Vornehmste in diesem Gefolge, comes, der das Ansehen eines Erziehers hatte, machte mit seinen Genossen zugleich den Vorleser der Frauen über Tische, mußte aber auch die Hunde warten ꝛc.

Der Pädagoge war meist ein Sclav, und besonders liebte man dazu griechische und syrische Sclaven zu nehmen, welche von den Athenern auf dem Markte zu Delos von cilicischen Corsaren gekauft, im Griechischen unterrichtet und nach Rom verkauft wurden. Neben dem Pädagogen hielt man in vornehmen Häusern noch einen anderen Lehrer, der, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach, gleichfalls Sclav war. Armuth, Unfähigkeit zu einem anderen Berufe, die äußerlich glänzende Aussicht, an den Tafeln der Reichen zu speisen: das waren, nach Lukian, die Beweggründe, weshalb man eine Stelle suchen konnte, deren Erlangung eine Menge Demüthigungen, Examina in der Philosophie und den schönen Wissenschaften, Erkundigungen über den bisherigen Lebenswandel bei Nachbarn und Landsleuten ꝛc. vorhergingen, um sodann in neues Ungemach einzuführen. „Fortan — referirt

Lukian — bist Du Sclave, und zwar vieler Herrn, thust Knechtsdienste mit gekrümmtem Rücken vom Morgen bis an den Abend. Wenn der Zahltag ist, stehst Du inmitten der Sclaven des Hauses, um Deinen Monatslohn in Empfang zu nehmen. Und auch die Dienste, die man Dir auflegt, sind die des gemeinsten Knechtes. Die Liebe zu den Wissenschaften macht dem Herrn die wenigste Sorge. Wie käme auch ein Esel und eine Zither zusammen? Nimm die Gold- und Silbersucht aus seiner Seele und was übrig bleibt, ist — Eitelkeit, Schwäche, Gewinnsucht, Liederlichkeit, unverschämter Muthwille und gemeine Unwissenheit. Und zu diesem Allen braucht er Dich freilich nicht. Allein da Du einen sehr ansehnlichen Philosophenbart und ein ehrwürdiges Gesicht hast, so scheint es ihm zweckmäßig, auch einen Gelehrten unter seinem Gefolge zu haben, damit er für einen Freund griechischer gelehrter Bildung und überhaupt für einen Verehrer des Wahren und Schönen gehalten werde. Vom frühen Morgen an mußt Du Dich zu seinem Schaudienste hergeben und bald im Trab, bald im Schritt, bergauf und bergab, neben dem gelehrten und reichen Herrn in dem Tragsessel schwitzend und keuchend, überall hin und herlaufen, und während er mit dem Freunde, den er besucht, ein Langes und Breites sich unterhält, stehst Du im Vorzimmer. Kommt zu Tisch ein neuer Gast, so heißt es „Platz gemacht!", bis Du in den äußersten Winkel des Saales gedrängt bist, wo sich Jeder zu sitzen schämen würde und wohin in den Schüsseln nur noch ein paar Knochen gelangen, die Du benagen darfst. Wenn der reiche Herr selbst ein Dichter oder Geschichtsschreiber sein will und seine Producte über der Tafel herdeclamirt, dann gilt es, zu loben, Alles herrlich zu finden, auf immer neue Wendungen der Schmeichelei zu sinnen, wenn man auch darüber bersten möchte. Hat man dann die Blüthen und Früchte Deiner besten Jahre gepflückt, so bedarf es nur irgend einer aus der Luft gegriffenen Beschuldigung, und sie ist genug, Dich alten Mann, der Du Dein früheres Wissen allgemach in der langen Zeit verlernt hast, bei Nacht und Nebel über Hals und Kopf aus dem Hause hinaus zu werfen." — Freilich gehörten auch diese Lehrer, wie die Pädagogen, zu den ungebildetsten, härtesten, unverschämtesten und eingebildetsten Menschen, so daß betreffs der Lehrer Quinctilian wünscht, sie möchten entweder vollkommen gelehrt sein, oder gar nicht zum Bewußtsein ihrer Gelehrsamkeit kommen, denn es gäbe nichts Schlimmeres, als solche Leute, die, wenn sie über die ersten Elemente hinaus wären, zu einer falschen Ansicht von ihrer Weisheit gelangten und, indem sie mit einem gewissen Rechte des Uebergewichts ihre eigene Dummheit zur Schau trügen, es doch unter ihrer

Würde hielten, Denen nachzugehen, die fähig wären, sie zu belehren. Von dem Lehrer und von dem Pädagogen war die Jugend des Römers umzäunt. „In den ersten zwanzig Jahren — sagt Plautus — darf der Knabe nicht einen Finger breit ohne Pädagogen aus dem Hause gehen; wenn er zu Hause neben dem Lehrer sitzt und in einem Buche liest, würde ihm, sollte er auch nur eine Silbe verfehlen, die Haut so gefärbt werden, wie der Mantel der Amme."

Der Unterricht entwickelt sich in der Mannesperiode Rom's — parallel mit dem ganzen Leben des Römers. In der Zeit der Heldenperiode und der männlichen Thatkraft Rom's wurde der Knabe — wie im römischen Jünglingsalter — in den Elementen, welche zum politischen Leben vorbereiten, geübt. Die Laufbahnen aber, auf welchen sich eine höhere politische Stellung erreichen ließ, waren die kriegerische und rednerische. Seitdem die Eroberungen der Römer ausgedehnter wurden und ihre Gegner nicht mehr rohe Stämme, sondern kriegskundige Völker waren, mußte natürlich auch die römische Kraft und Gesittung gebildet, — es mußte eine militärische Bildung erworben werden. Neben dem Schlachtfelde aber war es das Forum, auf dem in Rechtsstreitigkeiten und in politischen Kämpfen die Beredtsamkeit, deren Charakter practische Schärfe und Verständigkeit, sowie ernste Würde in Form, Vortrag und Haltung war, zu den höchsten Ehrenstellen des Staates führte. — Die Kinder des Volkes blieben größtentheils ohne spezielle Bildung: ihre häusliche Erziehung war nur gering, und ihre öffentliche war eine religiöse, deren vornehmlichster Bestandtheil das Erlernen einiger Lieder für die ländlichen Feste war; — sie wurden zu „hand- und kernfesten Landbauern" gebildet.

Mit der Revolution, die der griechische Geist in Rom hervorrief, ward auch das Erziehungswesen umgestaltet. An die Stelle des Unterrichts, der eine bloß äußerliche Abrichtung bezweckt hatte, trat jetzt der Unterricht, der auf wirkliche Geistesbildung zielte. Griechische Sprache und griechische Literatur wurden wesentliche Unterrichtszweige. Anfänglich nur zum Verständniß der Orakel und der von Griechenland einwandernden Culte von den Priestern getrieben, gewann die griechische Sprache durch Livius Andronicus, der mit seinen Schülern die griechischen Dichter las und die Odyssee in's Lateinische übersetzte, sowie durch Ennius seit dem zweiten punischen Kriege Bürgerrecht in Rom, bis sie durch Krates von Mallos, den Gesandten des Königs Attalus, welcher in Rom das Bein brach und während seiner Genesung Vorlesungen über die Grammatik in griechischer Sprache (— er führte damit zugleich das Studium der Grammatik in Rom ein —) hielt, so

sehr verbreitet ward, daß, als 10 Jahre später die griechischen Philosophen Karneades, Diogenes und Kritolaos, der römischen Sprache nicht mächtig, als Abgesandte nach Rom kamen, eine große Zahl römischer Jünglinge ihren Vorträgen beiwohnen konnte, und daß man zur Zeit des Sulla den rhodischen Gesandten Molo, welcher der lateinischen Sprache unkundig war, im Senate ohne Dollmetscher anzuhören vermochte. Im Hause und im Leben lernte man griechisch, und aus diesem empirischen Sprachunterrichte entwickelte sich allmählich ein Literaturunterricht, der in die den Geist der Zeit beherrschende griechische Literatur einzudringen strebte. — Zugleich ward durch den Einfluß der griechischen Vorbilder und griechischen Philosophie die natürliche Beredtsamkeit zu einer Kunst, die gelehrt und gelernt wurde und die in ihren Erzeugnissen Einheit des Planes, Gewandtheit der Erfindung, genaue Eintheilung, Schärfe der Beweise und eine für die verschiedenen Zwecke geeignete Ausschmückung erstrebte: Cornelius Cethegus, der Zeitgenosse des Ennius, führte die künstliche Beredtsamkeit zuerst ein. — Aber auch die Muttersprache ward nach und nach in der höheren Gesellschaft Roms veredelt und dem veränderten Culturzustande entsprechend ausgebildet und gelehrt: die Unterrichtsmethode in diesem lateinischen Unterricht ward von dem griechischen Sprach- und Literaturunterrichte entlehnt. — Diese allgemeine geistige Regung in den oberen Schichten der Gesellschaft blieb auf die niederen Regionen nicht ohne Erfolg. Auch in den geringen Volksklassen und von den Sclaven wurde viel gelesen, geschrieben und gerechnet. Bei dem Wirthschafterslaven setzt Cato nach Magos Vorgange die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben voraus. —

Diese Veränderungen gingen während der karthagischen Kriege bis zur Vernichtung Karthago's vor. Was aber in dieser Zeit mehr noch in den Gemüthern vorbereitet und im Kampf mit dem alten Römergeiste nach Sieg gerungen hatte, das vollzog sich von jetzt ab bis gegen Ende der Republik auch äußerlich und ward im Friedensschluß als vollberechtigt anerkannt. Der Grundgedanke des römischen Wesens, die bürgerliche Gleichheit, war auch in der Erziehung bereits im Zeitalter Cato's in Schwanken gerathen, und es formulirte sich neben dem einfachen Volksunterrichte eine besondere Bildung, eine exclusive Humanitas, die nur die sich zu Staatsämtern vorbereitenden Söhne der Vornehmen erlangten. Sie studirten die griechische Sprache, erwarben sich römische Rechtskenntniß und eigneten sich rednerische Bildung an: ohne solches Wissen konnte man in Rom nichts mehr werden und keinen Antheil an der Leitung des Staates erlangen. Griechenland, das

theoretische Volk, konnte nur theoretisch wahrhaft überwunden werden, und Rom, die Besiegerin des Landes, machte sich dran, auch den Geist Griechenlands zu besiegen, indem es die griechische Bildung verarbeitete, beherrschte, ihr die Form der Verständlichkeit gab, den gegebenen Inhalt ordnete, zerlegte, übersichtlich darstellte und aus ihm die Consequenzen zog. „Lucius Aemilius Paulus, derselbe Mann, der politisch die hellenische Nation definitiv überwand, war auch zugleich einer der Ersten, der die hellenische Civilisation vollständig anerkannte als Das, was sie seitdem unwidersprochen geblieben ist, die Civilisation der antiken Welt." Ohne die nationale Erziehung zu vernachlässigen, ließ er seine Kinder nach griechischer Art, in griechischer Literatur, Mythologie rc., Rhetorik und Philosophie erziehen; griechische Maler und Bildner befanden sich in seinem Gefolge und vollendeten die musische Bildung der Kinder. Und diese Erziehung im Hause des Aemilius Paulus war die Erziehung in der höheren römischen Gesellschaft. Griechische Lehrer strömten jetzt schaarenweise als Lehrer der Sprache, Literatur und Bildung nach Rom, und griechische Hofmeister und Lehrer der Philosophie wurden stehend in den römischen Palästen: „man raffinirte darauf, und es findet sich, daß für einen griechischen Literatursclaven ersten Ranges 200,000 Sesterzen (14,300 Thlr.) gezahlt worden ist." Schon um 161 v. Chr. bestehen in Rom ein Anzahl besonderer Lehranstalten für griechische Declamationsübungen, und der Unterricht in der griechischen Wissenschaft war fortan ein wesentlicher Theil der römischen Bildung. Alle bedeutenden Männer beschäftigten sich mit griechischer Literatur und Bildung; die Vornehmen hatten nur griechische Sclaven, griechische Secretäre, griechische Gelehrte in ihren Häusern, und unter den jungen Leuten ward es Ton, besser griechisch, als römisch zu sprechen. Tiberius Gracchus zog einen berühmten griechischen Philosophen in sein Haus. Der jüngere Scipio war der Freund der griechischen Gelehrten. Lucius Crassus sprach das Griechische fast geläufiger, als seine Muttersprache. Atticus beschrieb das Consulat Ciceros in so feinem Griechisch, daß man glauben konnte, er sei in Athen geboren. Cicero ging nicht nur nach Athen, sondern war auch der fleißigste Zuhörer der griechischen Philosophen und Grammatiker, die zu seiner Zeit nach Rom kamen. — Mit dem griechischen entwickelte sich der höhere lateinische Unterricht parallel. Schon Andronicus und Ennius hatten neben der griechischen Sprache auch Unterricht im Lateinischen ertheilt. Je mehr sich nun die römische Literatur entwickelte, um so mehr trat auch die römische Sprache und Wissenschaft in den Kreis der höheren Bildungsmittel. Es wurden Nävius punischer

Krieg, Ennius Chronik, später Lucilius Gedichte zuerst einem auserlesenen Kreise, dann öffentlich an bestimmten Tagen vorgelesen, und dadurch wurde die Jugend in das Verständniß der klassischen lateinischen Literatur eingeführt. Auch wurde die lateinische Sprache jetzt wissenschaftlich behandelt: Varro gab eine schriftliche Anweisung über die lateinische Sprache, und Julius Cäsar schrieb eine lateinische Grammatik. Um dieselbe Zeit, — 100 v. Chr. — wo durch Lucius Aelius Präconius von Lanuvium vor einem Kreise junger Männer — darunter Varro und Cicero — Plautus gelesen und Entwürfe zu Reden verfaßt wurden; begann dann auch der schulmäßige höhere lateinische Unterricht von bezahlten Lehrmeistern in besonderen Anstalten, und dieser Unterricht schied sich bald, gleich dem griechischen, in zwei Cursus: zuerst wurde die lateinische Literatur wissenschaftlich vorgetragen; dann kunstmäßige Anleitung zu Lob-, Staats- und Gerichtsreden gegeben. Die erste römische Literaturschule eröffnete um 100 v. Chr. Marcus Postumius Sävius Nikanor; die erste besondere Schule für lateinische Rhetorik um 90 v. Chr. Lucius Plotius Gallus. — Mit den Rhetorenschulen hatte Rom sein höchstes und ihm entsprechendes Bildungsmittel erreicht. Die theoretische Durchbildung und elegante Form, die der Römer nach Aneignung der griechischen Literatur erstrebte, war ihm immer nur Mittel, nicht Zweck. Alles Kennen und Können gewann ihm nur durch die Verwendung zu practischen, vorzüglich politischen Zwecken Werth, und das Ziel alles Unterrichts bestand in Beherrschung der Sprache zu diesem Zwecke. Darum studirten die jungen Römer die griechische Philosophie nicht, um Philosophen zu werden, sondern nur um in ihr ein Mittel zur Beredtsamkeit zu gewinnen. Als ein solches Mittel betrachteten sie auch die Lectüre und Ausübung der Poesie: fast alle großen Redner haben in ihrer Jugend Verse gemacht und empfehlen das Versemachen zur Erlangung von Eleganz im Ausdruck. Sich die zur Beredtsamkeit nothwendige copia sententiarum anzueignen: das war dem Römer das hauptsächlichste Ziel des Unterrichts. Dahin zielte auch neben dem Unterrichte in der Rhetorenschule, neben dem Unterrichte überhaupt, der **Privatfleiß** des Römers. Um sich zum Redner auszubilden, übersetzten die jungen Römer — Cicero, Brutus, Messalla — frei nach griechischen Originalen; machten sie Auszüge aus griechischen Rednern; — declamirten sie über Thesen griechisch; — verkehrten sie mit denkenden Schauspielern; — benutzten sie das Theater und horchten hier nicht bloß auf die Weisheitssprüche, sondern auf die Kunst der Recitation, sogar bis auf die leisesten Verstöße gegen Versmaß und Silbenwerth; — gingen sie zum phonascus in die Lehre,

der, wenn auch nicht so fein wie bei den Griechen, die Stimme systematisch durch einen Verein diätetischer Zucht und musikalischer Kunstübungen bildete.

Je mehr die Entwicklung dem Ende der Republik nahte, um so mehr breitete sich die griechisch-römische Bildung aus. Selbst die gymnastischen Uebungen schritten vom Ballspiel, vom Laufen und Fechten zu kunstgemäßen Wettkämpfen fort, und neben den Badezimmern durfte in den vornehmen römischen Landhäusern die Palästra nicht fehlen. Doch ward die Gymnastik nie, wie bei den Griechen, Zweck in und an sich selbst. Nach Plutarch verachteten die Römer, sich wie die Griechen zu salben und glaubten, daß diese durch nichts mehr verweichlicht und in Sclaverei gestürzt seien, als durch die Gymnasien und Ringschulen, diese Pflegestätten des Müßiggangs, der schlechten Anwendung der Zeit, der Knabenliebe und körperlichen Erschlaffung. Die römische Gymnastik war auch jetzt nur Vorbereitung und Uebung zum Kriege, und selbst das sogenannte Trojaspiel, ein feierliches Wettrennen zur Darstellung des trojanischen Krieges auf dem Circus Maximus, welches die Knaben der vornehmen Patricier in Reiten, Ringen, Discuswerfen, Schwimmen &c. jährlich hielten, war nichts anderes, als ein Kriegsspiel. Strategischer Zwecke wegen legte man großen Werth auf die Fertigkeit im Schwimmen, und in ihm waren früh schon Frauen — Clölia — sehr geschickt. Gesang wurde auch jetzt geübt. Aber er wurde fortan mit dem Tanze verbunden, gegen den noch Cicero eiferte und gegen den schon Scipio Africanus mit Entschiedenheit aufgetreten war. „Man lehrt — klagt er — den Söhnen und Töchtern unserer Vornehmen betrügerische und entehrende Künste: mit Tänzern, Musikern und Sängern gehen sie in die Schulen der Comödianten. Ich konnte es kaum glauben; doch ich sah selbst in einer Tanzschule 500 Knaben und Mädchen und unter diesen einen zwölfjährigen Knaben einen Tanz aufführen, den kaum der verworfenste Sclav ohne Schande darstellen konnte."

Im letzten Jahrhundert der Republik ist die hellenische Jugendbildung vollständig in den Kreis des römischen Unterrichts aufgenommen; die Moral hingegen ist weggefallen, Kriegs-, Rechts- und Ackerbaukunde sind aus den allgemeinen Wissenschaften in die Fachwissenschaften übergegangen; zu dem früher vorhandenen grammatisch-rhetorisch-philosophischen Cursus ist der geometrisch-arithmetisch-astronomisch-musikalische getreten. In der Encyclopädie des Cato sind als Bestandtheile der nicht fachwissenschaftlichen Bildung die Sittenlehre, die Redekunst, die Ackerbau-, Rechts-, Kriegs- und Arzneikunde verzeichnet; in den „Schulwissenschaften" des Varro werden wahrscheinlich als allgemeine Er-

ziehungsmittel Grammatik, Astronomie, Musik, Medizin und Architektur aufgezählt. Die römischen Schulen waren und blieben zu allen Zeiten, wie in Griechenland, Privatschulen. Auch das schulpflichtige Alter war weder dort noch hier durch ein Gesetz geregelt. Die Meisten hielten dafür, daß vor dem siebenten Jahre nicht mit dem Unterrichte begonnen werden dürfe, obgleich Quintilian, von dem wir diese Nachricht haben, bereits früher, wenn auch nur spielend, die Grundlagen des Wissens und Könnens gelegt haben will. Auch über die Zahl der Schüler war nichts gesetzlich festgesetzt. Quintilian: „Ein guter Lehrer wird sich nicht mit einem größeren Schwarm belasten, als er gewachsen ist.“ Derselbe Autor erzählt, daß es zu seiner Zeit Schulen mit verschiedenen Klassen gegeben und in derselben allmonatlich ein Certiren stattgefunden habe. Wie das ganze Leben, so begann in Rom die Schule noch früher als in Athen. Martial bezeichnet die Schulmeister als die schlafraubenden Störenfriede der Nacht:

Was wohl haben mit Dir wir gemein, verruchter Magister,
Haupt, nicht Knaben allein, sondern auch Mädchen verhaßt?
Noch nicht störte die Ruh' der behelmten Hähne Gekrähe,
Und schon donnerst Du los, brüllend und prügelnd im Zorn.

Auch Juvenal sagt, der Grammatiker gehe schon um Mitternacht an das Werk, wo weder der Schmied noch ein Wollspinner beginne und müsse den Rauch von so viel Lampen ertragen, als Knaben zugegen seien, so daß sein Horaz sich färbe und sein Virgil voll schwarzen Russes hänge!

Die Schulzeit war streng; der Stock regierte. Der Schulmeisterfeind Martial beklagt sich über seinen prügelsüchtigen Nachbar und spricht von den „traurigen Gerten, den Sceptern der Pädagogen. Orbilius Pupillus, der Vater des „Orbilismus“ suchte die barbarische Disciplin, welche er als Soldat kennen gelernt hatte, auf die Schule zu übertragen. Bei seinem Schüler Horaz heißt er dafür „der Prügelreiche“. Der heilige Augustin bekennt, daß er wegen seiner Trägheit viele Prügel erhalten habe. Der Stock fand übrigens schon im Alterthum seine Gegner. So verdammt ihn Quintilian und weiß einschneidende Gründe für sein Urtheil vorzubringen. Verrius Flaccus, ein Freigelassener, suchte durch Belohnungen den Ehrtrieb anzuregen und dadurch den Stock überflüssig zu machen. Deshalb wählte ihn Augustus zum Lehrer seiner Enkel und versetzte seine Schule auf den Palatin. — An den Saturnalien und an den fünf Tagen des zu Ehren Minervas gefeierten Quinquatrienfestes (vom 19. März an) wurde der Unterricht ausgesetzt. Von sonstigen Ferien weiß man nichts Bestimmtes. Einige

reden von viermonatlicher Freizeit, und wirklich scheinen die Knaben auf dem Lande und in kleineren Städten nur für 8 Monate Schulgeld bezahlt zu haben. — Was die äußere Stellung der Lehrer betrifft, so muß sie im Ganzen eine klägliche gewesen sein. Juvenal berichtet, daß der Lehrer ungefähr so viel bekomme, wie man dem Sieger im Wettkampfe zukommen lasse. Meint er damit den Schauspieler, so müssen es fünf Goldstücke gewesen sein. Derselbe Schriftsteller beklagt sich auch im Namen der Lehrer über Lässigkeit im Bezahlen; ja, er erzählt sogar, daß oft zur gerichtlichen Klage geschritten werden müsse. Er räth den Lehrern, nicht mit sich handeln zu lassen. Ovid nennt den großen Haufen unter den Lehrern „des Besitzes beraubt." Sueton hat einige Biographien berühmter Grammatiker hinterlassen, denen wir folgende Mittheilungen verdanken: Pompilius Andronicus war so arm, daß er sein Hauptwerk für 16,000 Sesterzen verkaufen mußte. Valerius Cato, ein gelehrter und tüchtiger Lehrer, mußte sein Landgütchen bei Tusculum den Gläubigern überlassen und lebte zuletzt blutarm und in höchster Noth in einer Bretterhütte. Zelius Hyginus, Vorsteher einer sehr besuchten Schule und der Palatinischen Bibliothek lebte in seinem Alter von der Gnade des Geschichtsschreibers Cajus Licinius. Orbilius selbst mußte als Greis von beinahe 100 Jahren mit einem Dachstübchen sich begnügen. Niedergebeugt und innerlich zerschlagen, schrieb er ein Buch über die Kränkungen, welche den Lehrern durch die innere Rohheit und Eitelkeit der Aeltern bereitet werden, ein Buch, das vielleicht unzählige Auflagen und Verbesserungen erlebt hätte, wenn es nicht verloren gegangen wäre! Eine der höchsten und wichtigsten Thätigkeiten in der Welt, die Bildung des heranwachsenden Geschlechts, ist stets gering geachtet und geschätzt, stets durch Undank belohnt worden, und unserer Zeit, der Zeit der Humanität ist es vorbehalten, die civilisirte Menschheit von dieser Schmach zu befreien. Einzelne Lehrer wußten auch schon im Alterthum praktisch zu verfahren. Sie benutzten den starken Zulauf, stellten höhere Preise und wurden sogar reich. Dem Rhemmius Palämon brachte seine Schule jährlich 400,000 Sesterzien (22,000 Thaler) ein. Er war nebenbei Kleiderfabrikant und Weinbergbesitzer, übrigens einer der elendesten und lasterhaftesten Menschen der ersten Kaiserzeit. Trotz aller Warnungen, die sogar von den Kaisern Tiberius und Claudius ausgingen, ließen sich die Aeltern von den glänzenden Talenten dieses Menschen bestechen und dachten nicht an seinen entsittlichenden Einfluß. — Die Staatsgewalt hielt sich nicht für berufen, in das öffentliche Bildungswesen ordnend und fördernd einzugreifen, und es geschah nichts, um den wegen seiner Armuth und

Lohnarbeit verachteten Stand der Volkslehrer einigermaßen zu heben — ein Zustand, nach dem sich einige Nachtvögel unserer Zeit zurücksehnen, deren Unkenrufe aber natürlich machtlos verhallen. — Es gilt jetzt, den Unterricht in den römischen Schulen näher ins Auge zu fassen.

1. Der Cursus bei dem Grammatistes. Bis zum sechsten oder siebenten Jahre blieb das Kind zu Hause, von der Mutter und Amme gepflegt, von dem Pädagogus bewacht. Erst mit dem siebenten Jahre begann der Elementarunterricht, den der γραμματίστης, literator, als Lehrer der prima literatura, in einem ludus publicus ertheilte. Ein Bild der Knaben, wie sie mit Tasche und Tafel in die Schule wandern, gibt Horaz, der von seinem Vater nach Rom gebracht worden war, weil die Schule zu Venusia zu mangelhaft schien, Sat. I, 6, 72. etc.

Noluit in Flavi ludum me mittere, magni
Quo pueri, magnis e centurionibus orti,
Laevo suspensi loculos tabulamque lacerto,
Ibant octonis referentes Idibus aera.

Die Kinder lernten bei dem Grammatisten zuerst lesen. Die Methode bei diesem Unterrichte war die Syllabirmethode; dabei wurden die Namen und die Folge der Buchstaben früher als die Gestalt und die Geltung derselben eingeprägt, wogegen späterhin Quintilian opponirt, indem er sagt: „Wenn man dem Kinde, das Namen und Folge der Buchstaben kennt, nochmals das Alphabet in der Reihenfolge vorzeigt, so gibt es zwar jeglichen Buchstaben mit Leichtigkeit an, aber das geschieht nur, weil es schon weiß, welcher Buchstabe jetzt folgen muß, und man ist genöthigt, nun besondere Uebungen in der Buchstabenkenntniß außer der Reihe eintreten zu lassen. Die Kinder müssen die Buchstaben auf dieselbe Weise wie die Menschen kennen lernen, nämlich so, daß sie gleichzeitig die Gestalt und den Namen derselben sich merken. Beim Einüben der Sylben darf man nicht auf Abkürzung und Ersparung von Zeit und Mühe denken, sondern muß man gegen die übliche Gewohnheit alle ohne Ausnahme erlernen lassen, damit der Schüler beim Lesen nicht den geringsten Anstoß finde." — Mit dem Lesen war das Schreiben verbunden. Es wurde entweder nach vorgelegten Mustern geübt, wobei zuerst die Hand geführt ward, oder der Lehrer zog in Wachstafeln, auf denen mit dem stilus geschrieben ward, tiefe Schriftzüge und gab dem Schüler auf, in den Furchen nachzuziehen. — Hatte der Schüler die gehörige Fertigkeit im Lesen und Schreiben erreicht, so wurden Uebungen im richtigen Gebrauche, in richtiger Verbindung, in richtiger Aussprache und Betonung der Worte mit ihm vorgenommen. Ein Erzählung wurde vorgelesen, dem Inhalte

nach durchgegangen, der Sprache nach erklärt. Lehrreiche Sprüche und Sentenzen wurden auswendig gelernt. So ward stufenweis bis zum Lesen und Erklären leichter Dichter fortgegangen und dabei vor Allem richtige Betonung und wohlklingende Aussprache gefordert. — Neben diesem grammatischen Cursus ging der Unterricht im Rechnen her. Das Rechnen geschah mit den Fingern, oder mit Steinchen und Rechentafeln. Das Rechnen mit den Fingern scheint eine Art Kopfrechnen gewesen zu sein: jeder Finger, ja selbst jede verschiedene Krümmung der Finger bedeutete verschiedene Zahlen; die Schüler mußten genau auf die Finger des Lehrers und deren Bewegungen und Krümmungen aufmerken und die Summe, sobald er mit seinen Bewegungen inne hielt, angeben. Daneben rechneten die Kinder auf Tafeln und mit Rechensteinen und Rechenpfennigen, welche sie, wenn sie zur Schule gingen, in Kapseln bei sich trugen. Diese Rechensteine hatten wahrscheinlich, je nachdem sie auf eine andere Stelle der liniirten Tafel gelegt wurden, eine andere Geltung, so daß auf diese Weise die vier Spezies gerechnet wurden. — Beim Unterricht scheint der Literator einzelne ältere Schüler theils zu polizeilicher Aufsicht, theils um die Dictate und aufgegebenen Pensa abzuhören, gebraucht zu haben. Doch war die Methode im Allgemeinen nach der Individualität des einzelnen Lehrers verschieden, und auch die Zucht in den Schulen war diesen Individualitäten angemessen, demnach hier strenger, dort milder, obschon sie im Allgemeinen, dem Ernste und dem militärischen Wesen des Römers entsprechend, mehr zur Strenge neigte.

2. Hatte der Knabe die Schule des Literator gehörig durchgearbeitet, so kam er, ungefähr im 12. Lebensjahre, in die des *γραμματικός* oder literatus, um hier in der Lehre von der Sprache und Schrift und in der Erklärung von Schriftstellern, vorzugsweise von Dichtern, unterrichtet zu werden. Der Unterricht erstreckte sich sowohl auf die lateinische als auf die griechische Sprache und bezog sich vorzüglich auf die Orthoepie oder die Lautlehre und auf die Orthographie oder die Schreiblehre, überhaupt auf den etymologischen Theil der Grammatik, indeß von der Syntax wesentlich nur der Gebrauch der Partikeln, die Wortstellung und die Satzbildung behandelt wurden. Zur Bildung des Verstandes, Gemüths und Geschmacks wurden namentlich Dichter zur Erklärung gewählt (Cic. Tusc. III, 2.), wie des Livius Andronicus, Odyssee aus Homer, womit man den Anfang machte. Als aber die römische Literatur Musterschriftsteller aufzuweisen hatte, wurden diese vorzugsweise zu Grunde gelegt, z. B. Virgil. Auch Prosaiker wurden gewählt, wie Cicero. Für den ersten Anfang

waren die äsopischen Fabeln sehr gebräuchlich, welche Quinct. I, 8 zur Verstandesübung empfiehlt. Zur Einübung der Orthographie und grammatischen Regeln wurde viel dictirt. Horat. ep. II, 1, 69 etc.

Non equidem insector delendave carmina Livi
Esse reor, memini quae plagosum mihi parvo
Orbilium dictare.

Mancher Dichter wurde auswendig gelernt. Cic. ad Qu. fr. III, 1, 4. Meam (orationem) in illum pueri omnes tamquam ditata perdiscant. Ganz besonders ward auch das Geschichtliche beachtet, so daß die Schüler in den Großthaten der Vorfahren heimisch wurden: Cicero's Freund, Atticus, war in der römischen Geschichte so bewandert, daß es kein Gesetz, keinen Frieden, keinen Krieg und kein wichtiges Ereigniß gab, das er nicht bearbeitet hätte, wobei er zugleich den Ursprung der Familien unvermerkt so einwebte, daß man die Abstammung berühmter Männer daraus erkennen konnte. Auch einzelne Uebungen in der Beredtsamkeit wurden vorgenommen, überhaupt alle Wissenschaften, welche die Römer wie die Griechen unter dem Namen „Grammatik" zusammenfaßten, Dicht- und Redekunst, Geschichte und Anfangsgründe der Philosophie, Regeln zur Erklärung der Schriftsteller, tiefere Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache 2c. in der Schule des grammaticus gelehrt und gelernt. Der Unterschied zwischen den verschiedenen Arten von Schulen wurde nicht überall festgehalten; wie der Grammatiker in das Gebiet des Rhetors übergriff (durch Uebung im Schreiben und Sprechen, declamare, disputare), ebenso zog der Elementarlehrer allerlei an sich, was in das Bereich des Grammatikos gehörte. —

Mit dem Ende des Knabenalters und mit Anlegung der toga virilis trat der junge Römer gewöhnlich aus der Schule des Grammatikos, in der die Zucht gleichfalls streng gewesen war und körperliche Züchtigung durch Stock und Ruthe zur guten Schulordnung gehörten, aus, um fortan in die practische Schule der Volksversammlungen und gerichtlichen Verhandlungen als Auscultant einzutreten. Bei dieser weiteren Ausbildung kam es jedoch vorzüglich darauf an, welchen Beruf der Jüngling wählen, ob er sich dem Landbau oder dem Kriegsdienst widmen, ob er als Staatsmann, als Rechtsgelehrter, als Redner vor die Schranken des öffentlichen Lebens treten wollte. — Die näheren Vorbereitungen für den Beruf begannen, wie der Eintritt in's Heer, ungefähr im 17. Jahre, oft auch später: Lucius Crassus wurde dem C. Carbo im 19., Cäsar dem Dolabella im 21., Asinius Pollo dem Cato erst im 22. Lebensjahre übergeben. — Die Wahl des Berufes ward, wie das ganze Leben und Wesen des Römers, vom

Nützlichkeitsprincip bestimmt. Die artes pecuniosae waren allgemein beliebt, so daß sich Mancher einer weniger hochgeachteten Beschäftigung, wie der eines praeco zuwandte, wenn er nur bedeutende Reichthümer dadurch erwerben konnte. Die dignitas wurde bei der Berufsbestimmung mehr von patricischen Geschlechtern, von hervorragenden Männern und von gebildeten Familien in die Wagschale gelegt; trat jedoch immer mehr in den Hintergrund, je mehr von der utilitas die Sicherung der res familiaris abhing und an den Census die Geltung im Staate geknüpft war. Welchen Beruf aber auch der junge Römer erwählte, — das ganze Tirocinium bestand, wie Krause richtig bemerkt, in jedem Gebiete mehr in practischer Leitung und Unterweisung, als in theoretischen Vorschriften und Lehrsätzen.

Der Beruf des practischen Land- und Hauswirthes war immer noch (— der Landbau stand fortwährend in großer Achtung —) ein in Ehren gehaltener Beruf des jungen Römers, und ihm widmeten sich besonders Diejenigen, welche weder Neigung noch Talent zu einer höheren geistigen Laufbahn hatten. Sie wurden nach einer ländlichen Wirthschaft gebracht und führten hier in Gemeinschaft mit dem Villicus die Verwaltung, um aus eigener Erfahrung und Anschauung die Regeln und Grundsätze der Landwirthschaft kennen zu lernen.

Für den künftigen Unterfeldherrn und Heerführer waren Feldlager, Märsche und Schlachten die Uebungsstätten. Dem Feldherrn oder einem Unterbefehlshaber besonders noch empfohlen, ging der junge Römer aus angesehener Familie in das Lager und erstrebte dort den Beifall und die Anerkennung Desjenigen, unter dessen Beaufsichtigung, Leitung und Belehrung er stand. Zugleich wurden daselbst, weil bereits auch im Heere nicht mehr der unbedingte Gehorsam zu finden war, sondern derselbe durch Ueberredung und Ueberzeugung erst erworben werden mußte, Rede- und Declamationsübungen vorgenommen: Cn. Pompejus soll sich während des Bürgerkrieges und M. Antonius, Augustus, im mutinesischen Kampfe häufig im Reden und Declamiren geübt haben.

Für den künftigen Staatsmann, Redner und Rechtsgelehrten waren „unter Leitung eines bewährten Veteranen das Forum, das Marsfeld, die Comitien und Volksversammlungen, später auch der Senat und dann die Provinz practische Schulen weiterer Ausbildung.“ So wurde Cicero nach Anlegung der toga virilis dem ausgezeichneten Rechtsgelehrten Mucius Scävola von seinem Vater übergeben, um so lange als möglich an der Seite dieses Greises zu verweilen, worauf er nach dessen Tode zum Oberpriester Qu. Scävola kam, nachher mit P.

Sulpicius umging und sich dann der Philosophie widmete. Cicero selbst hatte später Cälius, Hirtius und Dolabella zu solchen Schülern, die er, wenn er von Staatsgeschäften frei war, in der Beredtsamkeit unterrichtete. Des M. Cälius Jugend wurde — so erzählt Cicero — zuerst durch jugendliche Scham und dann durch des Vaters Sorgfalt und Zucht beschirmt, der ihn, sobald er ihm die männliche Toga übergeben hatte, sogleich dem Cicero anvertraute, so daß Niemand diesen Cälius in der Blüthe seines Alters sah, außer entweder mit dem Vater oder mit dem Cicero oder im keuschesten Hause des M. Crassus, wenn er in den ehrbarsten Künsten unterrichtet ward.

Neben dieser practischen Ausbildung zum Staatsmann, Redner und Rechtsgelehrten, trat noch ein bestimmter Unterricht im Recht und in der Redekunst. Von dem Eintritt der Zwölftafelgesetze bis zu Cicero war das Recht hauptsächlich durch Gewohnheit ausgebildet, und ursprünglich ward es auch durch Uebung und im practischen Leben gelernt und geübt. Tiberius Coruncanius (252 v. Chr.), der erste Pontifex Maximus aus der Plebs, wird auch als der erste öffentliche Rechtslehrer genannt. Jedoch auch nach seiner Zeit ward das Recht noch nicht durch absichtlichen und wirklichen Unterricht, sondern durch bloßes Zuhören und Zusehenlassen bei der Beantwortung von Anfragen gelehrt. Später jedoch wurde die Rechtskenntniß in den Kreis des höheren Unterrichts hineingezogen.

In der Beredtsamkeit unterrichtete der Rhetor, — weniger oft ein Grieche, als ein Römer, anfangs dem Stande der Freigelassenen angehörig, zuerst durch L. Plotius zu Ansehn gelangt. Obschon Rhetorenschulen im letzten Jahrhundert der Republik bestanden, so wurden sie doch nur von Denen besucht, die als öffentliche Redner auftreten wollten, indeß den Uebrigen die Bildung in den Schulen der Grammatiker genügte. Anfangs trugen die ersten Lehrer der Beredtsamkeit mehr das Material Dessen vor, von dem geredet werden sollte, als die rhetorischen Grundsätze, die nur als Anhänge der Rhetorik, welche zugleich Philosophie und Politik mit in sich faßte, betrachtet wurden und an die sich dann kleine Uebungen im Vortrage anschlossen. Später jedoch wurden theoretische Anleitungen und practische Uebungen verbunden, und der Stoff der Beredtsamkeit ward in seinen einzelnen Zweigen den Grammatikern, den Rechtsgelehrten und den Philosophen überlassen. Die Aufgabe, die sich die Anleitung zur Redekunst stellte, war, zu einem Redner d. h. zu einem solchen zu bilden, der über jeden Gegenstand schön, geschmackvoll und überzeugend reden kann, und zwar angemessen der Würde der Sache, den Verhältnissen der Zeit und zum

Vergnügen der Zuhörer. Die Unterrichtsweise der Rhetoren erfuhr, als sie zu lehren anfingen, Tadel von Seiten der Staatsgewalt. Im Jahre 662 sprachen die Censoren Domitius Aenobarbus und Licinius Crassus nach Suet. de cl. rhet. I ihre Mißbilligung folgendermaßen aus: Renunciatum est nobis, esse homines, qui novum genus disciplinae instituerunt, ad quos juventus in ludos conveniat, eos sibi nomen imposuisse latinos rhetoras, ibi homines adolescentulos totos dies desidere. Majores nostri quae liberos suos discere et quos in ludos itare vellent, instituerunt. Haec nova, quae praeter consuetudinem ac morem majorum fiunt, neque placent, neque recte videntur. Quapropter et iis, qui eos ludos habent et iis qui eo venire consueverunt, videtur faciendum ut ostendamus nostram sententiam: nobis non placere.

Die Philosophie endlich wurde durch die aus Griechenland einwandernden Gelehrten Gegenstand des Unterrichts für Jünglinge und allgemein anerkannte Wissenschaft zu Rom. Die alte Anschauung der Römer, daß sich das Studium der Philosophie nicht mit dem Ernste und der Würde des römischen Charakters vertrage, da sie, weit entfernt, die Tugend zu nähren, vielmehr Anmaßung, Widerspruch, absondernde Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften und andere Laster hervorrufe, weshalb dies Studium den müßigen Griechen zu überlassen sei, war längst vergessen. Die griechischen Philosophen gewannen Bürgerrecht, und die vornehmen Römer wurden römische Philosophen. „Bei Allem, was heilig ist, — ruft Cicero aus — was kann wünschenswerther, was achtungswerther, was dem Menschen nützlicher, was seiner würdiger sein, als die Weisheit? Nun, diese zu suchen: das ist das Geschäft der Philosophie. Der Name selbst zeigt nichts anderes an, als Liebe der Weisheit und Streben nach derselben." — „Nur Der ist ein weiser Mann, — sagt Paulus Aemilius — dessen Gemüth sich weder durch Glück über seine Lage erhebt, noch durch Unglück kleinmüthig wird." „Im Glück sich selbst Schranken setzen — bemerkt Livius — und nicht zu sehr einem gegenwärtigen Sonnenscheine vertrauen: das ist die Sache des weisen und in sich glücklichen Mannes." — Aus diesen Urtheilen erhellt zugleich, daß die Römer die Philosophie — obschon sie Cicero als die Wissenschaft von den göttlichen und menschlichen Dingen bezeichnete — von einem practischen Standpunkte aus betrachteten. Deshalb war auch wesentlich die practische Philosophie Gegenstand der römischen Erziehung. Mit dem Unterrichte waren zugleich gymnastische Uebungen verbunden; denn der Römer liebte eine starke Bewegung als die Gesundheit fördernd. Eine der

allgemeinsten Uebungen für Jung und Alt war das bei uns den Kindern überlassene Ballspiel. Es gab drei Arten Bälle, von denen jederzeit eine gebraucht wurde, das Spiel mochte nun sein, welches es wolle. Der kleine eigentliche Spielball hieß Pila, der große Collis und Paganica. Den kleinen Ball warfen sich zwei einander Gegenüberstehende wechselsweise oder gleichzeitig zu, um ihn zu fangen. Dieses Spiel geschah selbst in den Straßen. Der große Ball wurde geschlagen mit der Faust oder dem Arme; mitunter war auch wohl der rechte Arm mit einer Art Fausthandschuh bewaffnet. Dieses Spiel gewährte eine leichte und wenig anstrengende Bewegung. Die Paganica scheint ein Mittelding zwischen beiden und bald auf diese, bald auf jene Art gebraucht zu sein, wenn auch als gewiß anzunehmen ist, daß alle Spiele ohne Ausnahme mit der Pila gespielt worden sind. Dem Anscheine nach war das beliebteste und gewöhnlichste Spiel der Tripon, zu dem drei Spieler gehörten, die ein Dreieck bildeten. Die Eigenthümlichkeit desselben kennen wir aber leider nicht; doch so viel ist gewiß, daß geschickte Spieler den Ball nur mit der linken Hand warfen und auffingen. Viel anstrengender und auch wilder war das Harpostum, wobei ein Ball oder mehrere unter die Spieler geworfen wurde und jeder sich nun bemühte, sich desselben zu bemächtigen. Mitunter fand der Kampf auch um mehrere statt. Wie Athenäus erzählt, ging es bei diesem Spiele ungemein stürmisch zu, weshalb auch Martial die Theilnahme an demselben wohl unter die Unzüchtigkeiten rechnet. Eine andere Leibesübung der Römer war das Schwenken der Halteres, worunter gewöhnlich Springstangen verstanden werden, die man beim Springen in den Händen hielt und damit die Arme in mannichfaltigen Richtungen schwenkte. Dieser Leibesübungen gedenken Seneca und Martial mehrmals, namentlich Ersterer, wo er den Lärm in den Bädern von Bajä schildert. Eine dritte Art der körperlichen Uebungen war das Scheingefecht gegen einen im Boden befestigten Pfahl, gegen den man mit geflochtenem Schilde und hölzernem Schwerte, wie gegen einen lebendigen Gegner focht. Ursprünglich diente diese Uebung den Römern, um in dem Gebrauche der Waffe mehr Geschicklichkeit zu erlangen; dann aber auch, um sich mehr Bewegung zu machen und sich zum Bade vorzubereiten. Juvenal führt bittere Klage über die Unsitte, „daß selbst Frauen diese Gymnastik trieben.“ Eine sehr gewöhnliche, aber viel beliebte Bewegung war auch das Laufen und Springen. Augustus lief streckenweise. Man sprang in die Höhe und in die Weite; Letzteres war wohl weniger ein Springen, als eine Art Tanz. An diesen angreifenden Uebungen nahmen jedoch alte Leute, denen die

Kraft, oder bequeme Römer, denen der Wille fehlte, keinen Theil. Des Ballspiels aber konnten selbst hochbetagte Männer sich nicht entschlagen. Deshalb wurde auch wohl nach dem Ballspiele der ganze Ort benannt, wenn er auch für andere Leibesübungen eingerichtet war; er hieß Sphäristerium und befand sich nicht nur im Freien an sonnigen Orten, sondern auch im eigenen Hause, unmittelbar neben den Bädern, indem diese körperlichen Exercitien immer dem Bade vorangingen. Alle diese Leibesübungen waren nur für Männer; weibliche Gymnastik hielten die Römer für unschicklich. (Vergleiche: H. Asmus, Scizzen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Römer. Raumer's Historisches Taschenbuch. 4. Folge, 3. Jahrgang. 1862).

Betrachtet man die literärische Bildung der Römer auf ihrem Gipfel, so kommen ihr — wie es Bernhardy zusammenfaßt — die Merkmale einer künstlichen und buchgelehrten zu, welche von einer Minderzahl im Volke geweckt, geübt und im Umlaufe erhalten ward. „Je mehr die Römer beim Ende der Republik mit griechischer Literatur vertraut wurden, je eifriger sie lasen und schrieben, desto mehr sorgten sie für bequeme Handhabung des Materials. Immer regelmäßiger legten sie Büchersammlungen an, und Rom wurde seitdem der Sammelplatz, wie für die Kunstschätze, so für die Bildung der alten Nationen und ihrer Vertreter. Der größere Verbrauch bewog sie bald den Schreibestoff zweckmäßig einzurichten und zu verbessern; sobald die Vervielfältigung zugleich mit der geschickten Verbreitung von Exemplaren leichter von statten ging, knüpften sich hieran auch die Anfänge des buchhändlerischen Vertriebs, und so kamen die neuesten Schöpfungen der Literatur in rascheren Umlauf bis zu den entferntesten Winkeln des römischen Reiches. Um Ciceros Zeit wurde viel geschrieben, und Fabriken von scriptores oder literatores (später antiquarii) setzten ein empfangenes autographum für den ausgedehnten Verkehr in mehrfache Abschriften um. Von den Schreibern kamen die Codices in die Hände der bibliopolae oder librarii, welche seit Horazens Zeit in den besuchtesten Plätzen Roms von Büchern, die überglättet und oft mit prächtigen Einbänden ausgestattet wurden, ein Lager hielten und einen gewinnreichen Erwerb daraus zogen."

„Als Gesammtergebniß der modernen römischen Erziehung entwickelte sich — wie Mommsen sagt — der neue Begriff der sogenannten Menschlichkeit, der Humanitas, welche bestand theils in der mehr oder minder oberflächlich angeeigneten musischen Bildung der Hellenen, theils in einer dieser nachgebildeten oder nachgestümperten privilegirten lateinischen. Diese neue Humanitas sagte, wie schon ihr

Name andeutet, sich los von dem specifisch römischen Wesen, ja trat dagegen in Opposition und vereinigte in sich, eben wie unsere eng verwandte, allgemeine Bildung, einen nationell kosmopolitischen und social exclusiven Charakter."

27.

b. Die Theorie in der Erziehung des römischen Mannesalters.

In der Zeit, wo die theoretische Unterweisung immer mehr die frühere, von Geschlecht zu Geschlecht sich fort erbende, auf Nachahmung basirte Familien- und Staatserziehung verdrängte, war für die Erziehungstheorie ein Terrain gegeben. Diese Theorie ging, dem Charakter des Römers gemäß, aus einem practischen Bedürfniß hervor, und sie trat deshalb besonders und zuerst in der Zeit auf, wo ein neues Culturelement das Bestehende überfluthen und vernichten wollte — in der Periode, wo in dem allgemeinen moralischen Ruin eine entsetzliche Verwahrlosung und Verwilderung Einzelner erzeugt ward, wo also die Noth zum Nachdenken über das Wesen sowie über die Verbesserungen in der Erziehung nachzudenken zwang, um wo möglich durch eine naturgemäße Erziehung dem einbrechenden Verderben Einhalt zu gebieten. Cato, der die griechische Cultur nach Rom einbrechen und Cicero, der die moralische Welt in ihren Grundvesten wanken sah, sind die vorzüglichsten Erziehungstheoretiker im römischen Mannesalter. —

Marcus Portius Cato Censorinus,

welchen Quinctilian als den ersten pädagogischen Schriftsteller bezeichnet, war zu Tuskulum 235 geboren, war in der ernsten und finstern Zucht der Sabiner erzogen und starb 149 v. Chr. Kundig der Gesetze, im Besitze einer hohen Gabe der Beredtsamkeit, nach Ruhm und einem bewegten Leben durstig, genügte seinem Geiste bald sein Landgut nicht. Er kam, seinem Wunsche entsprechend, durch Valerius Flaccus nach Rom, und erwarb sich durch seine Beredtsamkeit und durch sein reines Interesse für den Staat, das sich besonders in seiner Anklage gegen Scipio offenbarte, die Gunst des Volkes in so hohem Maße, daß er vom dreißigsten Jahre ab zu allen römischen Staatswürden emporstieg. Streng und unerbittlich, trat er, der Feind alles Neuen, für die alte römische Tugend auf, und sein ganzes politisches Leben war ein fortlaufender Kampf, in dem er anklagte und — 84 Mal — angeklagt

ward. Ein unbehauener, roher Marmorblock war er: aber es war carraischer Marmor, — ein Mann von Erz auch. Aeußerlich und innerlich, wie innerlich und äußerlich ein Ganzes: kein Kleid durfte mehr als 100 Denare (29 Thlr.), kein Sclav mehr als 1500 (429 Thlr.), keine Mahlzeit über 30 Asse (12½ Gr.) in seinem Hause kosten; auch sah man bei ihm keinen Teppich und lange Zeit an den Zimmerwänden keine Tünche.

Wie er selbst ausgezeichnet durch Redlichkeit, Ernst und Energie des Charakters; so auch (— seine Erziehungsschrift ist verloren gegangen —) seine Erziehung. Den Ruhm eines guten Ehemann's und Vaters hielt er für höher als die Ehre, ein guter Senator zu sein. Seine häusliche Zucht war streng. Die Dienerschaft durfte nicht ohne Befehl das Haus verlassen, noch über die häuslichen Vorgänge mit Fremden schwatzen. Wie schwer Vergehen bestraft wurden, erhellt daraus, daß einer seiner Sclaven wegen eines ohne Auftrag von ihm abgeschlossenen und dem Herrn zu Ohren gekommenen Kaufhandels sich erhängte. Wegen leichterer Versehen zählte er die verwirkten Hiebe eigenhändig mit dem Riemen auf. Auch Frau und Kind wurden streng in Zucht gehalten; doch erklärt er, daß Der, welcher seine Gattin oder seinen Sohn schlägt, die ehrwürdigsten Heiligthümer, welche es für die Menschen geben kann, verletzt. Seine Söhne unterrichtete er, dem Grundsatze gemäß, daß der rothbackige Bube besser tauge, als der blaße, in den Elementen des Lesens und Schreibens, im Gebrauch der Waffen, im Reiten und Schwimmen, in den Gesetzen und Sitten des römischen Volkes, wobei er besonderes Gewicht darauf legte, daß die Kinder mit der Geschichte und den Thaten der Vorfahren bekannt gemacht und dadurch zum Streben nach Auszeichnung ermuntert würden. Wie in Gegenwart der vestalischen Jungfrauen hütete er sich — wie er selbst sagt — in Gegenwart seiner Kinder ein schändliches Wort in den Mund zu nehmen, und nie hat er vor den Augen seiner Tochter die Mutter umfaßt, außer wenn diese bei einem Gewitter in Angst gerieth. Als Bedingung eines Redners stellte er geraden, gesunden Verstand, verbunden mit Tüchtigkeit der Gesinnung auf, denn nur ein edler Mann kann ein guter Redner sein. Das Landleben empfahl und rühmte er insonderheit deshalb, weil der Ackerbau nicht bloß die Pflanzstätte tapferer Vaterlandsvertheidiger, sondern auch sittlich kräftiger Bürger sei, indem der Gewinn und Erwerb hier weniger auf gegenseitiger Beeinträchtigung beruhe, also auch die Gesinnung am wenigsten verdorben werde. Mit Entschiedenheit trat er der eindringenden griechischen Bildung und der in ihrem Gefolge sich findenden Verfeinerung und Ver-

weichlichung entgegen, weil er mit seinem klaren Auge auf diesem Wege am Ziele den Untergang Rom's sah. „Glaube mir, schreibt er an seinen Sohn, glaube mir, als ob es ein Wahrsager gesagt hätte, daß die Griechen ein sehr nichtswürdiges und unverbesserliches Geschlecht sind. Wenn dieses Volk unter uns seine Literatur verbreitet, so wird es Alles verderben, noch mehr aber, wenn es seine Aerzte hierher sendet, denn sie haben sich unter einander verschworen, die Barbaren und auch die Römer zu tödten." Als jedoch Cato die Bekanntschaft des Ennius machte und sich dem Pythagoräer Nearchos anschloß, ja diesen nach Rom zog, lernte er selbst noch Griechisch und beschäftigte sich mit griechischer Literatur. Doch riß er sich nie von der Ueberzeugung los, daß mit der alten Römertugend auch Rom fallen müsse. Ein homo elegans war ihm deshalb ein tadelnswerther Mensch. Sich auf dem Markte ehrbar zu kleiden, sei in der alten Zeit Sitte gewesen, — sagt er; zu Hause aber nur so viel als hinreichend war. Der Dichtkunst sei damals keine Ehre widerfahren, und wer sich mit ihr beschäftigt und zu Gelagen hingeneigt habe, sei ein Müßiggänger gescholten worden. „Das menschliche Leben ist wie Eisen; wenn man es bearbeitet, wird es nach und nach aufgerieben, wenn man es nicht bearbeitet, wird es durch Rost verzehrt. Eben so sehen wir, daß die Menschen durch Uebung angegriffen werden, daß aber, wo man Nichts treibt, Trägheit und Starrheit mehr als Uebung schadet." —

Doch Cato war bereits ein Prediger in der Wüste. Der griechische Geist stürmte herein und ihm konnte um so weniger Einhalt gethan werden, als die Jugend, die Vertreterin des Neuen und Erbin der Zukunft, mit Eifer und Feuer ihn erfaßte. Aber Cato steht auf der Scheidegränze des alten und neuen Rom als ein Römer von ächtem Schrot und Korn, eine kräftige, gedrungene Persönlichkeit, eine harte, derbe, herbe, in's Rohe gehauene Physiognomie — der Vertreter „der alten Gerechtigkeit gegen die neue Ungerechtigkeit" — der erste römische Pädagog, in dem, wie im alten Römercharakter, Theorie und Praxis ungeschieden, sich einander durchdringend und bedingend liegen, — der Mann, der reden kann, — mit Worten aber, die Hände und Füße haben. —

Vergl. Schneider. De M. Porcii Catonis vita, studiis et scriptis.

Cato starb und mit ihm der alte Römergeist. Griechischer und römischer Geist hielten Hochzeit und gebaren eine neue Sitte, — die, wenn auch nicht dieselbe, doch ähnlich der des Griechenthums im Zeit-

alter des peloponnesischen Krieges war. **Terentius**, im 2. Jahrhundert v. Chr., führt in seinen Lustspielen die ursprünglich athenischen Sitten vor Rom auf: „der griechisch gebildete Römer spricht aus dem Leben des sich griechisch bildenden Volkes.“ Die Töchter werden — nach seiner Darstellung — im Gynäceum erzogen, wohin der Vater wenig oder gar nicht kommt; sie gehen in die Schule und haben ihre Pädagogen bei sich; sie lernen besonders Musik; auch die Mütter unterrichten sie, und sorgen durch Einschnürung, Entziehung der Speise ꝛc. für deren Schlankheit, so daß sie Binsen gleich werden. Die Pädagogen und Erzieher der Knaben sind Sclaven, welche zum Schutz dienen, aber auch nachmals bei den erwachsenen Jünglingen bleiben und deren Bediente werden. Die drei Hauptstücke des Unterrichts für einen freien Jüngling sind Grammatik, Musik und Gymnastik. Jeder Jüngling hat irgend eine lebhafte Neigung für Etwas, sei es für Pferde, für Jagdhunde, für Wissenschaften. Nichts aber soll ihn zu sehr fesseln, und vorzüglich lobenswerth ist Der, welcher sich selbst beherrscht. Nur keine zu strenge Erziehung!

> Ich geb' ihm und vergeb' ihm, mag nicht um Alles gleich
> Streng rechten; kurz, was andre Kinder heimlich sonst
> Vor Vätern thun, was doch die Jugend mit sich bringt,
> Mir nicht zu verhehlen, hab' ich meinen Sohn gewöhnt.
> Denn, wer den Vater mit Lug und Trug zu berücken wagt,
> Wird's auch bei Andern wagen, und viel ärger noch.
> Durch Scham vor Niedrem Kinder und durch Selbstgefühl
> In Zucht zu halten, acht' ich besser, als mit Furcht.“
> „Wer, scheu vor Strafe, seine Pflicht gezwungen thut,
> Der hütet sich nur, so lang' er fürchtet, es komm' heraus;
> Kann's heimlich geschehn, so kehrt er zu seiner Natur zurück.“

So wie der Jüngling aus strenger Aufsicht entlassen wird, geräth er leicht in Verführung durch Hetären, Kuppler und Sclaven, und diese letzteren helfen ihm mit Intriguen bei seinen Liebesgeschichten. — Das sind Einblicke in die Erziehung der terentianischen Römer, denen die Menschheit ganz im Römerthum aufgegangen und das Menschliche so sehr ein Uebereinkömmliches, ein etwas durch Sitte und Brauch Geordnetes geworden ist, daß sie den Spruch des alten Chremes in dem „Selbstquäler“

> Ich bin ein Mensch: Nichts acht' ich fremd, was menschlich ist —

mit allgemeinem Beifallsklatschen begleiten konnten. — Wie Terentius Afer, so verlangt auch **M. Terentius Varro** — geb. 116 v. Chr. — (der sich fast in allen Fächern als Gelehrter, als Kritiker, Sprachforscher, Historiker und Kenner der Landwirthschaft, auszeichnete und 500 Schriften geschrieben haben soll, von denen das Buch „Cato sive

de liberis educandis" nur noch in Fragmenten vorhanden ist) eine milde Disciplin, da Härte dem Unterricht hinderlich sei, indeß er nur gedeihe und Früchte trage, wenn Freudigkeit zum Lernen ansporne. Er theilte das Leben in Abschnitte von 15 zu 15 Jahren: infantia, pueritia, adolescentia, juventa, senecta. Der ersten Erziehung legte er den höchsten Einfluß auf die künftige Lebensrichtung bei, indem der Fortgang der Bildung eines Kindes von dem Anfange derselben bedingt sei. Daher warnte er vor allen Spielen, die auf das Gemüth einen nachtheiligen Einfluß haben könnten, — verlangte er junge Ammen, indem mit den Jahren die Nahrung, welche sie dem Kinde reichen, gleich dem Blute verdorben werde, — und forderte er für die Knaben eine mäßige und einfache Kost, bei der alles Scharfe und Reizende, insonderheit Senf, Zwiebeln und Knoblauch, zu vermeiden sei. Endlich warnte Varro vor schlechtem Umgange: wie der Schäfer weniger geeignete Schafe zu entfernen pflegt, so befleckt oft ein unreiner und muthwilliger Knabe die Heerde seiner Genossen. — Höher, als diese Erziehungstheoretiker steht

Marcus Tullius Cicero,

der Gipfel der Republik, die Blüthe der römischen Literatur, der Schöpfer der modernen klassischen lateinischen Prosa. — Er ist — wenn auch nicht in der That und durch seine Persönlichkeit, so doch mit seinen Gedanken und durch seine Worte — der wahre und beste Schüler der wahrsten und besten Griechen, des Sokrates besonders und des Platon. 107 v. Chr. zu Arpinum geboren, verlebte er seine erste Jugendzeit bei seiner Mutter Helvia, die einem angesehenen römischen Geschlechte entstammte, und bei seinem Vater, der nach altrömischer Weise in stiller Ruhe auf seinem Landgute den Wissenschaften huldigte, aber auch mit vielen der edelsten Bürger aus Rom in Verbindung stand. Da der Knabe schon in seiner ersten Jugend außerordentliche Fähigkeiten zeigte, so brachte ihn der Vater nach Rom, wo er durch seine Anlagen wie durch seinen Fleiß die allgemeine Aufmerksamkeit seiner Lehrer und Mitschüler auf sich zog. Er genoß hier als Knabe und Jüngling den Unterricht des Dichters Archias, später den des Stoikers Diodotus, in der platonischen Philosophie den des Philo von Larissa, und in der Rhetorik den des berühmtesten damaligen Rhetor Molo. Auch trieb er das Studium der Redner Demosthenes, Lysias und Isokrates, und übte sich schriftlich im Uebersetzen griechischer Reden, wie in eigenen dichterischen Versuchen. Nach Weise der Römer ward er in seinem 17. Jahre dem größten Rechtsgelehrten der damaligen Zeit, dem Augur Quintus Mucius Scävola übergeben, einem

Manne von hoher Weisheit, reicher Lebenserfahrung und Liebe und Anmuth im Umgange. Ihm schloß sich Cicero mit treuester Hingebung an und bei ihm, sowie beim Q. Scävola, dem Pontifex Maximus, erwarb er sich ausgezeichnete Kenntnisse in der Rechtswissenschaft. Um allen Anforderungen eines ächten Römers zu genügen, und weil in Rom weder der größte Feldherr der Beredtsamkeit noch der beredteste Redner wenigstens der nothwendigsten Kenntnisse des Kriegers und Heerführers entbehren konnte, wohnte er in dem der Republik so viele Gefahr drohenden marsischen Kriege einem Feldzuge bei, um nach Beendigung desselben, unbekümmert um die damaligen politischen Parteikämpfe, bei und mit den im mithridatischen Kriege vertriebenen und in Rom ihr Asyl suchenden griechischen Gelehrten seine Studien in der Redekunst und Philosophie fortzusetzen. Dabei besuchte er unausgesetzt das Forum und hörte mit Aufmerksamkeit die Vorträge der berühmtesten Redner, um ihre Stärke und Schwäche ausfindig zu machen, sie unter einander mit dem Ideale eines Redners, das seinem Geiste vorschwebte, zu vergleichen und sich zu belehren, was er leisten könne und müsse, wenn er sie dereinst übertreffen wolle.

Im 27. Lebensjahre trat er bei der Vertheidigung des Sextus Roscius zum ersten Male und zwar mit solchem Erfolge als Redner auf, daß er die Freisprechung seines Clienten und den ungetheiltesten Beifall des ganzen Volkes gewann. In Folge dieser Rede die Rache Sulla's fürchtend, aber auch um seine durch anhaltende Studien geschwächte Gesundheit zu stärken und zugleich in der Fremde neue Studien zu machen, begab er sich kurz nach seinem glänzenden Rednersiege nach Athen, wo er sechs Monate hindurch bei dem berühmtesten Philosophen der älteren Akademie, Antiochus, und bei dem Rhetor Demetrius seine Studien der Philosophie und Redekunst erneuerte und fortsetzte, zugleich aber die frühere Freundschaft mit einem Jugendgenossen, mit dem römischen Ritter Titus Pomponius Atticus, befestigte. Hierauf fand er in Rhodus den Rhetor Molo, und dieser machte es sich zur besonderen Aufgabe, den so leicht überfließenden Strom der oft in Uebertreibung gerathenden Beredtsamkeit Cicero's in ein sicheres Bett zu leiten und die wilden Schößlinge seiner Beredtsamkeit auszuschneiden. Zugleich knüpfte er in Rhodus einen Freundschaftsbund mit dem Stoiker Posidonius, dessen Vorträge und Umgang er sorgsam benutzte. Nach zwei Jahren seiner Abwesenheit kehrte er nicht nur geübter, sondern beinahe ganz umgeändert, nach Rom zurück. Nicht nur seine Brust war stärker geworden und sein Körper so gekräftigt, daß er die Mitte zwischen zu großer Beleibtheit und Hagerkeit hielt; er hatte fortan auch

seine Stimme so sehr in seiner Gewalt, daß seine Rede Mäßigung und Abwechslung besaß. In Folge seines natürlichen Rednertalentes und der seltenen Bildung, welche er sich zu eigen gemacht hatte, feierte er in Rom fortan die glänzendsten Erfolge der Beredtsamkeit und bahnte sich dadurch, obschon er nur dem Ritterstande angehörte, den Weg zu den höchsten Staatsämtern. In diesen Aemtern bewährte er sich, wie Augustus von ihm sagte, als ein guter Bürger, der aufrichtig sein Vaterland liebt. Als Quästor in Sicilien, — nach dem glorreich geführten Processe gegen den Verres als Aedil, — als Prätor siegreich in der Rede, welche den mannilischen Vorschlag, Pompejus als Feldherrn gegen Mithridates zu wählen, durchsetzte, — als Consul Entdecker und Vernichter der catilinarischen Verschwörung — hatte er so uneigennützig dem Wohle des Staates gedient, daß er sein Consulat mit der Betheuerung: „Ich schwöre, daß ich die Republik gerettet habe!" niederlegen konnte. Hierauf durch Clodius Anklagen freiwillig in der Verbannung, bei der Rückkehr aber von dem Senate an den Thoren Roms begrüßt und in die Stadt geleitet, — begann noch einmal ein ehrenvolles Stadium in seinem öffentlichen Wirken: er vertheidigte den Milo; er ward vom Senate zum Statthalter von Cilicien ernannt; er wurde bei der Rückkehr von Cilicien in Rom ehrenvoll empfangen. Doch von nun ab neigte sich sein Glücksstern. Sein schwankender Charakter und seine Feigheit warfen ihn in den kolossalen Zeiten hin und her, ohne daß er mit Muth und Energie vorwärts zu schreiten vermochte. Er war Anhänger des Pompejus und ward, von Cäsar's Schmeicheleien besiegt, Freund Cäsar's. Als er nach dem Sturze Cäsar's als eifriger Republikaner in die Schranken trat, den Tyrannensturz laut vertheidigte und sich öffentlich zum Gegner des Antonius erklärte, indeß er sich dem jungen Octavius zuneigte, — fiel er (43 v. Chr.) durch die Mörderhand des Popilius Läna, den er einst durch seine Beredtsamkeit von einer schweren Anklage gerettet hatte, und indeß Antonius die auf Cicero's Haupt gesetzte Summe von einer Million Sesterzien auszahlte, durchstach dessen Gattin Fulvia die Zunge des großen Redners mit Nadeln. Kopf und Hand wurden auf derselben Rednerbühne aufgestellt, von der — wie Livius sagt — Cicero eine Beredtsamkeit hatte vernehmen lassen, welche nie eine menschliche Stimme erreichte! —

In Cicero vereinigte sich griechisch-harmonische Bildung mit römisch-praktischem Wesen, Meisterschaft im Gebiete des Wissens und eifriges Wirken im öffentlichen Leben, römisches Vorurtheil und weltbürgerlicher Sinn, Ueberzeugung von der nie übertroffenen Hoheit des römischen

Volkes und Anerkennung des griechischen Geistes, so daß er erklärte, er habe Alles, was er an menschlicher Bildung besitze, dem Platon und Demosthenes ꝛc. zu verdanken, — und aus diesen Gegensätzen, welchen das tiefere, speculative Princip und damit die einheitliche Grundlage fehlte, erklärt sich das Schwankende in seinem Charakter, wie die Universalität seines Geistes und andrerseits sein Eclecticismus in der Philosophie, der zwar die Weisheit als die Wissenschaft von der Natur und von den Verhältnissen Gottes und der Menschen, sowie von den Gründen, woraus beide erkannt werden, definirt, der aber nie den Römer verläugnen kann und darum nur Das aus den griechischen Systemen aufnimmt, was praktischen Nutzen zu gewähren verspricht.

Seine Ansichten über Erziehung hat Cicero in seinen philosophischen und rhetorischen Schriften gelegentlich und mit spezieller Berücksichtigung des Redners vorgetragen. Er faßt den Menschen als ein vernünftiges und also erziehungsfähiges Wesen. „Der Mensch unterscheidet sich von den übrigen Geschöpfen hauptsächlich dadurch, daß Begierde und Thätigkeit bei diesen nur von den jedesmaligen Eindrücken ihrer Sinne abhängig, und auf den gegenwärtigen Ort und Augenblick eingeschränkt ist, mit weniger Erinnerung des Vergangenen oder Sorge für die Zukunft: der Mensch hingegen, weil er mit Vernunft begabt ist, die ihn fähig macht, die Ursachen und Folgen der Dinge zu erkennen, ihre Verkettung und gleichsam ihre Abstammung zu übersehen, ähnliche Gegenstände zu vergleichen und auf diese Weise das Zukünftige an das Gegenwärtige zu knüpfen, — sich einen Plan zu seinem Leben zu entwerfen und schon im Voraus Dasjenige zu veranstalten vermag, was ihm zur Führung desselben nothwendig ist." „Eine andere Eigenthümlichkeit unserer Natur ist, daß eben diese Vernunft die Menschen mit Andern vermittelst der Sprachfähigkeit zu gegenseitiger Mittheilung ihrer Gedanken, und durch gleiche Bedürfnisse zu thätigen Hülfsleistungen verbindet; daß sie ihnen eine noch größere und länger dauernde Neigung gegen die von ihnen erzeugten Wesen einflößt, als die Thiere haben; daß sie geneigt macht, nicht nur das Dasein und die Fortdauer aller gesellschaftlichen Verbindungen unter den Menschen zu wünschen, sondern auch selbst Theil daran zu nehmen." „Ein drittes Unterscheidungsmerkmal der menschlichen Gattung ist die Wißbegierde, der Trieb, Wahrheit zu lernen, und die Fähigkeit, sie zu erforschen; mit dieser Neigung zur Wahrheit und Wissenschaft ist die Ehrbegierde, der Trieb nach Vorzug und Herrschaft verbunden, nach welchem jeder von der Natur nicht ganz verwahrloste Mensch Niemandem gern gehorcht, wenn nicht Dem, der ihn entweder etwas Unbekanntes lehrt und zu einer

noch nie geübten Sache ihm Regeln vorschreibt, oder der ihm zu seinem eigenen Besten mit Recht und nach Gesetzen befiehlt. Dieser Trieb hängt mit der Größe der Seele zusammen und gibt ihr eine Stärke, sich über die Zufälle des menschlichen Lebens zu erheben." „Der letzte große Zug in unserer Natur und die letzte große Wirkung der Vernunft ist, daß unter allen Geschöpfen der Mensch allein empfindet, was Ordnung ist, daß er allein einen Begriff von Anstand und Schicklichkeit hat, allein eine gewisse Regel für seine Reden und Handlungen kennt. Selbst in den sichtbaren Gestalten der Dinge wird kein anderes Geschöpf von Schönheit, Anmuth oder Uebereinstimmung der Theile gerührt." Das Höchste aber im Menschen ist die Vernunft. „Im Menschen wohnt eine Kraft, die ihn zum Guten aufruft und vom Bösen abschreckt: diese Kraft nicht nur älter, als alle menschliche Gesellschaft, sondern so alt, als die Himmel und Erde beschützende und regierende Gottheit. Denn die Vernunft ist eine wesentliche Eigenschaft des göttlichen Wesens, und diese göttliche Vernunft bestimmt in uns nothwendig, was Recht und Unrecht ist. Dieses Gesetz der Vernunft wird nicht erst dann Gesetz, wann es geschrieben steht, sondern ist es schon von seiner Entstehung an; entstanden aber ist es mit der göttlichen Vernunft selbst." „Glaube also an das Göttliche in Dir, wenn anders Das göttlich ist, was lebt, empfindet, was Besinnungskraft und die Gabe der Vorsicht besitzt, was diesen Körper so lenkt, regiert und bewegt, wie der höchste Gott die Welt. Erhebe Dich darum und halte dafür, daß nicht Du sterblich seist, sondern dieser Leib; denn nicht Du bist es, den diese Gestalt anzeigt, sondern der Geist eines Jeden ist sein eigentliches Selbst, und nicht die Figur, welche mit dem Finger gezeigt werden kann." „Auch nicht durch blinden Zufall, oder auf ein Ungefähr sind wir geschaffen, sondern gewiß sorgt ein höheres Wesen für das Menschengeschlecht. Und dieses Wesen könnte Etwas schaffen oder erhalten, was dazu bestimmt wäre, nachdem es alle Mühseligkeiten erschöpft hätte, dann erst noch in ein nie endendes Uebel des Todes zu stürzen? Nein, vielmehr dürfen wir uns überzeugt halten, daß es einen bereiteten Hafen, einen gewissen Zufluchtsort für uns gibt. Und werden wir auch durch widrige Winde eine Zeit lang von ihm zurückgeworfen, so kommen wir doch nothwendig, nur etwas später, wieder dahin. Kann aber, was für Alle unvermeidlich ist, ein Unglück für einen Einzigen sein?"

Die Erziehung ist die Vollendung der von der Natur verliehenen Anlagen und um so nothwendiger, als der Mensch auf der Stufenleiter der uns bekannten Natur die erste Sprosse behauptet und

die hohen Vorzüge des Geistes und in demselben die Vernunft, auf welche sich die Tugend als die Vollendung der Vernunft stützt, eine sorgfältige Entwicklung fordern. Welch' größeres Geschenk kann man daher dem Staate machen, als wenn man für die Belehrung und Unterweisung der Jugend Sorge trägt? Je größer die Verschiedenheit der einzelnen Menschen und der Wechsel der Meinung ist; um so nothwendiger bleibt es, daß die Keime des Guten frühzeitig geweckt, gestützt und gepflegt, die Keime des Bösen aber unterdrückt und ausgerottet, insonderheit der Vergnügungssucht vorgebeugt und ein ernster Sinn geweckt werde.

Der Lehrer muß mit der rechten Milde, Strenge und Gerechtigkeit zu seinen Schülern treten. Die Bestrafung der Kinder soll durch Wort und That geschehen. Die Zucht darf weder zu mild, noch zu hart sein. Wie die Gelindigkeit und Sanftmuth nicht die in der Handhabung der Gesetze nöthige Strenge verhindern darf, so darf die Bestrafung, mag sie in Worten oder Thaten bestehen, nichts Beschimpfendes in sich haben. Dabei muß die Strafe der Schuld angemessen und in gleichen Fällen immer gleich sein. Auch muß man sich hüten, im Zorn zu strafen. Denn mit einem aufgebrachten Gemüthe ist es unmöglich, die glückliche Mitte zwischen dem zu Viel und dem zu Wenig zu treffen. Selbst wenn man verweisend in einem heftigen Tone und mit nachdrücklicheren Worten redet, muß immer sichtbar sein, daß wir nicht deswegen Vorwürfe machen, weil wir aufgebracht sind. Wir müssen vielmehr zu Verweisen, sowie die Aerzte zum Schneiden und Brennen bei ihren Kranken, ungern, selten und niemals anders unsere Zuflucht nehmen, als wenn es durchaus nothwendig ist und jedes andere Mittel unkräftig befunden worden. Der Andere muß gewahr werden, daß das Bittere und Unangenehme, was in unsern Vorstellungen liegt, uns selbst eine Ueberwindung gekostet hat, zu der wir uns nur um seines Besten willen haben entschließen können.

Zur Entwicklung des sittlichen Lebens ist die Religion von höchster Bedeutung. Die Feststellung derselben vermag am meisten den Staat zusammenzuhalten, und die Bürger müssen sogleich von Anfang an die Ueberzeugung hegen, daß die Götter die Herren und Lenker aller Dinge sind und jedes Menschen Handlung, Gedanken und Gefühl durchschauen. Sind solche Grundsätze dem Verstande eingeprägt, so wird der Mensch durch Anschauung der göttlichen Weisheit in der Weltordnung vor thörichter Anmaßung bewahrt und durch die Scheu vor göttlichen Strafen vor Frevel und Uebermuth geschützt werden. —

Die Erziehung soll mit der ersten Kindheit beginnen. Als Kind liegt der Mensch da, als wäre er ohne Geist. Allein bald erwachen die Sinne. Das Kind richtet sich empor, macht von seinen Händen Gebrauch, beginnt Die zu erkennen, die es umgeben und pflegen, schließt sich später an Altersgenossen an, ergötzt sich vielfach und nicht ohne Anstrengung so sehr an Spielen, daß es keine Strafe davon abschrecken kann, beweist sich gegen andere Kinder gefällig, beginnt die ersten Versuche des Nachdenkens, lernt sich immer mehr von anderen Wesen unterscheiden, erreicht das Gefühl des Selbstbewußtseins und wird um so stärker vom Thätigkeitstriebe angestachelt, je edler die Abstammung und je angemessener die Erziehung ist, dergestalt, daß selbst die sinnliche Genußsucht bei dem Strebsamen zurückgedrängt wird. — Bei dieser Erziehung sollen dem Kinde nur solche Spiele gestattet werden, die mit einer guten Aufführung bestehen können. Besonders wichtig auch ist die Umgebung des Kindes, da ihm eine nicht genug zu beachtende Lebendigkeit und Empfänglichkeit innewohnt und es demnach nachahmt und annimmt, was es sieht und wovon es umgeben ist.

Bei der weiteren Entwicklung des Kindes ist auf die Cultur des Gedächtnisses besondere Aufmerksamkeit zu verwenden. Es sind in dieser Absicht Stellen aus den griechischen und römischen Schriftstellern auswendig zu lernen. Denn wenn auch die Reife des Alters noch fehlt, so ist es doch nicht ohne Nutzen, wenn vor den Ohren die Aussprüche weiser Männer ertönen, und wenn die Kinder einzelne poetische Stellen, natürlich solche, deren Inhalt für sie paßt, auswendig lernen und im Munde führen. Zugleich sind die Hülfsmittel der Mnemonik anzuwenden. Denn besitzt dieselbe auch keineswegs eine schaffende Kraft, so läßt sich ihr doch ein das Gedächtniß stärkender Gewinn nicht absprechen, da die sinnlichen Eindrücke, besonders des Gesichts, am stärksten in der Erinnerung haften und es durchaus unwahr ist, daß das Gedächtniß durch die Last der Bilder unterdrückt werde.

Hat der Knabe sich zum Jüngling empor entwickelt, so muß er seinen Beruf wählen, der Dem entsprechen soll, was ihm eigenthümlich und nicht an sich fehlerhaft ist. Denn die vornehmste Pflicht ist, Nichts zu thun, was der allgemeinen Natur des Menschen widerspricht; die zweite, unserer besonderen Natur zu folgen. Dies Letztere geht so weit, daß, wenn wir an Anderen etwas an sich Vollkommneres und Edleres bemerken, wir doch unser Betragen nicht sogleich darnach umbilden, sondern dies immer nach dem Maßstabe unserer Natur abmessen müssen. Das allein steht einem Jeden am Besten,

was ihm am Eigenthümlichsten ist. Es ist also eine allgemeine Pflicht, die natürlichen Anlagen seines Geistes zu untersuchen und sich zu einem genauen Richter seiner Stärke und Schwäche, seiner guten und schlechten Sitten zu machen. Wir würden sonst in der wichtigsten Sache weniger Klugheit beweisen, als die Schauspieler bei einer sehr unbedeutenden. Diese erwählen sich nicht die Rollen, welche an und für sich die schönsten, sondern welche ihnen die angemessensten sind. Also, wozu wir von Natur das meiste Geschick haben, daraus müssen wir unsere Hauptbeschäftigung machen. Ob wir Könige, Fürsten, Befehlshaber, ob wir von hoher Geburt, reich, mächtig seien, oder ansehnliche Ehrenstellen bekleiden sollen: das hängt vom Zufall ab und wird bestimmt durch die Umstände, unter denen wir geboren werden, und durch die Veränderungen, welche sich während unseres Lebens ereignen. Was wir aber selbst in der Welt vorstellen, welchem Geschäfte wir vorstehen, nach welchen Regeln wir unsere Lebensart einrichten wollen: das hängt von unserem Entschlusse ab. Deshalb wenden sich Einige zur Philosophie, Andere zur Rechtskunde, noch Andere zur Beredtsamkeit, und auch in Rücksicht auf die Tugenden selber wollen sich die Einen lieber in dieser, die Anderen in jener auszeichnen, wobei jedoch stets das Ehrenvolle und Wohlanständige im Auge behalten und der Grundsatz festgehalten werden muß, daß alles Anständige sittlich und alles Sittliche anständig ist. Also muß Jeder seinem Charakter soviel als möglich getreu bleiben, — nicht den Fehlern, sondern den Eigenthümlichkeiten desselben. Nichts gegen den Willen der Minerva, das heißt gegen seine Natur und ihr zum Trotz Unternommenes steht wohl.

Im Allgemeinen müssen sich die Jünglinge vor Unmäßigkeit hüten, der Sittsamkeit eingedenk sein, ältere Leute achten und sich die Besten und Gerechtesten von ihnen auswählen, um sich ihrem Rathe und ihrer Leitung anzuvertrauen. Hauptsächlich aber muß dieses Alter fern von sinnlichen Genüssen gehalten werden; es muß vielmehr Geist und Körper zur Ertragung von Anstrengungen und zur Geduld üben, um sowohl im Kriegs- als im bürgerlichen Dienste mit reger Thätigkeit wirken zu können. Insbesondere ist die Nährung des Ehrtriebes und der Ruhmbegierde als Hauptmittel der Erziehung bei Denen zu betrachten, welche dereinst an der Spitze eines Staates zu stehen bestimmt sind. —

Beim Redner wird neben Naturanlage und Talent möglichst gründlicher Unterricht gefordert. Bei der Auffassung der übrigen Künste ist es hinlänglich, nur einem Menschen ähnlich zu sein, um Das, was gelehrt wird, mit dem Geiste aufzufassen und im Gedächtniß behalten zu können. Da fragt man nicht nach Beweglichkeit der Zunge, nicht

nach Geläufigkeit des Ausdrucks, nicht nach Dem, was wir uns nicht geben können, nach Gestalt, Miene, Wohlklang. Vom Redner aber muß man die Schärfe der Dialektiker, die Gedanken der Philosophen, so zu sagen die Ausdrucksweise der Dichter, das Gedächtniß der Juristen, die Stimme tragischer Schauspieler, die Gesticulation fast der größten Acteure verlangen. Daher gibt es auch in der ganzen Welt nichts Selteneres, als einen vollkommnen Redner. Die künstlerische Unterweisung kann hier nur das im Innern Liegende hervorrufen. Das schönste Verfahren zur Bildung des Redners läßt sich bei den Jünglingen anwenden, welche die Natur mit reichen Anlagen ausgestattet hat, sei es auch, daß diese oft übersprudeln. Ja, es ist angenehm, solches Gefühl geistiger Fruchtbarkeit zu finden. „Wie nämlich bei den Weinstöcken vielmehr die, welche sich zu weit ausgebreitet haben, kurz gehalten, als beim Mangel der innern Kraft neue Reben durch Anbau hervorgebracht werden, so sehe ich es auch lieber, bei einem Jünglinge etwas beschneiden zu können. Einen solchen Jüngling, wenn er zugleich ein edler Mensch ist, ermuntere ich dringend zu eifriger Betreibung der Studien, während ich Den, der es bei allem Fleiße nur zur Mittelmäßigkeit bringen zu können scheint, mehr seinen Neigungen überlasse und erst dann erinnere, sich zusammen zu nehmen oder ein anderes Studium zu erwählen, wenn er seine gänzliche Abneigung zu erkennen gibt und sich dabei ungehörig benimmt." Zu seiner Ausbildung hat der künftige Redner Redeübungen aus dem Stegreife anzustellen. Wichtig auch ist ein fleißiges Niederschreiben der Gedanken, indem sich die Gesichtspunkte dadurch erst in voller Klarheit dem Geiste darstellen und man gerade durch Schreiben die Vollendung der Wortstellung und den oratorischen Numerus erreicht, welcher von einem guten Redner gefordert wird. Vor Allem muß Der, der einst als Redner auftreten will, im Knabenalter eine edle und freie Erziehung genossen haben, lebendigen Eifer besitzen, durch natürliche Anlagen unterstützt werden, geistig fein und vielseitig in Erörterung allgemeiner Streitfragen geübt. Auch muß er sich die geschmackvollsten Schriftsteller und Redner zum Verständniß und zur Nachahmung auswählen. So wird er in der That nachher nicht erst seinen Lehrer fragen müssen, wie er die Worte ordnen und recht hervorheben soll; er wird vielmehr ohne Führer, nur durch eigene Anlage, wenn diese geweckt ist, mit dem rechten Gedanken das rechte Wort treffen und das Ganze gehörig ordnen.

Außer der künstlichen Unterweisung und der natürlichen Anlage muß sich der Redner einen Schatz nützlicher Kenntnisse auf allen Wissensgebieten erwerben; er muß in der Rechtswissenschaft, in der

Geschichte und Philosophie heimisch sein. Durch Anschauung großer Muster muß er den Geist erheben und bilden, das Herz veredeln, den Willen kräftig anspornen und auf edle Zwecke lenken. Genaue Kenntniß der römischen Geschichte ist ihm besonders nothwendig, damit das Staatsgebäude nicht wie der platonische Sokrates auf subjective Voraussetzungen basirt, sondern auf fester Grundlage aufgeführt wird. Die Philosophie ist für ihn das wichtigste Studium: sie ist eine Schule der Tugend. „Bei den Göttern! was ist wünschenswerther als Weisheit? Was vorzüglicher? Was für die Menschen würdiger? Sucht man geistige Unterhaltung und Erholung von Sorgen: hält eine andere den Vergleich mit den Studien der Philosophie aus, die immer Etwas, was auf glückseliges Leben Bezug hat, in Untersuchung zieht? Oder nimmt man auf Gleichmäßigkeit im Leben und Tugend überhaupt Rücksicht, so ist entweder dies die Kunst, durch welche wir Beides erlangen, oder es gibt keine dafür. Wenn es aber nur irgend eine Schule der Tugend gibt, wo soll man sie suchen, als in dieser Gattung des Wissens?"

Das Studium der griechischen Sprache endlich ist — nach Cicero — für den Redner von großer Bedeutung. Darum trug er seinem Sohne die Lehren der Beredtsamkeit griechisch vor und rieth ihm dringend, die griechische mit der lateinischen Sprache nicht bloß in der Philosophie, sondern auch in der Redekunst zu verbinden, wie er selbst immer zu seinem Nutzen gethan habe.

Den Werth der Naturwissenschaften kennt der im Staatsleben aufgehende Römer nicht, und auch Cicero findet die Erkenntniß aus Betrachtung der Natur mangelhaft und unvollkommen, wenn sie nicht in Handeln übergeht. „Denn wer ist so leidenschaftlich bei Behandlung und Betrachtung der Natur, der nicht, wenn ihm während der Behandlung und Betrachtung selbst der wissenswerthesten Gegenstände plötzlich die Nachricht zukäme, sein Vaterland, sein Vater oder sein Freund schwebe in Gefahr, alle jene Untersuchungen von sich wenden würde, sei es auch, daß er die Sterne zu zählen oder die Größe des Weltalls auszumessen vermeinte?"

Mit Pythagoras, Platon und Aristoteles setzt Cicero das Studium der Politik über das Jünglingsalter hinaus an das Ende aller übrigen Studien. Hier stehen dem Jünglinge viele Gefahren bevor, und nur der wahrhaft Weise vermag die drohenden Klippen zu umschiffen. „Durch Verblendung verführt, haben Menschen, sogar indem sie nach Etwas strebten, was vortrefflich war, aber nicht wußten, wo dies zu finden

und wie es beschaffen wäre, eines Theils ihre Staaten zu Grunde gerichtet, anderen Theils ihren eigenen Untergang herbeigeführt."

Die griechische Gymnastik verwirft Cicero. „Wie ungereimt war die Uebung der Jugend in den Gymnasien. Wie unbeschränkt waren unzüchtige Berührungen und Liebesverhältnisse geduldet! Ich will nicht sagen bei den Eleern und Thebanern, bei denen unter Freigebornen die wollüstigen Begierden weder beschränkt noch verboten sind. Selbst die Lacedämonier, welche in der Knabenliebe, außer der Unzucht, Alles erlauben, umgeben diese Ausnahme nur mit einer geringen Schutzwehr, denn sie gestatten die Umarmung."

So die Erziehungsansichten des vielseitigsten Römer's in der Blüthezeit römischer Literatur. Er gibt kein pädagogisches System; nur (— mit Ausnahme der Forderungen an den Redner, die er im Zusammenhange darzustellen sucht —) zerstreute Bemerkungen, die jedoch von der Einsicht eines practischen Geistes in das Wesen der Erziehung und des Unterrichts zeugen und die vor Allem zeigen, was der größte wissenschaftliche Geist jener Zeit zur Heilung und Stärkung derselben für nöthig hielt. —

4. Das Greisenalter Rom's.

28.

Erziehung und Unterricht in der Praxis.

Das prophetische Wort Virgils an dem Grabhügel der zu Philippi Erschlagenen macht die Vorbereitungen zu seiner Erfüllung:

Siehe, dereinst wird kommen der Tag, wo in jenen Bezirken
Mit gebogenem Pfluge, die Erde aufrüttelnd, der Landmann
Römische Speer' auswühlt, von schartigem Roste benaget,
Oder mit schwerem Karst' hochklingende Helme hervorschlägt,
Und die großen Gebein' anstaunt aus durchlöcherten Gräbern! —

Die Republik ist zum Schatten geworden. Aus der Verfassung ist der Geist gewichen. Der Senat ist ohnmächtig. Selbst die praktische Tüchtigkeit, die geistige Feinheit und die todesverachtende Energie, die in der Zeit der großen Bürgerkriege, gegenüber der Ausschweifung und Sittenlosigkeit, imposant und imponirend aufgetreten war, hatte ihr letztes Herzblut bei Philippi vergossen. Es stehen sich nur noch beispiel-

lose Nichtswürdigkeit römischen Pöbels und unersättlicher Ehrgeiz und Raubsucht römischer Vornehmer gegenüber. Darum ist die Herrschaft Rom's so interesselos geworden, daß der Uebergang von der republikanischen zur monarchischen Verfassung kaum bemerkt wird, zumal da Augustus den Schein des Republikanismus bestehen läßt, um desto sicherer über den neuen Geist zu täuschen.

Es war nur die allmähliche Fortentwicklung des römischen Staates und doch ein Neues, was mit dem Kaiserthum auf- und eintrat. Mit dem Einen Herrn war die Herrschaft der vornehmen römischen Familien, die Herrschaft der ewigen Stadt, die Herrschaft Italiens gebrochen und in dem Weltreiche aufgehoben. Alles Aristokratische war untergegangen, und wie die einzelnen Personen nur noch Unterthanen waren, so war Italien nur noch eine Provinz neben anderen Provinzen, Rom nur noch eine Stadt neben anderen Städten.

Bei solcher allgemeinen Centralisation verschwand geistig auch alle Originalität. Zwar erreichte noch und erst unter Augustus Rom wie seine größte Macht nach Außen, so seine höchste Bildung im Innern. Die 52 Provinzen des Reiches, das sich vom atlantischen Ocean bis zum Euphrat und von der Donau und dem Rhein bis zum Atlasgebirge und den Wasserfällen des Nil erstreckte, wurden durch Heerstraßen, mit Meilensteinen versehen, verbunden. Rom selbst ward mit Tempeln, Theatern und Bädern geschmückt, so daß Augustus sagen konnte, er habe ein ziegelsteinernes Rom angetroffen und hinterlasse ein marmornes. Kunst und Literatur blühten unter seiner Begünstigung in so hohem Grade, daß man die augusteische Periode das goldene Zeitalter genannt hat. Aber doch war die individuelle Originalität in allgemeiner Scheinbildung untergegangen, weil alle freiwillige Thätigkeit zu einer befohlenen geworden war, auch nichts seinen Zweck in sich, sondern nur in seinem praktischen Werthe hatte. Selbst die Männer der Wissenschaft und die Beförderer derselben, Mäcenas, Messala, Asinius Pollio ꝛc. wurden nur zur Verherrlichung des Hofes verwendet, und die Dichter konnten, von der Sonne des Hofes geblendet, nur Werke in schwülstigen Declamationen und mit verschrobenem, oder leichtfertigem und unsittlichem Inhalte zeugen, sowie mit Gelehrsamkeit prahlen (— Ovid in den Heroiden, in den Metamorphosen ꝛc. —), oder im grellsten Widerspruche mit der Gegenwart mit dem Alterthümlichen und mit den einfachen Naturzuständen kokettiren (— Virgil in den Idyllen, in der Aeneide ꝛc. —), oder in allgemeinen Sentenzen Einfachheit mitten in den Genuß, Enthaltsamkeit in die Schwelgerei hineinreflectiren, wie Horaz, oder, wie Juvenal und Martial ꝛc.

das allgemeine sittliche Verderben mit brennenden Farben malen, damit aber nur, weil sie selbst, wie ihre Zeitgenossen, durch die allgemeine Krankheit angesteckt waren, wollüstig reizen, statt durch sittlichen Ernst zu bessern.

Die Kunst war zur Dienerin des Luxus und der Mode herabgewürdigt. Die Künstler waren Handwerker geworden. Wie in der Poesie die leere Form ohne Inhalt, so bewunderte man in der Plastik nicht die schöne Form, sondern die Kostbarkeit des Materials. Man baute Paläste, deren Umfang Seneca mit Städten vergleicht, zu denen man aus Griechenland, Aegypten und Numidien den Marmor und Porphyr holte, deren Dächer vergoldet und mit Goldblech belegt, die Wände und Decken mit Marmor, die Fußböden mit der schönsten Mosaik ausgelegt waren.

Die Religion schwankte, wie in den letzten Jahrhunderten der Republik, zwischen Aberglauben und Unglauben. Augustus trat zwar dem äußerlichen Verfall des Cultus entgegen, indem er selbst das oberste Pontificat übernahm und in großartiger Weise für die Herstellung der Heiligthümer sorgte. Auch bestand der Staatscultus noch bis zum entschiedenen Siege des Christenthums fort; aber nur die nicht reflectirende Masse vermochte die widersinnige Häufung und Vermischung der Culte zu ertragen, in denen neben den griechischen und römischen Gottheiten die ägyptischen, Baal, Mithras, Astarte, sowie der Jehova der Juden verehrt wurden, und demgemäß Alexander Severus die Stifter aller Religionen in seiner Hauscapelle aufstellte, so daß neben Orpheus und Apollonius von Thyana auch Abraham und Christus Platz fanden. Die Gebildeten und Denkenden suchten eine Lösung der Widersprüche und eine Vergeistigung der Formen, indem sie entweder die verschiedenen Götter für Ausdrücke ein und desselben göttlichen Wesens (— Zeus, Hades, Serapis und den Sonnengott für einen und denselben Gott —) erklärten, oder die Götter des Volksglaubens als Wesen auffaßten, die zwischen der Schöpfung und der höchsten Gottheit in der Mitte ständen, oder endlich gegen allen Götterglauben negirend sich verhielten. Zu Cicero's Zeit schon war die Meinung allgemein, daß der Philosoph an keine Götter glaube. Vespasianus rief im Sterben: „Wehe mir, ich soll ein Gott werden!“ Zur Zeit des Unglücks von Pompeji vernahm man Stimmen aus dem Haufen der Flüchtigen, welche erklärten, es gebe keine Götter. Dicht daneben der größte Aberglaube: Viele bildeten sich ein, es wäre möglich, die Götter in irgend einer Weise durch gewisse Zaubermittel in ihre Naturen einzuschließen. Vornehmlich fielen auch die Frauen dem thörichtsten Aberglauben anheim. Wahrsagerei,

Zeichen- und Sterndeuterei, Geisterbeschwörung, Giftmischerei und Zauberei: da suchte man Ersatz für die verschwundene Religion und zugleich Trost für das schwerbeladene Gewissen.

Denn furchtbar krank war der alterssieche römische Körper im sittlichen Leben. Herrscher und Beherrschte (— Nero war nicht schlechter als sein Rom —) waren gleich sehr von der allgemeinen Sittenverderbniß ergriffen. Die Verschwendung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Dem Hirtius kostete die Erhaltung seiner Fischteiche jährlich 175,000 Thaler. Der Redner Hortensius ließ seine Bäume mit Wein begießen, und seine Erben fanden nach seinem Tode 10,000 Eimer Chier. Vitellius brauchte während der acht Monate seiner Regierung 48 Millionen Thaler: er hielt täglich vier große Mahlzeiten, zu denen er sich den Magen durch Brechmittel leerte. An die Stelle der alten römischen Ehrenhaftigkeit trat eine feile, nichtswürdige Gesinnung, der jedes Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke gleich und recht war. „Geld müßt ihr suchen vor Allem, baares zuerst, dann Tugend": — das war das Losungswort. Ehre, Recht und Menschlichkeit waren im Römergeiste erstorben. Die römische Welt war, wie Seneca sagt, dem Helden Homer's ähnlich, der in der Unruhe der Krankheit bald aufrecht steht, bald sitzt. Rom war einem Gladiator ähnlich, der, nachdem er alle seine Gegner besiegt hat, endlich sein Schwert gegen sich selbst kehrt. Die Erde — ruft bei solchem Anblicke Juvenal aus — nährt nur noch böse und feige Menschen, und jeder Gott, der sie ansieht, lacht über sie und haßt sie. Der sclavische Senat gab den größten Schandthaten der Despoten seine Zustimmung. Die entarteten Vornehmen wetteiferten unter kriechenden Schmeicheleien, den Herrscherlaunen ihren Beifall zu bezeugen. Der nichtswürdige Pöbel erhob die Tyrannen zu Göttern, wenn sie seinen Müßiggang und seine Arbeitsscheu durch Austheilung von Brod und durch blutige Fechterspiele unterstützten. Und während der große Haufe an dem ausgetheilten Getreide seinen Hunger stillte und an den verschiedensten Spielen seine Vergnügungssucht befriedigte; praßten die Reichen in den nicht sowohl wohlschmeckendsten, sondern kostbarsten und sonderbarsten Gerichten: sie lösten Perlen in Essig auf und tranken sie; Heliogabalus mischte seinen Gerichten kostbare Steine und Perlen bei; Commodus ließ zwei mit Senf übergossene Bucklige auf einer großen silbernen Schüssel auftragen rc. Nur das Küchengeschirr war von Silber, das Tafelgeschirr von Gold; ja selbst goldene Becher wurden für gemein gehalten, wenn sie nicht mit seltenen Steinen und Gemmen verziert waren. Schauspieler, Sänger, Hausphilosophen, lustige Zwerge beiderlei Geschlechts, Vielfresser und Gla-

diatoren mußten daneben mit ihren Talenten die Gäste unterhalten, welche, die Gegentheile der alten Römer, bleich, aufgedunsen, mit dicken Bäuchen, mit zitternden, von der Gicht verzogenen Händen und schlotternden Knien, als Jünglinge schon Greise, die Folgen ihrer Schlemmereien mit sich herumtrugen.

Die Kaiserzeit ist ein Gemisch von Lust und Blut. Die Wollust hat immer die Grausamkeit im Gefolge. Tacitus berichtet, ein Römer seiner Zeit habe eine Orgiennacht mit dem Morde der Buhlerin, die darin die Hauptrolle gespielt hatte, beschlossen. Die Buhlerinnen wohnen nahe an der Arena, deren Sand das in Strömen vergossene Blut der Gladiatoren trinkt. Das größte Vergnügen ist, sterben zu sehen. „Man findet, sagt Seneca, eben so viele Laster als Menschen. Alles ist voll von Verbrechen und Lastern; die Schamlosigkeit zieht durch das Volk und gewinnt so sehr die Herzen Aller, daß die Unschuld nicht allein selten ist, sondern daß es gar keine mehr gibt.“ Seneca erzählt von einem Weibe, welches die Jahre nicht nach den Jahren der Consuln, sondern nach ihren Männern zählte. Das Weib war nach dem Ausdrucke Martial's gesetzlich eine Ehebrecherin (Adultera lege est). Das Weib wetteiferte mit dem Manne in der Zuchtlosigkeit. Nicht zufrieden, Liebhaber ihres Standes zu haben, sucht sie die Patricierin in der Hefe des Volks, unter den Sclaven und Gladiatoren (in extrema plebe). Juvenal zeichnet die Schamlosigkeit des Weibes jener Zeit, indem er zeigt, wie sie lachend am Altare der Scham vorübergeht. (Sat. 6). Vergebens waren die zahllosen Polizeigesetze aus den Zeiten des Augustus bis Septimius Severus gegen die Ausschweifung der Geschlechter. Die ehelichen Bande zerrissen. Das weibliche Geschlecht erlag der Sinnlichkeit ebenso wie das männliche und ergab sich allen möglichen Lastern. Wahrhaft edle Frauen und Jungfrauen gehörten zu den seltensten Ausnahmen. Ehebrüche waren eben so allgemein und ungestraft, als Ehescheidungen. Liebhaber wie Buhlerinnen wurden öffentlich unterhalten. Die Messalina, die Tochter des Messala Barbatus, die Gemahlin des Kaisers Claudius, die alle zum kaiserlichen Hofe gehörigen Männer, Officiere, Soldaten, Sclaven und Schauspieler zu Geliebten hatte, und andere edle Römerinnen bei Todesstrafe zwang, in ihrer Gegenwart ähnlichen Ausschweifungen sich zu überlassen, war nicht das einzige weibliche Ungeheuer dieser Zeit. Schwiegermütter verführten die Männer ihrer Töchter, und abgelebte Mütter verkauften ihre eigenen Kinder an die Buhler ihrer verblichenen Reize. In den vornehmen Ständen trieben sich die jungen Ehefrauen nicht selten durch künstliche Mittel die Leibesfrucht vor der Zeit ab und in den unteren

Regionen war die Aussetzung der Neugebornen der beste Ausweg, sich der kostspieligen Ernährung derselben zu entziehen. Tänzerinnen mit gekräuseltem Haar waren überall zu finden und drückten durch ihre mimischen Darstellungen Alles aus, was die Sinnlichkeit nur vorzuphantasiren vermochte: so ergänzte man durch Anschauung das eigene Thun.

Wie die Aeltern, so die Kinder. Die älterliche Erziehung fehlte gänzlich. Auch bedurften die mitten im maßlosen Luxus aufwachsenden, als Herrn auftretenden, weichlichen, anmaßenden und absprechenden Knaben und Jünglinge derselben eben so wenig, als die eiteln, gefallsüchtigen und trägen Mädchen und Jungfrauen, welche am liebsten in Theatern und Bädern weilten und in Liebschaften ihre Zeit vertrieben. Die erste Pflege wie der erste Unterricht der Kinder ward sittenlosen, unwissenden und rohen Sclaven überlassen, welche das unschuldige Gemüth früh schon in die Lüste der Welt einweihten; die vornehmen Familien hielten Hauslehrer, zu denen verweichlichte Griechen genommen wurden; und wenn in Familien, die durch guten Ton und gemessene Haltung in der äußeren Erscheinung, wie durch Studien in den Wissenschaften sich auszeichneten und in deren Häusern griechische Philosophen, Rhetoren, Dichter und Grammatiker günstige Aufnahme fanden, der Versuch gemacht ward, den Kindern nach alter Sitte eine Erziehung im Hause zu geben, schlug die Bemühung durch die feindlichen Einflüsse der Umgebung, durch die mit sittlichen Krankheitsstoffen inficirte Atmosphäre eben so fehl, als das Bestreben einzelner guter Kaiser, durch gute Einrichtungen der Rohheit und Sittenlosigkeit Einhalt zu thun, nicht nur durch die sinnlose Laune ihrer schlechten Nachfolger in kurzer Zeit vernichtet ward, sondern auch dadurch in das Gegentheil umschlug, daß der absterbenden Generation keine freie Geistesthätigkeit eingehaucht werden konnte und daher in der Wissenschaft Alles nur todter Alexandrinismus und auf dem sittlichen Boden Schein ohne Wahrheit und Leben ward. Die Jugend lebte, wie das Alter — in Zügellosigkeit. „Der Knabe — sagt Juvenal — spielt schon im Kinderkleide mit den Würfeln, wie der Alte, den er beerbt, — er lernt von seinem Vater Trüffeln suchen, Schwepfen in Pilzbrühen kochen ꝛc., und wenn er noch nicht sein 7. Jahr zurückgelegt und noch nicht umgezahnt hat, so gelüstet ihn, gebe man ihm auch Lehrer mit noch so großem Barte, nach dem Schmause und der Küche. Die Töchter können die Liebhaberinnen ihrer Mütter der Reihe nach hersagen und schreiben nach den Dictaten der Mutter die Liebesbriefe. Wie sollte Einer besser werden, als sein Vater; ahmt er doch lieber das Schlimmere nach.

Dort lehrt der Vater den Sohn niederträchtigen Geiz üben, gerichtliche Calumnien machen, durch Kriegsdienste reich werden, oder wie er sonst zu Geld und Gut gelange, und wäre es auch nicht durch Wohlgeruch — der Gewinn riecht immer gut." Der Verfasser über den Verfall der römischen Beredtsamkeit klagt: „Jetzt übergibt man das Kind einer griechischen Sclavin und dem Sclaven, den man zu nichts Anderem brauchen kann. Da werden nun der zarten Kinderseele sogleich Mährchen und allerlei Irrthümer eingeprägt. Auch erlauben sich diese Sclaven in Gegenwart des Kindes Alles, was schlimme Eindrücke macht. Die Aeltern selbst halten oft die Kinder zur Schlechtigkeit und Frechheit an, ja es ist als ob den Kindern jetzt das Laster der Stadt angeboren würde, und so auch die Lust an den Gladiatorenspielen rc. Wie bleibt da Platz im Gemüthe für edle Kunst und Wissenschaft!" Horaz endlich muß singen:

Fruchtbar an Lastern, häufte die Zeit auf Eh'n
Zuerst Befleckung, und auf Geschlecht und Haus.
  Von solchem Urquell abgeleitet,
  Strömte dem Land' und Volk Verderbniß.

Froh lernt Bewegung weicher Jonier
Kaum reif die Jungfrau, bildet sich in der Kunst:
  Und auch auf unehrbare Liebschaft
  Denkt sie vom zartsten Wiegenalter.

Was untergrub nicht raffender Zeiten Sturz?
Der Väter Stamm, ausartend von Ahnen, trug
  Uns Lasterhaftre, bald erwächst uns
  Aftergeschlecht in erhöhter Bosheit!

Weder im Hause noch im öffentlichen Leben ward der ächte Römer und der freie Staatsbürger erzogen. Beide existirten nicht mehr, weder in der Idee, noch in der Wirklichkeit des Römers. Mitten im moralischen und staatlichen Untergange entwickelte sich jedoch ein Positives — die Bildung zur Humanität, zum Menschen an sich, die Tugend des geselligen Lebens.

Es tritt jetzt eine entschiedene Scheidung der Literatur und des nationalen Lebens ein. „Das ist das Eigenthümliche einer schlechten und hinfälligen Zeit, sagt Plinius der Jüngere, daß sie um so mehr Interesse den Wissenschaften zuwendet, je weniger sie sich mit dem Handeln beschäftigt. Wir finden unsere Freude und unsern Trost in den Wissenschaften." Es zeigte sich, daß bei einseitiger Entwicklung der Denkthätigkeiten das Glück der Menschen nicht mit der wachsenden Erkenntniß in geradem Verhältniß steigt, daß vielmehr dadurch auf der einen Seite eine Skepsis, die Gott und Menschheit läugnet, und auf

der anderen Seite die Vertheidigung aller Laster und alles Gemeinen mit Verstandesgründen hervorgerufen wird. — Mitten in der Welt der sittlichen Zerfahrenheit entwickelte sich im ersten Jahrhundert des Kaiserreichs die wissenschaftliche Bildung zu ihrer höchsten Höhe. Sie wurde immer mehr Gemeingut und breitete sich mit der lateinischen Sprache über die europäischen Provinzen aus. „Kein Zeitalter des römischen Lebens — sagt Bernhardy — besaß mehr allgemeines Wissen, und niemals trafen in der Hauptstadt empfänglichere Gruppen zusammen: bald wuchsen solche durch die Lust an Hören und Reden, an Lesen und Schreiben geweckt zum kritischen Publikum heran." Von der Politik ausgeschlossen und gedrückt, flüchtete sich Alles, was Geist hatte, in die Literatur. Literarische Genossenschaften vertheilten und prüften gegenseitig ihre neuesten Pläne und Arbeiten; ihre Vorlesungen verließen bald den geschlossenen Kreis und traten vor die Oeffentlichkeit eines gemischten, aber für Wissenschaft sich interessirenden Publikums, so daß die neuen Erzeugnisse der Literatur schnell im Volke verbreitet wurden. Es war eine Gemeinschaft, ein Zusammenhang in der gebildeten Gesellschaft, deren Mittelpunkt das einzige Gut, das geblieben war, die Wissenschaft war. — Grammatik und Rhetorenschulen blühten jetzt. Im Jahre 161 v. Chr. wurde, wie schon erwähnt, den Rhetoren der Aufenthalt in Rom durch Staatsdecret untersagt. Doch Decrete sind ohnmächtig gegen den Geist der Zeit. Der Verfasser über den Verfall der Beredtsamkeit muß deshalb klagen: „Man kennt jetzt nicht mehr die Gesetze, behält nicht mehr die Staatsbeschlüsse, verlacht öffentlich das Recht, schreckt ganz und gar zurück vor dem Studium der Weisheit und den Lehren der Erfahrung und zwingt die Beredtsamkeit, bis jetzt die erste aller Künste, gleichsam als ob sie aus ihrem Reiche vertrieben sei, in enge Regeln und Vorschriften ein. Die Jünglinge werden, statt die belehrende Erfahrung einzelner Männer zu benutzen, in die Schulen der Rhetoren, gewissermaßen Anstalten der Unverschämtheit, geführt." Durch Julius Cäsar war den Grammatikern und Rhetoren das römische Bürgerrecht verliehen, und Augustus hielt sie so hoch, daß er den Grammatiker Verrius Flaccus zum Lehrer seiner Enkel einsetzte, der dann seine Schule in einen Theil des Palatiums verlegte und jährlich hunderttausend Sesterzien (5300 Thaler) Honorar empfing. Zwar wurden die Rhetoren, wie auch die Philosophen, noch einmal unter Domitian aus Italien vertrieben; doch die Verweisungsdecrete verhallten, und es blieb bei den Verordnungen des Dominitan, der die Lehrer der Grammatik und Rhetorik anstellte und einen festen Gehalt für sie bestimmte.

Das selbstständige Denken war unterdrückt. Um jedoch das im Volke lebendige, geistige Leben zu befriedigen, nahmen die Kaiser die Wissenschaft in die Hand. Mit Zeitungen und Intelligenzblättern wurde der Geist der Römer gespeist. „Das offizielle Blatt der Monarchie enthielt einen regelmäßigen Bericht von den ausgezeichneten Reden im Senat und in den Gerichtshöfen.“ Es bestand eine Correspondenz über die Studien Roms und ununterbrochene Mittheilung über die Schriften und Worte berühmter Männer bis zu den entferntesten Provinzen. — Bisher hatte es nur Privatbibliotheken gegeben: Aemilius Paulus hatte eine solche, indem er viele Manuscripte von Macedonien nach Rom brachte; Sulla hatte die literarischen Schätze Athens, auch die Bibliothek des Aristoteles, zu seinem Eigenthum genommen; Lucullus hatte den Pontus und Asien literarisch geplündert. Unter der Regierung des Augustus ward nun durch Vermittlung des Asinius Pollio die erste öffentliche Bibliothek eingerichtet, und ihr folgten die Octavia und die reich verzierte Palatina in fürstlichen Räumen. Auch überwies Augustus dem Flaccus und seiner Schule das Haus des Catilina mit einem jährlichen Gehalte. Fort und fort wurden Griechen nach Rom gezogen, ward Alles gethan, um dem Wirken derselben Vorschub zu leisten. Die Gymnastik als Uebung der Körperkraft wurde gleichfalls begünstigt. Selbst Nero ließ nicht bloß nach griechischen Mustern gymnastische und Reiterspiele anordnen, sondern stiftete auch in den „Neronianen“, deren Feier alle fünf Jahre wiederkehren sollte, öffentliche Spiele mit musikalischen Wettkämpfen und mit Wettrennen verbunden. In sittlicher Hinsicht jedoch war gerade er es, der Rom den letzten Todesstoß und zwar auch dadurch gab, daß er eine Schaar schöner Knaben zu Werkzeugen schändlichster Wollust hielt und damit Anlaß zu dem Gebrauche gab, daß sich solche in den Häusern (— der Ort, wo sich diese pueri paedagogiani, les pages, Pagen, aufhielten oder der Verein dieser Knaben selbst hieß paedagogium —) aller Vornehmen fanden. — Die folgenden Kaiser sorgten weiter für Anlegung öffentlicher Bibliotheken. Trajan gründete die Ulpia und in ihr die größte und prachtvollste Büchersammlung, — Constantin, der Große, die julische Bibliothek mit 120,000 Rollen. Diese Bibliotheken zierten Bilder und Büsten berühmter verstorbener Autoren, zum Theil von kostbarem Metall. Custoden, Antiquare und Schreiber standen ihnen vor, besserten theils die alten Handschriften aus, theils fertigten sie neue an und machten überhaupt den Gebrauch derselben allgemein nützlich. Die in den Tempeln und Hallen aufgestellten Büchersammlungen wurden die Vereinigungs-

punkte für Gespräch und Studium eines gebildeten Publikums, obschon bald auch Halbgelehrte von hier ihre Vielwisserei und ihr seichtes Räsonnement holten.

Wie für Bibliotheken, so ward für die Bildung im Allgemeinen gesorgt. Vespasian bestimmte jährlich 3300 Thaler aus dem Fiscus für lateinische und griechische Rhetoren und ermunterte talentvolle Künstler und Dichter durch reiche Geschenke. Gratian verbot den Gemeinen jedes engherzige Handeln und Dingen mit ihren Lehrern und befahl, daß die kleinen Städte des Reiches den lateinischen und griechischen Rhetoren 24, den Grammatikern 12, die Hauptstädte aber jedem Rhetor 30, jedem lateinischen Grammatiker 20, jedem griechischen Grammatiker 12 Anonen (tägliche Mundportionen) oder deren Werth gewähren sollten. Hadrian stiftete in Athen berühmte Schulanstalten und gründete das Athenäum auf dem capitolinischen Hügel als Unterrichtsanstalt in den freien Künsten, sowie ein Gymnasium in Smyrna. Antonin der Fromme vermehrte und verbesserte die Schulen, stellte in allen Provinzen Rhetoren und Philosophen mit sicherem Gehalte an und verordnete für Die, welche öffentliche Lehrerstellen erhalten wollten, Prüfungen von Staatswegen. Marcus Antonius errichtete in Athen 8 Lehrstühle der Philosophie und überließ jeder der 4 Hauptschulen (— den Platonikern, Peripatetikern, Stoikern und Epikuräern —) zwei derselben mit festem Gehalte. — Zwar ging diese Entwicklung und Begünstigung der Wissenschaft durch die Kaiser nicht geraden Schrittes vorwärts, und es kommt, damit nicht vergessen werde, daß der Despotismus und die Willkühr herrschen, auch einmal ein Commodus, der in seiner Umgebung nur Narren und Mimiker duldet und jeden Gebildeten und Tugendhaften als seinen Feind haßt, — oder ein Heliogabalus, der alle Lehrer vertreibt und mordet, und als Aufseher über das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen einen ehemaligen Schauspieler anstellt. Doch bald erscheint der Schutz der Wissenschaft wieder auf dem Throne. Pertinax läßt seinen eigenen Sohn in Gemeinschaft mit anderen Jünglingen von dessen Alter erziehen. Alexander Severus überweist den Rhetoren und Philosophen einige Hörsäle und bezahlt das Schulgeld für arme Kinder edler Abkunft. Constantin, der Große, spricht die schon vorher durch das Herkommen geheiligte Befreiung der öffentlichen Lehrer und Aerzte von kostspieligen Aemtern und Kriegsdiensten, sowie von öffentlichen Lasten, welche ihrem Berufe hinderlich sind, gesetzlich aus und räumt ihnen viele Vorrechte ein. Julian wiederholt die Verordnung, daß die Lehrer sich durch strengen sittlichen

Wandel, wie durch gründliche Gelehrsamkeit auszeichnen sollen, stellt das Erziehungswesen, das seit Constantin an die städtischen Behörden übergegangen war, wieder unter die Oberaufsicht des Staates und fordert von den Lehrern der Beredtsamkeit vor ihrer Anstellung eine Prüfung vor den Curialen, welche denselben ihren Wohnort und Wirkungskreis anzuweisen haben. Diese Gesetze Julians schärfte Valentinian II., der von dem Grundsatze ausging: „Mantel, Stock und Bart machen den Philosophen noch nicht aus; das sind bloß äußere Abzeichen." Theodosius und Arkadius entzogen den Lehrern zwar den Gehalt aus der Staatskasse wieder; allein Theodosius II. und Valentinian III. machten Rom und Constantinopel zu Centralpunkten der Wissenschaft, indem sie verordneten, daß in ihnen die Wissenschaften nicht mehr einzeln, sondern in ihrer Gesammtheit vorgetragen werden sollten.

Mit den Kaisern zugleich wetteiserten die Gebildeten und Reichen in Beförderung der Wissenschaft. In Folge der Erweiterung des Reiches, der vielfachen Berührungen mit den entferntesten Gegenden, des ausgebreiteten Handels, der Leichtigkeit zu reisen, der allgemein gewordenen Mode, neben den Hörsälen der Rhetoren, Grammatiker und Philosophen Reisen als das wichtigste Mittel der Bildung zu betrachten, endlich der zahlreichen Kriege, in denen nicht allein die Feldherrn 2c. ihren Blick erweiterten, sondern zu denen meist auch die heranwachsenden Söhne mitgenommen wurden, — ward von dem Römer die Nothwendigkeit einer allgemeinen Bildung anerkannt: Paläste, Bäder und Villen wurden mit Bibliotheken geschmückt. Grammatiker und servi literati waren in dem Hause jedes wohlhabenden und gebildeten Römers zu finden, und allgemeine Bildung und Gelehrsamkeit verpflanzte sich, wenn auch nicht in die untersten Gesellschaftsschichten der Provinzen, so doch über die vornehme Welt des ganzen Reiches. Man suchte auf alle Weise den Geist zu fördern; doch er war entflohen und entfloh, weil er keine ihm genügende Form mehr fand. Statt der Wissenschaft, die man festhalten wollte, behielt man deshalb nur die Gelehrsamkeit in Händen. Vorzüglich aber erlangte die Wissenschaft des Rechts jetzt erst ihre höchste Ausbildung und bewahrte zugleich noch lange hinaus die Classicität der römischen Sprache als alleinige Ausnahme. Die Naturgeschichte ward mit erstaunlichem Fleiße von Plinius zusammengetragen. Strabo und Pausanias verfaßten in ihren geographischen Werken ein Bild der untergehenden alten für die aufgehende neue Welt. Galenus gab mit seinen naturwissenschaftlichen Beobachtungen zugleich den Glauben seiner

Zeitgenossen an übernatürliche Wunder und an die Macht von Zauberformeln auf die Körperwelt. —

Die Bildungsanstalten erreichten ihren Höhepunkt unter Trajan, Hadrian und den Antoninen. Unter Hadrian wurden öffentliche Schulen errichtet. Die Schulen überhaupt wurden um so zahlreicher, je mehr das öffentliche Leben in Rom verschwand und je mehr man den entfliehenden Geist durch Schulanstalten und in ihnen zu fesseln wähnte. Früher hatten Familien und öffentliches Leben in Rom erzogen und es waren aus diesen Bildungsanstalten Männer und Weiber, Römer hervorgegangen. Jetzt sollten Schulen mit ihren Kritiken erziehen und mit ihrem formalen Unterrichte bilden: doch durch die zu vielfache Verbesserung ward die Gesinnung nicht entwickelt und durch den zu vielen Unterricht ward nur Vielwisserei und Gelehrsamkeit, nicht Bildung erzielt. Auf Kosten der Muttersprache ward in diesen Schulen das Studium der griechischen Sprache betrieben, — von den Meisten der Mode wegen. Die alte kräftige Beredtsamkeit verflüchtigten die Rhetoren zu leerem Schall, und die altrömische Scham ward durch Disputationen über unkeusche Gegenstände in Frechheit umgesetzt.

Die Elementarschulen waren unter der Regierung des Augustus an Zahl bedeutend geworden, wurden jedoch in dieser Zeit noch als wenig geachtete Privatanstalten betrachtet, befanden sich gewöhnlich in den entlegensten Winkeln der Stadt und standen unter der Leitung von Lehrern, die „oft genug durch erlittenen Schiffbruch auf den Wegen des Lebens dieser letzten Zuflucht zugeführt" wurden. Während der Kaiserzeit entstanden in den Provinzen, namentlich in Gallien, mehr und mehr Elementar- und andere Schulen. Die Lehrer der niederen Schulen, die bei den Aeltern wahrscheinlich in nicht gar zu hoher Achtung standen — die literatores — ertheilten ihren Kenntnissen und ihrer Befähigung nach Unterricht vorzüglich im Lesen, Schreiben und Rechnen. Der erste Lehrunterricht begann, wie in der letzten Zeit der Republik, im 7. Jahre und ward nach der Syllabirmethode, sowohl einzeln als im Chor, gegenseitig — wobei neben den älteren Schülern Unterlehrer angestellt wurden — ertheilt. Auf Klarheit, Wichtigkeit und Deutlichkeit in der Aussprache ward beim Lesenlernen vorzüglich gesehen. „Die Kinder erheben sich zu den Elementen und Silben, und eines von den größeren sagt es ihnen deutlich und einzeln vor, wobei es besonders nöthig ist, auf die Aussprache des Lehrers und des großen Schülers zu achten. Von den einzelnen Buchstaben ging man zu den Silben und deren Bildung, von diesen zu ganzen

Wörtern, von den Wörtern zu Sätzen und zu Versen über. Die Verse wurden memorirt und die Metra analysirt, um dadurch auf die Lectüre der Dichter vorzubereiten. Auch las der Lehrer die Werke der vorzüglichsten Dichter selbst vor und erläuterte sie nach Inhalt und Form. Natürlich wurden hierzu nur Dichter ethischen Inhalts und namentlich Lehrgedichte gewählt. Livius Andronikus, Ennius und besonders Virgil gaben den Stoff zur Lectüre, und aus ihnen wurden entweder größere Abschnitte dictirt, oder man bediente sich dazu Encheiridien, Chrestomathien, Lehrbücher. Bei dem Memoriren solcher Abschnitte, wie bei dem Lesen und Lernen überhaupt, ging man von dem Grundsatze aus, daß man Viel, aber nicht Vielerlei lesen solle, und daß das lebendige Wort mehr, als der todte Buchstabe sei und deshalb auch vermöge. Denn — sagen der jüngere Plinius und Quinctilian — ist Das, was man liest, auch noch so eindringlich, dennoch ergreift der Geist Dasjenige tiefer, was Sprache, Blick, Haltung und Geberde des Sprechenden einflößen. Alle Eindrücke müssen nothwendiger Weise erschlaffen, wenn sie nicht von der Stimme, der Miene und der Haltung des ganzen Körpers gleichsam durchglüht sind."

Mit dem Unterrichte im Lesen war der des Schreibens verbunden, wobei der Lehrer auf Wachstafeln mit dem oben platten (um das Wachs ebenen und das Geschriebene auslöschen zu können), unten scharfen Griffel vorschrieb, der Schüler aber Buchstaben und Worte so nachbildete, daß er unter die Zeilen des Lehrers schrieb, wozu Raum gelassen war. Die Arbeit, welche nicht mehr geändert wurde, sondern bleiben sollte, ward auf eine charta aus Papier, oder auf eine membrana aus Pergament und zwar nur inwendig, nicht von Außen, geschrieben.

Uebungen im Rechnen waren und blieben gleichfalls ein Hauptzweig des Schulunterrichts, und Horatius erwähnt sowohl die Subtraction als die Division des Asses in hundert Theile. Auch in der Geometrie, sowie in der Geographie, wobei gemalte Landcharten gebraucht wurden, ward Unterricht ertheilt. In den späteren Zeiten traten noch die Kunst des Zeichnens und der Musik in den Unterrichtscyclus. Die gymnastischen Uebungen blieben Sache der Einzelnen, der Aeltern und Erzieher, und wurden, wenn auch begünstigt, doch vom Staate weder ge- noch verboten. Laufen, Schwimmen, Ballspiel, Reiten wurden in Gymnasien und Palästren getrieben, um die Gesundheit zu erhalten und körperliche Stärke und Gewandtheit zu gewinnen. Auf dem Marsfelde wurden von römischen Jünglingen verschiedene gymnastische Uebungen getrieben, und damit ward das Schwim-

men in der vorüberströmenden Tiber verbunden. Athletische Gilden erschienen, welche unter dem Prädicat Xystici, auch Herculanei, ihre eigenen Gymnasien, Archive, Vorsteher hatten und außerordentliche Vorrechte und Begünstigungen genossen. Auch von der griechischen Orchestik ist Manches heimisch geworden und die Pyrrhiche ward bei festlichen Veranlassungen in buntfarbigen Costümen zur Aufführung gebracht.

Die Schüler wurden gesondert nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und Kenntnisse. Quinct. I, 2, 23. Non inutilem scio servatum esse a praeceptoribus meis morem, qui quum pueros in classes distribuerunt, ordinem dicendi secundum vires ingenii dabant; et ita superiore loco quisque declamabat, ut praecedere profectu videbatur. Die Klassen waren also zwar nicht getrennt, sondern nur gewisse Abtheilungen vorhanden, die gleichzeitig unterrichtet wurden. Reinlich und anständig, ohne Lärmen und Toben, unter ehrerbietiger Begrüßung des Lehrers mußten sie in die Classe treten und sich auf ihre Plätze begeben. Die Disciplin überhaupt war streng und consequent. Auf Anständigkeit, Bescheidenheit und Gehorsam wurde fest gehalten. Nicht bloß harter Tadel, sondern auch körperliche Züchtigungen mit der Ruthe, womit man auf die Finger oder Hände schlug, waren häufig, und bei schweren Vergehungen gebrauchte man die Geißel, womit sonst nur Sclaven gezüchtigt wurden. Auch Prämien wurden vertheilt: wenigstens stellte Verrius Flaccus Preise auf, die in alten, seltenen Büchern bestanden und um welche seine Schüler wetteiferten. So erzählt von Verrius Flaccus Suet. de ill. gr. 17. Namque ad exercitanda discentium ingenia aequales inter se committere solebant, proposita non solum materia, quam scriberent, sed et praemio, quod victor auferret. Id erat liber aliquis antiquus pulcher aut rarior. —

Diesen Unterricht in den Elementarkenntnissen ließen fast alle Aeltern ihren Kindern geben, und als durch ein aufwucherndes Proletariat besonders in Rom und Constantinopel die Gefahr entstand, daß viele Kinder roh und ohne allen Unterricht aufwachsen könnten, so verordnete Nerva, daß die Kinder armer Aeltern auf öffentliche Kosten in den Städten Italiens verpflegt werden sollten, und Trajan (— dem Hadrian mit noch größerer Freigebigkeit nacheiferte —) nahm sich nicht nur bei seiner Thronbesteigung 5000 armer Kinder an, sondern ließ auch zu Veleja an 245 eheliche Knaben je 16 Sesterzien (c. 9 Thaler) und an 34 eheliche Mädchen je 12 Sesterzien vertheilen. Antonin der Fromme errichtete zu Ehren seiner Gemahlin Faustina eine Erziehungsanstalt für arme

Mädchen. Antoninus der Philosoph erstrebte gleiches Verdienst, wie sein Vorgänger, und ließ eine Anzahl Knaben und Mädchen in das Verzeichniß Derer eintragen, welche an der frumentaria perceptio Theil zu nehmen hatten. Noch später endlich machte sich Alexander Severus durch ein Institut für Knaben und Mädchen zu Ehren der Mammäa verdient. Indeß waren all' diese Stiftungen mehr Pflegstätten armer und verlassener Kinder, um durch deren Pflege und Ernährung die Zahl der Krieger und Bürger zu vermehren; an eine eigentliche und allgemeine Organisation des Volksunterrichtswesens von Staats wegen ist dabei nicht zu denken. —

Der höhere Unterricht der literati, den Diejenigen besuchen mußten, welche sich den Wissenschaften, der Kunst, dem Staatsdienst, der Rechtskunde widmeten, ward in den Hörsälen der Grammatiker, Rhetoren und Philosophen, und zwar in der griechischen und lateinischen Sprache, in der Rhetorik, in der Rechtswissenschaft, in der Philosophie, in der Geometrie und Musik, also in den liberalibus artibus ertheilt, die nach Martianus Capella grammatica, dialectica, rhetorica, geometria, arithmetica, astronomia und musica umfassen.

Quinctilian stellt als Inhalt und Zweck des Unterrichts der Grammatiker hin: „Die Unterweisung in Grammatik, Metrik und die Gewöhnung an einen guten Stil im Schreiben, die historische Auslegung des Dichters und eine Anweisung zur Kritik, um dunkle Stellen zu erklären und das Unächte vom Aechten sondern zu können.“ Jedoch war der Unterricht auch beim Grammatiker nur äußerlich, nicht innerlich, und zwar nicht allein aus Schuld der Lehrer, sondern auch der Aeltern. Denn diese wollen nicht, klagt Petronius, daß ihre Kinder gründlich und streng unterrichtet werden. Zuerst opfern sie ihre Hoffnungen der unrechtmäßigen Ehrbegierde, dann treiben sie die noch unreifen Studien auf dem Markte und überlassen so die Beredtsamkeit, nach ihrem Geständniß das Höchste, unmündigen Knaben. Willigten sie ein, daß die Studien in gehöriger Ordnung betrieben, daß die Jünglinge durch gründliches Lesen ausgebildet würden rc., dann würden die leeren Prunkreden bald einem gewichtvollen Inhalte weichen. Jetzt aber spielen unsere Redner als Jünglinge in der Schule und wollen auch im Alter nicht einsehen, daß sie in der Jugend Verkehrtheiten gelernt haben.

Die Erklärung der Dichter, wobei die vorzüglichsten Stellen auswendig gelernt wurden, bildete beim Grammatiker die Grundlage des Unterrichts mit Inbegriff der Metrik und Uebung im Stile, sowie der Kritik über dunkle und verdächtige Stellen. Die Lectüre ward, wie

in der letzten Zeit der Republik, mit Homer und Virgil begonnen, denn ob es gleich zur Einsicht in die Vorzüge dieser Dichter, wie Quintilian bemerkt, eines gereifteren Urtheils bedürfe, so könne man dies doch der späteren Zeit überlassen, da diese Schriftsteller nicht einmal, sondern öfter gelesen würden. Homer war der Lieblingsschriftsteller, nicht bloß eines Cicero und Cäsar, sondern auch des Nero und Domitian. Die griechische Sprache ward auch jetzt noch mit besonderer Vorliebe behandelt: selbst Tiberius und Claudius hatten sie in voller Gewalt. Die Schüler der Grammatiker wurden im Uebersetzen aus dem Lateinischen in's Griechische und aus dem Griechischen in's Lateinische geübt. Das antiquarische und historische Studium wurde besonders betont, weil sich dadurch der römische Geist selbst zu fassen und theilweise gegen die beginnende Auflösung zusammenzuhalten strebte. Die Hauptsache des Unterrichts blieb aber die gewandte Beherrschung des gesammelten Stoffes, und die Beredtsamkeit, zu der die Schule des Grammatikers vorbereitete, war das Endziel, dem man zusteuerte.

Darum eilte die römische Jugend, vom Grammatiker geschult, in Hast ohne Rast zu den überfüllten Hörsälen der Rhetoren. „Declamare und studere war das gemeinsame Geschäft sowohl fähiger als mittelmäßiger Köpfe." Das Studium der Rhetorik war in seiner blühendsten Zeit ein doppeltes. Der eine Theil des Unterrichts bestand in fortgesetzter Lectüre von Autoren; nur wurden von den Rhetoren, im Gegensatz zu den Grammatikern, die sich meist an die Dichter hielten, mehr Historiker und Redner gelesen. Bei der Durchnahme von Reden sollte die inventio und elocutio nach allen Seiten hin geprüft werden. Zuweilen wurden auch fehlerhafte Reden vorgenommen, wobei die Schüler selbst nicht bloß die Fehler auffinden und erörtern mußten, sondern auch durch fortwährendes Fragen unmittelbar in die Untersuchung hineingezogen wurden. — Der zweite Theil des Unterrichts umfaßte die directe Anweisung zur Beredtsamkeit. Der Rhetor trug die Regeln der Rhetorik vor und leitete seine Schüler an, sogenannte Declamationen d. i. förmliche und abgeschlossene Abhandlungen zu halten und zu schreiben. Zuerst hielt er selbst solche Declamationen und verlangte nur das Wiedergeben derselben. Dann gab er ein Thema mit der Disposition, überließ den Schülern die Ausführung und corrigirte nur die mündlichen und schriftlichen Producte. Hierauf besprach er mit den Schülern ein Thema, und die Disposition ward gemeinschaftlich entworfen. Endlich gestattete er freie Auswahl und freie Rede. — Ursprünglich hatten diese Uebungen philosophische Themata oder ge-

schichtliche Ereignisse und practische Fragen zur Unterlage. Je später desto mehr aber arteten sie in unfruchtbare Spitzfindigkeiten aus. Denn je mehr das äußere Gebiet der Beredtsamkeit beschränkt ward, um so mehr suchte man sie intensiv zu erweitern, und die Theorie wurde um so mehr durch Regeln bereichert, je geringeren Spielraum die Praxis hatte. Zugleich sollte der Mangel an sittlichem Inhalte durch die Form verdeckt werden, und man strebte deshalb nach Künstlichkeit der Rede und nach dichterischen Wendungen, um durch den Reiz der Worte zu fesseln, wie man auch für Geld Klatscher miethete. Die Declamationen waren von dreifacher Art: 1. laudativae oder demonstrativae. 2. suasoriae oder deliberativae. Beide Arten enthielten leichter zu bearbeitende Themata, deren Eingang kurz, deren Behandlung einfach, und deren Stoff gewöhnlich aus der griechischen Geschichte war. Sie wurden für Knaben, die geistig noch jünger und schwächer waren, gewählt. 3. controversiae. Ihr Stoff war mannigfaltiger und schwierig. Sie dienten als Vorbereitungen zur unmittelbaren practischen Wirksamkeit, indem sie Gegenstände aus dem Gebiete der Moral, geraubte Töchter, Vatermörder, Ehebrecher ꝛc. behandelten. Der Unterricht der Rhetoren fand in Theatern, Badehäusern, Tempeln ꝛc., ihre Disputationen beim Spazierengehen, in den Museen, Bibliotheken und Säulenhallen, die Proben der Beredtsamkeit von der erwachsenen Jugend in Theatern, in Tempeln, auf der appischen Straße, auf dem Markte und in Privatgebäuden statt.

Durch die Rhetorenschulen artete nicht nur die gerichtliche Beredtsamkeit aus und ward nicht allein die Sprache verdorben; sie bildeten auch durch ihre Spitzfindigkeiten und durch ihre Lob- und Schmeichelreden, auf die sie sich, als die Beredtsamkeit des Einflusses vor Gericht beraubt war, beschränkten, Anmaßung und hohle und seichte Vielwisserei in die Jugend hinein. —

Mit dem Leben und mit der Wissenschaft verfiel der Sinn für Bildung, sowie die Grammatik und Rhetorik. „Im 2. Jahrhundert ward, wie Bernhardy sagt, in Rom mehr gesammelt oder gespielt, als gelernt und wissenschaftlich gearbeitet; im dritten, wo Rom zu verstummen scheint und die besten Kräfte sich den practischen Berufsweisen, namentlich der Rechtskenntniß im Dienste der kaiserlichen Regierung zuwandten, trat wenigstens der Fleiß gallischer und africanischer Provinzialen in großen und kleinen Studiensitzen — Karthago, Madaura, Massilia, Burdigala, Augustodunum — als Ersatz ein." Aber Unterricht und literarisches Studium fanden kein allgemeines Publikum mehr. Und im letzten Jahrhundert des Kaiserreichs hing alle

Bildung vom Zufall oder von dilettantischer Neigung ab. Im 4. Jahrhundert tönten in den vornehmen Häusern an der Stelle ernster Studien Gesang und Saitenspiel. Statt des Philosophen wurde der Sänger, statt des Redners der Lehrer nichtiger Künste herbeigeholt. Die Bibliotheken wurden gleich Gräbern für immer geschlossen, dafür Wasserorgeln fabricirt, Saitenspiele in der Größe von Kutschen, Flöten und andere Instrumente, die zur Begleitung des Tanzes dienten, angeschafft. Und während die Vornehmen in Vergnügungen schwelgten, hatten die niederen Klassen auf dem großen Circus Tempel, Wohnort, Versammlungsplatz und Ziel all' ihrer Wünsche. —

Der früher durch und durch praktische Unterricht in der Rechtswissenschaft nahm immer mehr eine theoretische Gestalt an. Schon zur Zeit des Augustus löste sich der Unterricht im Recht von dem wirklichen Geschäftsleben los. Die jungen Römer sammelten sich als auditores oder studiosi um die professores juris civilis, und je mehr das jus eine feste Ausbildung gewann, nahm die Theorie den Platz der Praxis ein und traten immer häufiger öffentliche Rechtsschulen auf. Schon im 3. Jahrhundert blühete die Rechtsschule zu Berytus in Syrien, dem Geburtslande Papinians und Ulpians; und Justinian bestimmte, daß das Recht zu Berytus, zu Rom und Constantinopel, und zwar in Constantinopel und Berytus bloß in griechischer Sprache gelehrt werden solle. Drei Jahre hörten daselbst die jungen Juristen, nach halbjährlichen Abschnitten, jährlich über 2 Werke (— zuerst die Institutionen, dann die Pandecten —) Vorlesungen, um in den kommenden zwei Jahren im Erklären schwieriger Stellen geübt zu werden. Die Lehrer erhielten für den Unterricht von ihren Schülern einen Ehrensold. Wahrscheinlich hatte jeder Schüler in der früheren Zeit nur einen Lehrer zu Einer Zeit, indeß die Lehrer, um ihre Einnahme zu vermehren, so viele Schüler als möglich um sich sammelten. —

Statt auf das Forum, oder zu einem berühmten Staatsmanne, Rechtsgelehrten 2c. begab sich der junge Römer jetzt nach vollbrachtem Cursus beim Grammatiker und Rhetor nach einer Studienstadt. Schon im 16. Jahre pflegten die Jünglinge daselbst die Universität zu besuchen: darin der Grund, daß sie von den ersten dortigen Lehrern, von den Grammatikern, streng gehalten wurden und körperliche Züchtigungen nicht ausgeschlossen waren. In den Vorlesungen der Rhetoren, die später gehört wurden, fielen körperliche Strafen weg. — Die Grammatiker erklärten die wichtigsten griechischen und römischen Schriftsteller, besonders den Homer, Virgil, Horaz, Statius 2c., und stellten nach dem Vorgange des Flaccus von Zeit zu Zeit unter den

Zuhörern Wettkämpfe an. Häufiger noch fanden solche Wettkämpfe bei den Rhetoren und Philosophen statt, deren Hörsäle die Schüler nach dem grammatischen Cursus besuchten. Alle 30 Tage wurde durch Vorlegung einer Aufgabe ein Wettkampf gehalten, bei dem ein Buch der Preis war und nach dessen Ausfall die Plätze angewiesen wurden. Beim Grammatiker wurden den Schülern Sentenzen vorgelegt, welche sie durch alle Casus und Figuren der Rede fort- und durchbilden mußten, worauf Auszüge und Umarbeitungen gefertigt und die Zunge in der reinen Aussprache des Griechischen geübt wurde. Die Rhetoren trugen die Dialektik vor und gaben den Schülern auf, Mährchen als wahr zu beweisen und wirkliche Geschichten zu bestreiten, wobei die Jünglinge oft in Disputationen unter sich selbst auftreten mußten. So bildete sich die Dialektik und eine ihr zugewiesene Klasse von Lehrjüngern und damit der Uebergang zur eigentlichen Philosophie, deren Aufgabe war, nach Maßgabe der herrschenden philosophischen Systeme zum Selbstdenken zu wecken und zur Erkenntniß der letzten Gründe des menschlichen Wissens zu leiten. — Die berühmtesten unter den Studienstädten waren in Griechenland Athen, wo sich Professoren, Auditoren, Honorarien, Vorlesungen, Disputationen, Immatriculation, Commerce und Landsmannschaften finden, — Rhodus, der Hauptsitz der Rhetorik, — Apollonia und Mitylene; — in Aegypten Alexandria, wo Grammatiker, Philologen und Literatoren, wie Eratosthenes, Aristophanes, Aristarchos, Krates 2c. mächtig wirkten; — in Gallien Massilia, das zur Zeit seiner Blüthe „das gallische Athen" hieß und dessen Bewohner von Varro die „dreifach Redenden" genannt wurden, weil sie gleich geläufig die griechische, die lateinische und ihre Landessprache redeten; — im römischen Reiche selbst Rom und Constantinopel, die 425 n. Chr. unter Theodosius II. und Valentinian III. begründet wurden und die als wahre universitates literarum die höchste geistige Macht des Westens und Ostens der damaligen Länder wie in einem Centralpunkte vereinigten. An jeder der beiden Universitäten — zu Rom und zu Constantinopel — gab es 5 Facultäten und in diesen für die Grammatik 20 Professoren (— der Titel „Professor" kommt schon zur Zeit des Augustus vor, wo Porcius Latro, ein Rhetor, lebte, von dem Quictilian sagt, er sei der erste Professor von Ruf gewesen —), von denen 10 die griechische und 10 die lateinische Sprache vortrugen; für die Rhetorik 10, — fünf für die griechische und fünf für die lateinische Rhetorik. Die juristische Facultät hatte zwei, die philosophische einen und die medizinische mehrere Professoren. In Constantinopel und wahrscheinlich auch in Rom durften nur die

wirklichen Professoren in den für öffentliche Vorlesungen eingerichteten Sälen und Hallen des Capitols lehren. Die bloßen Lehrer sollten, bei Strafe der Entfernung aus der Stadt, nur in Privathäusern und auch nur Einzelne unterweisen, indeß die ordentlichen Professoren bei Verlust ihrer Begünstigungen und Freiheiten Einzelnen keine Vorlesungen halten durften. Nach zwanzigjähriger, treuer Dienstzeit wurden die Professoren durch einen kaiserlichen Ernennungsbrief zu Grafen erster Klasse erhoben. — Für die Zucht und Ordnung der Studirenden erließen Valentinian, Valentian und Gratian 370 n. Chr. Gesetze, welche die Grundlage aller späteren Gesetze für die Studirenden bilden und denen zufolge jeder die Universität betretende Studirende einen Erlaubnißschein zum Besuche der Universität und eine Reiselegitimation besitzen, sich damit bei der Polizeibehörde ausweisen, über sein Studienfach Erklärung abgeben, sein Wohnhaus anzeigen, das Versprechen, in keine verbotene Verbindung einzutreten und das Schauspiel nicht zu oft zu besuchen, ablegen mußte. Zugleich ward den jungen Studirenden angekündigt, sich aller Gelage zu unschicklicher Zeit zu enthalten, überhaupt dieselben nicht zu oft zu besuchen, und auf polizeiwidriges und unwürdiges Betragen — öffentliche körperliche Züchtigung, Relegation und Deportation zu erwarten. Der Zeitraum, in welchem die Studirenden ihren Cursus vollendeten, durfte sich nicht über das 20. Lebensjahr hinaus erstrecken, damit man sich nicht unter dem Vorwande des Studirens dem Kriegs- und Staatsdienste entzöge. Beim Abgange von der Universität ward der Name eines Jeden mit den nöthigen Bemerkungen über seinen Fleiß und sein Verhalten in eine Liste eingetragen, und diese Liste sollte alljährlich dem Kaiser selbst vorgelegt werden. – –

29.

Die Erziehungstheoretiker im römischen Greisenalter.

Der Verfall des Staates und der Sitten, der Kunst und der Wissenschaft und der damit zusammenhängende Verfall der praktischen Erziehung rief mit Nothwendigkeit die Theorie der Erziehung wach. Je mehr die Fehler und Mängel der überhandnehmenden Verbildung an den Tag traten; um so mehr mußten die Weisen der Zeit Grundsätze und Regeln aufstellen, nach denen die Erziehung von der falschen Bahn abgelenkt und zum ursprünglichen Ideale, wie zu dem von ihnen erfaßten Menschenideale überhaupt, hingeführt werden könnte.

Als römische Tugend herrschte und die praktische Erziehung der Familie dem Geiste diese Tugend von Jugend auf einpflanzte, gab es gar keine Theorie der Erziehung. Als Rom zu sinken begann und auch die Erziehung aus ihrem Gleise wich, sprachen Cato und Cicero ihre theoretischen Erziehungsgrundsätze aus. Jetzt, wo der allgemeine Sittenverfall auch die Jugendbildung in seine Tiefen mit hinabzieht, sprechen laut und beredt Seneca und Quinctilian, Plutarch und Lucian ihre Grundsätze über Bildung und Erziehung aus. —

Lucius Annäus Seneca

(Vergl. Schulze. L. Annaei Senecae Paedagogica 1819, und die Schriften des Seneca: De ira; — De consolatione ad Helviam matrem; — De animi tranquillitate ad Serenum; — De clementia; — De brevitate vitae; — Epistolae etc. —)

war unter Augustus zu Corduba im südlichen Spanien geboren. Sein Vater, der Rhetor Seneca, der 2000 Namen und 200 Verse, die er nur ein Mal gehört hatte, in derselben Ordnung zu recitiren vermochte, suchte den talentvollen Sohn zum Redner auszubilden. Dieser hörte jedoch, aus Neigung zur Philosophie, zu Rom neben den berühmtesten Rhetoren besonders den Stoiker Attalus, den Alexandriner Socio und den Kyniker Diogenes. Durch Messalina, die ihn des Umgangs mit der Julia, der Bruderstochter des Kaisers Claudius, zu beschuldigen wußte, ward er nach Corsica in's Exil verwiesen, wo er 8 Jahre in gelehrten Studien hinbrachte. Von hier hat er ein schönes Zeugniß kindlicher Liebe und einen Beweis, daß auch in seiner sittlich verfallenen Zeit noch nicht alle weibliche Hoheit erstorben war, in dem Trostschreiben an seine Mutter hinterlassen. „Dich hat nicht die größte Krankheit unserer Zeit, (— so schreibt er, nachdem er vorher ihre stille Hoheit und innere Kraft gerühmt —) Mangel an Zucht, der Mehrzahl zugesellt; Dich haben nicht Edelsteine und Reichthümer als das höchste

menschliche Gut geblendet; Dich, die in einem alten Hause streng und gut Erzogene, hat nicht die auch den Besseren gefährliche Nachahmung des Schlechten vom rechten Wege abgeführt. Nie hast Du Dich Deiner Kinderzahl, als ob sie von Deinem Alter zeugten, geschämt, nie, wie andere eitele Frauen, die unter dem Herzen getragene Hoffnung zu verbergen oder wohl gar zu vernichten gesucht. Dein einziger Schmuck, Dein schönster und bleibender Liebreiz, Deine höchste Zierde war die weibliche Tugend."

Durch Vermittlung der Agrippina ward Seneca aus der Verbannung zurückberufen und zum Lehrer und Erzieher ihres zum Thronerben bestimmten Sohnes, des Nero, eingesetzt. Der Oberste der Leibwache, Afranius Burrhus, ein Mann von strengen Sitten, theilte dieses Erziehungsgeschäft mit Seneca, indem er den Nero in der Kriegskunst, Seneca hingegen in der Rhetorik und Philosophie unterrichtete. Seneca, selbst von Character schwach, geizig, eitel und genußsüchtig, vermochte mit seinen Lehren der Weisheit die feindseligen Einflüsse der sittlich tief gesunkenen Zeit und des verpesteten Hoflebens in seinem Zöglinge nicht unschädlich zu machen, zumal da in dessen Natur das Blut seiner Mutter rollte, die sich zwar durch hohen Verstand und seltene Schönheit auszeichnete, aber auch voll von Herrschsucht war, in allen Ausschweifungen schwelgte und den Kaiser, ihren Gemahl, vergiften ließ. Anfangs zwar bewies der 17jährige Herrscher seinen Lehrern nicht bloß die größte Pietät, sondern behielt sie auch als Freunde und Rathgeber an seinem Hofe. Er schien das Wort Senecas erfüllen zu wollen: „Hohem Stande ziemt auch hoher Sinn, und wenn sich dieser nicht zu jenem erhebt und höher stellt, so zieht er auch jenen tiefer zur Erde herab. Die Wirksamkeit eines Fürsten muß den guten Aeltern ähnlich sein, voll Mäßigung für die Kinder besorgt, und um deretwillen sich selbst vergessend, denn der Name des Vaterlandes ist für denselben keine leere Schmeichelei. Dann erst hat die Größe eines Fürsten Bestand und Grund, wenn Alle von ihm überzeugt sind, er sei nicht sowohl über ihnen, sondern für sie; wenn er sich täglich erprobt, daß seine Sorgfalt über dem Wohle der Einzelnen und des Ganzen wache. Einem Könige ziemt nicht wilder und unerbittlicher Zorn: da steht er ja nicht mehr über Dem, dem er sich eben dadurch gleichstellt, daß er zürnt. Der irrt, der glaubt, der Fürst sei am sichersten, wo Nichts vor ihm sicher ist. Die sicherste und einzige Feste der Fürsten ist die Liebe ihrer Bürger." Bald jedoch gewann der Schlemmer und Wüstling Otho und die herrsch- und ränkesüchtige, buhlerische Poppäa Sabina seine Gunst, und die von Seneca äußerlich übergehängten Weisheitslehren

fielen wieder ab, damit er fortan als rasender Schauspieler auf der Schaubühne des römischen Reiches seine scheußlichen Künste producire. Er, der einst bei Unterzeichnung eines Todesurtheils gewünscht hatte, nicht schreiben zu können, wüthete jetzt nicht allein gegen alle Männer, in denen sich Römersinn und Bürgertugend zeigte, sondern mordete auch in seiner eigenen Familie. Sein Stiefbruder Britannicus starb bei der kaiserlichen Tafel an Gift. Seine Gattin Octavia wie seine Mutter fielen durch gesandte Mörder. Auch Seneca, der Theilnahme an einer Verschwörung gegen ihn verdächtigt, ward zum Tode verurtheilt, wobei er sich aus besonderer Gnade die Todesart selbst wählen durfte. Seneca bat um Zeit, seine letzte Willensmeinung darzulegen. Der Wunsch ward ihm abgeschlagen, und er starb 63 Jahre alt, 65 n. Chr. G., durch Oeffnung der Pulsadern, nachdem er sich zu seiner Gattin und zu seinen Freunden mit den Worten gewandt hatte: „Da ich mich behindert sehe, meinen Freunden meine Dankbarkeit durch die That zu beweisen, so richte ich an dieselben die Bitte: das Bild meines Lebens als letztes Vermächtniß zu empfangen."

Seneca stand auf der Culturhöhe seiner Zeit. Und er theilte alle Vorzüge und Mängel dieser Zeit. Mit seltenen Gaben, mit hinreißender Beredtsamkeit, mit glänzender Form und Fülle der Ideen ausgerüstet, fehlte es ihm an Bündigkeit und Schärfe, und an die Stelle strenger Wissenschaftlichkeit setzte er encyclopädische Vielseitigkeit. Ueppiges Talent und herzlose Eitelkeit, spanisches Feuer und kühle Rhetorik vereinigen sich, wie Bernhardy sagt, in diesem Ovid der Prosaiker, der in Sprüngen einer wetterleuchtenden Phantasie, in pomphafter Moral und überfließender Spruchweisheit, geistreich und witzig ersetzt, was ihm an Charakter und Gemüth abgeht. Seine Philosophie des Lebens gehört meist der Stoa an und ist von tiefem ethischen Werthe, indem sie dem Charakter Festigkeit und der Gesinnung Tüchtigkeit predigt. Als die ersten Güter stellt er Freude, innere Ruhe und das Wohl des Vaterlandes neben einander; für das höchste Gut hält er das naturgemäße Leben. Das Leben ist ihm schön, wenn es auf einen schönen Zweck hinarbeitet; Glückseligkeit aber ist nur des Weisen Antheil. Der Weise erlangt das Ziel, zu dem die Philosophie leiten soll: die größte Ruhe gegenüber allen Leidenschaften, die man dämpfen, gegenüber den Stürmen des Schicksals, denen man, kann man sie nicht abwenden, als eine Fügung der Vorsehung sich unterwerfen muß, — eine ungestörte Ruhe der Seele unter angenehmen und unangenehmen Erfahrungen, in Freude und in Schmerz. Darum wird er in der Erkenntniß nicht mehr wissen wollen, als was nöthig ist, denn was darüber geht, gehört

zur Unmäßigkeit und zum Luxus, wobei man, wenn man in Gebiete vorzudringen sucht, in welchen eine Anwendung der Erkenntniß nicht mehr möglich ist, statt gut, bloß gelehrt wird, weshalb der Grundsatz gelten muß: Nicht für die Schule, sondern für das Leben soll man lernen! Jetzt jedoch wird nicht für das Leben, sondern für die Schule gelernt: unfruchtbar ist die Kunst der Grammatiker; unheilbringend die Vielartigkeit des Wissens, die Vermischung der Grammatik und Philosophie. Auch das allgemeine Leben und die öffentliche Sitte, die heimathlichen Götter und die allgemeine Volksreligion geben dem Weisen die Ruhe nicht. Diese Ruhe erlangt der Weise nur, wenn er sorgt, daß sein Gemüth nicht von Menschenhaß beschlichen wird, sondern wenn er bei dem Anblicke so vieler Verkehrtheiten lieber lacht, als jammert, die Fehler mit Gelassenheit ansieht, und bei Unfällen dem Schmerze nicht allzusehr sich hingibt. Die Natur selbst hat ja zur Linderung unserer Unfälle die Gewohnheit erfunden, wodurch sie uns bald mit dem Schwersten vertraut macht. Darum — gewöhnen muß man sich an seine Lage und sowenig als möglich darüber klagen, was sie aber Annehmliches hat, ergreifen. „Halte Rechnung mit den Schwierigkeiten. Es kann das Harte erweicht, das Enge erweitert werden, und das Schwere drückt minder, wenn man es handsam zu fassen weiß.“ „Der Weise braucht nicht ängstlich Schritt vor Schritt zu wandeln. Er hat schon so viel Selbstvertrauen, daß er kein Bedenken trägt, dem Schicksale entgegen zu treten, und daß er ihm nie das Feld überläßt. Es gibt keine Seite, von der er es fürchtete, weil er nicht nur Besitzthümer und Ehrenstellen, sondern auch seinen Körper und seine Augen und Hände unter die Dinge zählt, auf die man nicht rechnen darf, und also lebt, als ob er sich selbst nur geliehen wäre, und sich ohne Murren hergeben müsse, wenn man ihn zurückfordert. Er schlägt sich deswegen nicht gering an, weil er weiß, daß er nicht sich selbst angehört, sondern er wird Alles mit solcher Sorgfalt und Umsicht thun, wie ein gewissenhafter und achtungswerther Mann Acht zu haben pflegt auf Das, was seiner Treue anvertraut ward. Wenn er sich aber wird zurückgeben müssen, so wird er nicht Klage erheben gegen das Schicksal, sondern sprechen: Habe Dank für Das, was ich besaß und hatte! Um schwere Pacht habe ich zwar Dein Gut benutzt; doch weil Du's haben willst, so trete ich's dankbar ab und willig. Nimm selbst hin den Geist, edler als Du ihn gegeben hast. Ich war schon darauf gefaßt. Zurückkehren, woher man gekommen: was ist denn daran Schweres? Der lebt gewiß schlecht, der nicht gut zu sterben weiß.“

Der Mensch lebt in zwei Staaten, in dem großen der Welt, in dem kleinen, dem wir in Folge unserer Geburt angehören. In beiden muß er heimisch zu werden suchen, besonders aber darf er in dem großen Reiche der Natur kein Fremdling bleiben. Die Natur hat uns einen wißbegierigen Geist gegeben; und ihrer Kunst und Schönheit sich bewußt, hat sie uns zu Betrachtern des großen Weltschauspiels bestimmt, denn sie hätte den Genuß von sich verloren gegeben, wenn sie all' das Große, so Herrliche, so fein Geordnete, so Liebliche und mannigfach Schöne einer menschenleeren Einöde dargeboten hätte. Unser Gedanke durchbricht die Festen des Himmels und begnügt sich nicht, zu wissen, was sich darstellt. Dem, sagt er, forsche ich nach, was über die Welt hinausliegt. Ob da eine tiefe Unendlichkeit liege, oder ob es auch seine Grenzen habe, die es einschließen? Von wannen die Gestirne ausgegangen? Welche geistige Kraft das Verworrene geordnet? Ob außer dem Streben der Körper und ihrer Schwerkraft noch eine höhere Gewalt über jedes Einzelne geboten? Ob Das wahr sei, wodurch man insbesondere wahrscheinlich macht, der Mensch sei von göttlichem Hauche, daß nämlich ein Theil und gleichsam eine Art Funken des heiligen Feuers auf die Erde herabgesprungen und an einem Orte, für den sie nicht bestimmt waren, hängen geblieben sei? — Diese Fragen stellt sich der Mensch für die Erkenntniß. Und ihre Beantwortung sowie ein der Antwort gemäßes Leben — das ist das Ziel des Menschen. „Was ist das Herrlichste im Menschenleben?“ „Nicht mit Flotten die Meere anfüllen, nicht an den Küsten der Meere die Flaggen aufziehen, nicht, weil kein Land mehr da ist, zur Unterdrückung Anderer den Ocean durchkreuzen und unbekannte Länder aufsuchen: sondern einen geistigen Blick gewinnen und den größten Sieg, die Herrschaft über die Laster erringen.“ „Den Geist emporheben über die Drohungen und Verheißungen des Geschicks: achte Nichts für werth, daß Du darauf hoffest; was hat es denn, daß Deines Wunsches werth wäre?“ „Mit heiterem Gemüthe das Unglück ertragen können: was auch kommen mag, so hinnehmen, als ob Du es gewollt hättest, daß es so komme; — weinen, klagen, seufzen heißt den Glauben aufgeben.“ „Nicht in's Herz kommen lassen arge Gedanken, zum Himmel erheben reine Hände; kein Gut wollen, das, damit es an Dich komme, ein Anderer geben, ein Anderer verlieren müßte; wünschen, was man ohne Widerspruch wünschen kann, — ein wohlgesinntes Herz.“ „Den Geist hoch erheben über das Zufällige; nicht vergessen, daß man Mensch ist, um, sei man nun glücklich, zu wissen, es werde nicht lange so währen; oder sei man unglücklich, überzeugt zu sein, daß man es nicht ist, wenn man sich nicht dafür hält.“ „Jeden Augenblick zum

Sterben bereit sein. Das macht frei. Nicht den Bestimmungen des römischen Rechtes nach, sondern nach dem Rechte der Natur. Frei aber ist, wer nicht ein Sclave von sich selbst bleibt. Sein eigener Sclave sein, ist die härteste Sclaverei und doch ist's leicht, sie abzuschütteln, sobald man aufhört, viele Forderungen an sich selbst zu machen, sobald man sich sein Menschenwesen und die Frage vorhält: Warum denn so außer sich sein? Man braucht nicht viel und braucht's nicht lange."

Wer also weise ist, der erkennt auch die höchste Weisheit — die Gottheit. „Was ist die Gottheit? Das Ganze, was Du siehst. Der edlere Theil von uns ist der Geist. An der Gottheit ist nichts, als Geist. Sie ist ganz Vernunft. Gott ist nahe bei uns. Er ist in uns. Es wohnet ein göttlicher Geist in uns, der uns bewacht, unser Gutes und Böses beobachtet und so, wie wir mit ihm verfahren, wieder mit uns verfährt. Ohne die Gottheit kann Niemand ein tugendhafter Mensch sein. Nur sie verleibt große und erhabene Entschließungen. In jedem edlen Manne wohnt die Gottheit, — woher? ist ungewiß." „Zwischen dem Guten und der Gottheit besteht eine Freundschaft, eine Aehnlichkeit, weil das Gute nur der Zeit nach von der Gottheit verschieden ist, ihr Zögling und Nacheiferer und erhabener Abkömmling." „Es ist etwas Großes und Herrliches um den menschlichen Geist. Was das Allerhöchste und den ganzen Weltbau mit einem Zirkel umgürtet, innerhalb welches Raumes die Luft das Göttliche von dem Menschlichen scheidet und wieder vereinigt, ist sein Vaterland." Der Geist macht den Menschen groß und der Gottheit ähnlich. Darum ist auch der Sclav zu achten, denn nur der Körper gehört dem Sclavenstande, der edlere Theil ist frei. Auch haben ja alle Menschen dieselbe Abstammung, und Keiner ist edler als der Andere, wenn nicht sein geistiges Wesen besser und zu edlerem Wissen befähigt ist. Denn eine Mutter ist die Welt, oder was dasselbe sagt, die Gottheit, und am Ziele des Strebens erwartet alle Menschen ein hoher Adel.

Alle Menschen sind mit Fehlern und Vergehen behaftet. Gefehlt haben wir alle, der eine schwerer, der andere leichter, zufällig oder verführt; und wir werden straucheln bis zum äußersten Lebensalter. „Auch ist das menschliche Gemüth von Natur widerspenstig und zum Verbotenen und Gefährlichen strebend, und geht lieber selbst nach, als daß es sich ziehen läßt." Durch weise Gesetze jedoch und vor Allem durch eine verständige, Strenge mit Milde paarende Erziehung können die sündhaften Naturanlagen verbessert werden, indeß die wohlgearteten Gemüther

durch sie um so geschwinder auf die höchste Stufe emporgeführt werden. Denn einige Menschen haben vortreffliche Naturanlagen und sie überkommen daher ohne langwierige Unterweisung Dasjenige, was man gemeiniglich vorzutragen pflegt, sowie sie auch begreifen, was Tugend ist, sobald sie es nur gehört haben. Es sind daher solche die Tugend so bald fassende Gemüther in sich selbst fruchtbar, während jenen entweder blödsinnigen, oder dummen, oder durch böse Sitten verdorbenen Köpfen der Rost abgerieben werden muß.

Die Aufgabe des Lehrers und Erziehers ist eine höchst wichtige. So viel als möglich muß er mit sanften Worten auf die Gemüther heilend einwirken und dieselben durch seinen Rath der Tugend geneigt und dem Laster abgeneigt machen. Dann erst gehe er zu ernsteren Vorstellungen, zu Ermahnungen, Vorwürfen und Strafen über, und auch bei den letzteren wähle er erst die milderen und hernach die strengeren. Bei der Züchtigung aber — kein Zorn: nichts ziemt dem Strafenden weniger, als Zürnen, da die Strafe um so mehr zur Besserung beiträgt, wenn sie mit Ueberlegung beschlossen ist. „Wer schnell verurtheilt, thut es gern; und wer zu viel straft, straft unbillig;" — Erinnere, sage, was Du von mir gethan wissen willst, ich lerne nicht, sondern ich gehorche": diese Regeln darf der Erzieher bei seiner Erziehung nie vergessen.

Vorzüglich muß der Lehrer die verschiedenen Individualitäten berücksichtigen. Die Verschiedenheit der Charaktere liegt in den Mischungen der Elemente. Die Mischung der Stoffe bewirkt, daß von Natur ein Gemüth zornsüchtig ist, denn das Feuer ist thätig und nicht leicht abgewiesen. Ein anderes Gemüth ist furchtsam, denn die Kälte ist träge und zusammengezogen. Je nach dieser Verschiedenheit der Charaktere ist eine verschiedene Behandlungsweise nothwendig. Freilich — die Natur umzuwandeln, ist nicht wohl thunlich, und die Mischung der Säfte, womit man geboren wird, läßt sich nicht ändern. Dabei ist jedoch, um die Natur zu verbessern, weise Einsicht nicht unthunlich. Sehr viel wird gewonnen, wenn man es mit den Kindern gleich anfangs auf die rechte Weise anfängt. Schwierig aber ist die Leitung, weil man darauf achten muß, daß man bei derselben weder dem Zorne Nahrung gebe, noch das Naturell unterdrücke. Es bedarf einer sorgfältigen Beobachtung. Denn sowohl was man haben, als auch was man zurückdrängen will, wird durch Dinge befördert, die sich ähnlich sind. Es wächst der Geist, wenn man ihn nicht einschränkt: durch sclavische Behandlung wird er geschwächt. Er hebt sich, wenn er gelobt wird und lernt Vertrauen zu sich fassen; ge-

rade dadurch aber wird auch Uebermuth und Zornsucht erzeugt. Darum soll er in der Mitte zwischen dem Einen und dem Anderen so gelenkt werden, daß man bald den Zaum, bald den Sporn anwendet. Nie setze man den Zögling in die Nothwendigkeit, mit Erniedrigung zu bitten, noch lasse man ihn dadurch Etwas erzwecken. Bei dem Wetteifer mit seines Gleichen lasse man ihn weder übertreffen werden, noch sich erzürnen; man gebe sich Mühe, daß er vertraut sei mit Denen, mit welchen er zu wetteifern pflegt, daß er in dem Wettstreite nicht schaden zu wollen, sondern zu gewinnen sich gewöhne. So oft er siegt und etwas Lobenswerthes gethan hat, mag er sich wohl fühlen, aber nicht brüsten. Denn auf die Freude folgt leicht muthwilliges Frohlocken, auf dieses Aufgeblasenheit und eine zu große Meinung von sich selbst. Man gebe ihm auch ein gewisses Maß von Erholungen, lasse die Erholungen aber nicht zur Trägheit und zum Müßiggange ausarten, und halte den Zögling fern von Berührung mit Tändeleien. Denn Nichts macht so zornsüchtige Leute, als eine weichliche, sich einschmeichelnde Erziehung. Es würde sich Einer gegen Unbilden nicht zu stellen wissen, wenn man ihm nie Etwas abgeschlagen, wenn ihm das sorgliche Mütterchen immer die Thränen abgewischt, wenn man ihn immer gegen den Hofmeister in Schutz genommen hätte. Vor Allem soll man die Jugend von Schmeichlern enfernt halten. Sie höre die Wahrheit, sei bisweilen schüchtern, immer bescheiden und gegen Aeltere ehrerbietig. Nie lasse man sie Etwas ertrotzen; was man ihren Thränen abgeschlagen hat, gestatte man ihr, wenn sie sich ruhig verhält. Den Reichthum ihrer Aeltern mag sie vor Augen haben, in den Händen nicht. Man sorge für einen guten Umgang: er unterstützt die Lehren der Tugend und kräftigt die Gemüther. Das gute Beispiel muß mit und neben der Lehre wirken: oft vor, oft nach der Lehre, denn es läßt sich nicht mit Allen auf gleiche Weise verfahren; Manche werden durch Vernunftgründe bewegt, Manche hauptsächlich durch berühmte Namen und Autoritäten geleitet. Als oberstes Princip der Erziehung muß die religiöse Bildung zur Tugend gelten. Denn der Gottheit gehorchen ist Freiheit. Uns sind die Keime aller Lebensalter und alles Wissens eingepflanzt, und die Gottheit, welche selbst unsere Erziehung leitet, ruft die geistigen Anlagen aus ihrer Verborgenheit hervor, weil sie selbst nichts Herrlicheres, als einen vollkommnen Tugendhaften hervorbringen kann. Auf dem Wege der Tugend geht man zum Himmel: durch Mäßigung, Enthaltsamkeit, Tapferkeit.

Auf solche Weise sucht Seneca durch die Erziehung die Tugend in die heranwachsende Generation zu pflanzen, die er in den Abgrund des

Verderbens hineinsteigen sieht. Bitter beklagt er den Sittenverfall der Jugend in Rom, besonders in den höheren Ständen, — die Genußsucht und Zügellosigkeit, die man nicht betrachten könne, ohne fast alle Hoffnung aufzugeben. Er beklagt, daß Jünglinge aus den edelsten Geschlechtern den Gauklern nachhangen, indeß die Lehrer der freien Künste ohne Zuhörer in einsamen Winkeln sitzen und die Schulen der Beredtsamkeit und Philosophie zu Einöden geworden sind. „Siehe jene Jünglinge aus den edelsten Häusern an, welche ihre Ueppigkeit auf den Kampfplatz gebracht hat, oder die durch wechselseitige Unzucht ihre eigene und Anderer Geilheit üben, und denen kein Tag ohne Völlerei, kein Tag ohne ein schändliches Bubenstück vergeht." „Scheinen nicht Die ein der Natur ganz entgegengesetztes Leben zu führen, welche schon nüchtern sich zu betrinken anfangen, die noch leeren Adern mit Wein füllen und besoffen zu Tische gehen? Und doch ist dies ein ganz gemeines Laster junger Leute, welche ihre Kräfte üben wollen. Die Pflichten des Tages kehren sie um und wischen nicht eher die vom gestrigen Rausche noch schweren Augen aus, als bei eintretender Nacht." —

Die Bestimmung des Menschen ist dem Seneca eine zwiefache: Betrachten und Handeln. Beides soll im Menschen entwickelt werden. Denn wie es nicht zu billigen ist, wenn man nur nach Außen lebt, ohne alle Liebe zu den Tugenden, ohne Anbau des Geistes, und sich bloß der Thätigkeit für Andere hingibt; so sind innere Vorzüge, wenn sie brach liegen und nie an den Tag bringen, was sie gelernt haben, ein unvollkommnes, aller Lebendigkeit ermangelndes Gut. Die Tugend muß ihr Wachsthum in Thaten erproben und den Gewinn des Forschens in die Wirklichkeit treten lassen. —

Wie in der Zucht, so muß auch beim Unterrichte Maß gehalten werden. Nicht auf äußeren Schein und Prunk, sondern auf innere Bildung kommt es an. Wozu eine Unzahl von Büchern und Bibliotheken, wenn der Besitzer während seines ganzen Lebens kaum die Verzeichnisse durchliest? Es ist dem Lernenden die Masse lästig, nicht unterrichtend, und es ist weit besser, sich wenigen Schriftstellern zu widmen, als bei vielen umherzuschweifen. Man darf bei dem Studium nicht bald hier, bald dort zupfen, noch auch Alles auf ein Mal gierig ergreifen. Durch die Theile gelangt man zum Ganzen. Die Last muß den Kräften angepaßt und keine größere aufgelegt werden, als der Zögling tragen kann. Eben so müssen auch alle unnützen Dinge aus dem Unterrichte entfernt werden. Nur die Kenntniß von Dem aus der Vorzeit, was die Philosophen erforscht und gelehrt haben, bahnt uns den Weg zum Leben und erhebt uns über die Schranken mensch-

licher Hinfälligkeit. Und dem Menschen die Mittel an die Hand zu geben, daß er sich über die Leiden der Erde zu erheben vermag: dazu sind Zucht und Unterricht nothwendig. Wir unterrichten unsere Söhne in den freien Künsten, nicht weil diese Tugend gewähren können, sondern weil sie den Geist zur Aufnahme der Tugend vorbereiten und ihr den Weg bahnen. Theoretische Lehren sind zwar an sich nicht wirksam, um einen schlechten Zustand des Geistes zu vernichten; aber sie haben doch ihren Nutzen, denn sie kräftigen zuerst das Gedächtniß und sondern dann die unklaren und zerstreuten Elemente in ihre Theile; und wenn die Ermahnung auch nicht belehrt, so macht sie doch aufmerksam, regt auf und hält uns wach. Die Kraft des Geistes wird durch Lehren, besonders wenn sie in kurzen Sentenzen oder in Versen gegeben werden, genährt und wächst durch sie, sowie den angebornen Ideen neue hinzugefügt und die schlechten verbessert werden.

Bei der Lectüre muß als Grundsatz die Mahnung fest gehalten werden: Laß Dich nicht zu sehr zersplittern! Nirgend ist, wer überall ist. Nichts steht der Gesundheit feindlicher gegenüber, als ein zu häufiger Wechsel der Heilmittel, indem dabei eine Wunde nie vernarbt, wie ja auch die Pflanze, die zu oft versetzt wird, nie kräftig erstarkt. Die irren sehr, welche dadurch ihre Bildung zu fördern meinen, wenn sie so viel als irgend möglich lesen. Denn dadurch wird das Ziel um so mehr verfehlt, da die Menge der Bücher den Geist nur zerstreut. Deshalb soll man sich insonderheit nur an die besten Schriftsteller halten und aus denselben täglich irgend eine Lehre sich ausziehen. Das Studium von Schriftstellern muß den dreifachen Gesichtspunkt, — den des Grammatikers, des Philologen und des Philosophen festhalten, so daß man zuerst auf die Aehnlichkeit und Verschiedenheit der Formen und Begriffe achtet, dann die Notizen über Geschichte und Alterthum hervorhebt, endlich den tieferen Sinn des Gesagten zu ergründen und das Gelesene so in Anwendung zu bringen sucht, daß Geist und Herz sittlichen Gewinn daraus ziehen.

Besonderen Nutzen haben die Naturstudien. Denn der Mensch ist seiner erhabenen Bestimmung nach darauf hingewiesen, das Walten der Gottheit zu erkennen und dieser Erkenntniß gemäß sein Leben anzuordnen. Das Walten des ewigen Schöpfers, Gesetzgebers, Erhalters und Richters des Weltganzen kann aber nur in dem Maße erforscht werden, in welchem wir tiefer in das Innere der Natur eindringen. Die Weisheit besteht ja eben darin, daß man nicht von den klar erkannten Gesetzen der Natur abirre, sondern nach ihrer Ordnung und ihrem Vorbilde aus Ueberzeugung mit freiem Willen sich richte. Dies

kann jedoch nur geschehen, wenn der Geist immer gesund, kräftig, rüstig, rein, ruhig ist, Nichts vernachlässigt, was zum Leben gehört, auf Nichts einen höheren Werth legt, als dasselbe verdient, die Geschenke des Himmels hinnimmt, ohne ihnen sich sclavisch zu unterwerfen. Hierzu aber leitet das Studium der Natur an, auch das der Geometrie und der Sternkunde, obschon beide zu denjenigen Wissenschaften zu rechnen sind, deren Lehren leicht wieder verschwinden, wenn man sie nicht anhaltend treibt.

Ueberhaupt eignet sich nicht Jeder zur Betreibung der ernsten Wissenschaft. In schwere und vielerlei Studien dürfen sich namentlich Diejenigen, welche zum Zorn geneigt sind, nicht einlassen; oder sie müssen solche Studien wenigstens so treiben, daß sie nicht dadurch abgespannt werden. Sie sollen sich mehr den angenehmen Wissenschaften und Künsten ergeben. Die Lectüre von Gedichten besänftigt ihren Geist, und die Geschichte erheitert sie durch allerhand Mährchen. Auch vermag manche Musik der Seele sanfte Empfindungen einzuhauchen. Wie das Grüne kranke Augen erquickt, so ist für kranke Gemüther erheiternde Beschäftigung mit den Wissenschaften wohlthuend.

Die Leibesübungen, wenn sie mäßig sind, sind dienlich; schädlich aber die, welche zu stark sind und Athleten bilden. Denn letztere erschöpfen den Geist und machen ihn zum Studiren untüchtig. Du magst aber eine Leibesübung vornehmen, welche Du willst: gehe immer von derselben bald wieder zum Studiren über. Den Geist übe Tag und Nacht. Eine mäßige Arbeit stärkt ihn. In der Uebung desselben wird Dir weder Frost noch Hitze, noch selbst das Alter hinderlich sein. Sorge für ein Gut, das mit dem Alter stets besser wird.

Diese Sorge für den Geist muß schon von früher Jugend an beginnen. Der Geist des Kindes ist zwar noch flüchtig, leicht erregbar und von Einbildung beherrscht. Doch ist das Kindheitsalter das angenehmste, denn gleich wie aus einem Becher das Reinste zuerst ausfließt und das Trübe zurückbleibt, so ist auch im menschlichen Leben der erste Abschnitt der beste. Der Jüngling fühlt immer zuerst heftigen Drang zu allem Guten, wenn ihn Jemand ermuntert und antreibt, denn zarte und junge Gemüther werden sehr leicht für die Liebe des Guten und Rechten gewonnen, und so lange sie noch gelehrig und wenig verdorben sind, fesselt sie leicht die Wahrheit.

Unendlich verdient macht sich der Lehrer, der die Jugend auf den Weg der Wahrheit leitet. „Was uns der Lehrer, der uns in den Wissenschaften unterrichtet, an edlen Bestrebungen und

an geistiger Bildung gewährt, ist mehr werth, als man dafür gibt, denn nicht die Sache, sondern nur die Mühe, nicht das Verdienst, sondern die Arbeit wird ihm bezahlt, um so viel mehr, wenn er (— denn die geistige Mittheilung bringt auch ein freundliches Verhältniß hervor —) zugleich unser Freund ist und nicht sowohl durch seine Kunst, als durch seine wohlwollende und freundschaftliche Gesinnung sich dauernde Ansprüche auf unsere Dankbarkeit erwirbt. Einen solchen, der uns sein Alles mittheilt und unsere schlummernden Anlagen weckt, müssen wir, gleich einem wohlwollenden Arzte und wie unsere liebsten und nächsten Angehörigen hochschätzen." —

Mitten in einer durchaus verwilderten Zeit, wo Ehrsucht, Neid, Schwelgerei und Wollust, Leidenschaften und Begierden aller Art auf dem Theater der untergehenden Welt spielen, tritt Seneca als Anwalt der Tugend auf, und ihm gesellen sich als Förderer der ethischen Bildung Quinctilianus, Tacitus, der ältere und der jüngere Plinius zu, indem sie Einfachheit und Tugend empfehlen und ernst und kühn gegen Thorheit, Laster und Schlechtigkeit in's Feld ziehen. **Tacitus** gibt in seinen Schriften viele Winke über die Erziehungsweise seiner eigenen wie der früheren Zeit. Vor Allem aber zeichnet er in seinem „Agricola" das Bild einer Erziehung, wie sie die edlen Familien Roms gegenüber dem allgemeinen Sittenverfall fest zu halten suchten. Agricola wurde nach dem Tode seines Vaters von der Mutter sorgfältig erzogen. Sie ließ ihn in allen Wissenschaften und Künsten unterrichten. Dann schickte sie ihn nach Massilia, wo sich griechische Gefälligkeit und provinzielle Sparsamkeit vereinigten. Tief drang er in seiner Jugend in das Studium der Philosophie ein. Seine ersten Kriegsdienste leistete er in Britanien, wo ihn sein Feldherr Suetonius Paulinus seines Vertrauens würdigte. — Auch **Plinius Secundus** hat in seinem naturhistorischen Werke treffliche Schilderungen von den völlig veränderten Sitten des letzten Jahrhunderts und von der maßlosen Ueppigkeit, welche die Kinder schon bei ihrer Geburt empfing, gegeben. — Wichtiger noch ist der jüngere **Plinius Cäcilius Secundus**, der sich in seinen „Briefen" vielfach über die Erziehung, den Unterricht und das Schulwesen, über die sittliche Haltung der Jugend seiner Zeit, über die Studien, Recitationen, Schriften, Bibliotheken rc. verbreitet. Jedoch geben weder die beiden Plinius noch Tacitus eine Theorie der Erziehung. Darum steht unter diesen Vertretern der Tugend in der Theorie der Erziehung

Marcus Fabius Quinctilianus

oben an, indem er in seinen rhetorischen Institutionen eine vollständige Theorie zur Ausbildung des Redners aufstellt und in dieselbe wichtige

Bemerkungen über Zucht und Unterricht im Allgemeinen verwebt, überhaupt auf die Erziehung von der ersten Jugend an Rücksicht nimmt, von der Ueberzeugung ausgehend, daß nichts der Redekunst fremd sei, was zur Bildung des Redners beitrage und daß er demnach des Redners Bildung von Jugend auf bis zum öffentlichen Auftreten im reiferen Alter verfolgen müsse. Quinctilianus war im Jahre 42 n. Chr. zu Calaguris in Spanien geboren, frühzeitig nach Rom gekommen und hier zu einem der größten Redner herangebildet. Zuerst Anwalt, vertauschte er diese Laufbahn später mit der eines öffentlichen Lehrers der Beredtsamkeit und wurde als solcher 20 Jahre hindurch so gefeiert, daß die berühmtesten Römer, unter ihnen Flavia Domicilla, die Tochter des Kaisers Domitian, seine Vorträge besuchten und der Kaiser ihm zur Anerkennung seiner Thätigkeit erst den breiten Purpurstreifen und später die consularische Würde ertheilte. Quinctilian war der erste Lehrer, welcher aus dem Staatsschatze Besoldung erhielt und den Titel Professor Eloquentiae führte. Seine Institutionen schrieb er nach dem Tode seiner Gattin und seines Sohnes, um für den noch übrigen einzigen Sohn, dessen Bildung er sich ganz widmete, in dem Falle zu sorgen, daß er vor vollendeter Erziehung desselben sterben sollte.

In seinen Ideen auf Platon ruhend, zeigt er in seinen Erziehungsgrundsätzen den praktischen Römer, der Alles auf die Forderungen und Bedürfnisse des wirklichen Lebens bezieht. Er verlangt deshalb, daß die geistige Bildung nicht erst, wie Hesiod will, mit dem 7. Jahre, sondern von dem frühesten Alter an allmählich und fortschreitend anhebe, in der Weise, wie sich das geistige Wesen des Kindes selbst entwickelt, wobei sich von selbst versteht, daß man den Kindern nicht zu früh anhaltende Thätigkeit zumuthe und dieselben mit Abneigung gegen die Studien erfülle, sondern ihre Bildung mit Spiel und im Spiel betreibe.

Mit besonderer Vorsicht sind schon die Wärterinnen, zu denen man am liebsten Griechinnen nimmt, zu wählen. Der sittliche Charakter derselben ist die Hauptsache, da sie in den drei Jahren ihrer Wirksamkeit nicht allein für die leibliche Pflege, sondern auch für die geistige Bildung der Kinder zu sorgen haben. Deshalb sollen sie auch verständig und einsichtsvoll sein. Auf ihre Aussprache ist um so mehr zu achten, weil das Kind sie zuerst hört, ihre Worte nachzubilden sucht. Die Eindrücke des ersten Alters, namentlich die schlechten, wirken nachhaltig fort. — Auch die Gespielen, unter welchen der zu großen Hoffnungen bestimmte Zögling aufwächst, dürfen durch ihre Sprache und sittliche Führung keinen nachtheiligen Einfluß üben. — Die Pädagogen, wenn sie auch nicht gelehrt sind — was freilich höchst wünschenswerth

wäre — müssen wenigstens wissen, daß sie nicht gelehrt sind. Den ersten Sprachunterricht zu ertheilen: das wenigstens müssen die ersten Erzieher im Stande sein.

Der Unterricht in der Sprache soll, da die lateinische Sprache durch den Umgang und im Leben selbst erlernt wird und in der griechischen ihre Wurzel hat, mit der griechischen beginnen, doch so, daß, um den nachtheiligen Einfluß einer einseitigen Gewöhnung an fremde Laute zu verhindern, der Unterricht in der lateinischen Sprache bald hinzutritt und mit der ersteren im gleichen Schritte möglichst schnell fortgeführt wird. Die Natur und Fassungsfähigkeit der verschiedenen Lebensstufen muß überall und jederzeit die gehörige Berücksichtigung finden. Je mehr jedoch in allen Gegenständen des Unterrichts die ersten Elemente Sache des Gedächtnisses zu sein pflegen, um so mehr muß es im Allgemeinen Grundsatz sein, den Unterricht so früh als möglich, wenn auch nur spielend, anzufangen. Beim Lesenlernen müssen die Kinder Gestalt und Namen der Buchstaben zugleich kennen lernen, denn das Letztere zuerst zu nehmen, was bei den Silben nicht unzweckmäßig sein möchte, verwirrt nur, weil die lebendige äußere Anschauung fehlt. Beim Lesenlernen eile man nicht gleich zu sehr, ehe das Kind ohne Anstoß die Buchstaben unter einander verbinden, dann durch Silben Wörter, und durch diese endlich eine zusammenhängende Rede zusammenfassen kann; es ist unglaublich, wie sehr man durch Eile das Lesen aufhält, denn indem die Kinder Etwas über ihre Kräfte wagen, entsteht eine Ungewißheit, ein Stocken, ein Wiederholen, und wenn sie sich versehen, selbst ein Mißtrauen auch bei Dem, was sie schon wissen. Das Lesen sei also zuerst sicher, dann gebunden und zusammenhängend, bis durch Uebung endlich eine correcte Geschwindigkeit entsteht. Beim Schreiben ist es zweckmäßig, die Schriftzüge, sobald die Kinder dieselben nachmachen können, in eine Tafel zierlich einschnitzen zu lassen, um gleichsam durch diese Furchen den Griffel hindurch zu ziehen. Indem das Kind so schneller und öfter den bestimmt vorgezeichneten Spuren folgt, bildet es seine Finger und es braucht ihm nicht die Hand geführt zu werden. Man muß alle Silben nach der Reihe schreiben und nicht die schwierigsten aufschieben, so daß man dann beim Schreiben der Worte in Verlegenheit kommt. Die Zeilen, die man den Kindern vorschreibt, sollen keine leeren Sentenzen, sondern irgend eine moralische Lehre enthalten. Was man so in das Gedächtniß aufnimmt, begleitet bis in's Alter, und der Eindruck auf die noch ungebildete Seele äußert seinen Einfluß auf die Sitten.

Der Ehrtrieb des Kindes muß frühzeitig in Anspruch genommen werden: das Kind soll belobt werden und immer sich freuen, wenn es Etwas gewußt hat, ja, wenn es manchmal nicht lernen will, erwecke man seine Eifersucht, indem man ein anderes Kind unterrichtet. Sehr irrig ist die gewöhnliche Klage, daß nur wenige Menschen von Natur mit dem Vermögen ausgestattet würden, Dasjenige zu fassen, was ihnen vorgetragen werde, und daß bei der Mehrzahl Mühe und Zeit an der Trägheit ihres Geistes vergeblich angewendet sei. Im Gegentheil findet man, daß die meisten Menschen Leichtigkeit zum Denken und Geschicklichkeit zum Lernen an den Tag legen. Denn so wie dem Vogel die Fähigkeit zu fliegen, dem Pferde die Kraft zu laufen, reißenden Thieren aber eine unbändige Wuth angeboren ist: so ist dem Menschen das Vermögen zu denken und die Regsamkeit des Geistes von Natur eigenthümlich. Freilich besitzt ein Mensch mehr Fähigkeiten als der andere; jedoch nur insofern, als er mehr oder weniger zu leisten vermag. Das erste und vornehmste Merkmal ausgezeichneter Geistesanlagen ist, besonders bei kleineren Kindern, das Gedächtniß, welches eben so leicht Etwas faßt, als es treulich behält und wiedergibt. Das zweite Merkmal ist die Nachahmung; denn auch Das zeigt von einem gelehrigen Kopfe, wenn junge Leute Das, was sie sehen, wieder anzubringen suchen. Dabei wird der gut Beanlagte sittsam und zugleich von schläfriger Trägheit frei sein. Was ihm gelehrt wird, wird er ohne Schwierigkeit fassen. Um Manches wird er wißbegierig fragen, indessen mehr nachfolgen, als vorlaufen; denn eine gar zu frühe Blüthe des Geistes kommt nicht leicht zur Frucht: das geschwinde Zunehmen gefällt freilich in den früheren Jahren, aber bald darauf steht es still und mit ihm erstirbt auch die Bewunderung Anderer.

Sobald der Lehrer die Fähigkeit eines Schülers geprüft hat, soll er forschen, wie der Geist desselben behandelt werden müsse. Einige sind, wenn man sie nicht antreibt, verdrossen, und Andere leiden keinen befehlerischen Ausdruck. Einige hält die Furcht zurück und Einigen benimmt sie den Muth. Andere wieder schlägt eine fortgesetzte Anstrengung zu Boden. Bei Andern wirkt sie das Gegentheil und ermuntert sie noch mehr. Ich wünsche mir jedoch einen Charakter, den Lob anfeuert, den Ehre reizt, und der weint, wenn er von seinen Fehlern überführt wird. Ehrgeiz wird seinen Fleiß nähren, ein Verweis wird ihn anspornen und Ehre ihn ermuntern. — Die Erforschung der geistigen Anlagen und Berücksichtigung derselben ist auch beim Unterricht nothwendig. Denn der Eine wird vorzügliche Neigung zur Geschichte, ein Anderer für die Dichtkunst, ein Dritter

für die Rechtsgelehrsamkeit haben, während es für Einige besser ist, sie an den Pflug zu schicken. Findet sich ein angeborner guter Zug, so darf man ihn nicht versäumen, sondern vielmehr stärken und Das ergänzen, was noch fehlt. Zwei Versehen sind dabei gänzlich zu vermeiden: daß man nicht Etwas versuche, was nicht ausgeführt werden kann, und daß man nicht von Dem, worin Einer am meisten leistet, ihn zu etwas Anderem führt, wozu er sich weniger eignet. Schwachen Köpfen muß man so weit nachgeben, daß man sie nur dahin führt, wohin sie ihr Trieb ruft, denn dann werden sie wenigstens Dasjenige zu Stande bringen, wofür sie allein fähig sind. Treffen wir aber einen fruchtbaren Geist, der z. B. zu einem künftigen Redner Hoffnung gibt, so dürfen wir demselben keine Schwachheiten in der Beredtsamkeit unangezeigt lassen. — Bei allem Unterricht, wie bei aller Zucht, müssen die Kinder mit Nachsicht behandelt werden, ohne daß diese die Grenze überschreiten darf: versagt man sie gänzlich, so erzeugt man Haß gegen die Wissenschaften; übertreibt man sie, so gewöhnt man zum Müßiggange. Von Zeit zu Zeit ist eine Erholung nothwendig, namentlich weil die Lernbegierde im Willen besteht, der sich nicht erzwingen läßt und weil die Kinder erneut und erfrischt mit mehr Kräften an's Lernen gehen, sowie mit einem regeren Geiste, dem aller Zwang zuwider ist. Auch das Spiel ist ein Zeichen eines munteren Kopfes, während ich von Denen, die immer traurig sind und den Kopf hängen, nicht hoffe, daß sie beim Studiren einen aufgeweckten Geist entwickeln werden. Spiele sind sogar geschickt, den Verstand der jungen Leute zu schärfen, z. B. wenn sie mit allerlei kleinen Fragen einen Wettstreit unter einander anfangen. Auch der Charakter verräth sich beim Spielen in seiner wahren Gestalt, wenn man nur auch hierbei glauben will, daß die früheste Jugend nicht zu schwach ist, zu lernen, was erlaubt und unerlaubt sei, ja daß sie eben alsdann die beste Bildung empfängt, wenn sie noch aller Verstellung unfähig ist und ihrem Aufseher am willigsten gehorcht. Nie soll man körperliche Züchtigung anwenden. Die Kinder schlagen heißt: sie nicht zum Guten und Rechten anhalten, aber nachher für Unterlassung desselben strafen. Wenn man ein Kind mit Schlägen gezwungen hat, was will man dem Jünglinge thun, bei dem die Furcht nicht mehr anwendbar ist und der schon wichtigere Dinge lernen muß? Bei Schlägen zerknickt Scham die Seele, drückt sie nieder und macht sie leicht scheu. Wer sich überdies durch Verweise nicht bessern läßt, der verhärtet sich auch, wie der schlechte Sclave, gegen Prügel. Die Prügelstrafe ist nur durch die Nachlässigkeit der Lehrer

eingeführt: eine beständige Aufsicht über die Beschäftigung macht sie überflüssig.

Ein guter Lehrer ist gleich von Anfang der Erziehung an durchaus nothwendig. Der Erzieher und Lehrer habe ein väterliches Herz gegen seine Zöglinge, denn er gedenke, daß er an die Stelle Derer tritt, die ihm die Kinder übergeben haben. Er selbst sei frei von Fehlern und dulde keine. Sein Ernst sei nicht abschreckend, seine Freundlichkeit nicht ausgelassen, damit aus jenem nicht Haß und aus dieser nicht Verachtung entstehe. Er spreche von Nichts so oft und so warm, als vom Anständigen und Sittlichen. Er hüte sich in Zorn zu gerathen, sei aber deswegen nicht nachsichtig in Dem, was zu verbessern ist. Wenn er Lob ertheilt, halte er sich einfach an die Sache, beweise in seinem Wirken Ausdauer und Beharrlichkeit, antworte gern auf Fragen, richte sich immer nach der Beschaffenheit seiner Schüler, sei weder tadelsüchtig noch verschwenderisch im Lobe, enthalte sich bei Beurtheilung der Arbeiten der Bitterkeit und Schmähsucht. Eine ganz falsche Ansicht ist es, wenn man meint, für den Anfang sei ein mittelmäßiger Lehrer gut genug. Im Gegentheil soll man schon jetzt die geschicktesten Lehrer zu gewinnen suchen, indem man sonst zum großen Nachtheil für die Erziehung, mithin für die Kinder selbst, dem späteren besseren Lehrer die doppelte Last aufzubürden genöthigt ist, erstens das den Kindern Beigebrachte wieder zu entfernen, und zweitens, ihnen Neues beizubringen. Außerdem ist nothwendig, daß jedem Lehrer die Theorie des Lehrens wohlbekannt sei, so daß er sich zu dem Lernenden herablassen und, mit seinen Fortschritten Schritt haltend, zur Höhe hinaufsteigen kann. In der Regel ist Das verständlicher, was von den Gebildetsten gelehrt wird, während Alles um so dunkler bleibt, je tiefer Jemand in Betreff seiner eigenen Erkenntniß steht. Und was die Hauptsache ist: Je gebildeter ein Lehrer, desto mehr wird derselbe den besser unterrichteten Schülern zum Muster dienen können und Versehen sogleich verbessern.

Je gewissenhafter aber die Lehrer selbst ihren Pflichten nachkommen, um so mehr sollen die Schüler sie wie ihre geistigen Aeltern betrachten und verehren. Denn diese Pietät fordert nicht bloß das natürliche Verhältniß, sondern sie fördert auch das Werk der Bildung, da die Schüler den Worten der Lehrer, die ihre Ehrfurcht besitzen, mehr Vertrauen schenken, inniger an sie sich anschließen, mit mehr Lust den Unterricht derselben hören und eifriger durch Fleiß und Sittlichkeit ihre Zufriedenheit sich zu erwerben streben. Lehrende und Lernende müssen sich gegenseitig entgegenkommen, sonst ist Eins ohne das Andere mangelhaft.

Wenn das Kind mit Ernst zu lernen anfängt, muß es den öffentlichen Schulen und öffentlichen Lehrern übergeben werden. Man hat zwar für die Privaterziehung hervorgehoben, daß sie die Aufgabe sicherer und schneller löse, weil man für die Sittlichkeit der Kinder besser sorge, wenn man sie in einem Alter, das am meisten geneigt ist, zu fehlen, von dem Schwarme entfernt, und weil der Lehrer mehr wirken kann, wenn er Zeit und Kraft für Einzelne verwendet. Allein wenn auch vielfach der Umgang mit einer großen Menge anderer Kinder der Sittlichkeit schadet, so ist dieselbe ja auch daheim vielfach gefährdet durch schlechte Hauslehrer und Sclaven, wenn auch die Aeltern gut wären. Es kommt überhaupt Alles auf die Anlage und Behandlung eines jeden Kindes an. Kommt zu einer überwiegenden Neigung zum Schlechten Nachlässigkeit in der Ausbildung und in der Bewahrung der jugendlichen Scham, so wird die Einsamkeit nicht weniger Gelegenheit zu Ausschweifungen bieten, als der Umgang. Wo dagegen ein gutes Herz vorhanden ist, die Sorglosigkeit der Aeltern aber nicht blind und versteckt, da kann man ja immer die besten Lehrer und die strengste Zucht wählen, sowie dem Sohne einen älteren Freund oder Freigelassenen zum zuverlässigen Führer beigeben. Sodann kann man ja den Privatunterricht mit dem öffentlichen verbinden; wo dies aber nicht möglich, da ist das Licht einer guten Schule immer der finstern Einsamkeit der häuslichen Erziehung vorzuziehen, da jeder wackere Lehrer durch eine größere Anzahl von Schülern sich gehoben fühlt, während gewöhnlich die Unfähigeren im Gefühl ihrer Schwäche an Einzelnen hängen und es nicht unter ihrer Würde halten, gewissermaßen das Amt des Pädagogen zu versehen. Hierzu kommt, daß der Schüler zu Hause nur Das lernt, was ihm, in der Schule aber auch zugleich Das, was Anderen gesagt wird, woraus ihm, sei es Lob oder Tadel, mancher Nutzen erwachsen kann. Auch wird der Ehrgeiz entflammt, und dieser ist, wenn gleich an sich ein Laster, doch häufig die Quelle von Tugenden. „Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie trefflich die Methode meiner Lehrer war, die Knaben in mehrere Klassen zu theilen und dann nach der Ordnung ihrer Fähigkeiten einen Vortrag halten zu lassen, wobei über die größere oder geringere Befähigung der Einzelnen förmlich Gericht gehalten wurde. Der Wettkampf um die Palme war ungemein heftig; und gar der Erste in einer Klasse zu sein, ward bei Weitem für das Schönste gehalten. Alle 30 Tage ward der Kampf erneuert, damit der Sieger nicht schlaff würde und der Besiegte durch seinen Schmerz getrieben ward, die Schmach zu tilgen.“ Wer allein unterrichtet ist, wird, wenn er mit seinen Kenntnissen in's Leben tritt, bei heißem Sonnen-

scheine gleichsam umdüstert und stößt bei jedem Neuen an. Zugleich aber ist sein Geist in der Einsamkeit entweder erschlafft und gleichsam verrostet, oder im Gegentheil durch leere Einbildung angeschwollen, da er sich mit Niemandem vergleichen kann. —

Sobald das Kind einige Fertigkeit im Lesen und Schreiben erlangt hat, beginnt der grammatische Unterricht, der sowohl richtiges Sprechen und Schreiben, als auch Bildung des richtigen Urtheils bezweckt. Die Lectüre einzelner Muster reicht hierzu nicht aus. Jede Gattung von Schriften muß studirt werden, nicht bloß um ihres Inhaltes, sondern auch um einzelner Worte und Ausdrücke willen, welche so oft durch einzelne Schriftsteller erfunden und eingeführt sind. Auch darf bei vollkommner Grammatik die Kritik nicht ohne Philosophie sein, da sich eine große Menge von Stellen selbst in den Dichtern auf die tiefste Kenntniß der Natur gründen. Musikalische Bildung ist der Metra und Rhythmen wegen nöthig. Nicht minder wird zur Lectüre Kenntniß der Beredtsamkeit erfordert, um über Alles mit Genauigkeit und Reichthum sich verbreiten zu können.

Zum Verständniß der Schriftsteller gehört außer der Kenntniß der Buchstaben, ihrer Eintheilung, Verschiedenheit, Verwandtschaft, der Silben, Worte und Redetheile, auch Fertigkeit im Decliniren und Conjugiren, passende Hebung und Senkung der Stimme, Interpunction &c. Vor Allem gewöhne man sich an ein gesetztes männliches Lesen, welches sanfte Anmuth mit ernster Würde vereinigt, Dichter nicht wie kalte Prosa abarbeitet, aber auch nicht in singenden Declamationen ableiert. Bei der Lectüre selbst sollen zarte Seelen, die eine höhere Bestimmung haben, als die rohe, unwissende Menge, nicht nur das Schöne, sondern auch das sittliche Gute lernen. Daher ist es eine lobenswerthe Gewohnheit, die Lectüre sogleich mit Homer und Virgil zu beginnen. Auch die tragischen Dichter haben ihren Nutzen. Die lyrischen nähren den Geist nicht weniger. Doch ist von ihnen eine zweckmäßige Auswahl einzelner Gedichte zu treffen, denn sie haben oft zu frei gesungen, und Horaz möchte ich in vielen Stellen nicht einmal gern auslegen. Die Elegie, sofern sie Liebeserklärungen und spaßhafte Schwänke enthält, vermeide man gänzlich. Wenn die Sitten darin gut sind, müssen vor allem Anderen Komödien gelesen werden. Vorzüglich sind die älteren lateinischen Schriftsteller zu empfehlen, wenn schon ihr Geist mehr als die Kunst gearbeitet hat, — besonders um des Reichthums der Worte willen, deren Eigenschaft in den Trauerspielen ernste Würde, in den Lustspielen Feinheit und attische Schönheit ist. Beim Vorlesen verlange man, daß einzelne Stellen der Dichter in ungebundener Rede

wiederholt werden und daß von den Eigenschaften der Versfüße Rechenschaft gegeben wird. Ferner ist zu bemerken, was im Ausdruck fremd, unnatürlich, was wider den Sprachgebrauch gesagt ist. Zu zeigen ist zugleich, in wie mancherlei Verstande jedes Wort genommen werde und welche Verbindungen von Wörtern ungewöhnlicher sind. Auch lehre der Grammatiker die Tropen beurtheilen. Vor Allem aber präge sich der jugendliche Geist fest ein, was die mögliche Schönheit des Planes und der angemessenen Beschreibung des Gegenstandes ist, was dem Charakter der Personen entspricht, was in den Gefühlen, was in den Worten nachahmungswürdig, wo ein voller Reichthum und wo Mäßigung desselben ist.

Nach Aneignung der ersten Grundsätze der Sprache wende man sich zu den ersten Vorübungen im Stile, die sich für die Jahre schicken, welche einen schweren Unterricht noch nicht vertragen. Dahin rechne ich, daß man dem Anfänger äsopische Fabeln, die an Leichtigkeit zunächst auf die Erzählungen der alten Mütterchen folgen, in einem reinen und sich nicht über die Grenze des Alltäglichen erhebenden Vortrage erzähle; daß man darauf die klare Einfalt des Erzählten mit Kunst niederschreiben, zuerst die Verse in ungebundene Sprache übertragen, hiernach mit veränderten Worten erklären und dann eine Umschreibung derselben versuchen läßt, bei welcher es verstattet sein muß, Einiges kürzer auszudrücken, Einiges zu verschönern, doch Beides so, daß der Sinn des Dichters derselbe bleibt. Auch allgemeine Sätze, moralische und historische Schilderungen, wozu der erste Entwurf gegeben ist, sind empfehlenswerthe Jugendarbeiten. In kleinen Erzählungen, von Dichtern bearbeitet, muß man sich üben, nicht eigentlich, um seine Schreibart dadurch zu vervollkommnen, sondern nur, um sich damit bekannt zu machen. —

Ehe der Knabe die Rhetorenschulen besucht, soll er in den anderen Gebieten des sogenannten encyclopädischen Unterrichts unterwiesen werden. Namentlich ist dem künftigen Redner die Musik nicht nur höchst nützlich in Betreff der Wortstellung und der Modulation der Stimme, sondern auch, weil sie Eurythmie in die Action bringt. Natürlich gehört nur die männliche Musik hierher, welche das Lob tapferer Männer verherrlicht und zur Aufregung und Besänftigung der Leidenschaften am meisten beiträgt. Durch die Geometrie wird formell der Geist angeregt, das Talent geschärft, die Schnelligkeit der Auffassung gefördert. Daher ist sie mit der Arithmetik nicht bloß für den praktischen Redner, sondern auch, wegen ihrer nicht geringen Verwandtschaft mit der Beredtsamkeit selbst,

namentlich in Rücksicht der Folgerungen und Schlüsse nothwendig. Der Redner kann daher Kenntniß der Mathematik durchaus nicht entbehren. Außerdem ist für die Action, sowie überhaupt für die Bewegung und Haltung des Körpers, eine Gewandtheit und Beweglichkeit durch Leibesübungen und Tanzen nicht unzweckmäßig. Vorzüglich aber muß vom Grammatiker Deutlichkeit, Klarheit und Reinheit in der Aussprache erstrebt und dahin gesehen werden, daß die Endsilben nicht verschluckt werden und daß die Action zur Stimme und der Blick, der wohl zu beachten und zu regeln ist, zur Action paßt. Alles Das muß an passenden Stellen aus Komödien eingeübt werden. Und wenn die Knaben Redner lesen und ihre Schönheit fühlen können, so sollen sie ausgewählte Stellen auswendig lernen und sie stehend deutlich und mit der gehörigen Action hersagen, um durch solche Vorträge die Stimme und das Gedächtniß zu üben. Man glaube nicht, daß die frühzeitige Beschäftigung mit so verschiedenartigen Gegenständen den jugendlichen Geist verwirrt und ermüdet, denn der menschliche Geist ist im Allgemeinen so beweglich und rasch, daß er nicht Eins allein treiben kann, sondern seine Kraft in demselben Augenblicke auf mehrere Dinge richtet, da die Abwechslung den Geist stärkt und erholt und ihm eine gewisse Frische bewahrt zu Dem, was wir anfangen, indeß es weit schwieriger ist, in einer Arbeit auszudauern.

Der rhetorische Unterricht muß sich eng an den grammatischen anschließen. Während beim Grammatiker die Poesie und der derselben zu Grunde liegende Inhalt Hauptgegenstand des Unterrichts ist, tritt beim Rhetor die wirkliche Geschichte ein, die um so mehr Kraft erfordert, je größer ihre Wahrheit ist. Eine fehlerfreie Erzählung läßt sich hier von Anfängern nicht verlangen noch erwarten. Aber die beste Hoffnung gibt ein munterer Kopf, der freimüthig Etwas wagt, ja wohl gar zu Viel auf sich nimmt, erfindet und sich über seine Erfindungen freut, wenn sie auch gleich nicht vollkommen richtig sind. Gegen den Ueberfluß sind die Mittel leicht; aber das Unfruchtbare hebt man durch keine Bemühungen. Bei Jünglingen wird mir der Kopf wenig Hoffnung machen, bei welchem sich früher die Urtheilskraft, als der Witz auszeichnet. Daher fordere ich sogar, daß die ersten Versuche einen Ueberfluß an Gedanken verrathen und über das Maß hinausschreiten. Die Zeit wird einen großen Theil hinwegnehmen, die Erfahrung Vieles ausfeilen und Anderes unter der fortgesetzten Uebung sich von selbst verlieren, wenn wir nur nicht sogleich im Anfange das Blech so dünn schneiden, daß es bei der Gravirung zerbricht. Ueberhaupt darf man

junge Köpfe nicht durch eine gar zu strenge Verbesserung entmuthigen. Sonst lassen sie leicht den Muth sinken, grämen sich und bekommen endlich einen Abscheu, und, was das Schlimmste ist, wenn sie Alles fürchten müssen, wagen sie nichts mehr. Nach Verschiedenheit des Alters muß auch die Correctur verschieden sein und nach Maßgabe der Kräfte ein Aufsatz verschieden behandelt und beurtheilt werden. Erzählungen bilden den ersten Stoff zu Stilübungen. Ihnen kann man eine Uebung im Widerlegen oder Beweisen zufügen. Große Männer loben und nichtswürdige tadeln ist sodann eine Uebung, die mehr als einen Nutzen gewährt. Die Uebung im Vergleichen verdoppelt den Stoff und beschäftigt nicht allein mit der Natur der Tugenden und Laster, sondern auch mit der Bestimmung des größeren oder geringeren Werthes derselben. Eben so sind Gemeinplätze, welche, ohne auf Personen zu sehen, nur das Laster im Auge haben, eine nützliche Uebung. Lob und Tadel der Gesetze endlich und die Beschäftigung mit dem heiligen, öffentlichen und Privatrechte verlangt schon größere Kräfte, die fast den höchsten Anforderungen genügen könnten.

Unendlich viel kann der Lehrer beitragen, die Fortschritte seiner Schüler zu beschleunigen, wenn er sie mit der Lectüre der Geschichtsschreiber und Redner bekannt und dabei auf die Schönheiten, und, wo es nöthig ist, auf die Fehler des Schriftstellers aufmerksam macht. Dabei muß den Schülern der Inhalt der Schrift erklärt und darf nichts übergangen werden, was bei der Erfindung und dem rednerischen Ausdrucke zu bemerken ist. Die Manier des Redners, beim Eingange den Richter zu gewinnen, die Deutlichkeit, Kürze und Wahrheit im Erzählen, die hin und wieder vorkommenden Berathschlagungen und verstatteten Kunstgriffe, die Kunst in der Eintheilung, die feinen oder häufigen Beweise: das Alles verdient Hervorhebung. Auch wird es nicht ohne Nutzen sein, bisweilen fehlerhafte Schriften zu lesen und zu zeigen, wie viele unschickliche, dunkle, schwülstige, niedrige, häßliche, übertriebene und entnervte Stellen darin sind. Der Lehrer aber soll dabei das Urtheil seiner Schüler prüfen und sie zum Behufe über dasselbe befragen. Auf solche Weise werden sie gewöhnt, selbst nachzudenken und zu erfinden, und das ist der Hauptzweck.

Das Gearbeitete soll zum Theil auswendig gelernt werden. Doch nicht Alles, was die Jünglinge geschrieben haben. Auch ausgewählte Stellen aus Reden oder Geschichtsbüchern müssen memorirt werden, wodurch nicht allein das Gedächtniß schärfer geübt wird, als durch Auswendiglernen eigener Arbeiten, so daß später mit

destoweniger Mühe festgehalten wird, was man selbst aufgesetzt hat, — sondern wodurch auch ein Vorrath musterhafter Gedanken gesammelt wird, so daß dann, ohne daß man selbst es weiß, die Schönheit des Stils, die man im Gedächtniß trägt, den eigenen Arbeiten aufgedrückt wird.

Alle Mühe des Unterrichts ist fruchtlos, wenn das Gedächtniß nicht lebendig ist: umsonst sind alle Lehren, wenn Das, was wir hören, schnell vorüberfließt. Nicht ohne Grund heißt daher das Gedächtniß die Schatzkammer der Beredtsamkeit. Das Gedächtniß muß deshalb für den Redner besonders geübt und gestärkt werden. Das Gedächtniß wird aber wesentlich besser, wenn man sich in der Seele gewisse Sitze der Ideen bezeichnet. Denn wenn wir uns nach einiger Zeit von Neuem irgendwohin begeben, so erkennen wir nicht bloß die Gegend, sondern erinnern uns auch wieder an Das, was wir vornahmen. Die damals gegenwärtigen Personen fallen uns bei, ja oft kehren dieselben Gedanken in die Seele zurück, obgleich wir sie nicht ausredeten. Solche Merkzeichen, die entweder von den Gegenständen selbst oder von Worten genommen sind, hat man auch von geistigen Thätigkeiten, so daß man sich im Geiste ein förmliches Haus bauen, dasselbe in seine einzelnen Theile, Zimmer und Säle, Geräthe und Meubel zerlegen und jedem der Reihe nach einen Theil des Aufsatzes anvertrauen kann. Wenn das geschehen und nun das Gedächtniß gebraucht werden soll, fängt man an, diese Oerter vom Anfange an durchzugehen, fordert jedem den Gedanken ab, den man ihm anvertraut hat und besinnt sich darauf durch Hülfe des Bildes, das ihn bezeichnete. Will man einen Aufsatz von größerem Umfange im Gedächniß zusammenfassen, so ist es gut, man memorirt ihn nach Abschnitten, die jedoch nicht zu klein sein dürfen. Man memorire von demselben Papiere, auf welches man den Aufsatz ursprünglich geschrieben, wodurch man dem Gedächtniß gleichsam auf dem Fuße folgt und mit dem Auge des Geistes nicht nur die ganzen Seiten, sondern auch die Zeilen sieht und, während man spricht, das Niedergeschriebene gewissermaßen bloß still abliest. In der Stille auswendig lernen, würde das Beste sein, wenn nur nicht so oft fremde Gedanken in die müßige Seele träten. Deshalb muß sie durch die Stimme ermuntert werden, damit man dem Gedächtnisse durch die zwiefache sinnliche Beschäftigung des Sprechens und Hörens zu Hülfe komme. Dabei ist es nothwendig, daß man zuweilen prüfe, ob man auch wirklich Das aufgefaßt habe, was man dem Gedächtniß einprägen will. Indem man dies thut, gibt man sich Mühe und läßt keinen Augenblick unbenutzt, auch Das zu wiederholen, was man schon eingeprägt hat.

Uebrigens kommt es sowohl beim Ausarbeiten, wie beim Schreiben darauf an, daß man gesund, nicht bei vollem Magen und frei von fremden Gedanken sei. Sehr wichtig für das Gedächtniß ist ferner die Eintheilung der Harmonie in der Zusammensetzung des Vortrages, da man sich denselben um so sicherer und fester eingrägt, je richtiger die Anordnung der Materie ist. Was gut harmonisch zusammengestellt ist, leitet das Gedächtniß durch einen angemessenen Gang, weshalb Verse sich leichter auswendig lernen lassen, als Prosa, und eben so eher Prosa von abgemessenen Ruhepunkten, als lose und unverkettete. Die sicherste und wirksamste Gedächtnißkunst endlich beruhet in Uebung und Fleiß. Viel auswendig lernen, viel meditiren, und wenn es geschehen kann, täglich: das ist das Vortheilhafteste. Nichts kann so sehr durch Uebung gebessert, nichts so sehr durch Vernachlässigung verschlechtert werden, als das Gedächtniß.

Alles aber, selbst auch ein gutes Gedächtniß, macht den guten Redner noch nicht, — ihn macht allein die Tugend nur. Rechtschaffen muß der Redner durchaus sein. Die Weisen sagen es und die Ungelehrten sind immer der Ueberzeugung gewesen, daß ein schlechter Mensch auch ein Thor sei, und ein Thor kann niemals ein Redner werden. Auch ist für das öffentliche, wie für das Privat=Beste nichts verderblicher, als Beredtsamkeit, wenn die Bosheit davon Gebrauch machen wollte. Wer ein guter Redner werden will, muß deshalb seinen Charakter durch Philosophie bilden. Um Fertigkeit in den Künsten der Handwerker, selbst in den allerverachtetsten, zu erlangen, bedarf man Lehrmeister. Aber Tugend d. i. Dasjenige, wodurch sich der Mensch der unsterblichen Gottheit mehr nähert, als durch alles Uebrige, könnten wir ungesucht und ohne Mühe haben, wir dürften nur in die Welt gesetzt werden? Kann Einer enthaltsam sein, der nicht weiß, was Enthaltsamkeit ist? Tapfer, wer die Schrecken des Todes, des Aberglaubens durch keine Gründe verscheucht hat? O, für wie unwichtig muß man das Alles halten, wenn man es für so leicht hält, daß man glaubt, es brauche nicht gelernt zu werden! —

Vergl. Andres. Quinctilian's Pädagogik und Didaktik. 1783. — Gedike. Quinctilian's Gedanken über die öffentliche Erziehung 1803. — Ruediger. De Quinctiliano paedagogo 1820. —

An Quinctilianus und Seneca schließt sich

Plutarchos

aus Chäroneia (— 50 bis 120 n. Chr. —) an, dem die letzte griechische Schrift „über Erziehung" wahrscheinlich fälschlich zugeschrieben wird, indem dieselbe einer späteren römischen Zeit anzugehören scheint. Sie

besteht meistentheils in einer Zusammenstellung älterer Erziehungsregeln und ist im Verein mit den Anschauungen des Plutarchos über Erziehung dadurch wichtig, daß man auch aus ihr sieht, auf welche Weise die Erziehungstheorie dem fluthenden Verderben entgegenarbeiten zu können glaubte, und daß in ihr das Erziehungsbild des innig verschmolzenen römischen Wesens und Lebens (— darum wird die Beredtsamkeit wesentlich berücksichtigt —) und des griechischen Sinnes und Seins durch die Hervorhebung des schönen Maßes im Denken und Handeln, in leiblicher und geistiger Thätigkeit gezeichnet wird. Als Ziel der Erziehung wird der hellenische Gedanke aufgestellt, die Kinder so zu gewöhnen, daß sie sich am Schönen freuen und über das Häßliche betrüben, währendandrerseits nur Diejenigen für vollkommne Männer gehalten werden, bei welchen Philosophie und öffentliche Wirksamkeit, hohe Geistesbildung und praktische Thätigkeit verbunden sind.

„Wer dereinst an seinen Kindern Ehre erleben will, der enthalte sich jedes Umgangs mit gemeinen Frauenspersonen. Denn nicht bloß, daß Denen, deren Geburt von Seiten des Vaters oder der Mutter unecht ist, unauslöschliche Schande nachfolgt im Urtheile der Welt: eine solche Abstammung pflegt ihrer Natur nach alle erhabenen und edlen Gesinnungen niederzuhalten. Nicht minder ist es nothwendig, daß Kinder nicht in der Trunkenheit erzeugt werden, weil dieselben mehrentheils Trunkenbolde werden.“ — In der Erziehung selbst kommt es, wie in den Künsten, in den Wissenschaften und in der Tugend auf drei Stücke an: auf Natur, Unterricht und Gewohnheit oder Uebung. Denn die Natur ohne Unterricht ist blind; der Unterricht ohne Natur mangelhaft; die Uebung ohne beides unvollkommen. Wie zum Ackerbau gutes Land, ein guter Ackermann und guter Same gehört: also auch in der Erziehung. Gute Anlagen (Land) sollen einen guten Lehrer (Ackermann) und gute Lehren und Ermahnungen (Samen) finden. Der Natur gebührt die Anlage, dem Unterricht der Fortschritt, der Uebung die praktische Anwendung, und alle zusammen bilden die höchste Vollendung, so daß, wenn eins fehlt, auch die Tugend mangelhaft sein muß. Durch Leichtsinn werden die guten Anlagen verdorben: ein Acker, der von Natur gut ist, verwildert durch Vernachlässigung. Fleiß hingegen vermag so gewiß viel, so gewiß Wassertropfen Steine aushöhlen, Eisen unter den Händen abgenutzt wird, gekrümmte Wagenräder aber nie wieder zu ihrer Gleichheit gelangen. Der Charakter des Menschen ist und bleibt eine langwierige Gewohnheit.

Darum ist es nothwendig, daß Mütter ihre Kinder selbst säugen, wie die Natur sie dazu anweist: sie thun dies mit größerer Zuneigung als Ammen, und erwecken die mütterliche Liebe desto stärker. Macht Schwächlichkeit rc. das Selbststillen unmöglich, so muß nur eine tugendhafte Amme gewählt werden. Die Seelen der Kinder gleichen dem Wachse, dem man, als mit einem Siegel, die Lehren der Weisheit und Tugend leicht eindrücken kann, während sie sich schwerlich wieder erweichen lassen, wenn sie später hart geworden sind, im gleichen Maße aber auch allen Eindrücken widerstreben. — Gleich wichtig ist, daß man nur solche Knaben, welche eine gute Aufführung besitzen und dabei das Griechische rein sprechen, zu Umgangsgenossen der Kinder wähle oder mit ihnen zugleich erziehe. Vorzüglich aber müssen die Kinder nur solche Erzieher erhalten, die mit wahrer Sittlichkeit reiche Kenntniß und Erfahrung verbinden: wie der Winzer neben die Weinstöcke, damit dieselben gedeihen können, Pfähle schlägt; so müssen die Lehrer den Kindern gute Lehren und Ermahnungen einbinden. Eine gute Erziehung mit Einschluß des gehörigen Unterrichts ist das erste, mittlere und letzte Hauptstück, damit die Jugend tugendhaft und glückselig werde, während alle anderen Güter, wie Reichthum, vornehme Geburt rc. im Verhältniß zu einer solchen Erziehung des Strebens nicht werth sind.

Von Jugend auf sollen Kinder angehalten werden, kein zärtliches Leben zu führen, die Zunge im Zaum zu halten, den Zorn zu besiegen und über ihre Hände Herr zu sein. Ein Stillschweigen zu rechter Zeit ist besser, als alles Reden. Noch nie hat es Jemanden gereut, geschwiegen, Viele aber, geredet zu haben. Vorzüglich sollen junge Leute gewöhnt werden, die Wahrheit zu sagen, und nie zu vergessen, daß Lügen eine Niederträchtigkeit ist und allgemein Abscheu verdient. Ueberhaupt muß man die Jünglinge vom Umgange mit bösen Leuten abhalten, da von den Lastern derselben unter allen Umständen Etwas hängen bleibt. Eben so müssen Aeltern ihre Kinder vor den Lastern der Mitschüler bewahren, weil auch diese schon im Stande sind, die tugendhaften Gemüther zu verführen. Dabei dürfen die Väter jedoch auch ihre Söhne nicht zu streng und hart behandeln, sondern, ihrer eignen Jugend sich erinnernd, die Ausschreitungen der Jugend milder beurtheilen. Sowie die Aerzte bittre Arzneien mit süßen Säften vermischen und das Angenehme zu einem Mittel machen, um dem Patienten das Heilsame beizubringen: eben so müssen die Väter die Strenge ihrer Strafen mit Sanftmuth verbinden und den Begierden

ihrer Söhne bisweilen die Zügel lassen, zuweilen wieder anziehen, vornehmlich gegen bloße Fehltritte derselben Nachsicht beweisen, und wenn sie ja in Zorn gerathen, denselben wieder verrauchen lassen. Oefter ist es gut, sich zu stellen, als ob man diese oder jene Vergehungen der Kinder gar nicht sähe. Wir übersehen die Fehler unserer Freunde. Sollte man es uns verargen, wenn wir bisweilen die Fehler unserer Kinder übersehen? Auf diese Weise wird die muthwillige Jugend öfter gebändigt als durch fortwährend strenges Einschreiten. Endlich — was die Hauptsache ist — sollen Väter durch Vermeidung aller Fehler, in treuer Ausübung ihrer Pflichten, ihren Söhnen selbst das beste Beispiel geben, damit diese auf den Lebenswandel derselben wie in einen Spiegel sehen und sich vor schändlichen Reden und Handlungen hüten lernen. Diejenigen Väter, die sich der nämlichen Fehler schuldig machen, wegen welcher sie ihre Söhne bestrafen, werden ihre eigenen Ankläger; diejenigen aber, welche selbst lasterhaft leben, können ihre Söhne noch weit weniger, als ihre Sclaven, freimüthig bestrafen.

Zum Fleiße in nützlichen Wissenschaften halte man die Kinder durch Vorstellungen und Ermahnungen, aber ja nicht durch Schläge und schimpfliche Behandlung an. Denn dadurch macht man sie träge und schreckt sie von der Arbeit ab. Tadel und Lob soll man wechselweise ertheilen und stets dahin sehen, daß sie durch jenen nicht entmuthigt, durch dieses nicht übermüthig und fahrlässig werden. Und wie eine Pflanze durch mäßiges Begießen genährt, durch zu vieles Wasser aber ersäuft wird, so werden die Geisteskräfte der Kinder durch verständig auferlegte Arbeit vermehrt, durch übertriebene Anforderungen aber erstickt. Man soll den Kindern nie die nöthige Erholung versagen, sondern stets eingedenk sein, daß unser ganzes Leben von der Natur in Fleiß und Erholung eingetheilt ist. So spannt man den Bogen und die Leier ab, um sie hernach wieder aufspannen zu können.

Bei Erlernung der Wissenschaften ist vorzüglich das Gedächtniß zu cultiviren. Es muß schon früh eine sorgfältige Bildung und Uebung empfangen. Es ist die Schatzkammer aller Kenntnisse an und für sich und für das Leben, wie bedeutsam in der Mythologie Mnemosyne die Mutter der Musen ist.

Da eine gute Leibesbeschaffenheit in der Jugend die Bedingung eines gesunden Alters ist, so soll man die Leibesübungen der Kinder nicht außer Acht lassen, wobei man darauf zu sehen hat, daß sie die Knaben nicht entkräften und zum Studiren untauglich machen. So

wie man bei schönem Wetter Alles, was bei einem Sturme nöthig, in Bereitschaft hält, so muß man in der Jugend Ordnung und Mäßigkeit als einen Zehrpfennig auf das Alter zurücklegen.

Ein Knabe von guter Herkunft darf in keiner der sogenannten encyklischen Wissenschaften unbewandert sein. Die Fertigkeit der Rede soll er als Arznei gebrauchen und bis zum männlichen Alter nie unvorbereitet auftreten. Die Vorträge sollen weder prunkvoll und schwülstig, noch von einer zu trocknen und niedrigen Schreibart sein. Wie ein Körper nicht bloß gesund, sondern auch von guter Constitution sein muß, so soll eine Rede nicht bloß keine Fehler, sondern auch Kraft und Stärke besitzen. Vor Allem darf die Jugend nicht Vorträge aus dem Stegreife halten, wodurch nicht allein die Reinheit und Gesundheit der Auffassung getrübt, sondern auch Unfestigkeit, Schwanken und Leichtsinn des Lebens und Charakters bewirkt wird: Knaben solches Extemporiren gestatten heißt den Grund legen zur äußersten Leerheit in Reden.

Die Schriften der Alten soll die Jugend eben so gebrauchen lernen, wie der Ackermann seine Geräthe gebraucht. Nicht der Besitz, sondern der Gebrauch der Bücher ist das Werkzeug der Unterweisung. Junge Leute müssen, wie bei einer schmackhaften Speise, so beim Hören und Lesen mäßig und behutsam sein und nur das Gute und Nützliche heraus suchen. So wenig eine Stadt durch Verschließung der Thore vor dem Eindringen der Feinde sicher ist, so lange ein einziges derselben offen steht, so wenig Nutzen hat ein Jüngling von seiner Enthaltsamkeit wenn er bei Dem, was er hört und liest, nicht genug auf seiner Hut ist. Wir müssen daher sein Urtheil durch die Vernunft beschränken und durch vorsichtige Leitung zu verhüten suchen, daß er nicht durch das Angenehme zum Schädlichen hingerissen wird. Wir dürfen nicht die Dichtkunst, den Weinstock der Musen, ausrotten und vertilgen, sondern nur, wo das Fabelhafte und Theatralische derselben mit ausgelassener und muthwilliger Frechheit sich erhebt, die geilen Ausschößlinge abschneiden und die weitere Ausbreitung verhindern. Auch soll der Jüngling nicht vergessen, daß die Poesie eine nachahmende Kunst ist, gleichsam eine redende Malerei, wie die Malerei eine stumme Poesie, und bei unsittlichen Charakteren und Handlungen gedenken, daß nicht diese, sondern die Darstellung zu loben ist, wenn dieselbe den Charakteren entspricht. Zugleich muß der Jüngling gewöhnt werden, daß er nie etwas Unsittliches billige, was Dichter sagen, noch viel weniger darin eine Entschuldigung eigener Schlechtigkeit finde. So müssen wir zu verhüten suchen, daß junge Leute nicht von schlechten Grundsätzen und

Sitten angesteckt werden, zugleich aber bei solchen Veranlassungen lebendige Neigung zum Gegentheil zu erwecken streben, indem wir bei jeder Stelle sogleich Lob oder Tadel hinzufügen. Dann entlehnen sie, wie die Bienen in den wildesten Blumen und in Dornen den besten Honig finden, aus Stellen schlechten Inhalts manche nützliche Lehre.

Das Hauptwerk der Erziehung macht die Philosophie aus. Es ist schön und angenehm, viele Städte zu durchreisen, aber nützlich, in den besten zu wohnen. Was für den Leib die Heilkunst und Gymnastik ist, das ist für die Seele die Philosophie. Sie ist die einzige Arznei für die Schwachheiten und Leidenschaften. Durch sie lernt man erkennen, was schön und häßlich, was recht und unrecht ist, was zu wählen und zu meiden sei, insbesondere im Glück nicht dem Uebermuthe, im Unglück nicht zu großer Trauer zu verfallen. Denn im Glück edelmüthig sein, ist männlich, keinen Neid zu erwecken, bescheiden, durch die Vernunft die Wollust zu besiegen, weise, und über den Zorn Herr zu werden, das Zeichen eines außerordentlichen Mannes. Allerdings, wie in den Elementen, in der Lyra und Palästra aller Anfang mit großen Mühen und Schwierigkeiten verbunden ist, hernach aber mit dem allmähligen Fortschreiten und der zunehmenden Fertigkeit Alles angenehmer und leichter wird; so auch in der Philosophie. Gleichwie der Halm, je jünger er ist, desto weniger Schwierigkeiten im Aufkeimen und Wachsen findet, wenn er aber emporgestiegen ist, gleichsam ermüdet und gehemmt wird; so werden auch Die, welche zu Anfange in großem Laufe der Philosophie zueilen, wenn sie kein Wachsthum ihrer Erkenntniß spüren, leicht schlaff. Wer aber festen Schrittes, geraden Weges und ernsten Sinnes sich ihren Schwierigkeiten entgegenstellt, der bekommt gleichsam Flügel und fliegt zur Gottheit, die, wie im Menschen die gottentsprossene Vernunft die niederen Triebe beherrscht, in und über der Welt als ordnende und erhaltende Macht sich bethätigt. Der höchste Gott ist der Urheber alles Guten und in ihm findet sich weder Zorn noch Haß. Der Mensch hingegen ist von Geburt mit Sündhaftigkeit behaftet, die, wenn sie eine Veranlassung findet, hervortritt, indem die Vernunft sich der Leidenschaft entweder nicht widersetzt, oder von derselben überwältigt wird. Damit der Mensch rein und tugendhaft werde, muß er sich zur Gottheit heranbilden, indem er sich allmählich vom Bösen befreit und den Logos in den vernunftlosen Theil der Seele aufnimmt und einbildet, wodurch eine auf Selbsterkenntniß gegründete Besserung erlangt wird.

Von Plutarchos ab verstummt auch die Theorie in der Pädagogik und nur Lukian aus Samosata in Syrien (um 130—200 n. Chr.) kann noch mit scharfer, bitterer Satyre die sittliche Erschlaffung seiner

Zeit geißeln und über die allgemein gewordene Lüge und Undankbarkeit, wie über die das weibliche Geschlecht beherrschende Eitelkeit, Verweichlichung, Gefall- und Putzsucht, wodurch man an der Erziehung der Kinder verhindert wird, klagen. Weil er die Erziehung als Grundstein der Verfassung ansieht, hofft er auch nur erst Besserung des Staates ꝛc., wenn die Erziehung verbessert und die Zeit des Griechenthums, wo Geist und Leib, Inneres und Aeußeres ebenmäßig und in Harmonie entwickelt wurde, wo Wissenschaft, Kunst und Leben sich durchdrangen, aus dem Grabe erweckt wird. Die Gymnastik muß wieder hervorgerufen werden, die dem jüngeren Geschlechte Muth, Kühnheit, Schönheit, Wohlgestalt und Kraft gibt. Die geistige Erziehung muß, ähnlich der altgriechischen, die Gemüther der Jugend zur Harmonie des Ganzen stimmen und mit den gemeinsamen Gesetzen genau bekannt machen, die in großen Buchstaben öffentlich für Jeden zum Lesen aufgestellt sind und Jeden seine Pflicht lehren. Darum sollen die Jünglinge mit edlen Männern umgehen, von denen sie Wohlreden und Guthandeln, Abscheu gegen Unwürdiges, hohes Streben und Enthaltsamkeit von roher Gewalt lernen. Ihr Gemüth soll mit Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Sanftmuth, Billigkeit, Klugheit, Muth, Liebe zum Schönen und Streben nach dem Erhabensten geziert werden. Darum auch ist nicht das Aufspeichern von Kenntnissen als das höchste Ziel des Unterrichts zu betrachten.

So mahnt Lukian noch einmal seine Zeit an das griechische Ideal. Doch er selbst auch verfällt seiner Zeit, wenn er für die Bücherweisheit einsteht und für seine Knaben von den Dienern „weite Bücherkapseln und Rollen, welche die Tugenden der alten Zeit enthalten", nachtragen läßt, oder wenn er verlangt, daß der jugendliche Geist fleißig mit den Lehren der Philosophie genährt werde. Lukian steht, gleich dem Aristophanes, nur noch mit dem einen Fuße in der guten alten Zeit, während er mit dem anderen in die neue Zeit mit ihrer Lust und List getreten ist. Und während er auf der einen Seite voll Spott gegen die Halbheit und Versumpftheit der Gegenwart sich an die Säulen des alten Heidenthums anlehnt, sucht er andrerseits durch denselben Spott und Hohn die alten Götter lächerlich zu machen und den Glauben an sie zu vernichten. Alles ist zerfallen in dem alten morschgewordenen Gebäude der Welt, und selbst die Männer, die mit Energie die Rückkehr zur alten Zeit predigen, haben einen Januskopf. — — —

Marcus Aurelius Antoninus,

der Philosoph auf dem Throne, steht deshalb in seinen Thaten, wie in seinen „Unterhaltungen mit sich selbst" als eine große Ausnahme

mitten in der untergehenden Welt, ohne jedoch auch mit seiner Weisheit, welche die sittliche Selbstveredlung, die Erziehung des Menschen zur Tugend zum Zweck hat, diese Welt ihrer zueilenden Bestimmung entreißen zu können. Aber ein Vermächtniß hat er uns hinterlassen, das wir mit seinen Grundsätzen zur Erziehung des Menschengeschlechts in die neue Welt mit hinübernehmen.

„Die Aufgabe der Philosophie ist, den Gott in unserem Innern vor jeder Entehrung durch Sünde zu bewahren, erhaben zu stehen über Schmerz und Sinnenreiz, Nichts zu thun aus Heuchelei oder Verstellung, — den Menschen zu einer unerschütterlichen Ruhe, zu einer unzerstörbaren Heiterkeit unter allen Verhältnissen des Lebens, unter allen Veränderungen des Schicksals zu führen und in den Stand zu setzen, stets seine Pflicht zu erkennen und zu erfüllen.“

„Sowie der Körper ohne die Seele todt und kraftlos ist, so die Welt ohne die Gottheit. Die Welt ist ein vollkommnes Ganze, von einem heiligen Bande umschlungen. Die Gottheit ist die Seele der Welt. So wie die Menschenseele den ganzen Körper durchdringt und in allen Theilen desselben ausgebreitet ist: so breitet sich auch die Gottheit durch die ganze Welt aus. So wie die menschliche Seele den Körper lenkt und regiert: so lenkt und regiert auch die Gottheit die Welt. So wie die Menschenseele vernünftig ist: so auch die Gottheit; woher sonst die Vernunft der ersteren? Sowie die Menschenseele das Herrlichste am Menschen ist: so die Gottheit in der Welt. So wie die Seele des Menschen mit seinem Leibe innigst verbunden ist und mit demselben Ein Wesen ausmacht: so auch die Gottheit mit der Welt — beide Ein Ganzes. Die Menschenseele wirkt mit der größten Gewalt auf den Körper: eben so die Weltseele auf die Welt; sie muß allmächtig sein. Die menschliche Seele, in allen Theilen des Körpers ausgebreitet, kennt alle Theile desselben genau: eben so die Gottheit in Beziehung auf das ganze All; sie ist allwissend und wendet ihre Allmacht zum Besten des Ganzen und des Einzelnen an. Alles steht in Beziehung auf das Weltganze. Folglich regiert Gott auch das Einzelne und leitet es nach dem Zwecke des Ganzen. Deshalb ist jedes Ereigniß eben so wohl dem Ganzen, als dem Einzelnen heilsam, und für Jedes gebührt der Gottheit Preis und Dank.“

„Der Mensch besteht aus zwei Theilen, einem passiven und activen, oder dem Körper, aus der Urmaterie stammend, und dem Geiste, welcher aus der Urkraft oder der Weltseele d. i. der Gottheit, seinen Ursprung hat. Der Körper ist Organ und Spiegel der Seele und fordert deshalb eben sowohl die treueste Sorge für seine Erhaltung, wie

für seine Cultur. Die Seele ist ein Ausfluß aus der Weltseele; die vernünftige Seele ein Ausfluß der vernünftigen Weltseele, der Gottheit, und mittelst ihrer steht der Mensch mit der Gottheit in der innigsten Verbindung, trägt er der Gottheit Ebenbild in und an sich, ist er ihr verwandt. Die Vernunft ist etwas Göttliches, der Gott in uns, dem wir, wie der Gottheit selbst, im höchsten Maße Ehrfurcht, Liebe, Gehorsam und Vertrauen schuldig sind. Die Vernunft verkündet dem Menschen in seinem Bewußtsein das Gesetz, der Pflicht, der Vernunft gemäß zu handeln. Dieses Bewußtsein aber ist mit dem Bewußtsein der Freiheit aufs innigste verbunden. Die Freiheit besteht darin, daß der Mensch Herr seiner Handlungen ist. Die vernünftige Seele allein soll ihn bestimmen und beherrschen, denn nur sie ist unabhängig, und sie kann, was sie will, weil sie nur Das will, was ihrer Natur gemäß ist, nämlich das Wahre und Gute. Es gibt kein wahrhaftes Gut, als die Tugend, — kein wirkliches Uebel, als die Sünde."

Um zu diesem höchsten Gut zu gelangen, muß der Mensch stets an sich selbst bilden. „Die Dauer des menschlichen Lebens ist einen Augenblick; das Wesen immer im Flusse; die Empfindung dunkel; das körperliche Gebäude der Fäulniß unterworfen; das Schicksal unerforschlich; der Ruf ein unüberlegter Schall; mit Einem Worte: Alles, was den Körper angeht, ist ein Traum, ein Rauch, das Leben ein immerwährender Krieg und die Wanderung eines Fremdlings. Was kann ihn denn leiten? Eins allein. Die Philosophie. Es gibt nichts Elenderes, als einen Menschen, der Alles wie im Kreise durchwandert, gleichsam das Eingeweide der Erde zu durchforschen und, was in den Gemächern seiner Nebenmenschen vorgeht, zu erspähen sucht, ohne zu begreifen, daß es für ihn zureiche, mit dem Gotte in ihm umzugehen und demselben würdig zu dienen. Dieser Gottesdienst aber besteht darin, daß man sich rein erhält von Leidenschaften, Eitelkeit und Widerwillen gegen die Führung der Gottheit und die Handlungen der Menschen. In jeder Morgenstunde sage Dir vorher: Ich werde mit neugierigen, undankbaren, unbescheidenen, listigen, neidischen Menschen zusammentreffen. Alle diese Fehler entstehen aber aus Unkunde des Guten und Bösen. Ich jedoch kenne die Natur des Guten, daß es schön, die Natur des Bösen, daß es häßlich ist. Ich kenne die Natur des Fehlenden, daß sie mit der meinigen verwandt, nicht nur desselben Blutes und Samens, sondern auch derselben Vernunft und desselben göttlichen Funkens theilhaftig ist. Auch kann ich von Keinem Nachtheil leiden; denn Keiner kann mich etwas Entehrendem preisgeben. Eben so wenig kann ich Groll und Feindschaft gegen meinen Mitbruder hegen."

„All Dein Thun und Denken sei so beschaffen, als sei es möglich, daß Du in dem Augenblicke das Leben verlassen solltest. Thue Nichts mit Widerwillen, Nichts ohne Rücksicht auf das allgemeine Wohl, Nichts ohne Ueberlegung, Nichts auf Antrieb der Leidenschaft. Bilde Deine Urtheilskraft sorgfältig aus; denn auf dieser beruht es vorzüglich, daß der herrschende Geist von keiner Vorstellung eingenommen werde, die der Natur oder der Einrichtung eines vernünftigen Wesens widerspräche. Befleißige Dich der doppelten Fertigkeit: ein Mal nur Das zu thun, was die königliche, gesetzgebende Vernunft mit Rücksicht auf Menschenwohl gebietet; dann, Deine Meinung zu läutern, sobald sie Jemand berichtigt. Wer die gesellige Ordnung flieht, ist ein Ueberläufer; wer sein Geistesauge verschließt, ein Blinder; wer eines Anderen bedarf, ein Bettler; wer die Ordnung der gemeinschaftlichen Natur verläßt, ein Abtrünniger; wer von der Vernunft abtrünnig wird, ein Hochverräther. Sei wie ein Fels, an dem sich stets die Wellen brechen; er aber steht und zähmt rings um sich die Wuth der Gewässer."

„Der Beruf, den Du gewählt hast, sei Dir lieb. Begnüge Dich damit. Den übrigen Theil Deines Lebens durchwandle so, daß Du den Göttern alle Deine übrigen Angelegenheiten überlässest, Dich zu Niemandes Tyrannen aufwirfst, noch Dich zu seinem Sclaven erniedrigst." „Was uns auch immer widerfahren mag, es ist doch so gewöhnlich, so bekannt, wie die Rose im Frühlinge und die Frucht in der Erntezeit. Dahin gehören auch Krankheiten und Tod, Verleumdung und Nachstellung, und was sonst den Thoren erfreut oder betrübt." „Lebe in Gemeinschaft mit der Gottheit, was dann geschieht, wenn man ihr ein Gemüth zeigt, welches mit seinem Loose zufrieden ist und gern thut, was ihrem Willen gemäß ist." „Nimmst Du an Jemandes Unverschämtheit einen Anstoß, so frage Dich selbst: Ist es auch möglich, daß es gar keine Unverschämte in der Welt gebe? Nein. — Verlange also nicht das Unmögliche! Eben Dasselbe habe in Ansehung des Listigen, Unredlichen und jedes Fehlenden im Auge! Dann wirst Du gegen jeden Einzelnen nachgiebiger sein. Auch hat es seinen Nutzen, wenn man sogleich bemerkt, welche Tugend die Natur uns in Absicht auf fremde Vergehen verliehen hat. So verlieh sie uns z. B. als Gegengift wider den Unverständigen die Sanftmuth, wider einen Anderen ein anderes Mittel. Wenn der Ungebildete als ein Ungebildeter handelt, — was ist darin so Seltsames? Siehe doch zu, ob Du Dich nicht vielmehr selbst anklagen mußt, daß Dir ein solches Verfahren so unerwartet gewesen."

„In Deinen Handlungen zeige keine Uebereilung, in Deinen Reden keine Zerstreuung, in Deinen Gedanken kein Umherschweifen, in Deinem Gemüthe überhaupt keine Erregung oder Aufwallung. Unterdrücke die Einbildung, beherrsche die Leidenschaft, dämpfe die Begierden; die höhere Vernunftkraft beherrsche Dich selbst. Es harmonire nicht nur Dein Odem mit der Dich umgebenden Luft, sondern auch Dein Sinn mit dem Alles umgebenden Vernunftwesen. Denn die Vernunftkraft strömt eben sowohl nach allen Seiten aus und durchdringt auf eine ähnliche Weise Jeden, der sie an sich zu ziehen vermag, als die Luft Denjenigen, der sie einhauchen kann. Auf, erforsche Deine eigene Seele, die Seele des Weltganzen und die Seele Deines Nächsten. Deine eigene, um ihr Sinn für Gerechtigkeit einzuflößen. Die Seele des Weltganzen, um Dich zu erinnern, wovon Du ein Theil bist. Die Seele des Nächsten, um zu erkennen, ob sie unwissentlich oder wissentlich Etwas gethan, und um zu überlegen, daß sie Dir verwandt sei. Alles, was Du durch Umwege zu erlangen wünschest, kannst Du schon jetzt haben, wenn Du Dich selbst nicht beneidest, d. h. wenn Du auf alles Vergangene nicht achtest, das Zukünftige der Vorsehung überlässest und nur das Gegenwärtige allein den Forderungen der Frömmigkeit und Gerechtigkeit gemäß einrichtest: der Frömmigkeit, um das Dir zugetheilte Loos zu lieben (denn gerade Das bestimmte die Natur für Dich und Dich für Das), — der Gerechtigkeit, um freimüthig und ohne Umschweife immer die Wahrheit zu reden und Deine Handlungen dem Gesetze und dem verhältnißmäßigen Werthe der Dinge gemäß zu bestimmen.“ —

C.

Das Volk Israel.

Die theokratische Erziehung.

Das Volk Israel.
Die theokratische Erziehung.

30.

Die Semiten. Die Israeliten und ihre Erziehung.

Das Gebiet **der Semiten** erstreckt sich von der Halbinsel des Sinai und dem rothen Meere bis zum Hochlande von Iran und dem persischen Meerbusen, und von den armenischen Bergen und den Küsten des Mittelmeeres südwärts bis zu den Gestaden des indischen Oceans. Die Verschiedenheit des Klimas, der Bodenformation ꝛc. in diesem weiten Lande und die Nüancen in den leiblichen und geistigen Anlagen der dasselbe bewohnenden Menschen rief die Trennung der Semiten in verschiedene Völker, die Spaltung ihrer Sprache in verschiedene Dialecte, die Gegensätze in ihrem ganzen Geistesleben hervor. Aber trotz aller Verschiedenartigkeit in Sprache, Charakter, Sitte und Lebensweise der einzelnen semitischen Volkszweige, haben doch alle eine nicht geringe Familienähnlichkeit, die sich in der Einförmigkeit und Armuth ihrer Sprachen, in dem einfachen Neben- und Nacheinander der Satzordnung ꝛc., — in dem angebornen Mangel am philosophischen Denken, — in der geringen Anlage zu wahrhaft ästhetischen Kunstschöpfungen und zu plastischen Gestaltungen, — in der Unfähigkeit, ein politisch freies Staatsleben zu entwickeln, zeigt. Es gründen diese Eigenthümlichkeiten in der stark ausgesprochenen Subjectivität, in der Tiefe der Gemüthsinnerlichkeit, die das Centrum des semitischen Geisteslebens bildet, in dem zähen, thatkräftigen Muthe und im praktischen Unternehmungsgeiste, sowie im Egoismus, in der Intoleranz und in dem bis zum

Fanatismus gesteigerten Glauben an ausschließliche Berechtigung. Es treten im semitischen Volksgeiste zwei entgegengesetzte Elemente hervor: ein unbändiger Trieb der Selbsterhaltung, der durch einen scharfen, durchdringenden, den eigenen Vortheil schlau erwägenden Weltverstand und durch ein entschieden mechanisches und praktisches Talent unterstützt wird; und dann tiefste Innerlichkeit und träumerische Gemüthsfülle, die oft in höchste Begeisterung aufflammt und die der Grund geworden ist, daß aus dem semitischen Völkerzweige die drei Religionen des geistigen Monotheismus, die hebräische, christliche und muhamedanische, hervorgegangen sind.

Zu dem semitischen Volksstamme gehört zuerst die Menschengruppe, welche **das Thal des Euphrat und Tigris** bewohnt, das sich von den Bergreihen Armeniens, wo beide Flüsse entspringen, allmählich bis zu der Tiefebene abstuft, die sich zwischen der Vereinigung derselben und ihrer Mündung in den persischen Meerbusen in unabsehbarer Weite ausbreitet. Das ist das Land, dessen große und schöne Datteln Xenophon preist, von dessen Palmenbäumen und Getreide, „das zwei hundertfältige Frucht bringt", Herodot erzählt, das aber jetzt unter der rohen Türkenherrschaft „zu einem weiten Raubfelde" geworden ist. Die Paläste und Tempel, die Prachtbauten der alten Zeit — sagt Ritter — sind alle in Schutt und Graus zerfallen, statt der hängenden Lustgärten und der blühenden Paradiese bedecken graue Rohrwälder die sumpfigen Uferstellen, und eben da, wo einst die Gefangenen von Israel in der geschäftigen Herrscherstadt über das gefallene Jerusalem ihre Klagelieder singen mußten und ihre Harfen schlugen, da sind nur noch die unvergänglichen einzelnen Weiden hier und da stehen geblieben, in deren Einöde aber weder ein Trauerlied noch eine Freudenstimme tönt.

Einst stürmten in diesem Lande kriegerische Stämme einher, die kühne Führer oder Könige vereinigten und so unter ihre Gewalt brachten, daß sie vor dem Volke als Söhne der Sonne und des Mondes auftraten und auf göttliche Verehrung Anspruch machten. Doch brachten diese Könige auch das Volk zu einer hohen Blüthe der Cultur und zu Reichthum mit Kunstsinn und Gewerbthätigkeit verbunden. Das Land ward mit Dämmen und Gräben, mit Deichen und Kanälen durchschnitten. Eine Stadt — die stolze Babel — ward erbaut, die, wie Aristoteles sagt, eher den Umfang eines Staates als einer Stadt hatte, deren Umfang nach Herodot 480 Stadien oder 12 Meilen betrug, und die von einem tiefen Graben und einer 50 Ellen breiten und 200 Ellen hohen Mauer umgeben war. Der Kunstfleiß und die Fertigkeit der

Babylonier in Bereitung seiner Webereien aus Wolle und Baumwolle, prächtiger Fußdecken und werthvoller Gewänder, ihre Geschicklichkeit im Steinschneiden, in Bereitung wohlriechender Wasser und Salben ꝛc. ward im ganzen Alterthum gepriesen. Im lebhaften Verkehr nach allen Richtungen zu Land und zu Wasser führten sie ihre Erzeugnisse in die fernsten Länder, indeß sie vom Indusgebiete Gold, Elfenbein und edle Steine bezogen, auf dem Euphrat den Palmwein holten und auf ihren Handelsstraßen die Erzeugnisse des Westens ꝛc. eintauschten. In ihrer Religion schauten sie die Ordnung des natürlichen Lebens als die göttliche Ordnung an und zwar nach den beiden entgegengesetzten Seiten, — als die Entfaltung des Lebens, als Leben gebende, zeugende, und als Leben zerstörende Macht, womit zugleich der Geschlechtsdualismus, das schaffende männliche und das empfangende weibliche Princip parallelisirt und verbunden war. In Sonne, Mond und Sternen waren diese Mächte personificirt, und Bal oder Bel, die Sonne und der Gründer der Stadt und des Staates, das oberste männliche Princip in der Natur, sowie Mylitta, die Mondgöttin, das weibliche Naturprincip, das Symbol der gebärenden Naturkraft, wurden die obersten Gottheiten, deren Cultus eine Priesterkaste, die im alleinigen Besitz der höheren Bildung seienden Chaldäer, leiteten. Dieser Cultus trat einerseits als Vernichtung des Lebens, als Entmannung der Priester ꝛc., andrerseits als enthusiastischer Freudentaumel, besonders als göttlich geheiligter Dienst der Wollust auf. In der religiösen Grundanschauung der Babylonier gründet auch die chaldäische Sternkunde, die durch die erbliche Priesterkaste ausgeübt ward, um durch verständige Berechnung der regelmäßigen wie der außerordentlichen Erscheinungen des Naturlebens das praktische Leben zu ordnen und durch Erforschung der in den Gestirnen angeschauten allgemeinen Schicksalsordnung der religiösen Gesinnung des Subjects einen festen Halt zu geben.

Wie die Religion selbst die Ueppigkeit heiligte, so entfaltete auch die Lebensweise höchsten Luxus und raffinirtes Wohlleben. Die Babylonier trugen ein dreifaches Gewand, salbten den ganzen Leib mit Myrrhen, führten Siegelringe und künstlich geschnitzte Stäbe und durchbreiteten ihre Häuser mit künstlich gewobenen Teppichen. Die Könige und Großen hielten Harems mit zahllosen Sclavinnen. Die Töchter wurden auf öffentlichem Markte feilgeboten und an den Meistbietenden verkauft, um mit dem dafür gelösten Gelde die Häßlichen auszustatten d. h. Männer von niederem Stande für Diejenigen zu kaufen, gegen welche die Natur weniger freigebig gewesen war.



Wo das weibliche Geschlecht so gering gehalten wird, kann das häusliche Leben und damit die eigentliche Erziehung nur auf einer geringen Stufe der Entwicklung stehen. Die Kinder wurden wenig geachtet und auf leichtfertige Weise den Göttern geopfert. Dem Volke im Allgemeinen fehlte die höhere Bildung, und die ganze Erziehung desselben bestand in der Erlernung einer Beschäftigung. Die Chaldäer hingegen hatten eigene Priesterschulen zur Erlernung der heiligen Wissenschaften, Sprache, Gesetze, Schrift in Babylon, Borsippa, Orchoe rc., denn die Chaldäer waren die Schöpfer der Astronomie und Astrologie, die Kenner und Erklärer der heiligen Bücher, die wahrscheinlich in Keilschrift verfaßt waren, und die Entdecker der zum täglichen Verkehr angewandten Buchstabenschrift. Von Diodor wird berichtet, daß das Leben der chaldäischen Priester ganz dem Gottesdienste geweihet und ihre Würde erblich gewesen sei. Von früh auf sei der Sohn vom Vater unterrichtet. Dieser habe eifrig dem Lernen obgelegen, und da die Lehre auf bestimmte Gegenstände beschränkt gewesen sei, so hätte er es weit in der Kenntniß derselben gebracht. So seien die Babylonier in der Himmelskunde allen übrigen weit voraus, und aus der langen Beobachtung der Gestirne und der genauen Kenntniß der Bewegungen und Wirkungen derselben hätten sie es vermocht, den Staaten und den Königen, den Völkern und den Einzelnen die Zukunft vorherzusagen und zuweilen auf eine so zutreffende Weise, daß dies menschliche Kraft zu übersteigen geschienen. —

Nördlich von Babylon zwischen dem Tigris und dem Hochlande lag **Assyrien** mit seiner an grandiosem Umfange Babylon ähnlichen Hauptstadt Ninive, der Stadt, die, wie der Prophet Jonas sagt, drei Tagereisen lang war, in welcher mehr denn 12 Myriaden Menschen wohnten, die nicht zu unterscheiden wußten zwischen Rechts und Links, die aber kriegerischer Natur waren, einen waffen- und kunstgeübten Arm hatten und dadurch das erste erobernde Volk in Vorderasien wurden. Die Bildwerke auf den Alabasterplatten von Ninive erzählen jetzt noch von der einstmaligen Größe der Niniviten, — von dem Militärdespotismus, in dem sie lebten, — von der göttlichen Größe des Herrschers, so daß Alles, was er that, den Charakter einer wichtigen Staatshandlung an sich trug, mochte er opfern oder beten, jagen oder sich im Kreise von Günstlingen und Eunuchen ergötzen, — daß die Kunstfertigkeit auf einer hohen Stufe stand, — daß der Sterndienst der Babylonier auch ihre Religion war — und daß in Ninive Ueppigkeit und Wohlleben mit kriegerischem Handeln gepaart war. Die Assyrer trugen bunte Kleider von feiner Weberei, reich an eingewirkten

Stickereien und Figuren; in den Ohren hatten sie kostbare Ringe; an Armen und Handgelenken Spangen. Sie waren, wie Ezechiel sagt, gekleidet in blauen Purpur, Landpfleger und Statthalter, liebliche Jünglinge sie alle, Reisige, reitend auf Rossen. Die Paläste trugen an den Wänden Bildwerke und waren mit reichverziertem Hausgeräth, mit Tischen, Stühlen, gepolsterten Sesseln, Ruhelagern ꝛc. versehen. Vasen, Becher, Trinkgefäße waren von zierlicher Form und mit Figuren geschmückt, denn in allen Künsten und Gewerken, die eine geschickte Hand und Sinn für Ebenmaß und Zierlichkeit erfordern, waren die Assyrer geübt. Ein Priesterstand, gleich dem medischen der Stand der „Magier“ genannt, stand an der Spitze des Religionswesens, war aber der despotischen Gewalt des Herrschers, der die Stelle des Oberpriesters bekleidete, unterworfen. —

Westlich vom Stromgebiet des Euphrat und Tigris zieht sich von Norden nach Süden **das syrische Land**, welches in der Geschichte der Menschheit die höchste Stelle einnimmt. **Syrien** im engeren Sinne war das Durchgangsland der vorderasiatischen Völker- und Heereszüge von der Ostwelt zur Westwelt. Zum welthistorischen Culturlande aber ward es durch den schmalen Küstenstrich Phönikien und durch das Hügelland im Süden des Libanon, Palästina.

Der schmale Küstenstrich zwischen dem Mittelmeer und dem Libanon, ungefähr 25—28 Meilen lang und drei Meilen breit, umfaßte niemals einen einzigen Staat, sondern stets nur eine Anzahl einzelner Städte mit ihren Stadtgebieten, die, unabhängig von einander, allein zu den gemeinschaftlichen Angelegenheiten eine Einheit bildeten. **Die Phöniker** waren das berühmteste See- und Landhandel treibende, also die anderen Volksindividualitäten anerkennende und sie vermittelnde Volk, das zugleich durch seinen Gewerbfleiß und seine Erfindungen, durch seine Gießkunst, Goldschlägerei, Weberei und Stickerei, durch seine Bildwerke und Ornamente, durch die Erfindung des Glases, durch die Entdeckung des Purpurs, durch die Entwicklung der Zahlen- und Buchstabenkunst berühmt ist. Die Grundlage ihrer Religion war Sabäismus oder Gestirndienst und ihr Hauptgott Baal, der auch als Feuergott, Moloch, verehrt ward, und dem bei großen Unfällen Menschen, besonders Kinder in die ehernen, glühend gemachten Arme gelegt wurden, ohne daß die anwesende Mutter ihren Schmerz laut werden lassen durfte, indeß der Cultus der weiblichen Gottheit Aschera, welche die gebärende Naturkraft repräsentirte, in unzüchtiger Wollust und lasciver Ausschweifung gipfelte. Bei ihren Seeräubereien führten sie schöne Mädchen und Knaben mit sich fort, die sie, wenn sie nicht von den Aeltern um hohen Preis los-

gekauft wurden, auf den Märkten theuer verkauften. Beides, der Raub und Verkauf von Menschen, sowie das Opfern ihrer Kinder, läßt auf die niedere moralische Bildung der Phöniker und damit auf die geringe moralische Erziehung ihrer Kinder schließen. Um so mehr aber geschah in Phönikien für die intellectuelle Erziehung — natürlich auch hier nur, wie es bei einem Handelsvolke, das die häusliche und Familientugend, wie die Moralität und höhere Vaterlandsliebe vernachlässigt, nicht anders zu erwarten ist, nur für die Erziehung zum Nützlichen und Gewinnbringenden, für den Unterricht in Handel und Schifffahrt. Es gab in Phönikien einen gelehrten Stand, und daß es den Phönikern auch nicht an polytechnischen Schulanstalten gefehlt haben kann, davon zeugt der glückliche Erfolg, mit dem sie Handel trieben, und zwar um so mehr, als dadurch die Nothwendigkeit gegeben war, daß sie die Sitte und Sprachen derjenigen Völker, mit welchen sie verkehrten, kennen lernen mußten. Handel war Leben der Phöniker; Gewinn das Ziel ihres Strebens; der Verkehr mit der Welt ihre Seele. Sie waren vollkommne Weltmenschen, — Kaufleute, deren Geistesgrundlage Verstand und Schlauheit, Mißtrauen und Schweigsamkeit ist. — Auf gleicher Stufe der Bildung stand **Karthago**, die Kolonie der Phöniker. Auch hier tritt uns ein Volk von Geistesbildung, von kräftigem Emporstreben und von Wohlhabenheit entgegen, das seinen Kindern die möglichste Bildung für das gesellschaftliche und technische Leben geben mußte, dem aber jede tiefere sittliche Grundlage fehlte. Guevara berichtet nach Bötticher, jedoch aus unbekannter Quelle, daß die Söhne, vorzüglich die der Vornehmen vom 3. bis zum 12. Jahre im Tempel erzogen wurden, vom 12. bis zum 20. Handwerke und Künste lernten, vom 20. bis zum 25. die militärische Bildung erhielten und erst im dreißigsten sich verheirathen durften, sowie auch der Jungfrau vor dem 25. Jahre die Verheirathung nicht gestattet war. — —

Die Semiten zu Babylonien, Assyrien und Phönikien, so riesenhaft sie auch in der Urgeschichte der Menschheit emportauchen, nehmen doch nur dadurch eine Stufe in der Fortentwicklung der Menschheit ein, daß sie, namentlich die Phöniker, die alte Welt in lebendigen Verkehr bringen. Sie waren nur die großen Handlanger im Aufbau der Geschichte, die von den wahrhaft die Geschichte weiter bauenden Menschen verbraucht wurden: darin liegt ihre Nothwendigkeit zum Gedeihen des Ganzen. Doch fehlt ihnen das tiefere geistige, vorzüglich ethische und religiöse Leben und damit auch der Gedanke der Erziehung und also

die Geschichte derselben. Um so wunderbarer tritt aus ihnen und über sie weg

Das Volk Israel

vor, das schon durch die inselartige Lage seines Landes zwischen dem Libanon, der syrischen und arabischen Wüste und dem mittelländischen Meere von allen benachbarten Völkern abgesondert war. Rougemont weist darauf hin, daß Palästina der Mittelpunkt der bewohnten Erde in der alten Welt ist und zwar eben sowohl in Beziehung auf die räumliche Dimension, als in Bezug auf die rings von der Natur vorgezeichneten und in seiner nächsten Umgebung zusammentreffenden, großen Völkerstraßen, welche, ohne Palästina selbst oder wenigstens ohne Jerusalem und den geschichtlichen Mittelpunkt des Landes zu berühren, in allen Richtungen bis zu den entferntesten Völkern führen. Und allerdings ist Kanaan die Mitte zwischen Europa und Asien, auf der einen Seite die trennende Wüste, auf der anderen das offene Meer, über Syrien nach dem Orient, über Aegypten nach Africa und Europa zeigend, die alle durch's Mittelmeer verbunden sind — ein reich gesegnetes Terrassenland, das nicht zur Verweichlichung führt und das zum Landbau einladet, das in Wüste und Meer, in Hochgebirg und Thal die Wunder der Allmacht verkündet und doch kein träges Ruhen zuläßt, abgeschlossen zugleich und aller Welt offen. Auf diesem Boden entwickelte das eigenthümlichste aller Völker mit seiner spröden Individualität und mit seinem innerlichen, den ewigen Bedürfnissen des Geistes zugekehrten Leben eine Weltanschauung, die einerseits zwar die Nabelschnur des Orients sowie seines Landes an sich trägt, andrerseits aber weit über die orientalischen Völker, wie über Griechenland und Rom, hinausragt.

Die hebräische Religion hatte mit der heidnischen die Sinnlichkeit des Cultus gemein und den Sabäismus zur Voraussetzung. Aber sie schloß die Anschauung des lichten Sternenheeres, welches dem Semiten als Complex freundlicher und schützender Mächte erschien, in die einheitliche Anschauung einer schützenden Himmelsmacht zusammen und erweiterte den natürlichen Inhalt der semitischen Gottheiten — durch die Idee der Geistigkeit und Erhabenheit des Göttlichen über die Natur und, nach der praktischen Seite, durch die Idee der Heiligkeit des eifrigen Nationalgottes — zu einem geistig sittlichen Inhalt. Durch den Gedanken des geistigen Monotheismus, sowie durch Erreichung des Zieles, dem alle Religion zustrebt, an dem aber die hebräische Religion zum ersten Male in der Weltgeschichte anlangte: sich frei und selbstständig zu wissen in Gott — erhebt sie sich in schöpferischer Genialität

über die Religionsauschauungen der orientalischen Völker, sowie über die der Griechen und Römer, in denen insgesammt Gott und Welt, Sichtbares und Unsichtbares zusammenfallen und die deshalb auch den Menschen nicht aus der Natürlichkeit herauszuheben vermögen.

Sehet nun, daß Ich, Ich bin Er:
Und daß kein Gott ist neben mir,
Ich kann tödten und lebendig machen,
Ich kann schlagen und kann heilen,
Und ist Niemand, der aus meiner Hand errette —

durch diesen Gedanken geht Israel mit seiner Religion über die Endlichkeit und Natürlichkeit zum Ewigen, der das allgemeine Lebensgesetz alles Seins und als solcher wesentlich Einer ist, der im Gegensatz gegen die natürliche Welt als Heiliger alle sittliche Ordnung in Einen Zweck vereinigt, der seine Heiligkeit auf das wirkliche Leben anwendend als Gerechtigkeit erscheint und als in sich bestimmte Macht die Weisheit ist. Die Welt ist diesem Gotte gegenüber unselbstständig, zwar eine Manifestation Gottes, aber doch seinem unendlich über sie erhabenen Wesen unangemessen, seiner Macht unterworfen und mit all' ihrem Glanz und ihrer Herrlichkeit nur ein vorübergehender Schein. Wie herrlich sie auch sein mag — sie ist nur ein Beweis von Jehova's Macht und Größe: Himmel, Licht und Wolken, die Fittige des Windes und die Feuerflammen sind sein äußeres Gewand und seine Boten; die Pracht der Sterne läßt er am Himmel leuchten und die Brunnen in den Gründen quellen; wenn er aber sein Antlitz wegwendet, vergeht Alles und wird es zu Staub. — Wie die Welt vor diesem Gotte groß und nichtig zugleich, so weiß sich auch der Mensch vor der Anschauung des Einen, erhabenen und heiligen göttlichen Willens einestheils als ein Nichtiges, Ohnmächtiges, Vergängliches, anderntheils aber durch das freie Bezogensein auf das gegenständige Gesetz des Absoluten als ein in der göttlichen Ordnung seinem endlichen Zwecke nach gesetztes, berechtigtes und gesichertes Dasein. Das Rechte ist das Göttliche und als weltliches ist es von Gott gesetzt, sein Gesetz, dem der Mensch seine Besonderheit und Natürlichkeit zum Opfer bringen muß, wofür ihm sodann sein natürliches Sein als göttliches Geschenk zurückgegeben wird: wenn des Menschen Wille heiliger Wille und sein Thun Rechtthun ist, so muß sein äußerliches Dasein Dem entsprechen, es muß ihm wohlgehen nach seinen Werken und er muß lange leben auf Erden. Der religiöse Cultus bezieht sich auf die Verherrlichung Jehovas und auf das Glück des Volkes. Die Grundlage ist die Furcht des Herrn. Die Versöhnung des an sich nichtigen Individuums mit dem

Herrn besteht theils in dem Halten der Gebote Jehovas als seiner Gebote,, theils in der ausdrücklichen Hingabe des Einzelnen an ihn in dem äußeren und inneren Opfer.

Der Gedanke von Einem Gotte und Einer Menschheit, wodurch das Volk Israel zum einzigen Volke in der vorchristlichen Welt und zum priesterlichen Vertreter der ganzen Menschheit ward, wurde jedoch durch die Abgeschlossenheit Palästinas, durch den Gegensatz zu den heidnischen Culten der übrigen semitischen Völker und durch das überwiegende Selbstgefühl im Geiste des Israeliten zum Gedanken eines Nationalgottes und eines auserwählten Volkes eingeengt. Das Volk Israel ist das auserwählte Volk Jehovas, des geistig-sittlichen Bundesgottes, in dessen Gesetz es die Garantie seiner Erwählung und Bevorzugung vor den übrigen Völkern und Religionen hat. Es selbst ist in seinem sittlichen und politischen, religiösen und irdischen Dasein das Werk dieses Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs. Das natürliche Symbol dieses Bundesverhältnisses ist die Beschneidung als ein auf die Endlichkeit des Entstehens, die Zeugung, sich beziehender negativer Act. Durch die ausschließliche Beziehung Jehovas auf das Volk Israel nimmt dann auch der Cultus den Charakter der Nationalselbstsucht und des harten Ceremonialdienstes an. Sitten- und Ceremonialgesetze erscheinen in gleichem Range durch die beigesetzte Formel: „Gott spricht", und nur wenn der Israelit sich in die harte Knechtschaft dieser Gesetze und Ceremonien begibt, kann der Bund, den Jehova mit Abraham gemacht hat und nach dem Kanaan den Israeliten als Besitz zugesichert ist, bestehen bleiben. Bei dem fanatischen Festhalten an dem „auserwählten Volke" und am „Nationalgott" sieht dann auch der Israelit nicht mehr im Menschen, sondern nur im Israeliten den Nächsten. Die allgemeine Weltreligion ist zugleich nationaler Egoismus. Und zu diesem Egoismus und Knechtsdienst mußte die Religion zusammenschrumpfen, in der Gott nur transscendent, die Welt also nur Creatur, selbstlos war und in der demnach Gott und das Göttliche nur ein als von Außen kommendes Gesetz erschien, das dem freien Wollen des Menschen nicht entsprach.

Dieser Widerspruch, dem sich noch der andere zugesellt, daß „das auserwählte Volk" an der Macht der äußeren weltgeschichtlichen Verhältnisse untergeht, treibt das religiöse Bewußtsein aus seinem Particularismus und Egoismus heraus zur universellen Anschauung des göttlichen Erlösungsplanes, so daß es in seinen Leiden als Knecht Jehovas das höhere Selbst des Volksbewußtseins mit weissagender Zuversicht als ein in der Zukunft die Wahrheit aller Religionen und damit alles

Heils darstellendes schaut. Das Volk Israel ist das Volk der Weissagung, das jedoch, weil es für sich selbst am Aeußerlichen mit fanatischer Hartnäckigkeit haften bleibt, das Heil, auf das es hofft, nicht schmecken kann. Das israelitische Volk — sagt Cramer — erscheint in der Erziehungsgeschichte der Menschheit wie ein einziger, zwar vom kindlichen Gehorsam durchdrungener Sohn eines liebenden Vaters, der aber pochend auf das väterliche Erbtheil, in dessen alleinigem Besitze er sicher ruhen zu können glaubt, keine guten Früchte von sich erwarten läßt und daher hinausgeschickt wird in die Welt, um im Umgange mit anderen Menschen die angeborne Beschränktheit zu vermindern und sich eine allgemeinere und freiere Lebensansicht zu bilden, der dann, nach langem Herumirren in der Wüste des Lebens, mit gereifterem Urtheil in das gelobte Land seiner Jugend zurückkehrt, um nun nach bestimmten Gesetzen sein Dasein zu regeln, aber weil dieselben, statt Vorschriften des inneren Lebens zu sein, nur äußerliche Gesetze bleiben, bald in neue Fehler verfällt, bald durch neue edle Vorsätze auf kurze Zeit belebt wird, bis er in seinem Festhalten am Aeußerlichen, den Besitz des väterlichen Erbguts ganz verscherzt und heimathlos in fremden Ländern herumirren muß. Aber ein Wesenhaftes hat das Volk Israel für alle Zukunft in die Weltgeschichte hineingestellt: die Beziehung des ganzen Lebens auf den Einen Gott. Und durch dieses Verhältniß ist eine Tiefe und Innigkeit des religiösen Gefühls und der religiösen Erkenntniß, sowie eine Großartigkeit in der ethischen Anschauung, ein Ernst und eine Weisheit in der Erkenntniß der Würde und Bestimmung des Menschen gegeben, woran kein anderes vorchristliches Volk heranreicht. Das Bewußtsein der göttlichen Heiligkeit und der absoluten sittlichen Idee fehlte den Orientalen wie den Griechen und Römern.

Religion war bei den Hebräern die Basis des Staatslebens und die Seele des Volkslebens. Israel war ein priesterliches Königreich und ein heiliges, für Gott abgesondertes und ihm ganz und gar angehöriges, geweihtes Volk. Die Theokratie war zur Trägerin und Bewahrerin des Monotheismus bestimmt; aber auch sie ging, wie das ganze israelitische Leben über die asiatische Theokratie und zwar dadurch hinaus, daß die die Theokratie repräsentirende Priesterschaft nicht die Herrschaft einer Kaste mit unumschränkter Gewalt war: — das Gesetz steht ihr gegenüber und alle Glieder der Bundesgemeinschaft sind im Genuß gleicher Rechte. Die Festversammlungen dienten zur Erhaltung des Bewußtseins der religiösen Einheit. In allen wichtigen Angelegenheiten entschied Jehova selbst durch das Urim und Thummim, d. i. Lichter und Vollkommenheiten, vollkommnes Licht — das Orakel, durch

das der Hohepriester die unmittelbare göttliche Entscheidung einholte. — Die Gesetzgebung, die nicht nur das Staats=, sondern auch das Privatleben durchdrang, ward als unmittelbare Offenbarung Jehova's angeschaut. — Die Sprache, sonst arm, hatte für religiöse Begriffe großen Reichthum und bedeutende Gewandtheit. — In die Geschichte trat, nach israelitischer Anschauung, Gott selbst ein: er ward ihr mitwirkender Factor, verleiblichte und entfaltete sich in ihr. Der Israelit sah deshalb die Geschichte nach ihrem überirdischen Ausgangspunkte, nach der in ihr zu Tage tretenden speziellen göttlichen Offenbarungsthätigkeit und nach ihrem jenseitigen Zwecke und Ziele an. — Die Poesie der Israeliten, durchaus originell und aus dem innersten Geistesleben geschöpft, centrirte wesentlich in dem Abhängigkeitsgefühl des Menschen von Gott und war demnach (— dadurch unterscheidet sie sich von aller heidnischen Dichtkunst, in der sich Alles auf physische Verhältnisse bezieht —) rein geistig und ethisch. Die Entwicklung der Poesie war aufs Innigste mit der Entwicklung der Theokratie verbunden: sie war der den Offenbarungen Gottes entsprechende Wiederhall der gläubigen Gemeinde. Auf solchem Boden konnte aber weder epische noch dramatische, konnte nur die lyrische Poesie emporsprossen. Das Epos fordert eine nach Thaten drängende und thatvolle Urgeschichte des Volkes: die Helden des alten Bundes aber sind arm an Thaten, reich nur im Glauben, im Gehorsam und in der Demuth. Eben so fehlen dem Volke Israel die Bedingungen und Anlässe zur Entstehung des Dramas, weil dieses einerseits das Epos und die Bedingungen zu dessen Existenz voraussetzt, andrerseits aber eine freie, persönliche Sittlichkeit verlangt, in welcher der Mensch seine That ist, indeß der Mensch im Hebraismus, für sich und aus sich Nichts, Alles äußerlich von Gott empfängt. Die hebräische Dichtung konnte ihren Anlaß und ihren Antrieb, wie ihren Stoff und Gegenstand nur aus der Beziehung des Menschen zu Gott, aus der Welt der Offenbarung empfangen, und indem sich der Dichter in sie versenkte, konnte er nur die auf sein Herz und Gemüth gemachten Eindrücke in lyrischer Form aussprechen, und zwar entweder in der reinen Form des Liedes, oder in der Form der Begeisterung, in welcher der Dichter von einer Idee fortgetragen wird — Hymnus und Ode, — oder endlich in der Form der Unterweisung, zur Förderung religiöser Erkenntniß und sittlichen Wandels — Didaktik. Auf diesen Feldern aber haben die Israeliten Großes und Herrliches geleistet, mag man die liebliche Idylle, das Buch „Ruth", betrachten, in der ein Bild der häuslichen und gesellschaftlichen Tugenden abgemalt wird, — mag man den Triumphtönen der reinen sittlichen

Liebe, die mit der Treue Eins ist, im „Lied der Lieder" lauschen, — mag man mit den „Psalmen" in alle Tiefen und Höhen des religiösen Gefühls einsteigen, — mag man in den 500 Sentenzen und Gnomen der „Sprüche" den aus göttlicher Seelenkunde geschöpften Wahrheiten nachsinnen, — oder mag man endlich mit dem Buche „Hiob" der Lösung des höchsten philosophischen Problems nachhängen, der Beantwortung der Frage, wie sich das Leiden des Frommen zur göttlichen Gerechtigkeit verhalte, die hier tiefsinnig und schärfer, als die sonstige allgemeine israelitische Weltanschauung, (welche mit dem Gehorsam gegen das Gesetz äußeres Glück, mit Ungehorsam Unglück als nothwendiges Gefolge verknüpfte) durch den Gedanken gelöst wird, daß das Uebel im Wesen der Welt selbst begründet ist und erst dann zu einem wahren Uebel wird, wenn es sich auf das Bewußtsein eigener Schuld gründet, weshalb der Mensch beim Anschauen fremder Leiden nie engherzig verdammen, beim Ertragen eigener aber im Vertrauen auf Gott ausharren und die unerforschliche Weisheit Gottes wie in den Wundern der Natur, so in der sittlichen Welt anerkennen soll.

An die Poesie knüpfte sich beim Hebräer unmittelbar die Musik an. Das griechische wie hebräische Wort, welches die Liedersammlung des Psalmenbuches bedeutet, ist zugleich das Wort für „Saitenspiel" und heißt „Lied zum Saitenspiel gesungen." Harmonie war unbekannt und Noten fehlten. Dagegen gab es Tactveränderungen und Wiederholungen der Melodie um einige Töne höher, was das in den Psalmen vorkommende „Sela" anzudeuten scheint. „Alamoth", „Scheminith" rc. scheinen als Kunstausdrücke auf Melodien und Tonarten hinzudeuten. Man liebte vorzüglich eine rauschende Musik. Als Instrumente gebrauchte man die Becken oder Castagnetten, die Schellen, die Pfeife, die Flöte, die Trompete, das Horn und die zehnsaitige und zwölfsaitige Harfe rc. Die Musik war mit der Religion aufs Engste verflochten, und David verordnete, daß ein Theil der Leviten beim Gottesdienst, bei feierlichen Opferhandlungen und an festlichen Tagen Instrumental- und Vocalmusik vortragen sollte, zu welcher letzteren die Kinder der Leviten für die Discantstimmen hinzugezogen wurden.

Auch die Philosophie und die später auftretende Gelehrsamkeit standen ausschließlich im Dienste der Religion. Die Furcht vor Jehova war sowohl der Anfang der Weisheit als die Weisheit selbst, und das philosophische Denken ging deshalb nicht auf Erforschung der Urgesetze alles Erkennens und Denkens und war nicht ein speculatives und metaphysisches, sondern durch und durch ethische, praktische, sich auf das Leben beziehende Weisheit. Es war die hebräische Weis-

heit Erkenntniß Gottes und seines Willens, aus einem ihm geheiligten und geweihten Leben entspringend und zur Einigung des menschlichen Willens mit dem göttlichen hinführend, indem alles entgegengesetzte Streben unter die Herrschaft des göttlichen Willens gebeugt ward. —

Wie das ganze Leben religiös und durch religiöse Gebote geregelt, so war auch die Erziehung im Volke Israel eine streng religiöse. Das Gesetz war der Zaun, der Zaum und der Zuchtmeister für das Volk: welch' anderes Erziehmittel sollte für die Kinder angeordnet werden, als das Gesetz? — Durch das geoffenbarte Gesetz erzog Jehova sein Volk: durch das Gesetz auch erzog der Vater sein Kind, indem er ihm dasselbe und damit unbedingten Gehorsam, Ehrfurcht und freudige Dahingabe an Jehova einprägte und es oft daran erinnerte; indem er aber vor Allem selbst mit der übrigen Familie das Gesetz vorlebte. — Das Kind war ein heiliges Geschenk Gottes: darin fanden die Aeltern die heilige Verpflichtung, das Kind zu Gott hin zu erziehen. Der Vater hatte dabei in seiner Familie nichts anderes zu thun, als was Jehova in und mit seinem Volke that. Er war der Priester des Hauses und stand im Namen Gottes in der Familie, züchtigte, wie Gott, mit Strafen, um den Abgewichenen auf den rechten Weg zu leiten und fügte, wie Gott, den Züchtigungen und der Strenge die väterliche Liebe und Milde zu. „Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang" — war der Grundsatz der Erziehung, die wesentlich eine häusliche war und damit das allein wahrhafte Fundament einer sittlichen Erziehung ergriffen hatte, indeß sie wiederum durch ihre Abgeschlossenheit eigensüchtig machte, den Sinn für das Allgemeine unterdrückte und dahin führte, daß die Israeliten mehr gute Hausväter, als gute Bürger waren.

Weil die Erziehung eine häusliche war und weil sich im Hause das Verhältniß Jehovas zu seinem Volke wiederholte; war auch die Achtung gegen die Aeltern sehr groß. „Du sollst Deinen Vater, und Deine Mutter ehren, wie Dir der Herr Dein Gott geboten hat, auf daß Du lange lebest auf Erden und daß Dir's wohlgehe im Lande, das Dir der Herr, Dein Gott, gibt:" — diese Lehre ward den Kindern schon früh eingeprägt. Die Aeltern standen dem Kinde an Gottes Statt, und die Frömmigkeit gegen sie floß mit der Frömmigkeit und Ehrfurcht gegen Gott zusammen. „Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet der Mutter zu gehorchen, das sollen die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen." Wer einen Fluch gegen Vater oder Mutter ausstieß, über den ward öffentlich der Fluch ausgestoßen und die Todesstrafe verfügt; die Todesstrafe traf auch Den,

der Vater oder Mutter schlug. — Diese Achtung und Ehrfurcht vor den Aeltern ward auf das Verhalten des jüngeren gegen das ältere Geschlecht übertragen: bei den Großvätern ist Weisheit, sagt Hiob, und bei den Alten Verstand. Mit der Vorschrift, die Aeltern zu ehren, war deshalb die andere verbunden: „Vor einem grauen Haupte sollst Du aufstehen und die Alten ehren."

Die Kinderzucht war im Volke Israel — analog dem Verhältnisse des Israeliten zu Jehova, dessen Basis die Furcht war — auf Furcht gegründet, und Stock und Ruthe fehlten ihr nicht. Die älterliche Autorität scheint bis zur Verheirathung der Kinder gewährt zu haben. Den Gatten konnte der Vater nicht nur der Tochter, sondern unter gewissen Beschränkungen auch dem Sohne die Gattin bestimmen. Die Töchter konnten verkauft werden, aber nur an Israeliten und nur aus Armuth. Das Weib war an sich frei; obschon die Freiheit wieder durch viele orientalische Anschauungen zersplittert ward. Die gewöhnliche Weise, eine Frau in die Ehe zu nehmen, war Kauf: das Mädchen wurde also, vom Vater wenigstens, als Sache betrachtet. Selbst im Verhältniß zu Jehova konnte sich das Weib noch nicht selbstständig und mit eigener Verantwortlichkeit bewegen: es stand der Tochter im Hause ihres Vaters zwar frei, Gelübde zu übernehmen, diese waren aber nur gültig, wenn der Vater dazu schwieg und sie dadurch bekräftigte; auch den Gelübden der Ehefrau konnte der Mann die Verbindlichkeit entziehen, ohne daß ihrer Seele daraus Schaden entstehen sollte. Die Polygamie war gesetzlich erlaubt, obschon sie seit der Zeit der Patriarchen ein veralteter Gebrauch und dadurch gerichtet ward, daß der Hohepriester sich nur mit einer Frau verheirathen durfte: in Wahrheit herrschte die Monogamie. Der Entschluß zum ehelichen Verhältniß ging vom Manne aus; das Weib wurde für den Anfang als willenlos betrachtet. So konnte auch der Herr ohne Weiteres seine Magd zur Frau nehmen, oder sie seinem Sohne geben. Die Einwilligung der Frau zum Verband der Ehe wurde nicht verlangt. Die Ehe war geschlossen, wenn nach der Festsetzung des Contractes, den die Aeltern der Brautleute verabredeten, das Hochzeitsmahl gegeben und die Braut von ihrem Vater oder von Verwandten in das Schlafgemach des Bräutigams geführt war. Die einzige Forderung, die beim Anfange der Ehe an die Braut gemacht wurde, war, daß sie beim ersten Beischlafe als Jungfrau erfunden ward: — fanden sich die blutigen Zeichen dieser Forderung nicht, so wurde sie vor die Thür des väterlichen Hauses geführt, das sie nicht als Jungfrau verlassen hatte, und dort gesteinigt. Ferner zeigte sich die Abhängigkeit des Weibes innerhalb der Ehe darin, daß sie

der Mann, sobald er etwas Mißfälliges (— und es stand in seinem Belieben, was er für „Mißfällig" ansehen wollte, —) an ihr fand, entlassen konnte: er gab ihr dann den Scheidebrief und sie verließ sein Haus; die Frau hingegen hatte gar kein Recht, auf Ehescheidung anzutragen. Und endlich erhellt die Bedeutung der Frau am Deutlichsten aus den Gesetzen über den Ehebruch. Ein Ehebruch geschieht nur dann, wann sich die Frau mit einem Anderen außer ihrem Manne fleischlich vermischt. Der Mann hingegen kann die Ehe mit seiner eigenen Frau gar nicht brechen: durch seinen Beischlaf mit einer Anderen wird die Ehe nicht gebrochen. Und doch eignet dem Weibe ein wesentliches Moment einer freien Person: die Keuschheit ist ihr überantwortet und damit eine bedeutende Zurechnungsfähigkeit. Auch hebt der religiöse Sinn das hebräische Weib hoch, und die „Sprüche" skizziren die tugendhafte hebräische Hausfrau, wenn sie sagen: „Ein wackres Weib, wer findet es? über Perlen geht ihr Werth. Ihr vertraut das Herz ihres Mannes, und an Beute fehlt es ihm nicht. Sie thut ihm Gutes und nichts Böses alle Tage ihres Lebens. Sie suchet Wolle und Flachs, und schafft nach ihrer Hände Lust. Sie ist wie Kaufmannsschiffe: von fern her bringt sie ihre Nahrung. Sie stehet auf, wenn's noch Nacht ist, und gibt Speise ihrem Hause und das Tagewerk ihren Dirnen. Sie sinnet auf Feld und erlangt es; von ihrer Hände Frucht pflanzt sie einen Weinberg. Sie gürtet mit Kraft ihre Lenden und stärket ihre Arme. Sie schmeckt, daß gut ihr Erwerb; es erlischt nicht in der Nacht ihre Leuchte. Ihre Hand strecket sich nach dem Spinnrocken und ihre Finger fassen die Spindel. Sie breitet ihre Hand dem Armen aus und reichet ihren Arm dem Elenden. Decken macht sie sich; Byssus und Purpur ist ihr Kleid. Hemden macht sie und verkauft sie; und Gürtel gibt sie an den Kananiter. Kraft und Würde ist ihr Gewand, und sie lacht des kommenden Tages. Ihren Mund öffnet sie mit Weisheit, und der Anmuth Lehre ist auf ihrer Zunge. Sie beobachtet die Wege ihres Hauses und Brod der Trägheit ißt sie nicht." — Solche Frau, die ihr wahrhaftes Leben im Hause fand, jedoch bei den religiösen Festen auch Gelegenheit hatte, sich öffentlich zu zeigen, war von wesentlichem Einfluß auf die Erziehung ihrer Kinder und vorzüglich auf die der Töchter, denen sie um so größere Sorgfalt widmete, je mehr sie selbst zu einfacher Häuslichkeit, zu unermüdeter Thätigkeit für das Wohl der Familie, zu frommer Sitte und Gottesfurcht erzogen war. Keuschheit und sittliche Reinheit standen in so hoher Achtung, daß die Jungfrau, die sie verletzte, zu Tode gesteinigt, derjenige aber, der hierbei als falscher Ankläger erschien, mit großer Geldstrafe belegt und zugleich

hart gezüchtigt ward. Vorzüglich hoch wurden die Frauen geehrt, die viele Kinder hatten, da jedes Kind ein Bürger des Gottesstaates war, eine zahlreiche Nachkommenschaft aber zum Beweise diente, daß die Ehe zur Ehre Gottes, also von frommen und gottesfürchtigen Gatten geschlossen sei. Je mehr Kinder, um so mehr auch ist das Fortleben der Aeltern gesichert: die Aeltern leben in den Kindern fort. Darum gehen auch die Gesinnungen der Aeltern zum Segen oder zum Fluche für die Kinder auf diese über; darum tragen Kinder, die in wilder Befriedigung der Wollust erzeugt werden, zeitlebens eine wollüstige Gesinnung in sich; darum stehen die Kinder, die in einer Ehe, welche auf wahre Zuneigung und Achtung gegründet ist, erzeugt werden, ihr Lebelang von Gott gesegnet da. —

Der Unterricht erstreckte sich vornehmlich auf die Einübung des Gesetzes, auf die Geschichte der Vorzeit und auf Kenntniß der Großthaten, die Jehova an seinem Volke geübt hat. Gesang und Tanz — letzterer vorzüglich von den Frauen und Jungfrauen — mußten zur Verherrlichung Jehova's geübt werden, und damit die Kinder selbstthätigen Antheil am Gottesdienst nehmen konnten, lernten sie wahrscheinlich frühzeitig schon lesen, womit auch das Schreiben verbunden gewesen zu sein scheint. Außerdem unterwies der Vater den Sohn in seinem Handwerke (— es war Sitte, daß der Sohn das Geschäft des Vaters erlernte —) und stellte mit ihm Waffenübungen an, da jeder Israelit vom 20. Jahre ab zum Militärdienst verpflichtet war. Die Töchter lernten bei der Mutter Kochen und Backen, Verfertigung von Kleidungsstücken ꝛc. und wurden daneben im Gesang, im Spiel der Schlaginstrumente und im Tanz unterrichtet. —

Die einseitige häusliche Erziehung und der Nationalegoismus, welcher der Religion aufgeprägt war und der mit dieser Religion den Kindern eingeprägt ward, vermochte im Volke Israel nur einen ausschließenden, trotzigen Sinn zu entwickeln, der, indem er mit seinen Gedanken in die Ferne schweifte, von einem grenzenlosen Reiche träumte und auf eine überschwengliche Verherrlichung seines Volkes hoffte, mit den härtesten und engsten Banden an die gemeinste Wirklichkeit gebunden ward, und statt die allgemeine Gottheit im Geiste zu verehren und die Menschen im Dienste der Liebe zu achten, in ichsüchtiger Verblendung und hartem Ceremoniendienst erstarrte. Es ist — sagt Herder — ein Volk, das in der Erziehung verdarb, weil es nie zur Reife einer politischen Cultur auf eigenem Boden, mithin auch nicht zum wahren Gefühl der Ehre und Freiheit gelangte. „Die Zeit war noch nicht erfüllet“: darum konnte Israel die sich gesetzte ideale Aufgabe nicht erreichen. Nur den

Weg bereiten konnte es der christlichen Zeit, und zu dieser hin entwickelt es sich in seinen verschiedenen Lebensaltern.

31.

Die Erziehung in den verschiedenen Lebensaltern des Volkes Israel.

In den Patriarchen, welche die **Kindheitsgeschichte** des Volkes Israel repräsentiren, werden uns von der israelitischen Geschichte die Ideale des Volkes vorgeführt: in Abraham die feste, unerschütterliche Zuversicht und der unbedingte Gehorsam des Glaubens in ganzer Kraft und Fülle, — in Isaak die Elasticität des Glaubens im Dulden und Leiden, — in Jacob der heiße Kampf mit Fleisch und Blut und mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, — in Joseph endlich die Treue des Glaubens, die sich im stillen Dulden, wie im kräftigen Thun bewährt: — lauter rein menschliche Gemälde, die in lieblichen und treuen Schilderungen die Sitteneinfalt jener ältesten Zeit abmalen, — in deren Porträts nicht bloß die Juden, sondern auch die Muhamedaner ihre Urväter wiedererkennen, — auf deren Typen die Weltanschauung der Juden, Christen und Muhamedaner gemeinsam zurückgeht. Vor Allem tritt aus ihnen die leuchtende Gestalt des Abraham hervor, der — die älteste sittliche Persönlichkeit — „nach langen innern Kämpfen zuerst die Sclaverei und den Fluch des blutigen menschen- und kindermörderischen Molochdienstes brach, weil er Gottes unmittelbare Stimme in Gewissen und Vernunft höher achtete als alle Ueberlieferungen seiner Stammgenossen" und der „in der Beschneidung den Grundgedanken des Menschenopfers aufbewahrte, daß das Natürliche untergehen soll im Geistigen, das Endliche vom Unendlichen verzehrt werden." Von dem Sternenheer des Himmels, in dem der Sabäismus seine Gottheiten schaute, erhob er sich zu dem Gedanken an den über der Natur erhabenen Schöpfer des Himmels und der Erde, der in seiner Heiligkeit das Gute belohnt und das Böse bestraft und der durch Opfer, Gebet, Gelübde, Zehnte und Beschneidung an Altären, die vorzugsweise auf Bergen und Höhen errichtet wurden, verehrt wird, neben den aber in der Familie (— Laban hatte Hausgötter, die seine Tochter mit in Jacobs Haus nahm —) oft noch untergeordnete Götter treten und der Verehrung theilhaftig werden.

Die Cultur des Abraham und der Erzväter überhaupt war von ihrem nomadischen Leben abhängig: sie standen auf dem Standpunkte der damaligen Civilisation; — der Sinn für das Wahre und Gute

war noch nicht bis zu solcher Unerschütterlichkeit entwickelt, daß nicht noch Scenen, in denen Verheimlichungssinn und Zerstörungssinn, Berechnung und List herrschen, vorkommen sollten: Rebecka, Jacob und Esau; — die Kriegsgefangenen wurden grausam behandelt, und das Kostbarste von der Kriegsbeute ward als ein Gott schuldiges Opfer vernichtet. —

Die Organisation des Lebens ist die Familie: wie die Familie der Anfang aller Geschichte ist, so beginnt auch die Geschichte des israelitischen Volkes mit dieser Substanz alles Lebens, um in diesem Keime und Stamme zugleich die Richtung des Charakters anzudeuten, der sich in der Weiterentwicklung zum Volke auseinanderlegte. Der Höhe- und Einheitspunkt in der Familie, das Familienhaupt ist der Vater, dem über alle Familienglieder das Recht über Leben und Tod zukommt: Abraham stößt seinen Sohn Ismael aus der Familie. Das Weib nimmt eine untergeordnete Stellung ein; aber doch zeigen sich Spuren von Achtung und Liebe, die dem Weibe als Gattin gezollt, und von den persönlichen Rechten, die ihr als Hausfrau zugestanden werden: „Da riefen sie Rebecka und sprachen zu ihr: willst Du mit diesem Manne ziehen? und sie sprach: ich will ziehen"; — „Isaak nahm Rebecka und sie ward sein Weib und er liebte sie;" — „und es diente Jakob um die Rachel sieben Jahre und sie waren in seinen Augen, wie einzelne Tage, weil er sie liebte;" — „und Sara sprach zu Abraham: Treibe diese Magd aus und ihren Sohn, denn nicht soll erben der Sohn dieser Magd mit meinem Sohn, mit Isaak. Aber das Wort mißfiel Abraham sehr um seines Sohnes willen. Da sprach Gott zu Abraham: Es mißfalle Dir nicht um des Knaben und um Deiner Magd willen; Alles, was Sara Dir sagt, gehorche ihrer Stimme, denn in Isaak soll der Same genennet werden." — Die Polygamie erschien noch als etwas Natürliches und Unverfängliches. Der älteste Sohn, der den patriarchalischen Segen empfing, ward der Herr der Familie, und verflucht sollte sein, wer ihn flucht, gesegnet aber, wer ihn segnet. —

Die Erziehung der Kinder bestand in dem Vorbilde der Aeltern und in den älterlichen Ermahnungen zum treuen Festhalten an dem Einen Gott. Frömmigkeit als Familienliebe und als Gottesfurcht wurden durch das wirkliche Leben in den Geist des Kindes hineingepflanzt und damit die Wurzeln für alle künftige Erziehung des Volkes Israel gelegt. Sonst hüteten die Kinder die Heerden des Vaters, verbanden, wo es anging, mit der Viehzucht Ackerbau, oder wurden Jäger vor dem Herrn. —

Die Nomadenfamilie geht nach Aegypten, in das Land alter Cultur und geregelten Staatslebens, in die Schule, und nachdem sie gelernt und gedient hat, um frei sein zu können, wird sie von dem Schüler ägyptischer Priester- und Staatsweisheit, von Moses, zu einem Volke mit einer selbstständigen Stellung neben anderen Völkern erhoben. Der Auszug aus Aegypten ist die Entlassung des Knaben aus der Schule, in der er frei von den Naturmächten geworden ist; — die Gesetzgebung ist die Weihe des **Jünglings** für das Leben.

Moses, der den reinsten Gottesglauben und das festeste Gottvertrauen, die heißeste Volksliebe, Thatkraft und Entschlossenheit mit tiefer Menschenkenntniß und Erfahrung in allerlei Kunst und Wissenschaft vereinte, stellt das im Innersten des eigenen Gemüthes entwickelte göttliche Leben als eine feste bindende Norm seines Volkes hin. Sein Hauptzweck war die Feststellung des Glaubens an den einigen Gott, die Einführung einer diesem Gotte angemessenen Verehrungsweise und die Ueberführung der Israeliten vom Hirtenleben zum Ackerbau. Durch die Gesetzgebung ward Israel zu Jehovas Eigenthum vor allen Völkern, zum priesterlichen Königreiche und zum heiligen Volke. Der Dekalog, der kurze Inbegriff des ganzen Gesetzes, zeigt in seinem ersten Gebote den Quell aller Gesetzeserfüllung und in seinem letzten den Quell aller Gesetzesübertretung und legt auf der ersten Tafel die Pflichten gegen den einigen, geistigen und heiligen Gott, denen sich die Pflichten gegen die Aeltern, als Stellvertreter Gottes für die Kinder, anreihen, auf der zweiten die Pflichten gegen den Nächsten — Achtung vor dem leiblichen und vor dem moralischen Leben, vor dem physischen und vor dem psychischen Eigenthum — dar. Von den Fundamentalwahrheiten dieser zehn Gebote aus repräsentirt das Volk Israel der gesammten Heidenwelt gegenüber das Princip wahrer Sittlichkeit und ächter Humanität. Die sinaitische Gesetzgebung ist der Gipfelpunkt der vorchristlichen Zeit. — Von ihren Principien aus soll das ganze Leben des Volkes geregelt werden. Ehrfurcht vor dem Alter wird demnach gefordert; Milde und Gerechtigkeit gegen den Armen, gegen Witwen und Waisen eingeschärft, der Verarmung durch das Halljahr entgegengewirkt. Der einheimische Sclave soll als ein Glied des Hauses angesehen werden und nach sechsjähriger Dienstzeit ohne Lösegeld seine Freiheit wieder erlangen; der Leibeigene von fremdem Stamm wird durch Gesetze vor jeder Willkür und Härte geschützt. Die Erinnerung an die eigene Fremdlingsschaft in Aegypten soll jeden Israeliten zur Humanität gegen den Fremdling antreiben: vor Gericht hat derselbe vollkommen gleiche

Rechte mit dem Einheimischen. Selbst des Feindes soll der Israelit sich annehmen: „so Du den Ochsen deines Feindes oder seinen Esel irrend triffst, so sollst du ihm denselben zurückführen." Außerdem war die Gesetzgebung wesentlich eine agrarische. Das Paschafest, das Pfingstfest und das Laubhüttenfest hatten eine doppelte Bedeutung: sie waren einerseits Versammlungsfeste, an denen jeder erwachsene Israelit beim Heiligthum erscheinen sollte; andrerseits hatten sie eine agrarische Beziehung, weil der Ackerbau die materielle Grundlage des Volks- und Staatslebens sein sollte. Das israelitische Leben sollte sich in einfacher Familiensittlichkeit bewegen und der Einzelne in Bearbeitung der Scholle, die Jehova der Familie gegeben, seine Aufgabe, seinen Mittelpunkt in dem gemeinsamen Herrn haben. Daneben bezogen sich die Gesetze wesentlich auf Reinigungen und Speisen. Es wurden mehrere das physische Leben des Menschen betreffende Zustände als verunreinigend und daher von der Gemeinschaft des Heiligthums ausschließend betrachtet: Tod und Verwesung als Früchte der Sünde; alle Zustände, in welcher sich Aehnlichkeit mit den Zuständen am gestorbenen Leibe zeigen, wie der Aussatz; die abnormen wie normalen Functionen des geschlechtlichen Lebens wegen der Polarität, die zwischen Zeugung und Verwesung herrscht. Und weil und wie Jehova Israel von den Völkern abgesondert hat, daß es ihm ein heiliges Volk sei, so und darum soll auch Israel absondern die reinen Thiere von den unreinen: unter den Landthieren galten alle, die nicht wiederkäuen und deren Klauen nicht durchaus gespalten sind, unter den Wasserthieren alle, die nicht Floßfedern und Schuppen haben und unter den Luftthieren die Raubvögel, Insecten und fliegenden Säugethiere für unrein. — Das gesammte Gesetz hatte den Segen: „Welcher Mensch dasselbige thut, der wird dadurch leben", — und den Fluch: „Verflucht sei, wer nicht alle Worte dieses Gesetzes erfüllt, daß er danach thue." Zur Bewahrung des Gesetzes war der Stamm Levi berufen: er sollte das Volk mit dem Gesetze Jehovas bekannt machen und richterlich darnach entscheiden. Die spezielle Aufgabe der Priester war: Mittler zwischen Jehova und dem Volke zu sein, das Volk mit Gott zu versöhnen. Ihre Hauptverrichtung war neben dem Räuchern und dem Segnen das Opfern als Symbol der Versöhnung, das auf dem Gedanken ruhte, daß die Sünde aus der Lust hervorgehe, die Lust in der Seele ihren Ursprung habe und die Seele im Blute wohne: „Des Leibes Leben ist im Blute, und ich habe es auf den Altar gegeben, daß eure Seelen damit versöhnt werden, denn das Blut ist die Versöhnung für das Leben." —

Die mosaischen Gesetze kräftigten und stärkten das Volk Israel im Innern, so daß es nach außen sich bewähren und „das gelobte Land" erobern konnte, und daß es unter tapfern und patriotischen Männern, den Richtern, nach mannigfachen innern und äußern Drangsalen, die im Lande bei der Eroberung nicht gänzlich unterjochten Völkerschaften zu vernichten vermochte. Damit war es zugleich vom unsteten Nomadenleben weg zu festen Wohnsitzen gelangt und zur Höhe seines Manneslebens hinaufgestiegen, wo es einen König hatte und also „war wie alle Völker", der König es „richtete und vor ihm herzog und seine Streite stritt." Mit der politischen Einigung im Königthum erhielt das religiöse Princip des Hebraismus den realen Boden. In David gipfelte das Königthum: er hat als König und Kriegsheld die nationale Einheit des Volkes begründet und den wirklichen Staat geschaffen und organisirt; — aber in seiner Person zeigte sich bereits auch der Widerspruch, der Israel vernichtete. Nach der einen Seite war er ein asiatischer Despot, der mit Willkürherrschaft Schuld auf sich häufte und in Gefahr stand, in entnervender Sinnlichkeit unterzugehen; andrerseits war sein sanguinisches Temperament und daher sein für jeden neuen Eindruck plötzlich empfänglicher Geist (— ein Widerschein und Abbild seiner jedesmaligen Lage —) der höchsten religiösen und poetischen Begeisterung, sowie der tiefsten Reue und Bußfertigkeit nach seinen Vergehungen fähig, so daß er doch „der Mann nach dem Herzen Gottes" blieb und daß unter seiner Regierung die klassische Periode der Dichtkunst ihren Anfang nahm, oder vielmehr von seinem vielumfassenden Geiste und von seinem feinen Gefühl für Schönheit begründet ward. So war sein Volk in Eroberungen hineingerissen, obschon es eben sowenig einen erobernden als einen handeltreibenden Staat bilden durfte, da alle Institutionen auf die Abschließung des Volkes und auf seine Reinhaltung von fremden Einflüssen berechnet waren. Dieses Herausgedrängtwerden aus dem eigenen Geleise, sowie die Bekanntschaft mit fremden Ländern und der Einfluß derselben unter Salomo, den seine Pracht und seine Weisheit, die vom Morgenlande bewundert ward, nicht vor Thorheit schützte und der in seinem Harem nicht nur seinen ausländischen Weibern fremden Götzendienst gestattete, sondern selbst daran Theil nahm, — lähmten die Volkskraft. Die sonst glänzenden Unternehmungen Salomos hatten im Volke keinen Boden: die Künstler und Handwerker waren Fremdlinge, und der Handel, der durch Tyrer und Edomiter betrieben ward, sowie der damit in das Land gebrachte Luxus zogen das zum Ackerbau und zur Viehzucht geborne Volk in verderbliche Ueppigkeit hinein. Das Joch Salomo's wurde jetzt als

Geißel, Rehabeam's Gewaltthätigkeiten wurden als Scorpionen empfunden: — die zehn nördlichen Stämme rissen sich los; die Einheit des nationalen Gottesdienstes ward zerstört und damit der Weg zum Götzendienste, aber auch zum Untergange des Volkes gebahnt. Umsonst suchten die Propheten diesen Strom zu hemmen. In langem faltigen Mantel aus grobem härenen Stoff, zusammengehalten durch einen ledernen Gürtel, — so traten diese göttlichen Demagogen, wie sie Herder bezeichnet, als eben so freimüthige Redner, die den traurigen Zustand des Reiches schilderten und auf die bei innerer Zerrüttung von außen drohenden Gefahren hinwiesen, wie als eifrige Sittenprediger auf, die eine dauernde Hülfe nur in der Rückkehr zur alten Sittenreinheit und Gottesfurcht fanden und das Volk durch den Hinweis auf die Religion des Geistes zu beleben suchten, auf eine Religion, welche in der Zukunft, nach dem Untergange der Aeußerlichkeit, allgemeines Eigenthum der Völker werden sollte, wenn der Sprosse Davids das Reich des ewigen Friedens und Heils in der Menschheit aufrichten werde. Doch wohl aus dem Volke, aber nicht durch das Volk und mit ihm konnte die Zeit kommen, wo Recht und Gerechtigkeit sich küßten. Salmanassar führte Israel über den Euphrat, und Nebukadnezar riß die Mauern Jerusalems nieder. —

Die Erziehung im Jünglings- und Mannesalter des Volkes Israel lehnt sich an die Gesetzgebung an und ist mit dieser aufs Innigste verschmolzen.

Der einzelne Israelit als Glied des Volkes Gottes hatte und konnte keinen größeren Wunsch haben, als immer einen Theil dieses Ganzen zu bilden und durch seine Nachkommen in der Gesammtheit fortzuleben. Starb daher ein Israelit vor seiner Frau, ohne einen Sohn zu hinterlassen, so war es Familienpflicht, daß sein Bruder die Witwe heirathete: der Erstgeborne dieser Ehe erhielt dann den Namen des Verstorbenen, war gesetzlicher Erbe des hinterlassenen Besitzes und setzte die Familie fort.

Sobald ein Kind geboren war (— der neugeborne Knabe wurde mit viel größerer Freude begrüßt, als das Mädchen —), wurde es in Salzwasser gebadet und in Windeln gewickelt. Der Knabe wurde sodann am achten Tage beschnitten und dadurch als Bürger in den theokratischen Staat aufgenommen. Er erhielt dabei einen Namen, der oft von zufälligen Umständen abhing, oft sehr bedeutsam war, dessen appellativische Bedeutung sich meist auf Jehova und den religiösen Cultus bezog und dessen Wahl mehr von dem Vater als von der Mutter ausgegangen zu sein scheint. — Der Mutter lag die erste Sorge für den Säugling

ob. Sie stillte denselben in der Regel an ihrer eigenen Brust und zwar meist bis über das dritte Jahr hinaus. In ihrem Kreise wurde das religiöse Gefühl des Kindes geweckt und wurden ihm die Gebote eingeprägt.

Sobald der Geschlechtsunterschied hervortrat und eine Trennung der Geschlechter nothwendig ward, blieb nur noch die Tochter bei der Mutter, um bei ihr den religiösen und häuslichen Sinn zu pflegen und zu entwickeln, sowie die Wirthschaft praktisch zu erlernen und eine musische Bildung zu empfangen. Die musische Bildung ward nicht bloß von den vornehmeren, sonderen von allen Ständen erzielt: sie bestand neben dem Spiel der Handpauke oder der Kastagnetten aus Gesang und Tanz, wobei der letztere nie zum bloßen Vergnügen und nie zum Dienste der Wollust, sondern nur bei feierlichen Gelegenheiten zur Verherrlichung Jehovas geübt ward.

Der Sohn trat beim Hervortreten des Geschlechtsunterschiedes aus dem engeren häuslichen Kreise heraus und unter die spezielle Aufsicht des Vaters. Von diesem ward er zunächst im Ackerbau oder in der Viehzucht, in der Jagd oder Fischerei, auch wohl im Töpfer-, Walker-, Färber-Handwerk oder in dem eines Holz- und Eisenarbeiters unterrichtet. Ohne daß er einen geregelten gymnastischen Unterricht erhielt, ward er daneben in den Waffen, sowie in Musik und Tanz geübt. Der weitere Unterricht bezog sich vorzüglich auf die mosaische Gesetzgebung und auf Kenntniß der jüdischen Geschichte. Neben der Einprägung des Gesetzes im Großen wurden die speziellen Gesetze nach und nach eingelernt. Es wurde dem Knaben untersagt, Thiere zu mißhandeln, Vogelnester zu zerstören &c. Er wurde an Reinlichkeit und gesunde Diät gewöhnt. Er wurde betreffs der Selbstbefleckung überwacht. „Im Ganzen — sagt Schwarz — erwuchs die Jugend in der Sitte, die das Gesetz gebot; die Liebe zu dem Gesetz, zu dem ganzen Volke, zu dem einigen Gott wurde ihr schon durch Vater, Mutter und Hausgenossen eingeflößt. Der Hausvater sprach jedesmal, wenn er sich mit den Seinigen zu Tisch setzte, erst das Gebet des Segens und Dankes über Brod und Wein; vielleicht wurden auch die Gebete in den bestimmten Zeiten des Tages von dem Vater im Kreise der Seinigen gesprochen; in späterer Zeit findet sich ein eigenes Betzimmer im oberen Theile des Hauses; besonders aber waren es die öffentlichen Gebräuche und Feste, an welchen schon die Kinder Theil nahmen und durch die der religiöse Sinn in ihnen gebildet ward.“ An dem Laubhüttenfest schwenkten auch sie unter dem Hosiannagesang den Lulab d. i. den Büschel, der aus bestimmten Gewächsen bestand; an der Paschamahlzeit

durften sie gleichfalls Theil nehmen; am Sabbath mußten sie Speisen mischen. Endlich wurden sie zu den jährlichen Festreisen mitgenommen, und „das Angenehme und Festliche solcher jährlichen Caravanen, wo ganze Familien zusammen waren, Verwandte und Freunde sich wiedersahen und die Nation in ihrem Heiligthum sich zusammenfand, konnte nicht ohne großen Eindruck auf die Herzen der Kinder bleiben, der durch das ganze Leben hindurch forttönte." Diese Erziehung, die zugleich Unterricht war und das ganze Leben durchdrang, war eine nationale und eine historische: auf den Festzügen 2c. lernte der junge Israelit zugleich, was Gott vom Anfange an für sein Volk gethan hat und wie seine Auserwählten von ihm gezeugt haben. —

Eine gelehrte Bildung beginnt in einem Volke mit dem Auftreten einer Literatur und des Schriftgebrauchs. Die älteste Spur eines schriftlichen Denkmals unter den Israeliten findet sich in den zwei Gesetzestafeln der zehn Gebote: Moses führte wahrscheinlich, wie Meier bemerkt, mit der Constituirung der sittlichen Gemeinde auch die Schrift ein und ward dadurch zugleich der Begründer der hebräischen Literatur. Nachher zeichnete Samuel das Königsgesetz 1 Sam. 10, 25 schriftlich auf. Nach David und Salomo ward das Schreiben häufiger und allgemeiner, und besonders gewann unter Salomo die Geschichtsschreibung dadurch, daß am königlichen Hofe ein Historiograph angestellt ward, der alle wichtigen Ereignisse aufzeichnen mußte. Mit dem Beginn der prophetischen Literatur im 9. Jahrh. entlehnen Dichter schon Bilder von der Schrift, was einen allgemeineren Gebrauch voraussetzt: der Hirt Amos um 800 kann schreiben. Vom 7. zum 6. Jahrh. entstand Vielschreiberei, die in und nach dem babylonischen Exile zunahm, worauf dann die schriftliche Mittheilung an die Stelle des lebendigen Wortes trat.

Oeffentliche Schulen waren noch nicht vorhanden. Die höhere Bildung, welche nach und nach die Schreibkunst, die Poetik, die Heilkunde, die Anfänge der Philosophie und eine tiefer gehende Kenntniß in den Gesetzen umfaßte, wurde den Söhnen der vornehmeren Familien von einem Priester oder einem eigenen Erzieher, den Kindern der Propheten und Priester aber in den Prophetenschulen ertheilt. In den Prophetenschulen, die schon vor Samuel bestanden, aber durch ihn zu ihrer Blüthe gelangten und deren es zu Gibea, Rama, Bethel, Jericho, Gilgal gab, lebten (— weniger Knaben, selten Frauen —) die Jünglinge und heranreifenden Männer mit ihren Lehrern und wohnten oft in großer Anzahl — zuweilen mehrere Hunderte — zusammen, wie sie auch gemeinschaftliche Kost hatten. Hauptunterrichtsgegenstand war

neben Poesie und Musik Unterweisung über das Gesetz zur Erweckung und Ausbildung des ächt theokratischen Geistes, — Anleitung zum Nachdenken, zur Schriftforschung, zum Gebet, zum Lobe des Herrn, zu heiliger Gesinnung und zum heiligen Verhalten, damit die Jünger sich Sanftmuth, Demuth, Weisheit, Furchtlosigkeit, Festigkeit und himmlische Gesinnung aneigneten. Die Prophetenschulen waren Privatanstalten, erhielten aber wegen des Ansehens ihrer Vorsteher einen öffentlichen Charakter. Unter David blühten sie, wie unter ihm die Poesie und die Musik blühte. Er dichtete selbst seine erhabenen Psalmen und sang zur Harfe. Er stellte 4000 Sänger aus dem Levitenstande an. Für die Erziehung aber stand er selbst als Lehrer, als Beispiel und als Muster vor seinem Volke — durch den freudigen Glauben an Gott, an dessen Größe, Güte, Fürsorge, Versöhnlichkeit und Duldung, — durch den Trost, den er spendet, wenn das Leben lastend werden will, — durch die Belehrung, die er gibt, welchen Weg man wandeln müsse, um Dem zu gefallen, an dessen Beispiele mehr als an dem einer halben Welt liegen müsse, — durch den freudigen Genuß des Lebens, mit dem er auf Höhen und in Thälern steht und mit dem er bei dem lauten Lobgesange der Schöpfung nicht allein verstummen will, — durch sein ganzes Leben zugleich, das einerseits zeigt, wie wahre Frömmigkeit vor Ueberhebung bewahrt und thätig für die Ausbreitung der Glückseligkeit der Menschen macht, das aber andrerseits auch offenbart, wie kein Mensch vor dem Falle sicher ist und wie auch das beste Leben in einem Kampfe besteht.

Mit Salomo erlitt die jüdische Erziehung eine völlige Veränderung. Durch Einkleidung seiner Weisheit in ein morgenländisches Gewand und durch Förderung heidnischer Sitte untergrub er das innere Leben des Volkes, und schon Josaphat, König von Juda, mußte um 900 v. Chr. Leviten und Priester im Lande herumreisen lassen, um den verfallenen Gottesdienst wieder aufzurichten. Um seine Spruchweisheit aber krystallisirte sich eine Sammlung weiser Sprüche, in denen sich auch Perlen für die Erziehung finden. „Strebe nach Weisheit; thue von Dir Falschheit des Mundes; beuge nicht zur Rechten noch zur Linken:“ das sind die Grundgedanken seiner Mahnungen. „Besser dringt Tadel ein bei Verständigen, als hundert Schläge bei Thoren. Züchtige Deinen Sohn, da noch Hoffnung ist; aber ihn zu tödten, laß Dir nicht in den Sinn kommen. Entziehe nicht dem Knaben die Züchtigung: wenn Du ihn mit dem Stocke schlägst, wird er nicht sterben. Du schlägst ihn mit dem Stocke und errettest seine Seele von der Unterwelt.“ Auf solchem Wege wird der tugendhafte und kluge

Mann erzogen. „Durch Weisheit wird ein Haus gebauet, durch Verstand befestigt und durch Einsicht werden die Kammern gefüllt mit aller kostbaren und lieblichen Habe."

Mit dem Verluste der politischen Selbstständigkeit ging auch die selbstständige geistige Entwicklung in Israel verloren. Die Israeliten traten in ihr **Greisenalter.** Sie wurden im Exil bei den Chaldäern mit vielen neuen Gedanken, Vorstellungen und Anschauungen bekannt, und diese (die Lehre von der Vergeltung; die Engeltheorie; das Dogma vom Satan) vermischten sich mit der nationalen Eigenthümlichkeit bald mehr, bald weniger. Die Nationalanschauung ward dadurch zum Theil umgestaltet und mit fremdartigen Bestandtheilen versetzt. Um so sorgfältiger suchte man nach der Rückkehr aus dem Exil über die genaue Befolgung des Gesetzes zu wachen, mit größter Aengstlichkeit das rechte Verständniß der heiligen Schriften zu bewahren und jeder neuerungssüchtigen Auslegung den Weg zu versperren, so daß sich bald eine feststehende traditionelle Auslegungsweise bildete, die mit orthodoxer Zähigkeit das Alte festhalten wollte, das doch nicht mehr festgehalten werden konnte, deren Ursprung bis auf Esra, ja bis auf Moses zurückgeführt ward und deren Inhaber und Bewahrer der Gelehrtenstand, die Schriftgelehrten, waren, die sich den Ehrentitel Rabbi d. i. Meister beilegten. Die Gelehrsamkeit der Schriftgelehrten umfaßte das Ganze des Gesetzes: ihre gelehrte Erkenntniß war eine theologisch-juristische. Sie waren es, welche jedem Wißbegierigen den tieferen Blick in das Gesetz öffneten, welche, wo es sich um den praktischen Sinn der Gesetze handelte, diesen deuteten und zweifelhafte Fälle unter die Regel subsumirten, welche amtliche Antworten ertheilten und darum theils Beisitzer im Synedrium waren, zum Theil Unterrichtsanstalten für solche Jünglinge hielten, die sich zu Rabbinen ausbilden wollten, indeß noch ein anderer Theil im Privatstande lebte und vorkommenden Falls die Stelle von Rechtsconsulenten einnahm. Ihr Geschäft war das Studium der heiligen Schriften, — die Besorgung der Abschriften von denselben und die Bewachung dieser Abschriften, — die Auslegung des Bibelwortes nach den Ueberlieferungen der Väter, — der Unterricht des Volkes in den Synagogen (— Synagogen entstanden durch die Entfernung vom Tempel und das Bedürfniß öffentlicher Belehrung —), — die Bildung der studirenden Jünglinge, — die Besorgung alles

bürgerlich-religiösen Schreibwesens, der Verträge, Scheidebriefe &c. Um das Gesetz ward durch sie ein Zaun traditioneller Satzungen gezogen, und man verlor sich immer mehr in äußerlichem, geisttödtenden Formel- und Ceremonialwerk. Ueber Befolgung und Bewahrung dieser Traditionen eiferten die Schriftgelehrten mit eben dem Eifer, wie für die Erhaltung des geschriebenen Gesetzes, und sie erhoben sich in diesem ihren Eifer und ihrer Anmaßung so sehr über die Ungelehrten und wußten sich dabei so großes Ansehen zu verschaffen, daß ihre Autorität nicht nur mehr als die der Aeltern galt, sondern daß sie sogar für untrüglicher angesehen wurden, als die Gebote des geschriebenen göttlichen Gesetzes. Der Israelit konnte sich fortan nichts Höheres denken, als ein Rabbi zu sein und zu werden. Zu Ende des Tractats Horajoth heißt es: „Ein Priester hat den Vorrang vor einem Leviten, ein Levite vor den andern Israeliten, ein gemeiner Isrealit vor einem Mamser (einem Kinde, das aus Ehebruch oder aus Blutschande erzeugt ist). Dieses gilt, wenn die benannten Personen im Uebrigen einander gleich sind. Ist aber der Mamser ein Schüler der Weisen und der Hohepriester ein nicht rabbinisch Geschulter, so hat ein solcher Mamser den Vorrang vor einem solchen Hohepriester." „Wer seine Tochter mit einem Gelehrten vermählt, oder ihm von seinem Eigenthum Genüsse bereitet, ist gleich Dem, der sich mit der Gottheit vertraut macht." „Wer gegen seine Lehrer streitet, redet gegen die Gottheit; wer mit seinem Lehrer zankt, zankt mit der Gottheit; wer über seinen Lehrer murrt, murrt über das höchste Wesen." — Die eigentlichen Vertreter dieser traditionellen Richtung wurden die Pharisäer, eine religiös-politische Secte, deren Ursprung im Dunkel liegt und deren Name sie als „Abgesonderte", „Fromme" bezeichnet. Mit Ernst und rücksichtsloser Energie widersetzten sie sich jeder Verletzung des väterlichen Gesetzes, obschon sie sich auch die aus der persischen Lichtreligion in die jüdische Religion eingeflossenen Elemente aneigneten und demgemäß nicht mehr das Alte, wie sie wähnten, sondern selbst ein Neues hatten und predigten. Unter den immer mehr verweltlichenden Makkabäerfürsten verschafften sie sich eine unbedingte Autorität über die große Masse des Volkes, sowie die Mehrzahl der Stimmen im Synedrium. Zur Zeit Christi hatten sie, die Orthodoxen des Judenthums, sich bereits in äußerliche Werkgerechtigkeit, Scheinheiligkeit und Heuchelei verloren, wohin sie mit Nothwendigkeit gelangen mußten, da ihnen der Buchstabe höher als der Geist stand und die That abgesehen von der Gesinnung bei ihnen hohen Werth hatte. Das entartete, geistlose, an Formen klebende Judenthum hatte in den Pharisäern seinen Körper

bekommen, aber einen Körper, der gleich dem in ihm wohnenden Geiste zum Tode reif war. — Den Gegensatz zu ihnen bildeten die Sadducäer (— Name und Ursprung vom Schriftgelehrten Zadok, wenn nicht der Name appellative Bedeutung hat und die „Gerechten" bezeichnet —), die sich den Vornehmen und Reichen anschlossen. Als Rationalisten des Judenthums erkannten sie allein das mosaische Gesetz als verpflichtend an, verwarfen alle Traditionen, leugneten das Dasein von Engeln und Dämonen, bestritten die Lehre von der Unsterblichkeit, Auferstehung und ewigen Vergeltung, und machten zur Grundlage ihrer Tugendübung den Grundsatz des Antigonus Socho, des Schülers von Simon dem Gerechten und des Lehrers von Zadok: „Seid nicht gleich den Knechten, welche ihren Herren nur des Lohnes wegen dienen, sondern seid gleich den Knechten, welche ihren Herren dienen ohne Rücksicht auf Lohn, und die Furcht Gottes sei über euch." — Beiden Parteien gegenüber, die schon unter Johann Hyrkan im Kampfe standen, trat die Secte der Essäer (d. i. wahrscheinlich die Prüfenden, Erwägenden) auf, die dem frommen Buchstaben der Pharisäer und dem unfrommen Räsonnement der Sadducäer die fromme That entgegenhielten und in den Zeiten der Noth und Drangsal, bei dem Wechsel der Herrscher, bei den Kriegsfällen, im makkabäischen Kampfe, durch die harten Zeiten unter den hasmonäischen Fürsten und den Heroden zum Bewußtsein von der Nichtigkeit alles Irdischen gebracht, im Diesseit für das Jenseit leben wollten. Weil dieses Gefühl durch die gleichen Ursachen in Vielen lebendig ward, zählte Josephus zu seiner Zeit 4000 Glieder des Essäerordens. Die Essäer suchten, wie Josephus berichtet, alles Weltliche möglichst zu meiden; daher verwarfen sie die Ehe, erzogen jedoch fremde Kinder. Jeder schenkte all' seine Habe der Gesellschaft, in der weder Kauf noch Verkauf, sondern freiwillige Mittheilung des Benöthigten durch die Brüder stattfand. Der Tag wurde mit Gebet begonnen, darauf zur Arbeit geschritten und hernach ein gemeinschaftliches Mahl genommen. Dem Eintritte in die Gesellschaft ging eine dreijährige Prüfungszeit voran, und er erfolgte durch ein feierliches Gelübde, in welchem man Gehorsam den Obern, Treue, Wahrheitsliebe, Verschwiegenheit und ehrfurchtsvolle Aufbewahrung der Lehren und Schriften der Gesellschaft versprach. Das einfache Wort galt an Eides Statt; der Sabbath wurde streng gehalten; an den Tempel schickte man Gaben, nahm aber sonst keinen Theil an den Opfergebräuchen; Leibeigenschaft erklärte man für verwerflich; die Beschäftigung war, mit Ausschluß des Handels, nur Ackerbau und Handarbeit. —

Durch die Parteien der Pharisäer, Sadducäer und Essäer war die Religion des Volkes Israel zersplittert und in ihrem Nerv durchschnitten. Bereits vorher noch war sie in ihrer Grundanschauung modificirt durch die zu Alexanders Zeit in großer Anzahl unter die Griechen versetzten Israeliten. Durch die Bekanntschaft mit griechischen Sitten und griechischer Weisheit ging das ursprüngliche hebräische Wesen gänzlich verloren, und die also Umgebildeten nennen sich selbst auch seit jener Zeit **Juden.** In Alexandria ward die jüdische Weltanschauung mit der griechischen, vornehmlich mit der platonischen Philosophie verschmolzen, und die jetzt auftretenden Schriftsteller und Schriften gehören entweder der jüdisch-alexandrinischen oder der palästinensischen Weltanschauung an. Für die Geschichte der Pädagogik ist von ersterem Standpunkte aus Philo wichtig, indeß auf der andern Seite das Sittenbuch von Jesus Sirachs Sohne, steht.

Das Sittenbuch des Jesus Sirach, das etwa um 280 v. Chr. verfaßt ward, ist eine Sammlung von Betrachtungen über den Weltlauf, die Lebensarten und Lebensweisen der Menschen in allerlei Ständen, Ordnungen und Altern. Der Mensch ist nach ihm vom Herrn aus Erde geschaffen, wohin er auch wieder zurückkehren muß. Eine Anzahl Lebenstage und eine bestimmte Zeit gab Gott ihm; er gab ihm Gewalt auch über alles, was auf Erden ist. Sich ähnlich, rüstete er ihn mit Macht aus und nach seinem Bilde schuf er ihn. Willkür und Sprache, Augen, Ohren und ein Herz zu überlegen gab er ihm. Er zeigte ihm die Größe seiner Werke, damit er diese verkünden und seinen Namen loben sollte, und mehrte ihm Erkenntniß, und gab ihn zum Eigenthum das Gesetz des Lebens und sprach zu ihm: Hüte dich vor allem Unrecht! — Die Erfüllung der Gebote Gottes ist des Menschen Bestimmung. Das Wort Gottes ist die Quelle der Weisheit und ihre Wege sind ewige Gebote. Die Liebe zum Herrn ist die herrlichste Weisheit, und die Furcht des Herrn ist Ehre, Wonne, Ruhm und Freudenkrone. Der Anfang der Weisheit ist Gottesfurcht, und dem Frommen ist sie im Mutterleibe anerschaffen. Wer den Herrn fürchtet, dem wird es wohl gehn, und am Tage seiner Vollendung wird er gesegnet sein. Wurzel der Weisheit ist den Herrn fürchten, und ihre Zweige sind langes Leben. — Wer Gott fürchtet, der muß auch die Aeltern ehren und ihnen gehorchen. Denn der Herr hat den Vater erhoben über die Kinder und das Gericht der Mutter bestellet über die Söhne. Wer den Vater ehret, wird seine Sünden versöhnen; und wie Einer, der Schätze sammelt, ist, wer seine Mutter hochachtet. Wer seinen Vater ehret, wird lange leben, und wer dem Herrn gehorsam ist, wird seine Mutter trösten. Mit That

und Wort ehre Deinen Vater, damit Segen von ihm über Dich komme; denn der Segen des Vaters befestigt die Häuser der Kinder, aber der Mutter Fluch reißt sie bis auf den Grund nieder. Der Ruhm eines Menschen besteht in seines Vaters Ehre, und Schande ist den Kindern eine beschimpfte Mutter. Kind, nimm Dich Deines Vaters im Alter an und betrübe ihn nicht, so lange er lebet. Nimmt er ab an Verstand, so habe Nachsicht und verachte ihn nicht wegen Deiner vollen Kraft. Denn Güte gegen den Vater wird nicht vergessen werden und anstatt Sündenstrafen wird Dir Wohlstand werden. Wie ein Gotteslästrer ist, wer seinen Vater verläßt und verflucht vom Herrn, wer seine Mutter kränket. — Das Kind aber vermag nur die Aeltern zu ehren, wenn die Aeltern ehrbar sind. Unglück ist und bringt die Schlechtigkeit der Aeltern und besonders der Mutter — des Weibes. „Alles Weh, nur nicht Herzensweh; alle Bosheit, nur nicht Weiberbosheit! Die Bosheit eines Weibes entstellet ihr Ansehn und verfinstert ihr Gesicht wie Sacktuch. Eines guten Weibes Mann ist glücklich, und die Zahl seiner Lebenstage doppelt. Eine große Plage ein böses und trunkenes Weib; ihre Scham bedeckt sie nicht. Die Geilheit eines Weibes erkennet man an ihren gierigen Augen und an ihren Augenlidern. Ueber eine schamlose Tochter verschärfe die Aufsicht, damit sie nicht Freiheit finde und sie gebrauche. Anmuthsvoll ist ein keusches Weib und nichts ist gleichzustellen einer enthaltsamen Seele."

Finden wir somit im Sittenbuch des Jesus Sirach nur Variationen über den Dekalog und damit eine ächt hebräische Anschauung, die in der Furcht Gottes und in der religiösen Zucht der Familie gründet; so tritt hingegen die mit Salomo's Namen genannte „Weisheit" ächt alexandrinisch-jüdisch in ihrer Darstellung der Weisheit auf. Die Künstlerin von Allem, die Weisheit, lehrte mich Erkenntniß der Dinge, zu verstehen den Bau der Welt und die Kraft der Elemente, Anfang und Ende und Mitte der Zeiten, die Wandlungen des Umschwungs der Gestirne und der Jahreszeiten Wechsel, der Jahre Kreislauf und der Gestirne Stellungen, die Natur und Triebe der Thiere, der Geister Kräfte und die Gedanken der Menschen, die Verschiedenheit der Pflanzen und die Kräfte der Wurzeln und was irgend verborgen und offenbar ist. Denn ein Hauch der Kraft Gottes ist die Weisheit und ein lauterer Ausfluß der Herrlichkeit des Allherrschers. Sie ist der Abglanz des ewigen Lichtes, der fleckenlose Spiegel der Wirksamkeit Gottes und das Bild seiner Güte. Sie ist nur eine und vermag doch alles; sie bleibet dieselbe, und erneut doch alles, und von Geschlecht zu Geschlecht in heilige Seelen übergehend, bereitet sie Freunde Gottes und Propheten.

Denn nichts liebet Gott als Den, der mit der Weisheit vertraut ist. Sie ist prächtiger als die Sonne, und über alle Stellung der Gestirne; mit dem Lichte verglichen, wird sie vorzüglicher befunden, denn auf dieses folget die Nacht; gegen Weisheit aber vermag nichts der Bosheit Gewalt. Wenn Reichthum ein wünschenswerthes Gut im Leben ist: was ist reicher als die Weisheit, die Alles schafft? Wenn aber Klugheit schafft: wer unter allen ist eine größere Künstlerin als sie? Und liebet man Gerechtigkeit: ihre Thaten sind Tugenden. Denn Mäßigkeit und Klugheit lehret sie, Gerechtigkeit und Tapferkeit, welche das Heilsamste sind im Menschenleben. Wenn aber Jemand Vielerfahrenheit begehrt, so weiß sie das Vergangene und erräth das Zukünftige; sie verstehet der Redner versteckten Sinn und der Räthsel Lösung; Zeichen und Wunder erkennt sie im Voraus und die Ausgänge der Zustände und Zeiten.

Auf diesem Boden steht **Philo**, der im Jahre 41 Gesandter der Juden bei Caligula war und in dem die jüdisch-alexandrinische Religionsphilosophie, die Verschmelzung des platonischen Idealismus und des jüdischen Glaubens an die göttliche Autorität der heiligen Schriften, ihren Gipfelpunkt erreichte. Durch seine allegorische und symbolische Interpretation legte er in „das Gesetz und die Propheten" die gesammte Bildung der übrigen Völker und namentlich der Griechen hinein und schätzte neben dieser Bildung die Essäer, weil sie gleich ihm vielfach in Symbolen lehrten. Höher als alle menschliche Wissenschaft, die nur Gott in seinem Schatten darzustellen vermag, die jedoch nothwendig zur wahren Bildung ist, weil sie die Seele von Irrthümern und von der gefährlichen Krankheit der Anmaßung reinigt, auch höher als alle Kunst, die sich nur im engen Kreise (— die Geometrie in Linien, die Musik in Tönen —) bewegt, steht die wahre Weiseit, welche in der heiligen Schrift und zwar so ohne allen Zweifel niedergelegt ist, daß alle anderen Wissenschaften nur das Mittel sind, dieselbe zu erklären und zu vertheidigen. Das Ziel der Wissenschaft ist, zu glauben, daß man Nichts weiß; denn nur Einer ist weise, der alleinige Gott, der allein auch die Erkenntniß der Wahrheit gewährt, zu der wir durch Frömmigkeit und Glauben, sowie durch unmittelbare göttliche Eingebung gelangen. Die Weisheit ist die himmlische Ruhe der Seele, das Versunkensein derselben in Gott. — Die Idee Gottes oder der Tugend ist das höchste Ziel der Ethik. Von Natur ist dem Menschen die Anlage dazu gegeben, und die unmittelbar durch die Natur gewährte Einsicht ist das Höchste, weil es reines Geschenk der göttlichen Gnade ist: wer durch glückliche Anlage und angebornes Talent ohne Arbeit die Weisheit erlangt hat,

besitzt die vollen Gaben Gottes. Nach der Natur folgt die Uebung, die als Gewöhnung leicht in das Wesen selbst übergeht, und zuletzt kommt die wissenschaftliche Unterweisung. Weder der Unterricht kann ohne Natur und Uebung zur Vollkommenheit gelangen, noch die Natur ihr Ziel erreichen ohne Lernen und Ueben, noch auch die Uebung, wenn sie nicht vorher auf dem Grunde der Natur und des Unterrichts erbaut worden ist.

Die größte Sorgfalt ist darauf zu verwenden, daß die Kinder nicht vor ihrer Geburt Schaden nehmen. Nach der Geburt muß die Aussetzung der Kinder verboten und hart bestraft werden. Ein solcher Mord ist ein um so härteres und grausameres Vergehen, weil die Kinder noch unschuldig und unbefleckt sind. Das Kind lebt von der Geburt an die ersten sieben Jahre rein und einfach, ähnlich dem weichen Wachs, welches durch keine guten oder schlechten Merkmale bezeichnet ist; denn alle Eindrücke werden wegen der Weichheit wieder verwischt. Mit dem Ablaufe des Knabenalters pflegt die Theilnahme an Fehlern zu beginnen, die entweder aus dem Innern erzeugt, oder von Außen aufgenommen werden. Unzählig sind die Lehrer der Fehler, als da sind Ammen, verkehrte Ansichten und schlechte Eindrücke. Auch ohne diese ist das jugendliche Alter an sich schon zu Vergehungen geneigt, weil gerade jetzt der Körper reift, der Geist gleichsam aufschwillt und die geheimen Gefühle in Flammen ausbrechen und Alles verzehren. Damit aber unser unsichtbarer Geist die würdige Wohnung des unsichtbaren Gottes werde, muß die Wissenschaft dem Menschen seine Nichtigkeit zeigen und ihn befähigen, die höhere Wahrheit aufzufassen. Von den encyklopädischen Wissenschaften hängt der ganze Schmuck der Seele ab und sie erleuchten das geistige Haus des Menschen: die Grammatik, indem sie nicht allein lesen und schreiben lehrt, sondern auch die Werke der Dichter erforscht und den Thaten der Vorfahren in den Geschichtsbüchern nachgeht; die Geometrie, indem sie wegen ihres Ebenmaßes, ihrer Schönheit und Regelmäßigkeit ähnliche Eigenschaften in unserm Innern hervorbringt; die Musik, welche durch Rhythmus, Harmonie und Melodie eine große Vielartigkeit von Färbungen und Gestaltungen zuläßt; — die Rhetorik, indem sie uns die Gewalt der Worte und Rede in ihrer Anwendung lehrt, den Geist für die höhere Einsicht schärft, die Rede zur Darstellung der Gedanken übt und den Menschen das Innere in die gehörige Form zu fassen befähigt; — die Dialektik, welche die wahren Reden von den falschen sondert, überredende Sophismen widerlegt und die große Krankheit des Geistes, die Täuschung,

heilt. Auf der dritten Altersstufe kann die Philosophie als Medizin angewandt werden, und die vierte ist die, wo der Geist Reife und Festigkeit erlangt. Denn erst dann kann die Tugend ein sicherer Besitz sein, wenn sie in Folge der Unterweisung in den encyklopädischen Wissenschaften sich gebildet hat. Der männliche, vollkommne, rechte Verstand ist der Vater der Tugend, und wie Abraham eher seiner Magd beiwohnte, als der Sara, so können wir nicht aus der Tugend Früchte empfangen, wenn wir nicht erst mit den Dienerinnen derselben oder mit der encykläpädischen Bildung in Kunst und Wissenschaft Gemeinschaft haben. — —

Auf die Bildung des Volkes hatte die gelehrte und wissenschaftliche Entwicklung des Judenthums keinen Einfluß. Die wesentlichste Erziehung desselben war auch jetzt noch, wie früher, eine häusliche. Um sich jedoch zu vergewissern, daß die Masse des Volkes in der Treue gegen das Gesetz und die Tradition erhalten bleibe, wurde das heranwachsende Geschlecht im Gesetz und in den Ueberlieferungen besonders, aber rein mechanisch, unterwiesen. Die erste Schule für Kinder soll kurz vor der Zerstörung Jerusalems Jesus, Sohn des Jamla, errichtet haben, worauf die Schulen bald sehr zahlreich wurden, da hinfort der Jude glaubte, daß er des ewigen Lebens nicht theilhaftig würde, wenn er seine Kinder nicht unterrichten ließe. „Eine jede Stadt oder jeder Flecken, worin keine Schule, werde in den Bann gethan und wenn dies nicht hilft, zerstört, weil ein solcher Ort die Wirkung des rabbinischen Ausspruchs hindert: Durch den Dampf aus dem Munde der Kinder in der Schule wird die Welt erhalten." Für 25 Kinder bestimmte man einen Schulmeister, für 40 einen mit einem Gehülfen, für 50 zwei. Die Schulmeister sollten ihre Untergebenen in Furcht halten, dabei aber zugleich freundlich sein. Sie durften die gehörige Zeit des Unterrichts nicht versäumen, damit nicht der Fluch von Jeremias auf ihnen ruhe. Ein jüdischer Lehrer sollte sich keinen Lohn von seiner Schularbeit versprechen, weil selbst der große Lehrer Moses umsonst gearbeitet hat. Die Bezahlung durfte er nicht für seine Mühe, sondern nur für die Zeitversäumniß nehmen. —

Wie die Volksschule, so beherrschten auch die Rabbinen die Synagogen und verfolgten Jeden, der die Vorträge, die er über biblische Abschnitte aus dem Gesetz (Paraschen), aus den Propheten (Haphtharen) und aus anderen alttestamentlien Büchern (Megilloth) nicht in ihrem Sinne und Geiste hielt. —

Gelehrtenschulen fanden sich vorzüglich zu Alexandria, wo der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie gehuldigt ward; — zu

Babylon, wo die wahrscheinlich im 2. Jahrh. nach Chr. von Rabbi Akiba theils geordnete, theils verfaßte Kabbala (— ein phantastisches Gemisch philosophischer Gedanken und religiöser Vorstellungen, durchflochten vom abenteuerlichsten Aberglauben und von rabbinischen Spielereien aller Art —) herrschte; — und zu Jerusalem, wo die Schule durch den Sitz des Hohenrathes und des Hauptgottesdienstes äußerlich gehoben, aber innerlich durch Ehrgeiz, Herrschsucht und Zeloteneifer zerrüttet ward. In den gelehrten Schulen erklärten die Rabbinen das alte Testament und vermittelten die alte Anschauung desselben mit dem neuen aufgeklärten Bewußtsein, wodurch der Grund der spätern Tradition gelegt ward, die nach der Zerstörung Jerusalems in Palästina zu Joppe und Tiberias und in Babylonien zu Sora, Babel rc. immer mehr anwuchs, bis sie endlich nebst den für die spätere Zeit passenden Gesetzen im Talmud d. i. Lehre, doctrina, niedergeschrieben ward. Die erste Grundsammlung des Talmud veranstaltete im 2. Jahrh. nach Chr. der Vorsteher der Akademie zu Tiberias, Juda, der Heilige. Dieser erste Theil des Talmud, die Mischna d. i. Wiederholung, nämlich Wiederholung des alten Gesetzes in anderer Form, — ward in den Schulen erklärt und kommentirt. Nachher wurden auch diese Kommentare niedergeschrieben, und daraus entstand in Palästina am Ende des 3. Jahrh. der zweite Theil des Talmud, die Gemara d. i. Vollendung oder ausführliche Erklärung. Die Gemara von Jerusalem, wie sie genannt ward, wurde im 5. Jahrh. zu Babel durch eine kürzere und klarere ersetzt, und diese babylonischen Texte, die zugleich den Mischnatext enthalten, werden gewöhnlich unter dem Namen Talmud, der im 6. Jahrh. n. Chr. abgeschlossen ward, verstanden. Die im Talmud vertretene streng nationale Richtung ward von den Rabbinen des Mittelalters fortgesetzt.

Unter sich waren die Rabbinen in Parteien gespalten, die gegenseitig zur Ehre Gottes disputirten. So standen zu Jerusalem auf einer Seite R. Jochanan, auf der andern R. Simeon, der Vater des R. Gamaliel, dessen Schule zur Zeit Christi die berühmteste und dessen Sohn R. Hillel, der Präses des Sanhedrin mit mehr als tausend Schülern war, zu denen auch R. Schammai gehörte. Die Schulen waren je nach der Berühmtheit der Lehrer mehr oder weniger besucht: die Schulanstalt zu Tiberias genoß einen so hohen Ruf, daß Rabbi Akiba 24,000 Schüler gehabt haben soll. Die Rabbinenschulen erhielten sich auch im Mittelalter. Im Mittelalter suchten sie besonders, durch die Araber angeregt, ihre Sprache und Literatur grammatisch und lexicalisch zu bearbeiten. Ihre Aristarche hatten die Juden in der

Familie der Kimchi aus Narbonne um 1160—1190. Die jüdischen grammatischen Untersuchungen *c. wurden dann die Grundlagen für das Studium der hebräischen Sprache von christlichen Gelehrten, das, nachdem es von Hieronymus († 420) verboten, auf einer Kirchenversammlung zu Vienne 1311 wieder erlaubt ward, um Juden zu bekehren, worauf (ein ehemaliger Jude?) Nicolaus von Lyra († 1340) der lutherischen Bibelübersetzung, zur Bekehrung vom Papstthum, so weit vorarbeitete, daß man zu sagen pflegte: si Lyra non lyrasset, Lutherus non cantasset. — Unter den Rabbinen des Mittelalters ist für die Pädagogik Moses Ben-Maimon (geboren 1131 zu Corduba in Spanien) besonders hervorzuheben, der, ein ausgezeichneter jüdischer Theologe, auch von der Methode der Erziehung spricht, die formale Methode als Hauptzweck alles Lernens aufstellt und die Religion als Mittelpunkt des Unterrichts betrachtet. „Die wahre Methode ist die, bei allen Handlungen einen Zweck haben, den Körper zum Werkzeuge des Geistes bilden und die Geisteskräfte üben. Diesen Zweck haben alle Wissenschaften. So z. B. dient die Algebra zur Uebung des Verstandes an sich, damit man dann die Religionswahrheiten desto besser beweisen könne und damit der Geist Kraft gewinne, auch desto tiefer in die Gotteserkenntniß eindringe." —

Die Schulen der Rabbinen waren ursprünglich Privatanstalten, durch irgend einen anerkannten Lehrer gegründet. Eine solche Schule, das Rabbinenhaus genannt, erwarb sich durch ihren Stifter zuweilen eine allgemeine Autorität und verlangte von ihren Schülern, daß keiner ohne Erlaubniß seines Lehrers eine neue Schule errichten durfte. Um diese Forderung durchzusetzen, suchten die berühmten Schulen die öffentliche Anerkennung, und da zuweilen auch die Gerichtshöfe die Meinung berühmter Lehrer einzogen und es also Bedürfniß ward, anerkannte Lehrcollegien zur Seite zu haben, deren Aussprüche man in Rechtssachen einholen konnte, so wurden sie öffentlich angeordnete Lehranstalten. Im Anfange hielten die Lehrer ihre Schulen in dem oberen Sale ihres Hauses. Solche Säle waren vermuthlich auch auf den Nebenhallen der Synagogen und vorzüglich des Tempels.

Die Schulen der Rabbinen schlossen Mathematik und Naturkunde, Geschichte und Politik von ihren Unterrichtsgegenständen aus: diese Wissenschaften waren verachtet und zum Theil ausdrücklich verboten. Theologische und juristische Gesetzesfragen waren die Hauptsachen des Unterrichts, wobei man sich in sophistischen Spitzfindigkeiten über den Buchstaben des Schriftstellers erging, oder nach einem geheimen Sinn bei demselben suchte, und wobei nie der Lehrer den Schüler, oft aber

der Schüler den Lehrer fragte. Sprache und Beweisart waren meist symbolisch. Der Knabe saß mit seinen Genossen vor dem Rabbi auf der Erde: er hatte nichts zu thun, als zu hören und das Gehörte im Gedächtniß zu bewahren. Nach langjährigem Unterricht wurde der ausgezeichnete Schüler durch Auflegen der Hände in die Klasse der Chaberim aufgenommen, in der er auf niedrigem Sessel neben dem Stuhle des Rabbi saß. Er durfte jetzt beim Spruche seine Stimme geben und überall lehren, wobei er sich jedoch verpflichten mußte, nichts anderes zu sagen und zu lehren, als was er von seinem Lehrer vernommen hatte. Auf der nächsten Stufe ward der Chaber zum Rabbi ernannt. „Du bist nun Lehrer" — bei diesen Worten legte ihm der Rabbi die Hand aufs Haupt und übergab ihm einen Schlüssel und eine Schreibtafel als Symbole der Schriftauslegung. Als Rabbi durfte er unter seinem eigenen Namen seine Meinung vortragen; mußte jedoch stets der Halacha gemäß d. i. nach der Deutung des Gesetzes, die von den Schulen des ersten und zweiten Jahrhunderts ausgegangen war, Andere unterweisen. „Wer solche Erklärungen vom Gesetz gibt, welche der Halacha nicht gemäß sind, der hat keinen Theil an der zukünftigen Welt, wenn er auch sonst das Gesetz versteht und viele gute Werke besitzt." Zugleich war er gehalten, ein Handwerk zu lernen, um der Gemeinde nicht lästig zu fallen. Verflucht war Der, welcher ihn nicht als Rabbi ehrte. Als Rabbi stand er hoch und erhaben über den übrigen Menschen, und um diesen seine Stellung anzudeuten, nannte er sich „Priester", „Vater", „Fürst". Im 6. Jahrh. kam der Titel Gaon d. i. der Erhabene, Excellenz, Magnificenz auf, womit zuerst zwei Rectoren der Academie zu Pumbeditha benannt wurden, welche Benennung nachher aber freigebig ausgetheilt ward.

Die Rabbinen sind die Repräsentanten des erstarrten und darum todten Judenthums. Dasselbe hat seine Existenz zu behaupten gewußt mitten unter dem Drucke und den Verfolgungen, denen das zerstreute Volk Israel in allen Ländern ausgesetzt war. Dieser Druck hat die Widerstandskraft der Duldenden und Leidenden erhöht, aber auch zum Fortbestande ihrer Isolirtheit beigetragen. Das, was das Volk Israel während seiner Existenz als Nation an rein geistigen, politischen und geschichtlichen Schätzen hervorgefördert hat, wirkt noch heute in reichem Maße ein auf unsere Jugendbildung. In seiner Einfachheit, Großartigkeit und sittlich erhebenden Kraft steht das alte Testament, so weit es sich für Kinder eignet, unerreicht da. Von Abraham an, der ältesten sittlichen Persönlichkeit der Weltgeschichte, wie ihn Bunsen nennt, bis zu Christus hinauf führt es uns eine Reihe großartiger Lebensbilder vor, die ihre erziehliche

und erhebende Einwirkung nie verfehlen werden. Die Israeliten der Neuzeit sind durch ihre völlige Emancipation in den civilisirten Staaten aus ihrer Isolirtheit herausgetreten. Sie prätendiren nicht mehr, ein eigenes Volk zu sein; sie haben sich in den Staaten, welchen sie angehören, so auch im deutschen Vaterlande, vielfach als wahre Patrioten bewiesen. Und die Besten unter ihnen bestreben sich, auch in Betreff ihrer Religionsübung alles das fallen zu lassen, was eine Scheidung von ihren Mitbürgern nothwendig bedingt. Der Kern des Christenthums, die Menschenliebe und Humanität, die Gotteskindschaft aller Menschen macht sich mehr und mehr auch bei ihnen geltend. Ausgerüstet mit Energie und Zähigkeit des Charakters und gestärkt und gewitzigt in der Schule des Leidens, bilden sie in der Zeit der christlichen Humanität vielfach die Pionire des Fortschritts, namentlich auf materiellem Gebiete. Dadurch, daß sie ihre Kinder in Gemeinschaft mit christlichen Kindern erziehen lassen, wird der wünschenswerthen Ausgleichung und der Vernichtung des noch hier und da leise auftretenden Judenhasses Vorschub geleistet. Der „ewige Jude" liegt im Sterben, und der Gottmensch, der sich im innersten Wesen mit seinem Vater einig wußte und das Evangelium der Menschenliebe verkündete, feiert allgemach seine Auferstehung, auch da, wo man sich noch nicht nach seinem Namen nennt.

Schluß der vorchristlichen Zeit.

32.

Das Volk Israel war an dem seinem Geistesleben zu Grunde liegenden Widerspruche untergegangen, an dem Widerspruche, daß es den Gott der Welt erkannt und ihn doch nur als seinen Nationalgott anerkannt hatte. Nur dem Israeliten — so glaubt der Israelit — hatte Jehova das Gesetz, sowie die gewisse Aussicht auf eine glückliche Zukunft gegeben. Daher auf der einen Seite die peinlichste Gewissenhaftigkeit in Erfüllung aller Gesetze und Gebräuche, um diesem Gotte zu gefallen, auf der anderen Seite aber die anmaßendste Sicherheit Gott gegenüber und der egoistische Dünkel als bevorzugte Nation vor allen anderen Nationen. Durch diesen egoistischen Particularismus, sowie dadurch, daß Israel Gott nur als transsendente Causalität und die Welt wie die Menschen nur als eine vor Gott selbstlose Creatur, die nicht in sich den Quell freier Thätigkeit findet, fassen konnte, mußte das sittlich-religiöse Leben und damit auch die sittlich-religiöse Erziehung sterben.

Eben so das Heidenthum. Es hatte sich entweder nur in orientalischer Vernichtung der Individualität, oder auf ästhetischen und praktischem Wege über die Sinnlichkeit zu erheben vermocht; und weil sich also der Geist in ihm nicht mit Selbstbewußtsein erfaßt hatte, also seine Sittlichkeit nicht das freie Product der geistigen Selbstthätigkeit war: darum ging es an der Natur und an der Sinnlichkeit unter.

Griechenland, Rom, Israel: Alles war an sein Ende gekommen. Das Nationale, in dem die Substanz von dem Leben der Griechen, Römer, Israeliten ꝛc. ruhte, hatte sich verwischt und aufgehoben; — die Bildung war nicht mehr bestimmt und original, sie war allgemein und flach geworden; — die Religionen hatten sich zersetzt und gewährten keinen Halt und Trost mehr; — die Philosophie suchte vergeblich nach der Harmonie von Welt, Mensch und Gott, und konnte

sie weder mit der haltlosen Innerlichkeit des Menschen, noch mit dem mystischen Versenken in's Absolute ergreifen; — die Kunst diente dem Nutzen und dem Vergnügen, ohne das Reich der Ideale vorzuzaubern; — die Leibes- und Geistesbildung war auseinandergefallen und in der alexandrinischen Weltliteratur modisch gelehrt geworden; — das gesellschaftliche Leben bestand in raffinirter Wollüstelei. Der alten Welt war ihr Schwerpunkt abhanden gekommen, und deshalb war sie haltlos.

Aber doch hinterließ sie in diesem allgemeinen Untergange ein positives Resultat. Die Göttermischung, in und mit der das Heidenthum endete, hatte das Göttliche zugleich entnationalisirt und universell gemacht. Auch hatte die Negation der Volksthümlichkeiten, womit das römische Reich das Princip der alten Welt vernichtete, einestheils das Individuum vom Staatsleben sittlich losgebunden, während anderntheils das Bewußtsein der Menschheit immer klarer heraustrat: es gab keine staatliche Freiheit und keine staatliche Sittlichkeit mehr, — in sich nur war das Individuum frei, und sich selbst wissen und genießen ward als Freiheit, Wahrheit und Sittlichkeit gewußt. Weil aber weder das Bewußtsein des Menschlichen, noch das Selbstbewußtsein einen concreten Inhalt hatte und demnach das Individuum sich nicht als lebendiges Glied einer göttlichen Allgemeinheit fühlte: darum standen die Menschen in trostloser Vereinzelung und Einsamkeit. Diese allgemeine Haltlosigkeit, in welche die alte Welt im römischen Staate zusammenfiel, hatte zugleich zum Bewußtsein gebracht, daß der Zweck des Daseins nicht im Erdenleben zu suchen sei, sondern in einem Jenseit und in einer Vereinigung mit der Gottheit liege. Und in den neuplatonischen Lehren von dem Eintreten der Seele in's irdische Leben als Folge eines Falles, indeß ihr Austritt als Erlösung bezeichnet ward, waren sogar die Voraussetzungen zum tieferen Bewußtsein menschlicher Sündhaftigkeit gegeben.

Wie im Heidenthum, so im Judenthum. Seine eigene Consequenz, der Pharisäismus, hatte die Religion in das äußerliche Abmachen religiöser Uebungen gesetzt und damit das Herz entleert und heilsbedürftig gemacht, indeß die äußere und innere Rathlosigkeit, der das Volk in Folge der in ihm wirkenden Widersprüche anheimgefallen war, das Bild des Messias immer klarer gestaltet hatte, so daß der „Logos" bereits in der „Sophia" der Apocryphen und in der „Schechina" der jüdischen Theologie, als Personification der göttlichen Wirklichkeit in der Welt, auftrat, um bei Philo als festes, zur Persönlichkeit abgeschlossenes Mittelwesen zu erscheinen.

Da war die Zeit erfüllet. Was nicht zu Athen, noch zu Rom, noch zu Jerusalem hatte geschehen können, das geschah zu Bethlehem. Ein Genius erfaßte sich als Sohn Gottes und die Idee der „Gottmenschlichkeit" rettete die Welt von ihrem Untergange. —

Wie im Entwicklungsgange der Menschheit im Allgemeinen, so auch in dem der Erziehung.

Bei den Heiden wie bei den Juden war die innere Bildung zur äußeren Gelehrsamkeit erstarrt, zugleich aber allgemein geworden. Wie die griechische Erziehung zu Makedonien eine gelehrte ward und einen auf formelle und gesellige Gewandtheit gerichteten Charakter erhielt, dadurch aber zugleich den Orient mit dem Occident vermittelte und die orientalische Fülle dem griechischen Geiste zur Benutzung und Verarbeitung reichte: so entwickelte auch der gelehrte Charakter der römischen Bildung in der Kaiserzeit, je weiter ihre Auflösung als volksthümliche fortschritt und je mehr vor dem römischen Volke und römischen Rechte alle Völker gleich wurden, die Humanität, die in Vielseitigkeit des Wissens, in Eleganz der Form und in Anerkennung des Menschlichen als solchen bestand. Auch das Judenthum vereinigte in seinen Schulen, die bei Erforschung der Schrift nach allen Seiten hin zu allgemein wissenschaftlichen Studien führen mußten, alle Elemente der vorchristlichen Bildung. Und so treffen denn Judenthum und Heidenthum in der humanistischen wissenschaftlichen Bildung als in ihrem gemeinsamen Endpunkte zusammen und sind damit die Propheten, die der humanen Bildung und Erziehung des Christenthums den Weg bereiten. Von der chinesischen Erziehung zum unbedingten Gehorsam in der Familie war die vorchristliche Erziehung ausgegangen; zur Gewöhnung durch Lehre und Zucht in den indischen Kasten, sowie bei der kriegerischen Nation der Perser und bei den symbolisirenden Priestern der Aegypter war sie fortgegangen; in den systematischen und organischgegliederten Uebungen zur harmonischen Ausbildung des Leibes und des Geistes bei den Griechen und in der Familienzucht und praktischen Ausbildung des römischen Staatsbürgers hatte sie gegipfelt; — um in der religiösen Erziehung des Volkes Israel zu enden. Damit hatte die vorchristliche Zeit alle Phasen der Erziehung innerhalb der Nationalität durchgemacht; an ihrem Ende aber die Nationalität und also sich selbst, sowie ihre nationale Bildung in einer allgemeinen Bildung aufgehoben und dadurch positiv die humane Bildung des Christenthums vorbereitet, wie sie negativ auf dieselbe dadurch hingewiesen hat, daß sie weder mit ihrer nationalen noch mit

ihrer allgemeinen Bildung die volle Entwicklung der Individualität, nach der die Welt strebte und in der sie ihre Befriedigung suchte, zu geben vermochte. In dieser Entwicklung und Vorbereitung zur christlichen Erziehung hin hat die Geschichte der Pädagogik als ewige, nun nicht mehr isolirte, sondern sich einander beschränkende und bedingende Momente in das Christenthum hinüberzunehmen:

Von China das mechanische Sichaneignen mechanischer Geschicklichkeit, und die Familienpietät; — von Indien und Aegypten die Gewöhnung und das consequente Sicheinarbeiten in einen bestimmten Stand durch Beispiel und Uebung; — von Persien das Streben nach Wahrhaftigkeit, nach Frugalität und nationaler Gesinnung; — von Griechenland harmonische Ausbildung der schönen Individualität durch Gymnastik und Musik; — von den Römern den aus dem Familiengeiste erwachsenden hohen Patriotismus und unermüdlichen Gemeinsinn; — von den Israeliten religiöse Bildung und Erziehung durch religiösen Familiensinn und durch den das ganze Leben durchdringenden und begleitenden Gedanken Gottes.

Alle diese Erziehungsmomente erhalten ihren Mittelpunkt und dadurch zugleich ihre richtige Begrenzung in dem Principe der Humanität, in dem die christliche Erziehung gründet. —



